This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

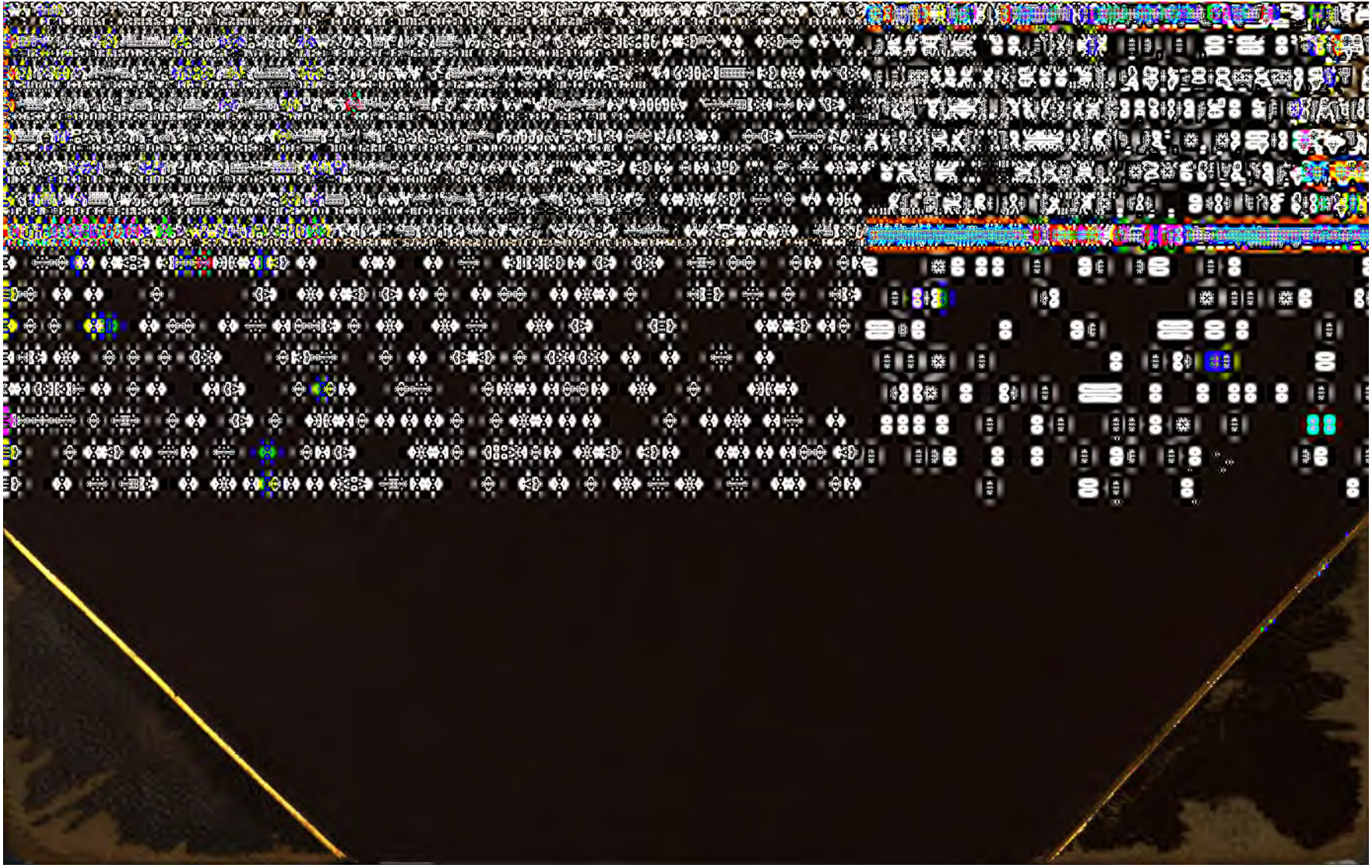
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

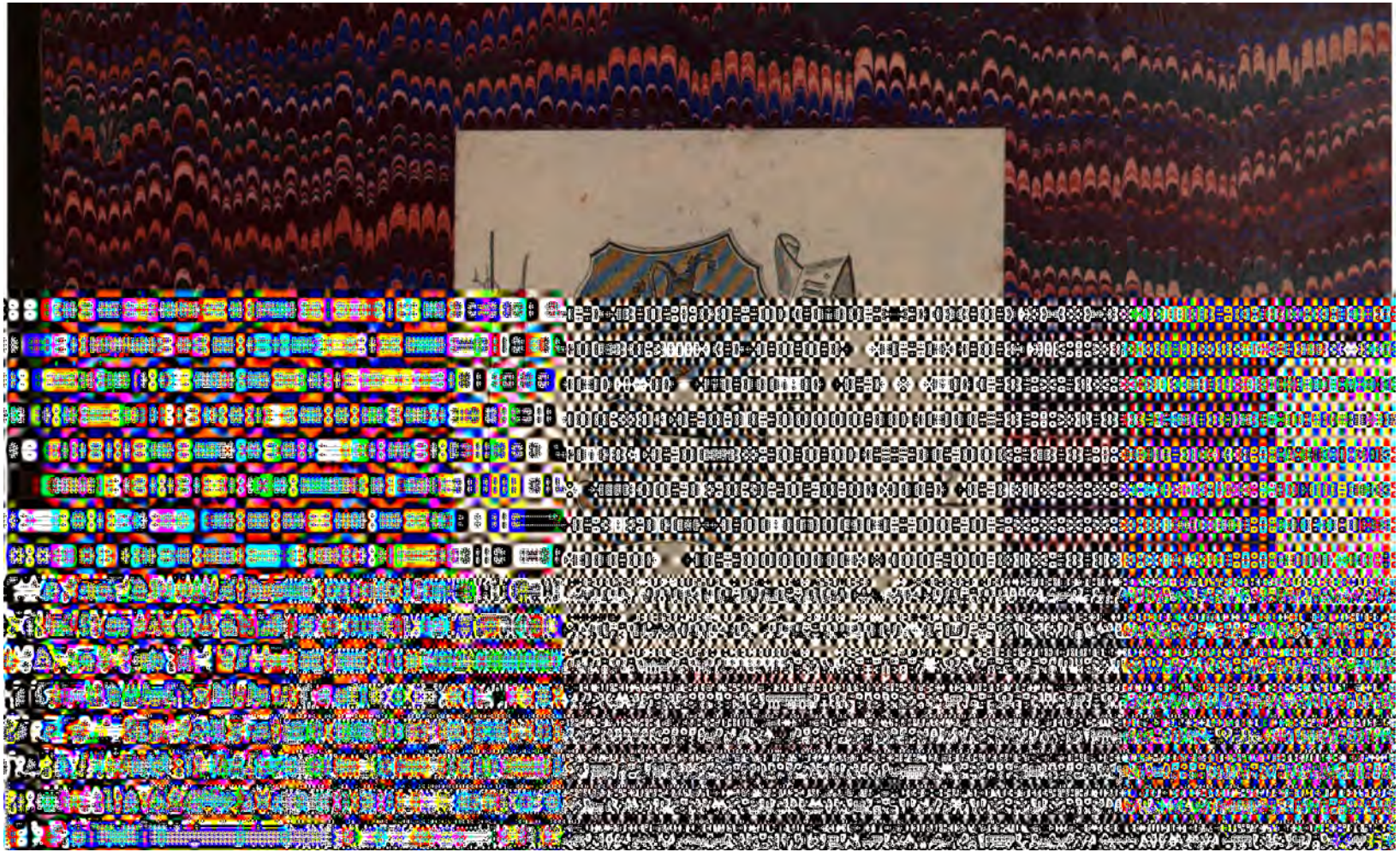
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

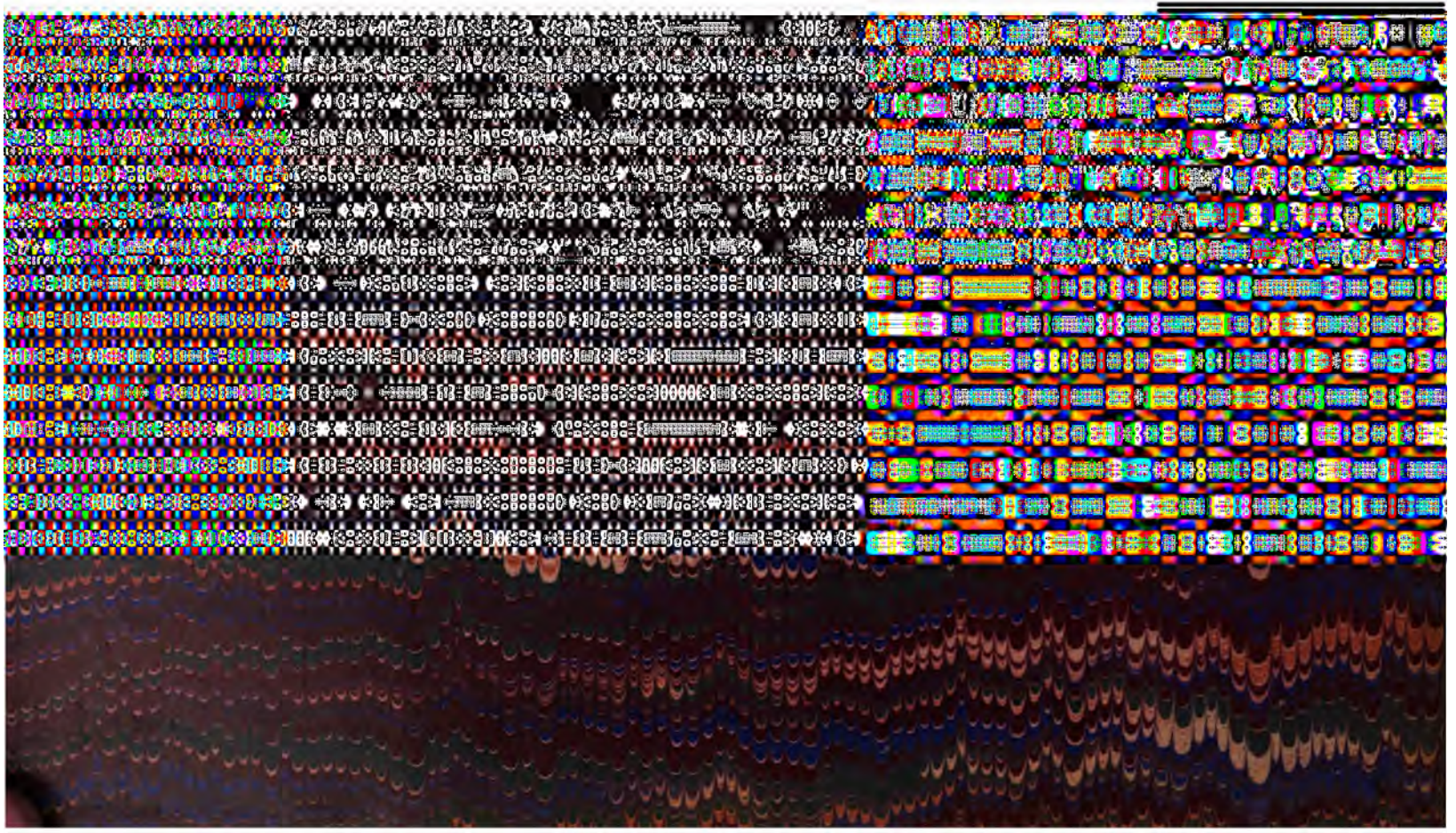
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.







Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1882.

Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Erstes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1881.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Die folgende Zusammenstellung älterer und einiger neuer Arbeiten kann ganz als Fortsetzung der „Kritischen Gänge“ betrachtet werden; die Veränderung des Titels hat nur einen äußern Grund: ich mußte einen neuen wählen, weil zu berücksichtigen war, daß der Verlagshandlung, in welcher die zwei letzten Bände erschienen sind, ein Eigenthumsrecht an den alten zusteht.

In der Auswahl konnte ich dießmal weiter zurückgreifen, als bisher. Als ich „Kritische Gänge. Neue Folge“ herausgab, mußte ich ausschließen, was seiner Zeit in den „Jahrbüchern der Gegenwart“ (Tübingen, Fues) erschienen und in den älteren Kritischen Gängen (1844) nicht gesammelt ist; die Verlagshandlung hatte noch nicht zum Wiederabdruck eingewilligt. Nachdem dieß geschehen ist, habe ich in die gegenwärtige Sammlung aufgenommen: „Aus einer griechischen Reise“ (1844), „Gavarni und Töpffer“ (1846), jetzt überschrieben: „Satyrische Zeichnung“, und mit einem Zusatze vermehrt, „Ein malerischer Stoff“ (1847). Meine Gründe für diese Auswahl aus manchen andern Beiträgen zu jener Zeitschrift findet der Leser in den Vorbemerkungen und Zusätzen; er mag nun urtheilen, ob ich passend gewählt habe.

In der Vorbemerkung zu dem Aufſatz: „Aus einer griechiſchen Reiſe“ iſt eine Stelle bereits veraltet; die Worte Seite 8 „wie es jetzt faſt den Anſchein hat“ wird man heute nicht leſen, ohne zu lächeln; das „faſt“ muß komiſch erſcheinen. Als ich ſo ſchrieb, lag nur die Thatſache vor, daß Deutſchland Beamte an die Türkei abgab. In der Zwiſchenzeit hat Griechenland mit ungeheuern, den armen Staat erſchöpfenden Ausgaben zu rüſten begonnen, unläugbar ermuthigt, ja faktiſch, obwohl nicht formell aufgefordert durch die Beſchlüſſe der Berliner Conferenz. Die Verantwortung fällt auf die bei derſelben betheiligten Mächte, denn daß die Pforte nicht freiwillig nachgeben werde, lag auf der Hand. Zurück kann Griechenland nicht mehr, die Rüſtungen ſind zu weit vorgeſchritten. Und in dieſem Stande der Dinge ſtellt ſich Deutſchland zu den abmahnenden Staaten. — Die Komödie der Flottendemonſtration iſt ſo gut als abgeſpielt; das Abmahnen von einem Schritte, wozu der Abmahnende (indirect) den Anſtoß mitgegeben hat und den der Abgemahnte nicht zurückthun kann, iſt Fortſetzung des Stücks, das auch ganz unterhaltend wäre, wenn es nur nicht ſo unheimlich anf der Bühne röche, daß der Zuſchauer jeden Augenblick fürchtet, die Feuersbrunſt, deren Hintanhaltung das Thema des Luſtſpiels iſt, möchte unverſehens als Wirklichkeit dazwiſchenfahren. Kleiner Troſt liegt in dem Gedanken, daß hinter den Kouliſſen vielleicht ganz Anderes vor ſich geht, als was mit ſeinem kurzen Blicke der Laie ſieht: klein, denn am unbekannten Möglichen iſt kein Halt gegen traurig komiſchen Vordergrund.

Es war meine Abſicht, dieſem Heft auch den Aufſatz

einzuverleiben: „Zur Vertheidigung meiner Schrift über Göthe's Faust“ u. ſ. w. Nur die Hälfte davon iſt in der Deutſchen Revue, Februar und März 1880 erſchienen; das Manuscript für die zweite hätte durch die ſtarke Ausdehnung, die durch ſeinen Umfang das Ganze erhielt, die Grenzen eines Zeitſchriftartikels zu weit überſchritten, und ſo liegt es nun ſeit Monaten da und wartet auf Veröffentlichung. Ein unbequemer Zufall iſt Urſache, daß ich für das erſte Heft auf dieſen ihm vor Allem zugedachten Beſtandtheil verzichten muß: der Druck war ziemlich weit vorgerückt, als man bei genauerem Ueberſchlag erſt fand, daß durch Aufnahme desſelben die für ein Heft beſtimmte Bogenzahl weit überſchritten würde. Der Aufſatz wird im nächſten Heft erſcheinen; es ſind drei Hefte in Ausſicht genommen, die einen Band bilden werden.

Die Vorbemerkungen und kleineren Zuſätze enthalten Solches, was man ſonſt in Vorreden ſagt. Die Wenigen, welche Vorreden leſen, werden ſich leicht erklären, warum ich dieſe Form vorgezogen habe. Was darin geſagt iſt, will geleſen ſein, da aber die Mehrheit Vorreden nicht lieſt, ſo ſchien es mir zweckmäßig, es ihr ſo in den Weg zu legen, daß ſie es nicht leicht überſpringt.

Fr. Viſcher.

November 1880.

Inhalt.

Seite

Aus einer griechiſchen Reiſe 1

Satyriſche Zeichnung 61

Ein maleriſcher Stoff 152

Nachruf an Eduard Mörike's Grab, 6. Juni 1875 175

Rede bei der Einweihung ſeines Denkmals, 4. Juni 1880 . . 180

Der Traum. Eine Studie zu der Schrift: Die Traumphantaſie von Dr. Joh. Volkelt 187

Aus einer griechiſchen Reiſe.

Vorbemerkung 1880.

Im Jahr 1844 erſchien ein Artikel von mir in den Jahrbüchern der Gegenwart mit dem Titel: „Populäre Archäologie.“ Er knüpfte an eine kleine Schrift von Ernſt Curtius: „Vortrag über die Akropolis in Athen“ und ſprach den Wunſch aus, daß in ſo gediegen anſchaulicher Weiſe mehr geſchehe, die wachſenden Schätze der Alterthumswiſſenſchaft dem größeren Publikum zu vermitteln. Seither iſt ſo vieles gethan, die große Lücke in unſerer Literatur auszufüllen, auf welche ich damals hinwies, daß die frühere Klage über Mangel nicht mehr am Platze iſt; man darf ſagen, daß die Archäologie gelernt hat populär ſein ohne Seichtigkeit, Gelehrſamkeit und Geſchmack verbinden; in der Form der Reiſebeſchreibung ſind Kräfte auf den Plan getreten, in denen Wiſſenſchaft, Naturſinn und Stil auf ſo feine Weiſe zuſammenwirken wie in einem Gregorovius und Löher, ein lebhaftes und geiſtreiches Talent iſt W. Kaden, illuſtrirte Werke kommen in ſtattlicher Folge dem wißbedürftigen Laien entgegen, Wort und Bild gehen Hand in Hand, ihm eine Anſchauung vom klaſſiſchen und orientaliſchen Alterthum

zu geben. — Der genannte Vortrag von Ernſt Curtius hatte mich an den Moment erinnert, wo ich im Jahr 1840 auf der Akropolis von Athen unter den Trümmern des Erechtheustempels dem Verfaſſer begegnet war, und ich fühlte mich ſo lebhaft in jene Zeit zurückverſetzt, daß ich den Anlaß nahm, Einiges aus meiner Reiſe zu erzählen. Ich gieng etwas weiter zurück, holte von Syrakus aus, ſchilderte die Fahrt nach Malta, den Abend in Citta Valetta, dann die Fahrt nach Griechenland, die Tage auf der Inſel Syra und dann die erſten Tage in Athen.

Nun hat ſich in gegenwärtiger Zeit die Erinnerung an Griechenland mit erneuter Stärke in mir aufgefriſcht. Vor Kurzem hat die Berliner Conferenz getagt, es handelt ſich einmal wieder um das Schickſal dieſes jungen Staates, dem die Eiferſucht der Mächte den Raum fürs Daſein ſo eng bemeſſen hat, daß er nicht athmen, nicht gedeihen kann. Das war der Lohn für Heldenthaten, der großen Ahnen würdig, für Blut in Strömen vergoſſen, für die Tage von Chios, von Pſara, da ſtundenweit das Meer ſich roth färbte von den Schlächtereien der Türkenbarbaren, für die Tage von Kreta, da Weiber und Kinder zu Hunderten im Rauch erſtickt wurden, die Martyrwochen von Miſolunghi — wer nennt ſie alle, die Höllenleiden, unter denen ungebeugter Männermuth aus unerträglichem Joche ſich herausrang! — Im Krimkriege 1854 rührt ſich das ſchändlich verkürzte Land wieder, will über die unleidlich enge Nordgrenze hinausdringen — die wohlwollenden Weſtmächte legen eine Flotte in den Piräus, es in ſeinen erſtickenden Klammern zurückzuhalten, ja Frankreich ſelbſt, der alte Freund Griechenlands,

jetzt freilich Frankreich unter Napoleon III., dem Patrone der Türkei, landet Truppen, die neue Lebensregung zu unterdrücken. Als 1878 der neue ruſſiſch-türkiſche Krieg angieng, vom erſten Tag an war mein erſter und letzter Gedanke Griechenland. Für mich war damals kein Zweifel, daß es die richtige Politik ſei, Rußland vorgehen zu laſſen, aber freilich die einzig richtige Politik auch, bei Zeit bedacht zu ſein, wie man vorbeuge, daß dieſe Macht, ſiegreich vorſchreitend, nicht maßlos vergrößert uns überwachſe. Man erinnert ſich der Konfuſion, in welcher ſich damals die aufgeregte öffentliche Meinung tummelte. Wer die Anſicht ausſprach, Rußland dürfe nicht an der Aktion gehindert werden, der galt für einen Ruſſophilen und gelangte kaum zum Worte. Der alte Haß, aus der Zeit ſtammend, da der nordiſche Koloß uns noch ein Schreckpopanz, unſern Freiheits- und Einheitsbeſtrebungen eine tägliche Drohung war, tauchte wieder auf, als ſtünde es noch wie es ſtand zur Zeit des deutſchen Bundes und der Tage von Olmütz, die Demokratie, die nichts lernt, nahm ſich bieder moraliſch der mißhandelten türkiſchen Unſchuld an und dem Philiſter überhaupt, der nicht begreift, daß jeglich Ding zwei Seiten hat, ſetzte man vergeblich auseinander, daß, wenn man für zweckmäßig erachte, den ſarmatiſchen Sturmbock gegen das Türkenreich arbeiten zu laſſen, darum keinem Menſchen einfalle, dieſen Sturmbock für einen ſaubern zu halten; vergeblich erinnerte man, daß ja der liebe Herrgott ſelbſt ſich ab und zu des Belial gegen Beelzebub bediene. War es aber richtig, dem Stoße Rußlands kein Hinderniß in den Weg zu legen, und ebenſo richtig, auf eine zeitige Hemmung, auf einen

Damm gegen zu großen Uebergriff bedacht zu sein, so war es Griechenland, worauf jeder unbefangene Blick fallen mußte. Die Griechen sind das erste Volk, das sich gegen die tödtliche türkische Tyrannei erhoben hat, sie sind unter den Nationalitäten, welche Jahrhunderte lang unter ihr geseufzt, die einzige, die bereits bewiesen hat, daß sie kulturfähig, daß sie berufen ist, in das moderne Staatsleben einzutreten. Wenn man nun das geltend machte, so bekam man zu hören, der Türke sei ein ehrlicher Mann, der Grieche ein falscher. Es ist wahr, daß der Türke in Handel und Wandel ehrlicher ist, als der Slave, Grieche und Armenier, freilich nur der nicht modernisirte Türke, nicht der Türke im Frankenrock, denn er nimmt Schliff und Pfiff und Gift, nicht Gehalt der Bildung an. Das türkische Wesen vereinigt den Geist des Korans mit dem unvertilgbaren Charakter des bildungshassenden wilden Bergvolks. Das Produkt dieser Mischung ist Stabilität, zum Prinzip geworden, und fanatischer Haß des Gegentheils, ist die rohe Leidenschaft für den Stillstand. Der Türke haßt und verachtet das Christenthum vor allem als kulturfreundliche Macht, er haßt im Chiaur das Streben, das Lernen, das Fortschreiten. Es ist eine Art von Romantik darin: nur das Alte ist gut und schön, das Neue schlecht, frivol. Man erkennt hier den innersten Grund der Sympathie der katholischen Kirche mit den Türken; dem Pfaffen, der für die schöne alte Glaubenseinheit Tirols geifert, muß Konstantinopel sein wie Innsbruck. — „Geht mir weg mit dem Türken, es wird nichts aus ihm, er fragt nicht nach der Uhr", pflegte, wenn er die türkische Ehrlichkeit rühmen hörte, ein Deutscher zu sagen, der einige Jahre im Orient

zugebracht hatte. Wo man nicht nach der Zeit fragt, keine Stunde hält, kann keine Wirthschaft, keine Staatsordnung, kann insbesondere keine Schule aufkommen. Wo dieses Volk herrscht, herrscht der Tod, „wo ein Türke hingetreten, wächst kein Gras mehr.“ Regieren heißt Aussaugen. Wer widerstrebt, wird hingeschlachtet. Die Grausamkeit kennt keinen Zügel. Und dieser Barbar beherrscht seit fünf Jahrhunderten die schönsten Länder der Welt! Beherrscht rührige Völker, die an das Tageslicht herausringen, nach Luft schnappen! — Man bringt vor, diese Völker, Albanesen, Bulgaren, Serben, Griechen haben es in Aufständen und Kriegen nicht besser gemacht, als die Türken. Aber wo der Beherrscher roh, stumpf, wild, grausam ist, da soll man nicht dem Beherrschten die Schuld geben, wenn auch er verwildert. Schafft diesen Völkern Luft und laßt sie erproben, ob sie der Freiheit werth sind! Oder wißt ihr ein anderes Mittel, aus dem ewigen Kreise der Wechselbeschuldigung herauszukommen? — Die Griechen aber *haben* es schon erprobt, dadurch erprobt, daß sie sich noch unter der Türkenherrschaft in geistigen Kontakt mit der europäischen Bildung setzten — nur dadurch ist ja ihre Erhebung möglich geworden, — und dann durch die Erhebung selbst und ihre Heldenthaten. Schon diese Thatsache gebietet, auf die ungeläugneten Flecken in ihrem Nationalcharakter, vor allem Parteisucht, Faktiosität, kein verwerfendes Urtheil zu gründen. Was man immer gegen ihn vorbringen mag: der Grieche will lernen, lernt, der Grieche strebt und Streben ist die Eintrittskarte in die europäischen Kulturstaaten. Warum man dieses Volk um die Früchte seiner Befreiungsopfer verkürzt hat, das ist weltbekannt. Rußland sieht im alten

Beſitzer Konſtantinopels den werdenden Nebenbuhler, hat darum von jeher ihn bald ins Feuer geſchickt, dann weggeworfen, bald ihm ganz die Hände gebunden. England, von allen Machtfragen abzuſehen, fürchtet in dem kühnen, unternehmenden Seefahrer den künftigen Rivalen ſeines Welthandels; wie viel das Miniſterium Gladſtone gegen die traditionelle Politik ſchließlich vermögen oder wie lange es am Ruder bleiben wird, iſt nicht abzuſehen. Frankreich hatte ſo ſchwache und blöde, ſo ganz nur augenblickliche Gründe, dieſe Vormauer europäiſcher Bildung nicht wachſen zu laſſen, daß man nur ſagen kann: es iſt zur Vernunft, zur Einſicht in ſein eigenes Intereſſe gelangt, wenn es jetzt endlich der Fürſprecher des armen Landes geworden iſt. In Oeſterreich hätte, wenn auch kein öſtliches Intereſſe im Wege geweſen wäre, ſchon das Metternichſyſtem an ſich, als Erzfeind jeder Volkserhebung, dem Aufkommen von Hellas widerſtrebt. Jenes Intereſſe wirkt fort und wohin es in der jetzigen Lage noch führt, das liegt bedenklich im Ungewiſſen. Und Deutſchland? Wenn es je wahr iſt, daß ſein Intereſſe verlangt, dem unerſättlichen Expanſionsdrang Rußlands Schranken zu ſetzen, ſo iſt auch ſchon geſagt, daß ſein Intereſſe fordert, Griechenland zu ſtärken. Zu ſchweigen von rein menſchlicher, humaniſtiſcher Bildungsſympathie mit den Enkeln des klaſſiſchen Volkes — da ja doch einmal das Menſchliche keine Stimme haben ſoll im Rathe der Staatskunſt!

Hellas kann nicht athmen, habe ich geſagt. In den Schranken, die man ihm gezogen hat, fehlt ihm das erſte aller Mittel zur Entwicklung: der ausreichende Bodenbeſitz, um auf Landbau Wohlſtand zu gründen. Die Wälder vom

Türken verwüſtet, die Flüſſe meiſt verſumpft, dem Anbau fehlte das Waſſer: ſo ſtand es, als der Hellene ſein Eigenthum, ein kleines Stück ſeines Eigenthums, wieder antrat. Überfluß hat oft genug die Völker demoraliſirt, aber auch Armuth iſt ein Hemmſchuh für moraliſche Kräfte. Das Streben nicht iſt es, was der Hellene durch das ſchmähliche Unrecht ſich nehmen ließ, ſchwerlich hätte ein anderes Volk in derſelben Lage ſich ſo kräftig gerührt und entwickelt, wie bis jetzt ſchon dieſer Eingeſchnürte. Macht ihm möglich, daß er ſeines edlen Fleißes endlich auch froh werden könne, und ſeht dann zu, ob die Nationalfehler, die den bekannten Schatten auf die Tugend ſeiner Strebſamkeit werfen, nicht nach und nach erblaſſen im Lichte geſunden Bürgerthums und politiſchen Kraftbewußtſeins!

Dies ſind, hervorgerufen von der politiſchen Stunde, die Betrachtungen, die mich beſtimmen, dem Stück der griechiſchen Reiſe, das der alte Artikel enthält und das ich hier wiedergebe, ein zweites anzufügen, ein Erinnerungsbild, das jedesmal in mir aufwacht, wenn vom Schickſal des jungen Griechenlands die Rede wird. Es iſt dasſelbe, dem ich in meinem „Lebensgang“ einige Zeilen gewidmet habe (Die Gegenwart, November und Dezember 1874. Die betreffende Stelle ſ. 12. Dezember Nro. 50. S. 377); ich verzichtete damals, als ich dieſe Zeilen ſchrieb, an beſtimmte Grenzen des Umfangs gebunden, ungern auf eingehendere Erzählung. Ich erwähnte, daß mein Reiſegenoſſe in Griechenland, Göttling (deſſen Briefwechſel mit Goethe neuerdings erſchienen iſt), den Tag beſchrieben habe, und verwies den Leſer auf dieſe Schilderung (Geſammelte Abhandlungen aus dem griechiſchen

Alterthum von E. W. Göttling, Professor in Jena Bd. I.). Jetzt, da ich mich etwas freier ausdehnen kann, als im damals gestatteten Umfang, will ich doch dem Antriebe folgen, den der Zeitmoment mir bringt. Die Berliner Conferenz ist zum Beschlusse gelangt, hat Griechenland ein Stück von Epirus und Thessalien zugesprochen. Der Türke wird sich nicht daran kehren, der Grieche wird das Recht, das auf dem Papier steht, sich mit dem Schwert erkämpfen müssen und Ströme Bluts werden wohl von neuem auf den Ebenen fließen, auf die wir an dem Tag hinübersahen, den ich beschreiben will. Was Europa wohl thun wird, wenn der Türke dann wieder haust, wie er zu hausen liebt, Weiber und Kinder schlachtet, Männer verstümmelt, blendet, ihnen die Gelenksehnen abschneidet und was dieser Liebesthaten mehr sind? Und ob Deutschland immer neutral, immer nur der „ehrliche Makler" wird bleiben können? Und wenn dies nicht möglich, was wohl entstehen wird, wenn Deutschland in diese Gewitterzukunft Arm in Arm mit einem seiner Auflösung langsam entgegengehenden Staat als Patron eines seiner Auflösung rasch entgegengehenden Halbwildenstaats eintritt, wie es jetzt fast den Anschein hat?

Es folgt nun also zuerst der ältere Artikel (von 1844) mit Weglassung des Anfangs, der die nun aufgegebene Überschrift „Populäre Archäologie" begründete. Manches würde ich jetzt anders schreiben, doch wird man billigen, daß ich die Spuren des Jugendlichen nicht getilgt habe. Ich bitte den Leser nur, sich die Zeit der Entstehung gegenwärtig zu halten.

Malta. — Syra. — Athen.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Dr. A. Schwegler. Tüb., Fues. 1844.)

Ich war am 16. April 1840 mit einem Segelschiffe von Syrakus abgereist, noch müde von dem Feldzug durch Sizilien, einem sechzehntägigen Kampfe mit hartnäckigen Maulthieren, grundlosen Morästen, angeschwollenen Flüssen, kalten Regenstürzen und dazwischen einem Scirocco, der mir und dem Russen, an den ich mich angeschlossen, die Gesichtshaut versengte, bis sie in blutende Schrunden aufbrach und in Fetzen herunterhieng, mit Schmutz, Flöhen, schlechter Kost, kurz mit allen Übeln Siziliens, Siziliens im Unwetter. Der Himmel hatte sich aufgehellt, aber nun trat Windstille mit dumpfer Föhnluft ein, das Schiff gieng nicht vom Flecke und ich suchte verstimmt früh Abends die Kajüte. Nach wenigen Stunden trieb mich der Qualm heraus und ich stieg wieder auf das Verdeck. Die schönste Mondnacht lag auf dem Meere, die Segel, von labendem Winde gebläht, glänzten milchweiß, das Schiff zog hinter sich eine breite Straße silberner Flittersterne und schwebte seinen Weg stetig und sanft wie ein stiller Schwan dahin. Die Schiffsleute plauderten mir sizilianischen Aberglauben vor; ich lernte, daß, wer in der Nacht des Apostelteges St. Paul geboren ist, von keinem Skorpion und keiner Tarantel gestochen wird; als Merkmal dieser Auszeichnung trägt er unter der Zunge eine Erhöhung in der Form eines Skorpions. Wer sich von seinem Blute impfen läßt, heißt ein germato und ist dieser Unverwundbarkeit theilhaftig geworden. Auch von den Wunderthaten

eines Heiligen vernahm ich, der kürzlich sechzig Brüche auf einmal geheilt hatte. Am andern Abend landeten wir an dem felsigen Malta; Cittavaletta mit seinen schönen Häfen, darin stolze englische Dreidecker schwankten, thürmte sich vor unsern Augen; der Hafenbeamte empfieng unsern Schiffskapitän mit heiteren Bemerkungen, ob wohl die Neapolitaner den Engländern bald Schläge geben werden? Denn die Schwefelfrage schwebte noch, ich hatte in Sizilien große Lager dieses kritischen Stoffs im Vorbeireiten gesehen und nach den Reden unseres Maulthiertreibers, aus welchen die Volksstimmung ziemlich sicher zu entnehmen war und der jede andere Regierung als die jetzige, willkommen nannte „qualunque sia", waren die Aussichten ungleich bedenklicher, als der Erfolg es zeigte. Wer von Sizilien nach Malta kommt, den wird trotz dem öden Charakter dieser steinigen Insel die Reinlichkeit, der Wohlstand, die Ordnung und Pracht, welche die Engländer hiehergetragen haben, so wohlthuend empfangen wie frisches Weißzeug einen Reisenden, der in Regen und Sonnenhitze lange nicht wechseln konnte. Ein seltsames Völkergemische bot sich dem Auge dar; die Träger, die mein Gepäck übernahmen, geborene Malteser mit den tiefbraunen Gesichtern und um die Stirne künstlich geringelten Löckchen, sprachen mit harten Kehltönen den arabisch-italienischen Dialekt ihrer Insel; stolze Türken saßen schweigend mit ihrer langen Pfeife, äußerst philisterhaft zeigten sich dazwischen die englischen Infanteriesoldaten mit ihren durchaus unmartialischen Käsekrämergesichtern. Horace Vernet hat in seiner orientalischen Reise ein boshaftes Bildchen von Malta gegeben, worauf er nicht ermangelte, ein paar

dieſer höchſt unſoldatiſch ausſehenden Kriegsleute in ihren Rothröcken anzubringen. Jetzt aber marſchirten Bergſchotten vor der Hauptwache auf; das war etwas anderes. Ein Dutzend ihrer Querpfeifer trat hervor, mit ſtolzer, gerader Haltung, ſtraffen und ſcharfen Bewegungen, wie ſie die ausgebildetſte militäriſche Dreſſur nicht hervorbringt, ſchlanke, ſchwungvolle, kühne Menſchen, und marſchirten unter den wilden, melancholiſchen Tönen ihrer ſchrillenden Pfeifen durch die Straßen. Malteſiſche Frauen, ſo bekannt ihnen dies Schauſpiel ſein mochte, warfen unter der ſchwarzſeidenen Mantilla, welche ſie über den Kopf herabfallen laſſen und mit dem linken Ellbogen echt antik wie die Sizilianerinnen in die Seite andrücken, glühende Blicke aus den großen ſchwarzen Augen nach dieſen blonden, ſchlanken Männern mit den entblößten weißen Knieen.

Das Dampfboot Dante aus Marſeille gieng ſchon den andern Morgen frühe nach Syra ab und ich mußte die merkwürdige Stadt, in die ich kaum einen flüchtigen Blick geworfen, wieder verlaſſen. Mit Noth hatte ich Abends noch Zeit gefunden, mir den Magen durch eine engliſch überwürzte, aus glühendem Marſalawein bereitete Schildkrötenſuppe zu verderben und mir dadurch die nöthige Diſpoſition zu einer kurzen Seekrankheit zu erwerben, einem Übel, das mich ſelbſt im Meerſturm zwiſchen Neapel und Palermo verſchont hatte. Ich hatte mir nicht träumen laſſen, daß meine erſten Zuſtände auf dem Schiffe, das mich nach dem erſehnten Griechenland tragen ſollte, dieſer Art ſein werden. Die Seekrankheit iſt mit einem tiefen Seelenleiden verbunden; der Geiſt zieht aus dem verdorbenen Magen, noch ehe er ſich dieſer ſchlechten

Quelle bewußt wird, eine ſchlechte Philoſophie, das Leben erſcheint öde, ein Wort aus eines Narren Munde, jede trübe Erinnerung ſteigt auf, jeder verborgene Gram tritt aus ſeinem Winkel hervor. Als aber das Frühſtück kam, aß ich, ſo viel ich ſchlucken konnte, und nach erfolgter Selbſthülfe der Natur war ich wieder geſund, die Philoſophie war wieder auf den Beinen. Jetzt erſt ſah ich meine Geſellſchaft näher an: ein ſeltſames Gemiſch von Völkern. Die Matroſen waren luſtige Provenzalen, ſtark, behend, und nahmen ſich in den blauen Hemden und Hoſen mit den rothen Schärpen recht hübſch aus. Ein naſeweiſer Kellner reizte einen dieſer Burſche, dieſer ſtellte ſich alsbald zu einer gewiſſen Form des Boxens zurecht, wobei die Kämpfer ſich mit geſpreizten Beinen feſt auf den Boden ſtemmen und die ganze Kunſt darin beſteht, mit überlegener Schnelligkeit den Gegner mit flacher Hand ins Geſicht zu treffen, was denn der Matroſe ſo gut verſtand, daß dem Kellner das Blut aus Mund und Naſe lief, ehe er ſich umſah. Die Paſſagiere waren Engländer, Franzoſen, Italiener, ein Türke, ein Kroate, zwei Ruſſen, ein Mohr, ein Tſcherkeſſe mit Handſchuhen und Mackintoſh, überhaupt ganz modern und dabei Muhamedaner, zwei ſardiniſche Mönche, welche aus der römiſchen Propaganda kamen, um als Miſſionäre nach China zu gehen. Malta war den Blicken entſchwunden, wir befanden uns auf offener See. Raſche Delphine, alte Bekannte von der Fahrt nach Sizilien, begleiteten das Schiff und zeigten mit drolliger Eitelkeit ihre Künſte, indem ſie bald in Bogen über die Wellen ſchoßen, bald unter dem Schiff durchſchwammen, bald wieder in Paaren geſellt voranruderten. Von Griechen hörte ich ſpäter, daß

ſie aus dem Waſſer aufſpringen, wenn man ihnen pfeife, und daß ſie Schiffbrüchige ans Land tragen, mit Ausnahme der Frevler, welche ſchon Delphinfleiſch gegeſſen haben: die alte Arionſage. So lernt man die Mythen an Ort und Stelle verſtehen. Jene Sagen ſind todt, eine ſchöngeiſtige Ergötzlichkeit, eine Rhetorik, eine Redeblume, bis ſie in die Anſchauung treten. Ich wußte auch nicht, warum Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt worden, bis ich das ſchlanke, zarte Gewächs erblickte mit ſeinem jungfräulichen Wuchſe. Ich wußte auch nicht, warum das Meer ein Gott ſei, bis ich ſeine heilige Macht mit Augen ſah. Ich wußte auch nicht, warum der Himmel ein ehernes Gewölbe ſei, bis ich unter der wolkenlos unerbittlich heißen, tiefſchwarzblauen Kuppel durch die griechiſchen Thäler ritt; und warum der Adler Jupiters Vogel ſei, wurde mir erſt klar, als ich das mächtige Thier hoch oben in majeſtätiſchen Kreiſen auf den breit, weit ausgeſpannten Schwingen ruhig ſchweben ſah, recht ein Luftweſen, der Geiſt des bewegten und doch ewig gleich ergoſſenen Luftraums. Das Waſſer hatte ich aus Flaſchen getrunken, die man in der Küche gefüllt, wohin man es in Eimern geſchleppt; ich wußte nicht, warum dies Quellende, Kühle, Urſprüngliche, rein Labende göttlich ſei. Als ich aber ſchwere heiße Tage geritten und oft zehn Stunden lang kein Waſſer geſehen, als ich es erlebt hatte, wie unſer griechiſcher Reiſediener uns für den Durſt nach langem Ritt aus einer ſchmutzigen Ciſterne ein laues Waſſer voll rother Läuſe mit einem bedenklichen ἐδῶ (hier) αὐθέντης (Affendi, Effendi: Herr) in der Mütze hinreichte: wenn dann endlich in kühler Grotte eine reine Quelle rieſelte, wenn ich den Mund

unterhielt und gierig dankbar ſchlürfte, ſo begriff ich, daß darin, in dieſer beglückend, heimlich aus unbekannten Tiefen quellenden Labung ein Herz, eine Seele, ein Göttliches ſein müſſe. Mein liebenswürdiger Reiſebegleiter, Göttling von Jena, erzählte mir, wie auf einem Ausfluge, den er vorher in Morea mit Profeſſor Roß gemacht, da ſie um einen Fels bogen, plötzlich ein Adler mit einer Schlange in den Krallen rauſchend aufgeflogen ſei; auf einmal ſei ihm klar geworden, wie ſo etwas nothwendig in der Gefühlsweiſe der Alten als dämoniſch überraſchend, geheimnißvoll bedeutend, als Omen habe erſcheinen müſſen. Es iſt reizend, ſo Mythologie ſtudiren. Aber auch die ſittliche und politiſche Bedeutung der Götter lernte ich fühlen. Göttlich war den Alten jede große, ſelbſtändige, über eine Vielheit untergeordneter Kräfte ſiegreich übergreifende, an ſich wohlthätige, dem Widerſtand furchtbare und zerſtörende Erſcheinung. Sie faßten ſie in ihrer Selbſtändigkeit, ſonderten ſie von dem Nexus des unendlichen Ganzen, worin ſie nur ein Glied iſt, ab, machten ſie abſolut, legten die unendlich erweiterte menſchliche Seele in phantaſievollem Tauſche unbewußt unterſchiebend hinein, und es war ein Gott. Die ſittlichen Geſetze kannten die Alten nicht als Reflexion des Einzelnen; es waren Mächte, denen Jeder gehorchte, ohne nach Gründen zu fragen, Volksſitte, rein beſtimmend und beherrſchend, in öffentlichen Einrichtungen handgreiflich da und in die Erſcheinung herausgeſtellt. Es gab wohl eine Willkühr, die dagegen frevelte, aber der Frevler hatte es mit dem Gewiſſen in Geſtalt der Eumeniden und der öffentlichen Strafe zu thun. Es lag z. B. in Niemands Willkühr, auf die Paläſtra zu kommen oder nicht;

er mußte, er wußte nicht, daß es anders ſein könne. So war ihm dieſe abſolute Sitte ein Gott, es war der ſchlanke, feine und doch ſtarke, elaſtiſche Hermes, deſſen Geſtalt ihn am Eingange der Paläſtra empfieng. Und ſo war jedes Sittliche ein Gott, und dieſer Gott trug die ungetheilte, objektive, in keine Reflexionen zerſplitterte Seele der Menſchen in der Bruſt, die ihn geſchaffen hatten und es nicht wußten. Dies hatte ich in Begriffen oft gedacht, in meinem Hegel geleſen, aber es wurde mir erſt eine Wirklichkeit, als ich ſchon in Italien objektive Menſchen, ganze und ungetheilte Naturen in einer unverkennbaren, wiewohl verkümmerten Fortdauer antiker Geiſtesweiſe, Sitte, Geſtalt, Haltung erblickte. Es ſtünde nun freilich übel, wenn man Mythologie nur in den ſüdlichen Ländern, an den Orten ihrer Entſtehung ſtudiren könnte; aber leben wird ſie nur dem, in deſſen Geiſte, ſei es durch verſtändige Lehre oder durch Anſchauung, der Prozeß ſich wiederholt, durch den die Götter entſtanden ſind. Daß ich mit dem Obigen nicht meine, die Sache in ihrer Tiefe und Breite erſchöpft zu haben, verſteht ſich. Aber ſagen muß ich noch, wie ſehr durch jede Anſchauung antiker Art und Form in Volk, Natur und Kunſt meine Hochachtung vor der deutſchen Philoſophie ſtieg; den Stockphilologen und jedem Famulus Wagner zum Trotz muß ich es ſagen. Der ferne nordiſche Geiſt hat begriffen und in Gedanken erhoben, was dunkle Naturgeiſter und veredelter Menſcheninſtinkt in glücklicheren Zonen geſchaffen haben, und wer irgend gerecht iſt und unbefangen anſchaut, wird bekennen, daß ſich ihm unter dieſen Anſchauungen die Begriffsbeſtimmungen unſerer Aeſthetik, Religionsphiloſophie einfach füllen wie wohlgebildete

Gefäße, in welche der für sie bestimmte Trank ohne Anstoß einfließt; und nur denen, welche von der Sache nichts verstehen, brauche ich noch zu sagen, daß man dies sagen kann, ohne im Geringsten Hegel oder irgend einen Philosophen als eine absolute Autorität anzusehen. Was muß man ja nicht alles sagen, das sich von selbst versteht!

Fast hätten wir aber unser Schiff vergessen. Ich hatte noch keine Bekanntschaft angeknüpft außer mit dem herrlichen Kater, der groß fast wie ein Lamm, von jenem schönen Katzenschlage, der aus Griechenland längst in Italien eingebürgert ist, dickbackig, mit wahren Tigerpfoten unter der Schiffskanone lag und, so mürrisch und türkisch gravitätisch er aussah, doch eine sehr wohlwollende, herzliche Gemüthsart entfaltete und ganz mein Freund wurde. Ich werde ihn nie vergessen. Inzwischen hatte ich meinen Homer hervorgezogen und las den Schluß der Odyssee. Seit kurzer Zeit verstand und fühlte ich ihn zum erstenmal. Er war mir bis vor dieser Reise fast todt gewesen, ein Schulexercitium, und jetzt mußte ich die hervordringenden Thränen unterdrücken. Einer der Mönche unterbrach meine Lektüre, ein schlanker, großer, junger Mann von feinen italienischen Zügen, bleich, von etwas hektischem Aussehen. Er fragte mich freundlich und artig, was ich lese, kam vom Homer auf das Heidenthum, eröffnete mir sein gefährliches Reiseziel und wie er Verwandte und Vaterland für immer verlassen habe, um in eine Mission zu gehen, in welcher Szenen des grausamsten Märtyrertods so häufig sind; dabei blieb er aber getrost und heiter; vom Heidenthum kam er aufs Christenthum, von diesem auf die Konfessionen, bald hatte er heraus, daß ich Protestant sei,

und erklärte nun offen und ehrlich, er wolle versuchen, mich zu bekehren, ich scheine ihm so gut, er möchte mich gern im Paradiese wiedersehen. Ich disputirte ein Langes und Breites mit ihm, weil mich seine Methode interessirte und sein feines, edles, wohlwollendes Wesen anzog. Es versteht sich, daß ich rein nichts gewinnen konnte, weil ihm gewisse Grundbegriffe und falsche Disjunktionen, wie: natürlich oder übernatürlich, welche die deutsche Philosophie längst flüssig gemacht hat, absolut fest waren. Es war mir aber belehrend, einmal recht in diesen ganzen scholastischen Apparat hineinzusehen, mit dessen Resten freilich auch die protestantische Apologetik noch behaftet ist. Als ich endlich erklärte, ich sei entschlossen, auf meinem Glauben zu leben und zu sterben, beklagte er mit aufgehobenen Armen in rührendem Schmerze mein Loos. Er versprach mir noch ein Buch zu schenken, irgend eine obskure italienische Apologetik; dies werde mich gewiß bekehren, meinte er. Wir verloren uns aber ohne Abschied bei der raschen Ausschiffung in Syra, ich erhielt das Buch nicht und muß nun so unbekehrt fortleben und umgehen.

Zwischen diesen Gesprächen war das Meer mein fortwährendes Studium: ein Reich von Farben und Formen. Als Ganzes genommen wird die offene See bald langweilig. Die erhabene Wirkung dieser Wassermasse beruht darauf, daß sie als ein Unendliches erscheint; dazu bedarf aber das Auge eines Anhaltes; an wechselnden Uferformen muß es ansetzen, von da aus mit der langen Horizontale des Wasserspiegels sich fortbewegen, und nun führt die Phantasie diese Linie, wo sie in der Wirklichkeit durch eine Grenze

geſchloſſen iſt, ins Unendliche fort, in eine geiſtige Unendlichkeit, die in der Wirklichkeit nirgends gegeben iſt. Dagegen treten nun, wo dieſes phantaſieweckende Verhältniß nicht mehr vorliegt, andere Reize in Wirkung, vor Allem die der Farbe. Die See iſt nicht nur ein natürlicher Spiegel, der jetzt den ultramarinblauen Himmel des Südens, jetzt den finſteren Wolkenſchatten, jetzt den glühenden Purpur des Abendroths wiedergibt, jetzt die durch das Schiff aufgewühlten Wellen, während das übrige Meer ſchon dunkel iſt, mit ihren Spitzen noch in den Schimmer des ſchon verglimmenden Abendroths taucht, ſo daß das Schiff einen breiten Feuerſtrom endlos nach ſich zieht: ſondern alle dieſe Farben erſcheinen, weil der Spiegel zugleich durchſichtig iſt, aber dieſe Durchſichtigkeit durch die grüne Meerfarbe ſelbſt wieder ihren Farbenton hat, unendlich vertieft und gebrochen zugleich. Dazu treten dann als Bedingung neuer Farbentöne die Schatten der bewegteren Wellen, und dieſe in ihren tauſendfachen Bildungen, wie ein Schwanenhals gebogen und innen eingezogen, pyramidaliſch anſchwellend, in ewigem Spiele rinnend, werdend, zerfließend, von ihrem ſchaumigen Kamme über ſich ſelbſt herabſtürzend, entzücken den Formenſinn.

Endlich am 21. ſahen wir Land. Wir umſchifften Kap Matapan, die Felſenufer des Peloponnes ſtreckten ſich hervor, Kythere ſchwamm verklärt in der Abendſonne, in blauem Dufte dämmerten ferne ſchon cykladiſche Inſeln, müde Vögel ruhten auf den Tauen des Schiffes aus, der Traum von einem Griechenland wurde banger und heller. Am 22. frühe, als ich erwachte, hörte ich kein Stampfen der Maſchine mehr, das Schiff ſtand ſtille, ich eilte auf das Verdeck:

wir lagen schon seit einer halben Stunde im Hafen von Syra, die meisten Passagiere waren schon ausgeschifft, ich hatte die Ankunft verschlafen. Die Stadt Syra legte sich vor meinen Augen an einen Bergrücken der felsigen Insel hinan, unzählige Hähne krähten — die gewöhnliche Musik, wodurch sich die Nähe griechischer Ortschaften anmeldet —, rothmützige Griechen umwimmelten in kleinen Booten unser Schiff, ich fragte den nächsten Besten auf italienisch, ob er mich ans Land bringen wolle, er antwortete: μάλιϛα. Was spricht der Mensch? Welche Sprache ist dies? Kommt das nicht ebenso im Herodot, im Plato, im Sophokles — hat er aus Buttmanns Grammatik, hat er aus Jakobs Attika griechisch gelernt? Hat er in Jena, in Kiel, in Greifswalde studirt? Nein, nein, es ist seine Sprache, er spricht die Sprache des Plato, des Sophokles, sie lebt noch; Griechenland ist kein bloßes Phantasiebild, wie ich heimlich fürchtete, ich bin in Griechenland.

Ich mußte in Syra vier Tage die Abfahrt des Dampfschiffs nach dem Piräus abwarten. Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß ich bestimmt sei, auf meinen ersten Schritten in Griechenland von sehr vaterländischen Erinnerungen begrüßt zu werden, erfreulichen und unerfreulichen. Die erfreuliche war eine junge Frau mit einem blonden Knaben auf dem Schooß, die ich am Hafen sitzend fand und, da sie mir gar nicht griechisch erschien, mit der Frage anredete: Deutsch? „Ja“. Woher? „Von Schorndorf“. Es war eine Tischlersfrau, die mit ihrem wanderlustigen Manne aus Schwaben nach Odessa, von hier nach Syra gezogen war. Aber ein wirkliches Uebel sollte mir zustoßen, ich sollte unter

deutſche Pietiſten gerathen — in Griechenland! Ein Landsmann, den ich getroffen, führte mich bei den Vorſtehern des Gymnaſiums und einer von Miſſionären auf pietiſtiſche Grundſätze gegründeten Erziehungsſchule ein, höflichen Leuten, die nun aber auch gar keine Barmherzigkeit hatten. Mir lebte jeder Nerv von dem Neuen, was ich erblickte; ich wollte den goldſchimmernden, waffenglänzenden Palikaren, den fremdduftenden Gewürzen und Früchten des Bazar nachgehen, die ſchönen Schiotinnen, die Pſariotinnen in ihrem phantaſtiſchen Putz betrachten; kein Menſch begriff das, kein Menſch ſprach mit mir von dieſen Trachten, dieſen fremden Menſchen, dieſen kühnen Männergeſtalten: nein, man hatte, der Himmel weiß, wie? in Syra Wind bekommen von unſerer wiſſenſchaftlichen Stellung, man wollte disputiren, man predigte mir über den hiſtoriſchen Chriſtus, Erlöſungstod und Auferſtehung. Man ſchleppte mich auf eine Spazierfahrt über den Hafen, man vergönnte mir nicht, die blauen Inſeln, Delos, das „wie ein Schild“ in den fernen Fluthen ſchwamm, mit einiger Sammlung zu ſchauen, ich mußte ein Oſtereierlegen in einem Garten mitanſehen, wo man ſich endlich bis zu der Frivolität aufſchwang, mit Steinchen nach einem alten Scherben zu zielen. Das Aeußerſte dieſer Prüfungen war eine Betſtunde, welcher ich mich nicht entziehen konnte, eigentlich ein Theeabend mit Bibelvorleſen und Gebet. Ich wurde von dem Lehrer, in deſſen Hauſe dieſer gemiſchte Genuß ſtattfinden ſollte, mit dem Landsmann eingeladen, dem ich ſeine Bekanntſchaft verdankte. Ich ſträubte mich, aber der Landsmann — als Ingenieur in Syra beim Quarantainebau beſchäftigt — demonſtrirte mir unabweislich, daß ich mitgehen müſſe; es

ſei nämlich, ſagte er, nirgends in der Stadt gute Butter zu finden, als in dieſem Hauſe, wo man ſie von Malta beziehe; für dieſen Genuß laſſe er ſich einmal allwöchentlich die erbauliche Zugabe gefallen; mich müſſe er mitbringen, man würde es ihm und mir gleich übel nehmen, wenn ich nicht käme. Mir lag nichts an der Butter, aber ich hatte von den Einladenden wie vom Einführenden zwei Tage hindurch doch ſo freundliche Aufmerkſamkeit genoſſen, daß ich ſchließlich nachgeben mußte. Nach dem Thee kam denn die Vorleſung, Gebet, Geſang eines geiſtlichen Liedes, dann betete man noch einmal und zwar in der Form, daß man an einem Stuhl niederkniete und das Geſicht in die Hände drückte. Mein Landsmann, von der Butter geſchmeidigt, bequemte ſich und that mit, ich blieb ſtehen. Ich hatte nun eine eigenthümliche Ueberſicht aus der Vogelperſpektive über die Geſellſchaft und befand mich ſonderbar allein, nur daß hie und da eine der Frauen durch die geöffneten Finger verwundert nach mir ſchielte. Dem Landsmann hatten ſich zufällig die Schöße ſeines Rocks zurückgeſchlagen und lagen die breiten Taſchenſäcke aufgedeckt, während ſich die Sitzbaſis ſeines Organismus in kräftiger Breite den Blicken darbot; es war Zeit, daß dieſe Scene ein Ende nahm, denn bald konnte ich das Lachen nicht mehr halten; der herzliche Widerwille gegen ſolche Verbindung von Religion und Geſelligkeit hatte ſich in das Gefühl ihrer Komik aufgelöst. Doch wenden wir uns von dieſer Privatfrömmigkeit zur öffentlichen Religion und begeben uns zum öſterlichen Gottesdienſt nach der Kirche. Was da im Innern derſelben vorgieng, war reine Nebenſache, näſelnder Geſang der Prieſter

und Chorknaben, eine Predigt, auf die niemand hörte, Küſſen der heiligen Bücher. Der eigentliche Spaß war außerhalb der Kirche, denn darin iſt der Neugrieche noch ſo gut heidniſch, wie der Italiener, daß ihm die Kirchenfeſte nicht Tage der ernſten Einkehr in ſich, ſondern der Freude ſind. Man muß geſtehen, daß darin auch eine Wahrheit, ein Recht liegt. Die Entbindung von dem Drucke der Sorge, welche die Tage des Menſchen ausfüllt, die Entlaſtung des Geiſtes und der Sinne durch Luſt, Geſang, Spiel, Tanz iſt auch ein Gottesdienſt und ein ſehr weſentlicher. Der alte Grieche zeigte an ſeinen Feſten die Schönheit, Kraft und Gewandtheit ſeiner Jungfrauen, Jünglinge und Männer, die Kunſt ſeiner Künſtler und Dichter ſeinen Göttern, daß dieſe eine Freude an ihren Menſchen haben ſollten, wenn ſie ſahen, wie dieſe ihnen Ehre machten. So ſollen auch wir es an Tag legen, daß wir kein ärmliches, ſondern ein erfülltes Daſein haben, und ſollen unſerem Gotte zeigen, daß wir es wiſſen, wie ſeine Werke gut ſind und er keine Pfuſcherarbeit an uns gemacht hat. Der Puritaner, der die Sonntagsluſt des Volkes verdammt, wäre einzuladen, über Weſen und Werth der Freude, über ihre löſende und befreiende Kraft etwas beſſer nachzudenken. Geht es auch etwas laut her, ſo darf man wohl erwägen, daß der Bauer, der Handwerker, der acht Tage ſchwer und hart gearbeitet hat, die groben Nerven derb durchſchütteln muß, um die bleierne Schwere ſeines Erdendaſeins von ſich zu werfen, daß er keinen Thee trinken wird, um ſich zu erholen, ſondern jauchzen und ſtampfen und tüchtig trinken muß, um das Leben zu fühlen. Aber freilich, wir ſind keine

Heiden mehr; der Zuruf: gehet in euch! muß seinen Sinn behalten, und die Festesfreude soll nur das andere Moment eines Gottesdienstes sein, dessen erstes tiefe Sammlung, Stille und Selbstprüfung ist. Bei jenen südlichen Völkern nun, welche noch bis an die Ohren in der heidnischen Gefühlsweise ihrer Voreltern stecken, ist dies so gut als vergessen; bei den Italienern ist moderne Opernmusik und unendliches Böllerschießen die Hauptsache bei allen Festen, und die Griechen bereiten sich zur Kirchenfeier des Osterfestes die Kinderlust eines Feuerwerks. Der Haupttheil des Gottesdienstes am Ostersonntag war ein Umgang der Geistlichen um die Kirche, welche ein großer Vorraum umgibt, der an der Seite des Portals sich zu einem Portikus nach Art der Basiliken erweitert; dieser ist aber nicht blos eine einfache Säulenhalle, sondern hat eine zweite Galerie. In diesem Vorraume findet nun die eigentliche Feier des Tages statt. In der oberen Galerie des Portikus stehen die Frauen, die Männer haben hier, wie in den Räumen, die jenen in der Kirche bestimmt sind, keinen Zutritt; ich wußte das nicht und stieg die Treppen hinauf, um diese fremden Gestalten in den fremden glänzenden Trachten, diese edlen Bildungen, diese theils griechisch feinen, theils orientalisch volleren und dunkelbraunen Gesichter in der Nähe zu betrachten, wurde aber von dem Küster mit jener gut altgriechischen Grobheit, womit schon Priamus seine läßigen Söhne anfährt, schrecklich angeschnarcht, wobei ich ganz wehrlos war, weil ich nicht neugriechisch und er nicht italienisch verstand, ich ihm also seine Dummheit nicht verweisen konnte. Ich verstand nichts als die Worte: φεῦγε, ξένε!

und mußte mich freilich nach dem Sprichwort halten: der Geſcheidteſte gibt nach; der intereſſante Frauenkranz nahm ſich aber wirklich von unten weit ſchöner aus und ich konnte, als die Verſammlung auseinander gieng, dieſe neue, fremdartige Welt mit Muße beſchauen. In der untern Galerie und im offenen Raume waren die Männer und Jungen. Hier galt es nun, Knallkugeln, Fröſche, Schwärmer zu werfen, je mehr, je beſſer; ſie flogen den Geiſtlichen auf ihrem mehrmaligen Umzuge um die Köpfe, daß ich ein Unglück befürchtete, wenigſtens jeden Augenblick den Ausbruch ihres Unwillens erwartete. Aber im Gegentheil ſteigerte ſich der Ausdruck ihrer Zufriedenheit über ſo viel Andacht. Es waren höchſt ehrwürdige Männergeſtalten, der Biſchof mit dem edlen griechiſchen Profil, dem langen ſilbergrauen Barte, dem Anſtand ſeiner Haltung und ſeines Ganges wird mir unvergeßlich bleiben. Ueberhaupt habe ich bei den Italienern, noch mehr den Griechen, zuerſt in meinem Leben geſehen, was es darum ſei: edel und menſchlich gehen und den Körper tragen. Wie ganz gemein, ſkurril und ärmlich erſchien mir die träge, plumpe, ſchlaffe Art, wie wir unſeren Körper einſinken und, von der gebietenden Seele gelöst, frei für ſich als ſchwere Materie handeln laſſen, neben dieſem ſtolz aufgerichteten Haupte, dieſem edlen Schwunge des Halſes, dieſer herrlich hoch gewölbten Männerbruſt, dieſen zurücktretenden Schultern, der freien geraden Säule des Rückens, dieſem elaſtiſchen, ſchwebenden und doch gravitätiſchen Gange! Und dies iſt nicht Dreſſur, wie bei unſeren Soldaten, oder wie uns der Tanzmeiſter abrichtet, ſondern es iſt noch in der Race; nicht als brächte es der Einzelne aus Mutter-

leib fertig mit, nein, er muß es hübsch lernen und sich frühe abmüden und gewöhnen; aber das Gefühl, daß das so sein und daß das Kind frühe darnach gebildet werden soll, ist noch als Instinkt im ganzen Stamme; daher wird diese Herrschaft der Seele in ihren Gliedern zur andern Natur und erscheint in der höchsten Strenge zugleich als höchste Leichtigkeit. Die Griechen haben aber allerdings ein sehr grundsätzliches Bewußtsein über die äußere Würde der Erscheinung. Ihre Bewegungen sind selbst in der höchsten Leidenschaft anständig gemessen; es gilt für eine Infamie, betrunken gesehen zu werden, und wenn einer fühlt, daß ihm das Taumeln nahe ist, so verdoppelt er mit der letzten Anstrengung die Spannkraft seiner Glieder, um ja nichts merken zu lassen. Ich sah eine Anzahl betrunkener Burschen mit Guitarrenspiel und Gesang durch die Straßen von Athen so ernst und so gemessenen Schrittes ziehen, daß nur ein scharfer Blick ihren Zustand entdecken konnte. An den bayrischen Soldaten fand man es verächtlich, daß kein Ehrgefühl sie abhielt, öffentlich berauscht und taumelnd zu erscheinen. Der Grieche ist übrigens mäßig und trinkt gewöhnlich seinen starken, mit Pinienharz versetzten Wein wie im Alterthum mit Wasser gemischt.

Am Ostersonntag Abends gieng ich mit dem Dampfboot nach dem Piräus ab. Ich hätte zu meiner Reise keinen übleren Frühling finden können, als in jenem Jahrgange. Es war der 27. April, als ich Morgens im Piräus landete, und doch fror ich von naßkaltem Regen und dünner Schnee bedeckte den Rücken des Pentelikon und des Hymettus, etwas Unerhörtes in Griechenland um diese Zeit. Ein Zollbeamter

der raſchaufblühenden Hafenſtadt Piräus unterſuchte mein Gepäcke; er trug noch völlige Nationaltracht und die ganze Unterſuchung beſtand in einem verächtlichen Blicke, den er, als ſchämte er ſich des niedrigen Geſchäfts, auf die am Boden liegenden, nicht geöffneten Koffer und Päcke warf. Allmählig fanden ſich Fiaker von Athen ein, die Reiſenden in die Stadt zu führen, Geſindel vom erſten Schlage, um kein Haar anders, als deutſche Hauderer, dabei aber in der Nationalkleidung ſeltſam genug auf ihrem Bocke anzuſehen. Ich miethete mit einem Manne, der ebenfalls mit dem Dampfboot gekommen war, einen Einſpänner; ich hatte ihn für einen Italiener gehalten, er erkannte aus einigen Ausrufungen des Unwillens über die freche Forderung des Kutſchers einen Deutſchen in mir und gab ſich nun als einen Schuhmacher aus Würzburg zu erkennen. Mit einem Schuhmacher aus Würzburg in einem Einſpänner fuhr ich alſo an den wenigen Reſten der langen Mauer hin nach Athen. Die Akropolis trat deutlicher und deutlicher hervor, die Propyläen, der kleine Niketempel, der Parthenon waren zu erkennen und ſchon entdeckte mein Auge jene Fries- und Gebälkſtücke des alten, von den Perſern zerſtörten Hekatompedon, welche bei dem eiligen Wiederaufbau der Mauern unter anderem aufgerafften Geſtein in die Mauer der Burg eingefügt wurden*). Warum wirkte gerade dieſe Entdeckung

*) Der eilige Aufbau wird allerdings von Thucydides zunächſt nur von den langen Mauern berichtet; wenn ich mich aber in meiner Erinnerung nicht ganz täuſche, ſo ſind jene Friestheile in der Burgmauer zwar im Allgemeinen nach der Linie, doch mit ſo wenig Genauigkeit eingemauert, daß ich die in Athen angenommene Anwendung jener Nachricht auf Theile der Burgmauer für ganz richtig halte.

ſo beſonders ſtark und elektriſch auf mich? Ein hohes Kunſtwerk iſt ewig, es iſt wie aus der Zeit herausgenommen, man wundert ſich nicht, wenn es, in ſeinen Trümmern ſelbſt herrlich, noch ſteht; dies aber iſt eine Erinnerung aus dem unmittelbarſten Leben, die mich unwiderlegbar überzeugt, daß jenes Volk, das in der idealiſirenden Ueberlieferung faſt zum Gedichte geworden iſt, wirklich war, wirklich in Noth, Drang und Haſt ſein Zeitleben friſten mußte, wie wir anderen Menſchen, und ſo etwas muß eine ſchlagartige Wirkung hervorbringen. Eine unbedeutende Anticaglie, ein Balſamgefäß aus einem Grabe, das noch den Geruch hat, wirkt als unmittelbare Lebensſpur, als handgreifliches Zeugniß oft ſtärker auf die Phantaſie, als ein großes Monument. Das erſte etruriſche Grab, das ich ſah, in Chiuſi, ſo wohl erhalten, ſo neu, als wäre es geſtern eröffnet, ergriff mich in dieſem Sinne ſtärker, als die Arena in Verona, die erſte große Ruine des Alterthums, die ich geſehen hatte. Pompeji iſt ein Inbegriff einer Totalwirkung dieſer Art; Schiller hat in ſeiner Elegie dieſem Gefühle vollendeten Ausdruck gegeben. Pompeji war aber nur eine römiſche Provinzialſtadt, die Akropolis dagegen iſt der Mittelpunkt der griechiſchen Geſchichte; hier dieſe ſchlagenden Zeugen eines mitten im Drange des Lebens eilig vollendeten Werkes zu ſehen, muß doppelt und zehnfach ergreifen.

Ich fuhr die Palmenſtraße zu einem Gaſthof, Stadt München genannt, und begab mich ſo bald als möglich auf den Weg, die Deutſchen aufzuſuchen, an welche ich Adreſſen mitgebracht hatte. Es war aber kein Menſch zu treffen, alle Welt war ausgeflogen, denn es war Oſtermontag; ein

Offizier in einem Kaffee, den ich nach einigen deutschen Offizieren fragte, antwortete mir, er wisse nichts von ihnen, denn — setzte er bitter und unfreundlich hinzu — io per disgrazia sono Greco. Ich schlenderte nun auf den Straßen umher und besah die junge Stadt, die sich in sauberen, aber sehr leicht gebauten Häusern, meist zweistöckig mit einem Altan und einem vorspringenden, stumpfwinklichten Dach, aus dem Barackenknäuel der alten herauszuheben begann. Ich war nicht besonders gut gelaunt, da ich keine Ansprache, keinen Rath, keine Anleitung finden konnte. Nun fieng eine Masse verworrener, schwer vereinbarer Eindrücke an, auf mich loszuarbeiten, deren Gedränge meine Verstimmung endlich auf den Gipfel führen sollte. Von der einen Seite begegnete mir das Neue; d. h. vor allem die bayrischen Gesichter, die ich schwer genug mit dem Gefühle Altgriechenlands, das mir durch alle Nerven gieng, zu vereinigen wußte, und nicht viel leichter mit den Adlerköpfen, der schwungvoll wilden Erscheinung, dem Gold- und Waffenglanz der Neugriechen. Nun kam aber zu dem Bayrischen das Französische und Englische, was mit seinen raffinirten Formen überall eindrang, und ich sah die naturvollen, poetischen Erscheinungsformen dieses Volkes auf allen Punkten schon dem Modernen weichen. Hier gieng ein Palikare, bewaffnet bis an die Zähne, gold- und silbergestickt, und führte sein Weib, das sich in französische Kleider gezwängt hatte, spazieren; es sieht nichts gemeiner aus, als Menschen, deren Gesichtsfarbe, Ausdruck, Haltung den Naturton noch nicht modernisirter Völker hat, in unsere Kleider gesteckt. Es hängt und schlottert alles, sie wissen diese hungrigen

Lappen nicht zu führen, nicht zu tragen; hier muß alles, Geſicht, Miene, Bewegung, wenn es den Kleidern nicht widerſprechen ſoll, geleckt ſein, und die Griechin, die im Fes, in der geſtickten Jacke ein Bild der Schönheit iſt, erſcheint in franzöſiſchen Kleidern als Soldatentrulle, der kühne Häuptling, voll kriegeriſchen Adels in ſeiner Haltung und ganzen Bildung, wie ein derber Unteroffizier. Dort geht ein ſchlanker junger Mann, neugriechiſch bis ans Knie, aber unter der Fuſtanella trägt er Suwarowſtiefel. Jener Küſten- oder Inſelbewohner mit blauen Pluderhoſen und der braunen Jacke, nicht ſo glänzend, wie die Palikaren, aber doch immer recht maleriſch, trägt einen Regenſchirm, ein anderer Kravatte, ſtehenden Kragen und Glacéhandſchuhe zur Nationaltracht u. ſ. w. Es war mir zu viel, ich wollte nun nicht länger zaudern, ſondern zu dem Altgriechiſchen mich retten, das ich mir als einen Leckerbiſſen abſichtlich aufgeſpart hatte. Freilich war es am heutigen Tage nicht möglich, von dieſem urſprünglichen Elemente ein ganzes, unvermiſchtes Bild zu bekommen. An den rieſigen Säulen des Jupitertempels, wohin ich an dem ſchlanken, graziöſen Denkmal des Lyſikrates vorüber meine Schritte gewendet, hatten ſich Weiber zum Tanze vereinigt. Mehrere Kreiſe hatten ſich geſchloſſen, einer aus lauter alten Frauen beſtehend, die ebenſo andächtig und ernſthaft, wie die jungen, ihre monotonen Reigenbewegungen unter jenem melancholiſchen, ſchalmeiartigen, näſelnden Geſange, der die einzige Vokalmuſik der Griechen iſt, unermüdlich wiederholten. Dieſe Alten trugen meiſt die gröbere Tracht des griechiſchen Landvolks, weiße wollene Röcke mit wenig rother Stickerei,

die langen Zöpfe in einen klirrenden Büſchel ſilberner Stäbchen endigend; dagegen erſchienen in anderen Kreiſen jüngere Frauen und Mädchen, die golddurchflochtenen Zöpfe um das niedrige Fes gewunden, die bunte Jacke reich mit Silber und Gold geſtickt, und die geſchnabelten Schuhe im zierlichen, doch gemeſſenen Tanze zeigend. Zwei ältliche Engländerinnen auf Saumpferden ſahen dem ungewöhnlichen Schauſpiele mit einem Geſichte voll Reiſebeſchreibungen zu, die eine zeichnete emſig die bunten Gruppen in ihrem Album nach; eine bekannte Geſtalt grüßte mich, es war ein Cameriere, der die Künſtlergeſellſchaft, zu der ich mich in Rom hielt, in der Traktorie bedient und ſich jetzt zum Kammerdiener dieſer Inſulanerinnen aufgeſchwungen hatte. Die weiße Jacke und der grüne Schurz war verſchwunden und hatte einem ernſthaften langen Rocke Platz gemacht, ſo trat er vor mich und fragte: non riconoscetemi? Der erſte Menſch, mit dem ich ein Wort reden konnte; aber Giovanni wurde gerufen und ergriff ritterlich den Zügel ſeiner Dame, um ſie weiter zu geleiten. Ich wandte mich zurück, kam am Thurm der Winde vorüber, dieſem Ueberbleibſel aus einer Zeit ſchon ſehr geſunkener Kunſt, paſſirte das Thor des Hadrianiſchen Forums, ſtieg gegen die Akropolis hinan, und der Theſeustempel ſtand vor mir, bekanntlich der am beſten erhaltene unter allen griechiſchen Tempeln, durch Einweihung zu einer Kapelle des St. Georg in den Zeiten der Rohheit und Verwüſtung vor Untergang geſchützt und ſo als reines Modell eines doriſchen Tempelbaus aus der beſten Zeit für die Gegenwart gerettet. Diesmal war aber weder Zeit, noch Ruhe der Stimmung, den ſchönen Tempel

gründlicher zu betrachten. Eine höchst malerische Gruppe tanzender Männer zog das Auge ab, oder nöthigte vielmehr, diese Staffage mit dem Tempel und seinen Umgebungen unter dem pittoresken Standpunkte zusammenzufassen. Was sind doch Farben! Wie ganz öd und ärmlich ist unsere Tracht neben diesem Glanz, diesen blendenden Fustanellen, diesen auf buntem Grunde blitzend gestickten Jacken und Kamaschen, diesen prächtigen seidenen Schärpen, diesen Purpurmützen! Daß der Tanz der Neugriechen in seinem Hauptcharakter, einem unter Gesang sich hin- und herbewegenden Kreise mit einem Vortänzer, der die sehr einfach scheinenden, aber doch eben nicht leichten Schrittbewegungen angibt, von dem altgriechischen abstammt, glaube ich gerne, wenn es auch reine Fabel sein mag, daß der etwas verschlungnere Tanz, den ich am folgenden Tage auf derselben Stelle aufführen sah, derselbe sei, den Theseus als Nachahmung des Labyrinths eingeführt haben soll, als er von Kreta zurückkehrte. Eigenthümlich gemessen, ernsthaft bewegen sich die Neugriechen in ihrem Tanze, so mäßig und gehalten, daß es scheint, es sei ihnen in diesem Punkte von den Altgriechen zwar die σεμνότης, aber nicht das Feuer geblieben. Den eintönigen Gesang begleitete eine Trommel und eine Pfeife, der ganze Reichthum von Ballmusik, den die Bayern antrafen. Aufmerksam beschäftigte ich mich vom ersten Tage an mit den griechischen Physiognomieen. Habe ich recht gesehen, so kann man sich von diesem Punkte aus folgende Stellung zu der Fallmerayerschen Ansicht geben. Der verbreitetste Typus ist schmales Gesicht, zurückfliehende Stirne, scharfe Adlernase, der feine Mund wie zum Lächeln

in den Winkeln etwas aufgezogen, Kinn etwas spitz. Man kann zweifeln, ob diese Form südslavisch oder altgriechisch sei. Aristoteles, wenn ich nicht irre, bezeichnet das γρυπὸν (gebogene Nase) als dorisch; auf den Werken des strengen alten Stils vor Phidias herrschte bekanntlich ein Profil, das dem beschriebenen ähnlich ist, die Nase zwar nicht scharf gebogen, doch vorstrebend. Allein so häufig sieht man diese vogelartigen Köpfe bei Südslaven, daß man wohl am besten thut, hier eine Mischung in Folge der starken slavischen Einwanderungen anzunehmen. Am sichersten wird man auf griechisches Blut schließen können, wo dieser Typus sich mit dem glanzvollen Auge verbindet, das man häufig sieht und das bekanntlich ein Haupttheil der griechischen Schönheit war. Ab und zu sah ich ein knorriges Gesicht, starke Backenknochen, runde, kurze Nase, kleines, funkelndes Auge, dabei breiten, stämmigen Wuchs. Dies ist vielleicht gröbere slavische Rasse; man kennt diesen Unterschied in der slavischen Nationalität: ein dem mongolischen näherer und ein edlerer Typus. Einmal wurde mir ein Mann mit solchen Zügen als Albanese bezeichnet — wohl nur eine zufällige Einzelheit; ich habe zu wenig Albanesen gesehen, um diesen (illyrischen) Stamm zu kennen. Die gerade Linie in der Verbindung von Stirn und Nase, das große Auge, das runde, volle Kinn, das breitere Gesicht war nach Aristoteles jonisch, und der geistreichere jonische Stamm wurde zur Blütezeit der Kunst das Ideal der Bildhauer. Selten, aber in einigen sehr reinen Exemplaren habe ich diesen Typus gesehen. Nicht vergessen will ich einen Moment in Salona (Amphissa). Wir ritten eben aus der Stadt, ich warf noch einen Blick

in die letzte Straße zurück; hier ſah aus einem Fenſter, das bis in die Mitte von unten nach oben mit einem Laden geſchloſſen war, der ſchönſte altgriechiſche Mädchenkopf heraus und blickte uns neugierig nach; zwei der niedlichſten Händchen legten ſich mit den zarten Fingern an den Laden an und ich meinte leibhaftig die Alkmene jenes ergötzlichen Vaſengemäldes zu ſehen, wo Jupiter mit Hilfe Merkurs, beide in komiſchen Masken, die Leiter an ihr Fenſter legt. Auf meiner Rückreiſe vom Peloponnes landete ich am korinthſchen Meerbuſen in Voſtiza. Es war unerträglich heiß; ein griechiſcher Soldat, aus Corfu gebürtig und des Italieniſchen kundig, der mich bis Patras begleitete, hatte mich im Kaffeehaus ſitzen laſſen und zechte irgendwo mit Kameraden, es waren keine Pferde zum Weiterreiſen, kein Chorophylax zu bekommen (eine Begleitung, die beſonders damals, wo eine wilde Klephtenbande zwiſchen Rumelien und Morea hinüber und herüberzog, ſehr nothwendig war); ich befand mich im widerwärtigſten Zuſtande. Zufällig fiel mein Blick auf die Straße; ein Papas gieng vorüber in dem ſchwarzen langen Gewande, das ſchwarze Barett auf dem Kopfe, ein Mann in mittleren Jahren, deſſen edler Kopf jedem ſtrengſten Geſetze altgriechiſcher plaſtiſcher Schönheit entſprach. Die ſenkrechte Stirne ſetzte ſich mit kaum merkbarer Einziehung in die edle, gerade, ums Kennen fein gebogene Naſe fort; den weichen, vollen Mund, das kräftige Kinn umwallte der dunkle, ſchöngelockte Bart, das Augenbraun überwölbte mit dem graziöſeſten Bogen ein großes, dunkles, leuchtendes Auge von einem Feuer, das dem Blicke, ſelbſt wo er gleichgiltig fiel, die bedeutungsvollſte Intenſität gab, und da die

griechiſchen Geiſtlichen zum langen Barte (die Laien laſſen ſich nie einen Kinnbart und ſelten lange Haupthaare wachſen) auch wallende Locken tragen, ſo war ein Bild vollendet, das mich aus der ganzen Umgebung, aus aller Wirklichkeit heraus in den hellen Traum des alten Hellas trug; es war nur ein Moment und der Geiſtliche war verſchwunden, aber es legte ſich ein fremder, wunderbarer Schein auf alle Gegenſtände umher, der Himmel glänzte von einem anderen Lichte, ich ritt, nachdem Pferde endlich aufgetrieben waren, in der Sonnenhitze elf Stunden bis Patras und fand unterwegs keine Labung, als Brod, Zwiebel und Wein; aber ich ſpürte kein Uebel und blieb in meinem hellen Traume.

Indeß ich jenen Tänzen am Theſeustempel zuſah, war es allmählig Abend geworden; ich trennte mich von dem fremdartigen Schauſpiele und wandelte an dem Felſenhügel des Areopag hinauf nach der Pnyx, ich ſtand, wo einſt Perikles, wo einſt Demoſthenes geſtanden, blickte hinan nach der Akropolis, hinaus nach den Bergen, dem rein gezeichneten, ſchlanken Lykabettus, dem Pentelikon, dem Hymettus, dann wieder nach den Propyläen, dem ragenden Parthenon. Ich arbeitete in mir, ſo viel Widerſprechendes zu Einer Stimmung zu verſchmelzen: das Altgriechiſche, das Neugriechiſche, das Bayriſche, den für das Auge ſo unerfreulichen Verſetzungsprozeß des Neugriechiſchen mit der modernen Bildung; es gieng nicht; müde und ganz alltäglicher Zerſtreuung bedürftig, ſtieg ich, als es ſchon dunkel war, zur Stadt herab. Am Gefängniſſe bei dem Thurm der Winde rief mich eine Wache an: τίς εἶ; es galt, mit der möglichſten Schnelligkeit in meinem Gedächtniſſe nach dem rechten Worte

zu ſuchen, denn hier war Zögerung gefährlich; es fiel mir ein, daß ich mehrfach das Wort καλὸς in der Bedeutung: gut, recht gehört hatte, πολλὰ καλὰ ſagt z. B. der Diener für: ſehr wohl; ich rief καλὸς und traf das Richtige. Schön heißt εὔμορφος, was ſich gleich darauf beſtätigte, als mir ein Kuppler ein ſchändliches Anerbieten machte (εὔμορφο παιδί = παιδίον); ich beſeitigte den Unverſchämten mit einem Fauſtſtoß und die Laune wurde ſtets ſchlimmer.

Nun wußte ich nicht, wie ich den Abend ausfüllen ſollte; die Perſonen, an die ich adreſſirt war, konnte ich auch jetzt nicht aufſuchen, zu Vorſtudien für den Beſuch der Akropolis war die nöthige Friſche und Sammlung nicht; ich entſchloß mich, in die italieniſche Oper zu gehen, welche in dem neuerbauten, einfachen, doch anſtändigen Schauſpielhauſe von einer tüchtigen Geſellſchaft gegeben wurde. Das Auge war mir aber ſo zerſtreut, daß es dem Ohr alle Aufmerkſamkeit wegnahm. Hier war ein Gemiſche von Formen und Trachten, das ganz geeignet war, jenen äſthetiſch ſittlichen Schmerz über die unerbittliche Zerſetzung des Naiven und Eigenthümlichen in Sitte und Tracht einer Nation durch das Eindringen moderner Bildung und über das Eitle, das verdorben Kokette, was davon unzertrennbar iſt, bis zum Peinlichen zu erheben. Da zog ein Grieche, noch mit der ganzen Romantik ſeiner Nationaltracht geſchmückt, die Lorgnette hervor; dort begrüßte ein ſtämmiger Palikar in Fes und Fuſtanella irgend einen Vetter, der in Frack und Handſchuhen als normaler Dandy aus London ſoeben zurückgekommen war. Der ſchlanke junge König ſaß in glänzender Griechentracht neben der blühenden Gemahlin; aber National-

kleidung kann künſtlich nicht vom Untergang errettet werden; im Gegentheil, wo ſie einmal obligat getragen wird, wo ſie ſogar offiziell wird, wie die ungariſche Tracht als Huſaren-uniform, da iſt ſie ſchon verloren. Mag es eine Krankheit ſein, aber der ſtechende Widerſpruch eines Gefühles, das aus der Anerkennung der Nothwendigkeit des Modernen ſammt allen ſeinen unäſthetiſchen Formen und aus dem bitterſten Schmerze über das unrettbare Erlöſchen aller Naturformen in Sitte und äußerer Erſcheinung qualvoll gemiſcht iſt, hat ſich ſo in mich eingewühlt, daß dieſe Empfindung nie mehr von mir weichen wird. Wer zufällig mehrere meiner Arbeiten geleſen hat, wird den leidenſchaftlichen Ausdruck dieſes Gefühls auf ermüdende Weiſe wiederholt finden. Es ſcheint mir unerträglich, dem Schauſpiel dieſer Auflöſung zuſehen zu müſſen, ich verfluche unſere Bildung und ihre Formen: und ich bin es, der mit allem Streben ſeines Denkens und Wollens zu denen gehört, welche eben für dieſe Bildung, für dieſe Zerſetzung des Inſtinktlebens, alſo auch ſeiner ſchönen Formen thätig ſind; ich verwünſche mich ſelbſt, wenn ich die Zwecke der Aufklärung verwünſche, und ich hebe mich ſelbſt auf, wenn ich ihre Zerſtörungen im äſthetiſchen Gebiete nicht beklage. Es empört mich, wenn der Kaiſer von Rußland im bayriſchen Hochgebirge die Bauern um ſich verſammelt und ſie für ihre Naivitäten mit Gold bezahlt, und ich weiß, daß es der lieben Naivität, verführbar wie ſie iſt, nur recht geſchieht, wenn ſie verführt wird und zum Henker geht, der Naivität mit all ihrer Rohheit, ihrem Aberglauben, ihrer Barbarei. So ſind wir Kinder unſerer Zeit; die Zeit ſoll es verantworten, daß

wir zerriſſen ſind, denn die Zeit ſelbſt iſt zerriſſen. An jenem Abend arbeitete dieſes Gefühl wie mit glühendem Eiſen in mir, und ich fand nur Einen Troſt, den Troſt des Gedankens, daß die alten Griechen todt ſind. Meine Phantaſie ſchaffte gewaltſam jene ganze neue Welt hinweg, um ſich den alten Boden völlig rein zu bekommen, und ſie ſchwebte über einem öden, öden Lande, wo keine menſchliche Seele zu ſehen war, nur da und dort ragten einige Säulen, zertrümmerte Statuen lagen zerſtreut, in den Lüften ſchwebten einſame Adler; die Griechen aber, die einſt hier gelebt, glaubte ich unten im Meeresgrunde zu ſehen, ganz klar und lebendig, wie durch das reinſte Glas. Wie war ich ſo froh, ſie da unten zu wiſſen! Ihr ſeid todt, ganz ordentlich todt, es iſt geſorgt dafür, es iſt ganz ſicher, es iſt gar keine Gefahr, daß Miltiades mit einem Schirm, Themiſtokles in einem Frack, Perikles mit einer Lorgnette, Alcibiades mit Handſchuhen, Sophokles mit Brille und Operngucker, Plato mit einer Tabatiere in die italieniſche Oper komme. Euch iſt ſo wohl, ſo geſund, kühl und kalt in der reinen Behauſung der Vergangenheit, aufbewahrt in den kryſtallenen Grotten der Erinnerung, geſehen durch die durchſichtigen Waſſer der altverklärten Geſchichte und der läuternden Poeſie; kräftige Kälte weht aus eurer kühlen Bruſt dem müden Betrachter zu und lindert in ihm die heißen Qualen der groß, aber unſchön kämpfenden und ringenden Gegenwart.

Zusatz
1880.

Ritt von Lamia auf den Othrys.

Vierzig Jahre also sind vorüber seit dem Tage, den ich in diesem Anhang noch beschreiben möchte, er steht aber noch so hell vor mir, daß ich den Versuch wagen darf.

Ich hole um Weniges rückwärts aus und bitte den Leser, sich in einen Eichwald auf dem Rücken des Oetagebirges zu versetzen. Wir sind nicht weit von den Thermopylen und reiten dem Passe zu, über welchen der Verräther Epialtes die Perser den Griechen in den Rücken geführt hat, einem schmalen Sattel, der das Oetagebirge mit dem trachinischen verbindet, jetzt Sarómalo genannt. Das Ganze des Fußsteigs vom Thale, vom Fluß Asopus aufwärts hieß Anopäa, wie im alten Herodot zu lesen, dem wir das andachtwerthe, ewige Bild vom Thermopylenkampfe verdanken. Die Eichen, unter denen wir reiten, sind Enkel uralter Schattenbringer desselben Schlags, denn derselbe Herodot sagt, den Phokeern, die als Vorhut am Hochpaß aufgestellt waren, habe der Eichwald, womit der Berg bestanden sei, den Anzug der Perser verborgen. Aber es ist uns nicht vergönnt, unter diesen schattenden Baumkronen von der großen Vergangenheit zu träumen. Eine wilde Klephtenbande spuckte damals auch in diesen Gegenden, man erzählte von großen Grausamkeiten, die sie verübt hatte; der Chorophylax (Landwächter, Gensd'armes), den wir von unserem Ausgangspunkte Grabiá mitgenommen, zeigte besondere Wachsamkeit, hielt beständig den Karabiner schußfertig. Außerdem

trafen wir von Stelle zu Stelle Poſten von irregulären Chorophylaken in der maleriſchen Nationalkleidung, die uns ſtreckenweit ein paar Mann zur Begleitung mitgaben. Der erſtgenannte trug fränkiſche Uniform, er gehörte zu den Regulären, einem ausgezeichneten Corps, das der bayriſche Oberſt Rosner organiſirt hatte. Ich hätte den Mann lieber in Fes und Fuſtanella geſehen, er war bildſchön, ich werde ihn nicht vergeſſen. Er ſchritt mit einer Elaſtizität, wogegen unſer Gang grob mechaniſche Arbeit iſt, er trug ſich wie ein König, reiche ſchwarze Locken rollten ſich um ſeine Stirne, ſein Profil näherte ſich dem reinen altgriechiſchen, ganz altgriechiſch aber war ſein prächtiges Auge. Es iſt ſchon im erſten Theile dieſer Erzählung von dieſen Augen die Rede geweſen; der Apfel iſt größer als bei uns nordiſchen Menſchen, es liegt daher trotz den viel ſchöner entwickelten und ausgeladenen Lidern ein vollerer Ausſchnitt der Kugel offen und bleibt über und unter dem Sterne noch Weiß zu ſehen. Solche Augen erſcheinen uns, als wären ſie eben im Moment aus beſonderer Abſicht oder Leidenſchaft weiter aufgeſchlagen als ſonſt, während es nur ihr gewöhnlicher Blick iſt, was wir ſehen. Man kann ſich die Sache an einigen pompejaniſchen Wandbildern klar machen, auf denen die Köpfe weniger flüchtig behandelt ſind, ſo auf dem Bilde, wo Here den Gürtel der Aphrodite anlegt. — Dieſer Achill war uns gegen Vorweis des vom Oberkommando in Athen ausgeſtellten Ferman am obgenannten Orte beigegeben. Mit ſolchem Geleitsbrief ausgeſtattet reist man wohl jetzt noch in Griechenland.

Als wir die hiſtoriſche Stelle des Hochpaſſes richtig

erkannt hatten, wandten wir uns abwärts nördlich dem Spercheiosthale, Lamia zu und ritten auf leidlich bequemem Steige auf der alten Anopäa fort den Weg abwärts, den zweitausend dreihundert und zwanzig Jahre früher die Perser unter Hydarnes, geführt vom griechischen Verräther, zurückgelegt hatten, dann gieng es durch die sumpfige Ebene, über die Brücke des ziemlich breiten Flusses, und müde genug langten wir Abends in der nordischen Grenzstadt des Königreichs an, türkisch: Zeituni; drei Minarets zwischen hohen Cypressen hatten uns von weitem schon an die Türkenzeit gemahnt. Wir fragten nach dem Chani, wurden in ein wahres Hundeloch gewiesen und daraus durch den freundlichen Doktor Zehler befreit, einen Nürnberger, damals Arzt in Lamia. Er half uns zu guter Unterkunft in einem Privathaus und brachte uns mit anderen Deutschen zusammen, einem Oberrichter Stratomeier, Revierförster List, Offizier Hofmann. Am andern Morgen war unser erster Gang nach dem festungsartigen Palaste des Pascha, woraus die Bayern ihren Besitzer, der nicht weichen wollte, auf sehr einfache Weise vertrieben haben. Der Halsstarrige — ich weiß nicht auf wie viel Mannschaft trotzend — ließ sich belagern, die Bayern hielten die Mauern umzingelt, eines schönen Morgens thut sich ein kleines Pförtchen auf, der Wasserträger des Pascha kommt heraus mit einem Kruge, denn sein Herr hat Durst, die Bayern werfen den Ganymed zu Boden, dringen ein und jagen den Herrscher zum Teufel. Sein Lieblingskater blieb zurück, ein prächtiger Kerl von der großen südlichen oder orientalischen Gattung, und zeigte uns willig ein Kunststück, das ihn die neuen Herren gelehrt

hatten; wenn man ſagte: Paſcha, ſo fauchte er und ſpreizte die dicken, pardelähnlichen Krallen. Wir ſahen uns das leere Serail an und fanden die Zimmer im Grunde recht gemüthlich eingerichtet: ein Ueberfluß von Conſolen, Schränkchen an allen Wänden, um Pfeifen, Töpfchen, Nippſachen nach Bequemlichkeit aufzuſtellen, es koſtete wenig Phantaſie, die umlaufenden Bänke mit plaudernden, ſingenden, rauchenden Tſcherkeſſinnen, Araberinnen, Perſerinnen zu beſetzen. Uebrigens alles nur Holzbau mit ſpärlichem mauriſchem Ornament.

Am zweiten Tag wurde der Ritt auf das Othrysgebirge angetreten, an deſſen ſüdlichem Fuß Lamia liegt und deſſen Gipfel die weite Ausſicht auf die theſſaliſche Ebene und den Olymp gewährt. Es war ein heißer Ritt über ſchattenloſe Felswege, denn wolkenlos brannte die Sonne eines griechiſchen Maitags auf das Geſtein, das von ihren Strahlen zu glühen ſchien. Lieutenant Hofmann und der Apotheker der Garniſon hatten ſich angeſchloſſen; ich weiß noch, wie der letztere, während ich ſo hinter ihm herritt, die brütende Stille unterbrach, mit heller Stimme ſingend: „vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude“ u. ſ. w. Gegen Mittag erreichten wir das Kloſter Andinitza, hart an der Grenze des Königreichs und der Türkei in einer Bergfalte unter Cypreſſen gelegen, eine kleine halbe Stunde entfernt vom Gipfel des Othrys. Wir baten den Abt (Igumenos = ἡγούμενος), unſere Pferde hier einſtellen zu dürfen, um die letzte Höhe zu Fuß zu erſteigen. Wir fanden ihn umgeben von Offizieren der Grenzwache (ὁροφύλακες), die hier bei den Mönchen einquartiert lag. Die Grenze bedurfte ſcharfer Bewachung, ſie war immer von Klephten

bedroht hüben und drüben. Der Name Klephte bezeichnet nicht nur Dieb, Räuber; es ſpielt eine politiſche Bedeutung herein. Noch vor dem Befreiungskampf unternahmen oft kühne Führer mit kleinen Scharen, aus Gebirgen hervorbrechend, Raubzüge gegen die Türken, und ſolche trugen den Namen Klephten als Ehrennamen; ein rechter Typus dieſer Guerillenhäupter war ja Kolokotronis. Der herriſche Kapodiſtrias rief dieſen Revolutionshäuptlingen zu: „Ich kenne euch, ihr ſeid alle Klephten und Lügner! Ihr habt euch neun Jahre mit den Türken gerauft und Ziegen und Schafe geſtohlen, das ſind eure Heldenthaten!“ Nach der Errichtung des Königreichs folgte im Jahre 1836 der Aufſtand in der Morea gegen das bayriſche Regiment. Nach deſſen Niederſchlagung miſchten ſich flüchtige Aufſtändiſche mit gemeinen Räubern und bildeten Klephtenſcharen, deren wilde Grauſamkeit zum Theil aus politiſchem Haß entſprang. Wurde ein Angefallener als Γερμανὸς oder gar Bawareſi erkannt, oder nur dafür gehalten, ſo war einfache Ermordung noch eine Wohlthat, verglichen mit den Martern, den ſcheußlichen Verſtümmlungen, die man häufig an ihm verübte, ja auch Landsleute, Bewohner wehrloſer Dörfer, die man für bayriſch geſinnt hielt, wurden unmenſchlich mißhandelt. Hier nun aber, an der Grenze, ſpielte neben gemeiner Raubſucht der alte Haß zwiſchen Grieche und Türke, dort der Zorn über die ungerechte Begrenzung, hier das Gelüſte, das alte Eigenthum wieder zu nehmen, die Beſitzer wenigſtens nie in Frieden zu laſſen, oder Rache für Einfälle ins theſſaliſche Land zu nehmen. An dieſer Grenze wird nie Ruhe ſein, ſo lange ſie bleibt. Der Leſer erinnert ſich, daß mit Beginn des letzten

ruſſiſchen Krieges wiederum es hier losgieng, Freiſcharen in Lamia ſich ſammelten und drüben mit den Türken ſich herumſchlugen, und türkiſche Scharen einzubrechem drohten.

Wir fanden den Abt, einen kräftigen, rothwangigen Greis mit ſilberweißem, bis zum Gürtel hängendem Bart, unter den Offizieren ſitzend im Schatten prächtiger Platanen und ihrem Geſang und Zitherſpiel horchend. Er empfieng uns ſehr freundlich und lud uns zu einem Imbiß ein, der bereit ſein ſolle, wenn wir vom Gebirgsgipfel zurückgekehrt ſein werden. Die Offiziere waren prächtige Leute, in Nationalkleidung wie die Mannſchaft (die Stratioten). Einen der letzteren fand ich in einem Büchlein leſend; wie ich hineinſehe, leſe ich: Ἐυμορφίαι τὸ Μπερτόλδο (sic!); es war das uralte Volksbuch von Salomo und Morolph oder Markolf, dem eulenſpiegelhaften Bauern; Löſchpapier mit Holzſchnitten. Alſo bis hierher war der einſt aus dem Orient überlieferte, in alle europäiſchen Sprachen übergegangene breite Spaß gedrungen, wohl von Italien aus, denn hier iſt aus Morolph oder Markolf ein Bertoldo geworden. Ich erſtand den Schatz um eine Drachme. Der Verkäufer, ſehr zufrieden des Handels, führte mich an den hinteren Eingang, um mir ein ſchönes Pferd zu zeigen. Da ſtand ein arabiſcher Schimmel, ſilberglänzend, Mähne und Schweif in herrlicher Fülle niederwallend, ich habe nie ein ſo prächtiges Roß geſehen. Es gehöre einem Τοῦρκος, ſagte er mir, der zum Rapport herübergekommen und drinnen im Kloſter ſei beim συνταγματάρχος. Dieſen, den Oberſt, der das Corps der Grenzwachen befehligte, ſollten wir erſt nach unſerer Rückkehr kennen lernen.

Wir ſtiegen nun hinan und ich will verſuchen, dem weiten, großen Bilde, das unſeren erſtaunten Blicken ſich aufthat, mit Worten zu folgen. Nach Norden zuerſt wandten ſich alle Augen, nach dem Olympos. Der Leſer weiß, daß er ſich einen langen Gebirgszug vorzuſtellen hat, aus deſſen vielen Gipfeln ein Hauptberg hervorragt. Dieſer ſelbſt, der eigentliche Olympos, iſt nicht einfach koniſch, ſondern endigt ebenfalls in eine Gruppe von mehreren Spitzen, unter denen zwei an Höhe kaum verſchieden, alſo die eine nur zweifelhaft als Hauptgipfel zu beſtimmen, über die anderen hervorragen. Ganz klar im Sonnenglanze lag er vor uns, am Fuße bewaldet, alle Spitzen mit Schnee bedeckt und wie Silber ſchimmernd, ein roſenroth angeflogenes Wölkchen ſpielte um ſeine Flanke. Die Ilias nennt den Olympos ſchneebedeckt, die Odyſſee dagegen rühmt ihn als verſchont von Regen, Sturm und Schnee, „ſtets umwallet ihn Heitre wolkenlos und ergießet ſich mild ein ſilberner Lichtglanz“. Offenbar iſt es gerade der Schneeſchimmer, den ſich die Phantaſie in die Vorſtellung einer reinen, freien Lichtwelt überſetzte, ſo daß ſie über der Idealität dieſer Vorſtellung ihren Grund und Ausgangspunkt vergaß.

Welche Welt liegt nun vor uns! Die weite theſſaliſche Ebene, dort vom Götterberg, nordweſtlich vom cambuniſchen Gebirge, ſüdweſtlich vom Pindus begrenzt, nordöſtlich ragt der Oſſa, weiter herwärts aus dem Gebirgzug der Landzunge, die den pagaſſeiſchen Meerbuſen (jetzt Volo) einrahmt, der Pelion. Mitten in das Werden der neuen Götterordnung ſehen wir hinein, die Titanen bäumen ſich auf da unten am Fuße des Othrys, wo wir ſtehen, ſchleudern

Felſen gegen den Olymp, Felſen und Donnerkeile fliegen von da gegen die wilden Stürmer und ſchmettern ſie nieder. Was iſt die ſchattige breite Spalte dort nordöſtlich vom hohen Götterpalaſt? Das Thal Tempe iſt es, das ſich geöffnet, als in der Götter- und Titanenſchlacht der Oſſa ſich vom Pelion losriß, der Peneios, die breite Ebene durchſtrömend, ergießt ſich durch dieſe Mündung in das ägäiſche Meer. Einſt bedeckte die große Fluth dieſe jetzt grüne und fruchtbare Fläche, Deukalion und Pyrrha retten ſich in der Arche und landen hier auf dem Othrys; es wird Boden für das Menſchengeſchlecht. Und wie ſich dieſes aus der Wildheit herausgerungen, das erzählt uns der Kampf der Centauren und Lapithen, der ja auch in der Ebene vor uns ſpielt, drüben, hinaus über Lariſſa, im alten Gyrton zwiſchen dem Europus und Peneios: dunkle Erinnerungen vom Streite der jungen ſtädtebauenden Civiliſation mit wilden nomadiſchen Reitervölkern. Es ſind die vorgeſchichtlichen Kämpfe der griechiſchen Bildung, deren Stätte vor uns liegt, der Bildung, die aber nachher von hier ſich hinwegzog und im attiſchen Land ihren ſchönſten Mittelpunkt gründete; die alte Stätte verfiel dem Stillſtand und wurde als Heimat des Zaubers berüchtigt. Das erinnert an die Sage von der Zauberin Medea; dort am herrlichen, tief eingeſchnittenen Golfe lag Iolkos: Jaſon, das Schiff Argo, die älteſte Handelsſeefahrt, das goldene Vließ, die zauberkundige Königstochter von Kolchis tauchen auf in unſerer Erinnerung, wir ſehen den Dolch in der Hand des verlaſſenen wilden Weibes blitzen. — Nicht weit von Iolkos, landeinwärts, doch auch nahe dem Meerbuſen lag Pherä; wir gedenken des Admet und der Alkeſte, der

treuen Gattin, die für den Gemahl in den Hades ſteigt und dem Beherrſcher der Schatten von Herakles wieder abgekämpft wird. Aber noch ein anderes Sagenbild ſteigt auf, das ſtrahlende Lichtbild griechiſchen Heldenthums: der ſüdlichſte Theil der theſſaliſchen Ebene, näher dem Othrys, war die Landſchaft Phthiotis, man erkennt einen Fluß, der weiter nördlich dann in den Peneios ſich ergießt, den Apidanus; an ſeinem Ufer lag Phthia, die Heimat des Achilleus.

Das ſind Geſtalten aus der Sagenwelt, die im Schleier des grauſten Alterthums geheimnißvoll dieſe Gelände, dieſe Geſtade umſchweben, aber mit einem Sprung werden wir in die taghelle Geſchichte entrückt: eine Rieſenentſcheidungsſchlacht, wie die Welt wenige geſehen, iſt nahe demſelben Fluß, auf der nächſten Fläche an den Ausläufern des Othrys geſchlagen: es iſt die Ebene von Pharſalus, wo Cäſar und Pompejus um die Weltherrſchaft kämpften und wo mit Cäſars Sieg der Untergang der Republik entſchieden war. — Könnten wir über all die Bergzüge und Gipfel hin links, nach Weſten, dem joniſchen Meere zu weiter blicken, wir würden die Landſpitze Akarnaniens ſehen, die Namen Actium, Antonius, Octavian ausrufen, und der Koloß des weltherrſchenden Kaiſerthums baute ſich in den Lüften empor.

Mit wie anderer Stimmung ſchauen ſich doch die Stätten an, wo die jugendliche Freiheit und mit ihr die Zukunft occidentaliſcher Bildung gegen übermächtigen Andrang des Orients, ſeines Deſpotismus, ſeines trägen Stillſtands gekämpft hat! Wir ſehen es wimmeln über dieſe theſſaliſche Ebene her, zu Fuß, zu Roß, auf Maulthier, Kameel, Streitwagen, in allen Trachten, in perſiſcher Mütze und

langem Rock, in kaſpiſchen Pelzen, in libyſcher Lederrüſtung, Indier im Baumwollengewand, Aethiopier in Löwen- und Pantherhäuten, über das Haupt die Haut eines Pferdekopfes mit den Ohren und der Mähne, Thrazier in Fuchsbälgen, wildfremde Geſtalten mit Waffen jeder Art, mit Schwert, Lanze, Dolch, Erzpfeil die einen, mit vergiftetem Steinpfeil, Schlinge, Keule, Streitaxt die andern, nach dem Engpaß der Thermopylen wälzen ſich die dunklen Maſſen, um Griechenland zu überfluthen. Wir wenden uns ſüdlich, richten die Blicke dem maliſchen Meerbuſen zu, wir erkennen Felswände und eine Rauchwolke: es iſt der Dampf aus den warmen Quellen, dort liegt der Engpaß, dort ſteht noch, mit wilden Reben, Lorbeer, gelbem Ginſter, Oleander bewachſen der Hügel, der den Gefallenen errichtet ward, der Löwe auf dem Grabe des Leonidas, die Säule mit der Inſchrift ſind verſchwunden; der Engpaß iſt ſchwer zu erkennen, weil das Meer über eine Stunde zurückgetreten iſt und außer den Anſchwemmungen des Spercheios die Kruſte der Niederſchläge aus den Schwefelquellen die ganze Bodenbildung verändert hat. Es war kein Engpaß, wie man ſich ſolchen gewöhnlich vorſtellt: Fels nur auf der einen, auf der anderen Seite Waſſer, die ſchmalſte Stelle nach Herodot von Wagenbreite, vor dieſer Stelle ſtand der Hügel, auf den, von allen Seiten umringt, die Helden todesmüde zuletzt ſich zurückzogen und mit Meſſern, Fäuſten, Zähnen verzweiflungsvoll kämpfend endlich fielen. Der Hügel iſt vermuthlich derſelbe, der auch zum Todtenmal hergerichtet wurde und noch ſteht. — Ich habe hier ein Bild eingefügt, womit ich in der Zeit vorgriff: es war der Tag

nach dem Ritt auf den Othrys, wo wir die Thermopylen sahen. Die Stelle war aus den genannten Gründen nicht leicht zu erkennen; als uns der Weg an einem schmalen Bach hinführte, hieß Göttling den Reisediener vom Pferde steigen und die Hand eintauchen, er zog sie schnell zurück mit dem Ruf: ἵνα χάφο (es ist warm), wir wußten nun, daß wir am Thore zu den warmen Brunnen waren, und kurz darnach stand der Hügel uns vor Augen. — Es ist oft gefochten worden, und nicht weniger tapfer, um die höchsten Güter des Völkerlebens, dieser Kampf aber als der erste in der Weltgeschichte, so klar, so übersichtlich, so klassisch für die Freiheit des ersten Bildungsvolks der Welt geschlagen, ist einzig, ist Symbol für alle gleich ehrwürdigen Völkerkämpfe, und daher auch das Gefühl, womit man auf solchem Hügel steht, ein einziges, ein unvergleichliches.

Wir treten auf die Stelle des Raums und der Zeit zurück, wo wir uns befinden, und betrachten andächtig noch einmal das Oetagebirge, durch dessen Eichwald wir nach Lamia geritten kamen. Was der Mythus von seinem kahlen Gipfel erzählt, das stimmt gar gut zu dem Großen, das an seinem Fuß, im Engpaß, geschehen ist. Dort hat sich Herakles in der Qual seiner Brandwunden vom Nessushemde den Flammentod gegeben, die Schlacken der Sterblichkeit ausgeläutert und ist zu den Unsterblichen, zu dem Olymp emporgeschwebt. Er war der Ahnherr des Leonidas und der Spartanerfürst wollte des Ahnherrn nicht unwürdig sein; auch er und die Seinen haben in freier That das Sterbliche in ihnen ausgetilgt und im Tod unsterbliches

Leben gewonnen, Leben auf den Olymposhöhen der Geſchichte. — Noch eine Stelle erinnert an die Perſerkämpfe. Wir wenden den Blick mehr nordöſtlich; den verzahnten Küſten des pagaſſeiſchen Meerbuſens gegenüber ſchimmert gelblich in der blauen Flut die Nordſpitze der Inſel Euböa, Artemiſion; dort haben die Athener mit ihrer Flotte die erſte Probe gegen Xerxes im Seekampfe ruhmvoll beſtanden; die Schlacht blieb unentſchieden, aber es folgte der Tag von Salamis. Wir haben die Inſel, die dieſen herrlichen Sieg geſehen, nahe vor Augen gehabt, als wir, von Athen unſere Reiſe antretend, auf der alten Straße nach Eleuſis hinritten; im hellen Sonnenlichte lag uns gegenüber der Berg Aegaleos, wo Xerxes ſich den Thron hatte errichten laſſen, von welchem er dem Kampfe zuſah; wir haben das Schlachtfeld von Platää (jetzt Kokla) beſucht, wo im Frühjahr darauf durch den herrlichen Landſieg die Thermopylenkämpfer gerächt worden ſind und Mardonios, als er vom weißen Pferde ſtürzte, „die Buße für Leonidas Blut bezahlt hat“ (Herodot); dieſem tapfern Feinde ward ein Denkmal errichtet und wir glaubten in den Reſten eines kleinen Heroon es erkennen zu dürfen. Wir haben endlich das Schlachtfeld von Marathon geſehen; ich werde die Stunde nicht vergeſſen. Ich war unwohl, das griechiſche Fieber begann ſich einzuſchleichen; zu müde, mein Thier anzutreiben, blieb ich zurück, während Göttling und der Reiſediener ſchon weit vorwärts auf der breiten Ebene ritten. Mein Pferd wieherte nach ſeinen Stallgenoſſen, dabei ſchrack ich auf und es fiel mir nun ein, wie Pauſanias berichtet, man vernehme auf der Ebene in jeder Nacht Gewieher von Pferden und

Kampfgetöse von Männern; jetzt war die Stimmung da und lebte mir das Schlachtbild auf. Ich sah die Athener mit den langen Lanzen auf die Reihen der Barbaren herabrennen in festgeschlossenen Gliedern; es war in der That wie ein großer Bajonettangriff. Die persische Reiterei durchbricht dennoch ihre Mitte, während die Flügel des Feinds nach den Lagunen zurückgedrängt werden; jetzt sammeln sich rasch die Athener mit den Platäern gegen jene Sieger im Centrum, schlagen sie nach heißem Kampfe und drücken nun die ganze in Verwirrung gerathene Masse nach dem Meere hin, würgen sie in die Ufersümpfe hinein, nehmen sieben feindliche Schiffe und auf den übrigen rettet sich, was dem Gemetzel entkommt. Auch ein Laie kann sich leicht eine Vorstellung vom Hergang machen, leicht begreifen, welche Verblendung es von den Persern war, hier die Schlacht zu liefern, in diesem halben Amphitheater, wo der Feind die ausnehmend günstige Stellung an den Höhen zum wirksamen Anlauf einnahm und wo ihre Hauptkraft, die Reiterei, sich so wenig entwickeln konnte, weil, was sie nicht bedachten, nur die Mitte fester Boden, die Theile gegen das Meer hin tiefer Schlamm waren. Noch sieht man Reste von zwei Denkmälern: der Küste nahe den Hügel, der den hundert zwei und neunzig gefallenen Athenern errichtet ward; die gelbliche Erde ist, wie man sieht, oft aufgewühlt, die Stelen, die darauf standen, sind natürlich längst verschwunden; man sagte mir, es seien da unter anderem noch neuerdings äthiopische Pfeilspitzen aus Feuerstein gefunden worden. Gegen die Mitte des Schlachtfelds aber finden sich die Reste eines Marmormonuments; ein viereckiger Unterbau ist noch zu er-

kennen, mächtige Blöcke liegen noch umher; dies war wohl das Ehrenmal des Miltiades.

Rufen wir unſere von den nahen Thermopylen ins Weite fortgezogene Phantaſie zurück zu unſerem Othrysgebirg und ſeiner Ausſicht, um den Blick noch ſüdlich auf jenen ſchneebedeckten Höhen ruhen zu laſſen. Es ſind die Gipfel des Parnaß, von deſſen Rücken und Schluchten wir vor wenigen Tagen herabgeritten gekommen ſind; wir hatten die Stätte des Tempels von Delphi, hatten die kaſtaliſche Quelle geſehen, wie ſie aus der Felsſpalte noch heute in eine halbkreisförmige Faſſung und aus dieſer hervorfließt; wir hatten natürlich nicht verſäumt, einen Trunk aus ihr zu thun, und hier kann ich nicht umhin, einen komiſchen Moment zu erwähnen. Wir hatten bis dahin vergeblich uns bemüht, eine Schrift zu leſen, die auf dem Hornheft meines in Athen gekauften Reiſemeſſers ſtand. Wie wir vom Trunk an der Quelle kommen, lieſt Göttling wie wunderbar inſpirirt leichtweg den ſchönen Spruch: μαθήματα παθήματα. Herrlich war der Blick von den Terraſſen, den περίβολοι, worauf Stadt und Tempel einſt ſtand, hinab ins tiefe Thal, wo durch grünes Feld und Olivenpflanzung der Pleiſtos rinnt: „es quillet heller nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab"; jenſeits aber, in einem ragenden Felſen, klafft eine große Höhle, das war die Behauſung des Drachen Python. Rechts hinab öffnet ſich das Thal in einen Olivenwald, der mit ſeinem feinen Graugrün herüberſchimmert: es iſt das kriſſäiſche Feld.

Und hiemit wollen wir dieſes Ausſichtsbild ſchließen:

Götterberg, — Heldensage und Großthaten der Geschichte, — Dichterberg, Heiligthum des Geistgottes und der Musen. — Aeschylos hat bei Marathon, Salamis, Platää mitgefochten. Die Griechen haben auch um ihre Altäre gekämpft, und da sie eine Athene, einen Apollo verehrten, so fiel der Kampf um ihre heiligen Stätten mit dem Kampf um ihre Bildung zusammen. Daß aber der Schöpfer ihrer Tragödie mitfocht, der Dichter der „Perser", der Dichter des leuchtenden Siegesbilds im Botenberichte von der Seeschlacht, — wie sie vorrücken mit freudigem Gesang — „auf, o Hellas Söhne, kommt! Das Vaterland befreit, befreiet Weib und Kind, befreit der heimatlichen Erde theuren Sitz, der Väter Gräber! Jetzt um alles kämpfen wir!" — daß der mitgeschlagen, der es so besang: dies ist ein persönliches Band zwischen Heldenkraft und Geist, wie die Welt es schöner nicht sehen kann. Auch bei anderen Völkern hat Leier und Schwert sich verbunden; hier, bei den Griechen erhöht sich die innere Schönheit der Verbindung durch die Schönheit der Culturformen, in deren Gewand sie erscheint, zu einem Idealbild, das wie ein wunderbarer Traum aus uralter Zeit in alle Gegenwart und Zukunft herüberleuchtet.

Wir stiegen wieder hinab zu unserem Kloster und fanden von dem gastfreundlichen Abt ein Mahl zubereitet, wozu sich nun außer drei Offizieren der Horophylaken der Oberst, der Syntagmatarchos (Bataillonsherrscher) einfand, Christophoros Perrhäbos (Περραιβός), ein gedrungener Sechziger, in Nationaltracht wie die Andern. Wir lagerten uns im Garten unter einer Platane zwischen Reben auf der Erde, zuerst ward das beliebte Voressen der Griechen gereicht, Trauben,

beeren in Raki (Weinbranntwein), und dann ein gebratenes Lamm zuerſt unzerſchnitten an einem Spieß von zwei Stratioten vorgetragen; ich kannte dieſe Sitte von dem Gaſtmahl, das die Hochſchule von Athen in der Akademie des Plato, auf einem Hügel im Oelwald der attiſchen Ebene, dem Archäologen Otfried Müller gab; hierauf wurde der Braten zerlegt, auf einer hölzernen Platte klein zerſchnitten aufgetragen, gut antik dienten die Finger als Meſſer und Gabel. Der feurige Wein wurde von zwei prächtigen Mundſchenken gereicht, Unteroffizieren, die mit dem Krug in der Linken, einer vergoldeten, fußloſen Silberſchale in der Rechten wartend ſtanden, bis ihnen einer der Speiſenden einen Wink gab, dann ſchenkten ſie ein, boten und ſtanden, ſo lang der Gaſt trank, geneigt und die Rechte auf die Bruſt gelegt: ich ſehe ſie noch, die ſchönen, ſchlanken Leute in ihren Fuſtanellen und weißen, Weiß auf Weiß verſchnürten Jacken, im Gürtel Yatagan, Piſtolen und zwei meſſingene Patrontaſchen. Wir hatten auch von dieſer Stelle immer noch eine weite Ausſicht: ſüdlich auf die Gipfel des Oeta, nördlich auf ein Stück der theſſaliſchen Ebene, die Ausläufer des Pindusgebirges links und pagaſſeiſchen Meerbuſen rechts. Unſere Geſpräche gehörten dem Schickſale Griechenlands und nun ſtehe ich an dem Punkte, der mich vor allem beſtimmt hat, dies Reiſebild dem älteren noch hinzuzufügen. Dieſer Oberſt Perrhaibos hatte als Führer einer Suliotenſchar mit dem grimmen, blutigen und tückiſchen Ali Paſcha ſich herumgeſchlagen, ihn trotz ſeiner Ueberzahl mehr als einmal beſiegt, ſchließlich den Fall Sulis nicht abwenden können, dann aber den ganzen Befreiungskampf mitgefochten und

endlich erleben müſſen, daß von ſchmutziger Staatskunſt ſein geliebtes Vaterland ſo ſchmählich verengt wurde, daß mit ſo viel Blut gedüngte Lande wie dies Epirus und Theſſalien dem Feinde zurückfielen und der junge Staat zu engbrüſtigem Halbleben verdammt wurde. Er hat den Befreiungskrieg ſelbſt beſchrieben und ſchenkte Göttling und mir die zwei Bände dieſes Werks: Ἀπομνημονεύματα πολεμικὰ u. ſ. w. Das Werk umfaßt die Jahre 1820—1829. Er war vom Olymp gebürtig: Χριστόφορος Περραιβὸς Ὀλύμπιος, ſo hat er ſich mit eigener Hand in mein Tagebuch eingeſchrieben und wie ich heute die Züge ſeiner Hand wieder betrachte, ſehe ich ſeine hellen, ſoldatiſch blickenden, in Schmerz und Zorn aufblitzenden Augen hinübergerichtet nach den Stätten jener Kämpfe, nach Norden und Nordweſten, nach Theſſalien, nach dem Epirus, als ſähe er Janina, den Sitz Ali Paſcha's, vor ſich und die Berge, die wilde Felswelt Suli's, wo durch tiefe, ſchreckliche Schluchten jene Waldſtröme dem joniſchen Meer zurauſchen, die der ſchauernden Phantaſie der Alten als die Flüſſe der Unterwelt erſchienen: der Cocytus und Acheron. Perrhäbos hat auch die früheren Kämpfe der Sulioten beſchrieben: Ἱστορία Σελίδ καὶ Πάργας (1815). Man weiß, was Furchtbares in jenem Vorſpiele der Erhebung des ganzen Griechenland dort im Jahre 1803 geſchehen iſt. Nach jahrelangem Widerſtande der tapferen Sulioten in ihren trotzigen Felsneſtern erſcheint Ali Paſcha mit überlegenen Kräften, Suli fällt durch Verrath, Kiapha wird erſtürmt, in Hagia Paraſkevi hält ſich noch mit einer kleinen Schaar der Mönch Samuel, die Felshöhe wird von Alis wilden Arnauten erklommen, aber im Momente, wo ſie eindringen, fliegt die

Bergfeste mit ihren Vertheidigern in die Luft: Samuel hat seine Getreuen um ein Pulverfaß versammelt, ein kurzes Gebet gesprochen und dann die Lunte aufgesetzt: die That, die später, 1821, Georgios, der Olympier, im Kloster Sekka und 1824 die Besatzung des Befestigungswerks von Psara wiederholt hat. Auf den benachbarten Fels aber hatte sich eine Anzahl Weiber mit ihren Kindern geflüchtet, sie wurden von Ali Paschas Horden aufgespürt, wußten, was ihrer wartete, schon hört man das nahe Jauchzen der lechzenden Schlächter, und die Frauen ergreifen ihre Kinder, schleudern sie in die tiefe Schlucht, in die Wellen des Todtenflusses Acheron, und stürzen sich ihnen nach, alle ohne Ausnahme. — Perrhäbos erzählte uns manche Momente aus seinen eigenen Thaten und Schicksalen im Befreiungskriege selbst, im späteren Kampfe der Sulioten (1822), in Mittelgriechenland und im Peloponnes; der Tage von Misolunghi wurde gedacht, der Namen Byron und des Württembergers, der neben ihm und Markos Bozzaris dort begraben liegt, des Grafen Normann. Stets aber kehrte die Rede bitter klagend zu der Schmälerung des schnöd betrogenen Landes zurück; wir tröfteten uns auf Hoffnung, auch wir Deutschen trugen ja die ungestillte Sehnsucht nach einem wirklichen und ganzen Vaterland im Herzen, und so ließen wir in griechischem Rebenblut jeder des andern Heimat und ihre Zukunft hochleben.

Es war Zeit zum Aufbruch, wir stiegen nach herzlichem Lebewohl zu Pferde, man gab uns zwei Stratioten zur Begleitung mit, die uns an einer kleinen Kaserne, eine halbe Stunde vom Kloster, zwei andern übergaben und beim Abschied uns zu Ehren ihre langen Flinten abschossen.

Ich habe mir, ehe die Sonne untergieng, auf dieſem Heimritt noch einmal recht die Natur Griechenlands eingeprägt. Von jeder bedeutenden Höhe glaubt man in eine Welt verſteinerter ungeheurer Wellen zu ſehen, das Land iſt ganz durchäſtet mit faſt völlig kahlen Gebirgen. Sogleich im Anfang unſerer Reiſe ſahen wir den Kithäron, der einſt das ſtehende Beiwort: der waldige führte, nackt in der Sonne glühen. Nicht nur mittelalterliche, dann türkiſche Barbarei hat die Wälder verwüſtet, eine Gewohnheit der Hirten hat nicht wenig zu ihrem Untergang beigetragen: ſie pflegten, ehe ſie von der Alme heimfuhren, das Gras anzuzünden, damit die Aſche den Boden für das nächſte Frühjahr dünge, und dadurch gerieth öfters ein Wald in Brand. Wir ſelbſt ſahen einmal von weitem einen der ſeltenen Wälder, die noch beſtehen, einen Weimuthkiefernwald, lodern und qualmen. Was die Verwüſtung überlebt hat, iſt da das genannte Nadelholz, dort ein Wald von hohen, breitkronigen Pinien oder von Platanen, Eichen, Terebinthen. Plaſtiſch betrachet iſt dieſe Entlaubung meiſt eben kein Schaden für die Formen, denn die Berge Griechenlands ſind vorherrſchend ſo edel, ſo ſtylvoll modellirt, wie viele Berge Italiens, welches kaum minder das Schickſal der Entwaldung erlitten hat; wer den Monte Baldo am Gardaſee betrachtet, wird ſich wundern, zu vernehmen, daß man den Namen Baldo vom deutſchen: Wald ableitet; vom Künſtlerſtandpunkt aus wird er freilich nicht beklagen, daß derſelbe den grünen Schmuck verloren hat. Anders natürlich, wenn man das Wohl der Menſchen im Auge hat, dann möchte man weinen über dieſe Beraubung; einen Wald auf

Steingebirge, deſſen Humus abgeſchwemmt iſt, wieder pflanzen koſtet unendliche Mühe, Zeit und Geld, und woher ſoll Griechenland das nehmen? Eine der ſchlimmſten Folgen iſt das Verſiegen der Quellen, daher die Vertrocknung oder Verkümmerung der Flüſſe und die Verſumpfung ganzer Thäler. Wo Gebirgsmaſſen mit breiten Ebenen wechſeln, da ſieht man dieſe meiſt vertrocknet, verbrannt, traurig braungelb; man kann ſich davon ein Bild machen vor Rottmanns Gemälde: die Ebene von Korinth. Wo aber die Berge enger zuſammenrücken, da bildet ſich über dem ſumpfigen Land, worin ſtockende Flüſſe mühſam ſchleichen und Menſchenhand noch nicht gründlich abzuhelfen und anzubauen oder nur kleine Pflanzungen von Reben, Limonen, Korinthen zu pflegen vermag, ein ganzer Wirrgarten von wildem Wein, Myrthen, Lorbeer, Geſträuch und Unkraut aller Art, mit gelbem Ginſter, rothem Oleander durchſchoſſen, da muſicirt, beſonders gegen Abend und Nachts, eine unendliche Thierwelt. Alle möglichen Inſekten, voran die Cikade, ſummen, grillen und zirpen, wilde Tauben girren, Steinhühner locken, Schnepfen quieken, Nachtigallen ſchlagen, unzählige Fröſche quaken; manchmal hört man plötzlich einen der Sänger erbärmlich aufſchreien: eine Schlange oder ein Storch hat ihn erwiſcht, alles verſtummt, aber nach kurzer Pauſe iſt der Schrecken vergeſſen, ein Baſſiſt fängt wieder an und der Chor folgt nach. Mit Skorpion und Tarantel, an denen es nicht fehlt, habe ich glücklicherweiſe keine Bekanntſchaft gemacht. Bei dem geliebten Thierchen Anakreons, der Cikade, fällt mir eine drollige Scene ein, die auf dem ſpäteren Ritt von Epidawro (Epidauros) nach Nauplia vor-

kam. Ich hatte mir noch keine dieſer hellen Sängerinnen genauer beſehen, hieß den Agogiaten mir eine fangen, er that es und hielt mir die Ergriffene vor die Augen. Die Cikade, bedeutend größer als unſere Grille, hat auf dem ſchwarzen Kopf eine gelbe Zeichnung, die gerade wie ein Fratzengeſicht ausſieht. Es ſtimmte mich komiſch und ich machte unwillkürlich das Fratzengeſicht nach, darüber mußte der Kerl ſo lachen, daß er ſich unter dem Ausruf: ὦ κατ-μένε (verbrannter, toller Menſch) auf den Boden warf und wälzte. Ich hätte nicht geglaubt, daß der wilde Menſch ſo viel Humor beſäße; er war mir von Anfang an unheimlich geweſen; ich war allein mit ihm, ohne Landwächterbegleitung, ohne Reiſediener, denn mein Reiſegenoſſe Göttling war nicht bei mir und für Einen war mir der Aufwand, den ſolches Geleite bringt, zu groß, doch hat mir der gefährliche Humoriſt nur den Streich geſpielt, daß er mir zuletzt meine ſolide Peitſche ſtahl. — Schlangen ſind ſehr häufig, beſonders die giftige Kupferotter, und einmal, auf dem Wege von Molo nach Talandi, hörte ich, wie wir über eine Fläche hinritten, im nahen niedrigen Gebüſch ein eigenthümliches Raſcheln; ich ritt hin und ſah eine Kupferotter, die eben eine der großen grünen Lacerten gepackt, dreimal umſchlungen und ihr den Rachen auf den Hals geſetzt hatte. Das arme Thier zappelte und zitterte. Die kleine Gruppe war ſo plaſtiſch, daß man nur gleich mit Thon hätte darüber kommen mögen, aber ich befreite mit einem Schlag der Peitſche das wehrloſe Opfer. Die Menge von Amphibien zieht eine Menge von Störchen an, und wir ſahen oft, z. B. in Lebadia, zwei, ja drei Neſter des langbeinigen

Vogels auf dem Dach eines einzigen Bauernhauſes. Ihr Geklapper vermehrt das tauſendtönige Concert. Ein anderer, ſtolzerer Vogel ſchwebt häufig genug über dem Wanderer hoch in Lüften und zieht ſeine ſtolzen Kreiſe: der Adler und der Geier. Das breite, ſtetige Schweben und Wiegen ſieht ſo feierlich aus, daß man ganz vergißt, um was es dem königlichen Begleiter des Zeus allein zu thun iſt: er kreist ſuchend und lauernd auf Beute. Dieſe gefiederten Räuber ſind nicht ſcheu; ein mächtiger Geier, an dem wir nahe vorüberritten und deſſen volle, lange Waff wie Hoſen ausſahen, blieb unbewegt im Felde ſtehen. Man jagte ſie damals ſelten, denn ſie waren die Kleemeiſter der Dörfer; gefallenes Vieh wurde einfach vor den Ort hinausgeworfen und das wilde Gevögel ſorgte für Entfleiſchung — „den Adlern und wilden Hunden“ (dem Schakal, der auch noch vorkommt) „zur Beute“, heißt es ja im Homer, wenn ein Held droht, den getödteten Feind ſchmachvoll unbegraben liegen zu laſſen.

Es wurde dunkler, der Mond gieng auf gerade uns gegenüber auf der Höhe des Oeta, an der Stelle, wo auf unſerer Geſichtslinie im Thal die Thermopylen liegen mußten. Wir wurden ſehr ſtille. — Spät Nachts kamen wir in Lamia wieder an. Wie wir in lebhaftem Geſpräch über einen breiten Platz giengen, ruft der deutſche Offizier plötzlich laut: Halt! (στὰς!), wir hörten in Entfernung von etwa fünfzig Schritten eine barſche Stimme griechiſch antworten und ſahen nun einen Soldaten, das Gewehr noch im Anſchlag am Backen. Mürriſch ſetzte er jetzt ab. Es war Belagerungszuſtand in Lamia wegen wiederholter Unruhen,

Durcheinander von Räuber- und Freiſchaarenweſen an dieſer Grenze; es war ſtreng befohlen, daß nach Mitternacht nicht einmal lautes Geſpräch zu dulden ſei, den dreimaligen Anruf der Wache hatten wir überhört, und der Stratiot war eben im Begriff geweſen, zu ſchießen. Von Doktor Zehler waren wir auf einen Nachttrunk eingeladen, er nahm nicht übel, daß wir ihn lange hatten warten laſſen, bei einem Wein, ſo golden und ſo feurig, wie ich ihn nie getrunken, erzählten wir, was wir an dieſem Tage erlebt und geſehen hatten.

Satyriſche Zeichnung.

Gavarni und Töpffer.

Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Schwegler. Jahrgang 1846. Juniheft.

Mit einem Zuſatz über neuere deutſche Karikatur. 1880.

Es liegen die Werke zweier Zeichner vor mir, eines Franzoſen und eines franzöſiſchen Schweizers. Der Zufall hat ſie eben jetzt hier zuſammengeführt, der erſtere ſammelt ſeine zerſtreuten Blätter und die zwei erſten Bände dieſer Sammlung, die bis jetzt erſchienen, ſind mir zur Anſicht zugekommen, der zweite beſorgt eine neue Auflage ſeiner Hefte, welche durch größere Billigkeit ſich die längſt verdiente Verbreitung ſichern ſoll. Sehr ungleich ſind beide Meiſter; beide ſind ſatyriſche Zeichner, aber in ſo ganz verſchiedener Weiſe, daß es vielleicht unräthlich ſcheinen könnte, ſie überhaupt zu vergleichen. Aber es gibt ja kein Geſetz darüber, wie kurz oder weit die Gleichheit in der Ungleichheit der Gegenſtände reichen müſſe, die man vergleicht. Ich beabſichtige keine Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der Karikatur, ſonſt dürfte ich neben dem Franzoſen nicht einen Daumier, Cham, Grandville und andere, neben dem Schweizer nicht Diſteli, und noch weniger dürfte

ich die Engländer übergehen. Zu einem ſolchen Ueberblick reichen die Mittel der Anſchauung, die mir zu Gebote ſtehen, bei weitem nicht aus. Vielleicht dient die Beleuchtung eines Theiles, die ich hier gebe, einſt einem Unterrichteteren als Material für eine lehrreiche Geſammtdarſtellung.

Der Franzoſe iſt Gavarni. Er greift mit leichter und glücklicher Hand in das Element hinein, das ihn umgibt: die Pariſerwelt mit den Dornen, die unter ihren Roſen lauern. Durchaus fein, durchaus geſchmackvoll, durchaus genußluſtig iſt die Geſellſchaft, in die er uns führt, auch durchaus ſittlich anbrüchig und, wie der Feinſchmecker das Wildpret liebt, anrüchig. Die Ueberſchriften ſagen uns deutlich genug, wo wir ſind: Fourberies de femmes en matière de sentiment. Clichy, Paris le soir. Les enfants terribles. Traduction en langue vulgaire. Les Lorettes. Les actrices. Aus dieſer argen Welt nimmt Gavarni einen Moment heraus, haſcht ihn im Vorüberflug bei der Locke und hält ihn mit Zauberkraft feſt. Jedes Bild iſt vereinzelt, faßt in der Spitze eines Augenblicks eine Vergangenheit und eine Zukunft zuſammen; ein einziger Blick, und wir ſehen in die langen Tage einer Ehe, die Unordnungen eines leichtſinnigen jungen Menſchen, die Intriquenketten einer Kokette, den Abgrund des Elends der Hauptſtadt, das Treiben der Lorette, das Spiel der Schauſpielerin hinter den Couliſſen hinein; der Vorhang fällt raſch, wie er ſich vor dem ſcharf beleuchteten Bilde gehoben hatte, wieder herab; aber der Blick war ſo haarſcharf, daß uns die Augen beißen. Gavarni iſt durch und durch momentan und ſchon darin ganz epigrammatiſch. Nun verbinden ſich

uns aber die Bilderreihen zu einem Ganzen und das Vereinzelte wird zum Allgemeinen, wird zum Genre; ein Gemälde der modernen Gesellschaft mit ihren Reizen und dem Gifte darunter, eine süße Frucht, worin eine Wespe mit gefährlichem Stachel sitzt, lüstern und unheimlich, traulich und durchtrieben, glänzend und unterhöhlt, höchst appetitlich und mit einem Beigeschmack von pikantem Ekel hat sich vor uns zusammengesetzt. Gavarni zürnt diesem Zustande nicht, er ist kein Satyriker, dem der Unwille gegen die verdorbene Welt eine gesalzene Gerte in die Hand gibt; er ist kein Juvenal. Er schwimmt mit, er heult mit den Wölfen. Er ist boshaft mit Grazie, nicht boshaft in dem Sinne, wie der gerechte Zorn es sein kann, wenn er der verdorbenen Welt unverhofft und schonungslos ihre Blöße und Selbstzerstörung aufdeckt. Nein, er ist boshaft mit den Boshaften, die er darstellt. Ein frivoles Lächeln zuckt fein um seine Mundwinkel, wenn er den Ehemann zeichnet, der seiner Frau den Korsetnestel löst und sich naiv wundert, wo er heute morgen einen Knoten gemacht hat, heute Abend eine Schleife zu finden. Warum hat auch der Schöps das schöne Weib genommen? — Die drei Stutzer dort verdienen noch weniger Mitleid, sie schweifen wie Möven an einem Kai von Paris; alle drei sind durch ein süßes Briefchen um dieselbe Zeit auf denselben Platz von derselben Dame bestellt, aber daneben ist das wahre Billet an den Vierten, welcher der Hahn im Korbe ist, während die drei sich halb zu Tode warten, einfach und ohne weiteren Zusatz abgedruckt. Wohl bricht mitunter mächtig ein tragisches Gefühl des Sünden-, Elends- und Jammerpfuhls durch; die Furie

wirft einen herzverſteinernden Blick aus den Augenhöhlen der komiſchen Maske. Eine Lorette, eine herrliche Geſtalt, wirft ſich verzweifelnd an die Wand, drückt das Geſicht an den kalten Stein, ringt die Hände und ruft: „Avoir perdu ses plus belles années, tout ce qu'on avait d'illusion, de simplicité de coeur! jeunesse! avenir!“ . . . et tout!“ Aber die Genoſſin ihres Jammers, die daneben ſitzt und einen elenden Brocken Speiſe vom Teller ißt, macht einen Witz über das ganze Elend: „pour un crapaud comme ça!“ und weg iſt der furchtbare Ernſt; das Lächeln des Weltmannes hat die Entſetzenszüge der Tragödie zu einem Nichts verwiſcht. Zwei Jammergeſtalten zeigen ſich im nächtlichen Paris, an eine Mauer gelehnt, ein zerlumpter Mann, der, die Arme gekreuzt, ein Bild des Hungers, vor ſich hinſtiert, und zuſammengekauert neben ihm ein Knabe mit eben ſo jammervollen, verhungerten, hoffnungsloſen Zügen. Unter dieſem Nachtbilde ſtehen nur die zwei Worte: Souperont-ils? Eine Welt des Entſetzens, ein Schrei der Menſchheit iſt in den Zirkel dieſer wenigen Silben eingeſchloſſen, die uns das Herz zuſammenſchnüren. Ich weiß nicht, ob Gavarni dies gewollt hat, dieſe furchtbare Frage an das Schickſal der Menſchheit, dieſen Seufzer aus dem Abgrunde des Proletariats. Wenigſtens meine ich, er hätte den hungernden Mann in dieſem Fall anders gezeichnet: einen tüchtigen Mann, der arbeiten könnte und möchte, oder wirklich arbeitet, wie Hübners Weber; aber der Mann hier mit dem zuſammengekniffenen, nach Art der Windbeutel ſchief aufgeſetzten Hute hungert wohl nur, weil er ein Lump, ein Spitzbube iſt; es fragt ſich ſehr, ob er unſer Mitleiden ver-

dient, und ich weiß nicht, ob nicht die Meinung ist, daß wir zu dem Souperont-ils zwar halb seufzen, aber auch halb lachen sollen.

Was immer am peinlichsten bleibt, das ist die Unterwühlung der Ehe, wie sie in den fourberies de femmes und den enfants terribles an Tag gelegt ist. Wohl versteht sich Gavarni vortrefflich darauf, den bethörten Theil, gewöhnlich den Mann, recht abgeschmackt hinzustellen. Man mag sich denken, diese ausgelebten, mürrischen oder dummgalanten, widerwärtigen, häßlichen Ehemänner haben die zierlichen Weiber dem Vater abgehandelt, so oder so erschlichen, und ihnen geschehe nun ihr Recht. Wohl gut; aber die Weiber selbst! Wie reizen sie und wie empören sie zugleich, wer noch einfach fühlt! Eine solche Reihe von artigen Ehebruchgeschichtchen treibt, indem sie dem Auge und allen Sinnen und dem Witze glatt wie ein Aal eingeht, zugleich Grauen, Scham und Unwille, Heiß und Kalt, den rothen Blutstrom und den Todesschweiß der verrathenen Liebe in peinlicher Wallung gegen die Brust und auf die Stirne des Beschauers, der unwillkürlich diese schönen Weiber liebt und in und mit dem Betrogenen die Hölle der Eifersucht, des Argwohns, der vernichtenden Entdeckung empfindet. So viel ist gewiß, daß diese Darstellung nicht aus deutschem Sinn entspringen konnte; ein deutscher Karikaturmaler hätte den Ehebruch in seiner Plumpheit als häßliche Fratze an den Pranger gestellt; er hätte die bethörende, wie die bethörte Seite gegeißelt, hätte mit dem Manne, der den Verrath verdient, auch die Verrätherin als einen Lappen, der des Aufhebens nicht werth ist, hingeworfen, nicht sie in alle

Reize liebenswürdiger Schalkheit gekleidet. Gibt es etwas, das mit dieſer franzöſiſchen Art verſöhnen kann, ſo muß es freilich eben da ſitzen, wo das Verführeriſche, Schlüpfrige, graziös Perfide ſolcher Darſtellungen ſitzt. Iſt der Franzoſe mitten in ſeinem Laſterpfuhle immer gewandt, zierlich, elaſtiſch, fein, ſo hat man in dieſer Eigenſchaft, wiewohl ſie zunächſt blos formell iſt, doch eine gewiſſe Sicherheit, daß ein ſolches Volk ſich über dem Abgrunde, in den ſeine Sitten blicken laſſen, auf den Wellen werde zu halten vermögen. Es iſt ſchlimm, mit der Zerſtörung der ſittlichen Grundlagen des Lebens zu ſpielen, aber wer noch ſpielt, iſt nicht ſo ſchlimm, als wer im Schlechten zudem noch roh, plump und gemein iſt; denn etwas bleibt ihm, etwas rettet er: er bewahrt durch die Herrſchaft der Form die Freiheit, er ſchwebt als Künſtler frei über ſeinem eigenen Sinken, und daraus läßt ſich ein Schluß auf den Charakter ſeines Volkes ziehen. Gewiß ſtände es um uns Deutſche weit ſchlimmer, wenn wir gleich liederlich wären und die Sünde ſo reizend zu zeichnen wüßten, wie die Franzoſen. Die ſchwebende Zierlichkeit dieſes Spieles weist auf eine Art von Schnellkraft, welche dies Volk immer wieder über Waſſer erhält. Wollten wir Deutſche verdorbene Sitten in der Kunſt nicht grob geißeln, ſondern mit Reizen umkleiden, ſo — nun, ich kann ja im Indicativ ſprechen; an Proben fehlt es ja nicht, am wenigſten auf unſern Theatern; man weiß, was herauskommt, wenn der Deutſche hier die elegante Frivolität des Franzoſen nachahmt: ſie wird plump, bleiern, gemein, der leichte Champagnerſchaum wird zerplätſcht und zurück bleibt der Bodenſatz, der rohe Stoff: d. h. das Bild

nicht grober Auspeitschung des Schlechten, wie das uns ansteht, sondern ungeschickter, tölpelhafter Empfehlung des Schlechten, und so stellen wir uns hin als verdorbene Barbaren — wir? nein, doch zum Glück nur jene unter uns, die uns als Volk wahrlich nicht repräsentiren.

Doch finden sich bei Gavarni zwischen den frivolen Stoffen auch so manche ganz unschuldige und naive, über die man herzlich lachen kann, oder wobei man wenigstens von jener Gutmüthigkeit, die dem Franzosen in all seiner Leichtfertigkeit gewiß nicht abzusprechen ist, angenehm berührt wird. Der zierlichen Lorette, die liebkosend ihr Kind auf den Armen hält und es dem Verbot der Frau Großmutter zum Trotze die Namen Mutter und Großmutter zu sprechen anhält, kann man, nachdem sie einmal ist, was sie ist, um dieses Ungehorsams willen gewiß nicht böse sein, wäre sie auch nur halb so reizend im faltenreichen Hauskleide, als sie ist. Die enfants terribles sind nicht lauter Kukukseier, denen der Papa das Geheimniß ihres Ursprungs mit der Grimasse der Desperation ablauscht; sie beschämen ebenso oft durch naives Ausplaudern einen abgeschmackten Geck, einen lästigen Hausfreund; die Schauspielerin zu belauschen, wie sie im höchsten Pathos, die Feuerzange schwingend, ihre Rolle einstudirt, ist doch wohl kein Verbrechen; die Grisette, die das bischen Münze, das sie erworben, zwei armen Kindern schenkt, wird man nicht ganz verdammen wollen; wenn eine hübsche Buhlerin einen üppigen Banquier tüchtig brandschatzt, so wird man diesen sicher nicht bemitleiden, und die gute Frau, die dem armen Manne sein Kind und seine Tabakspfeife nach Clichy

bringt, ſollte doch wohl auch ein deutſches Gemüth anſprechen.

Doch vergeſſen wir nicht, uns Gavarni näher als Künſtler zu betrachten. Es iſt der Geiſt ſeines Volkes, der Geiſt der franzöſiſchen Geſellſchaft, der ihm die Hand führt, aber dieſe Hand hat ja doch lernen müſſen, viel lernen, bis ſie Künſtlerhand wurde.

Gavarni iſt einer der erſten Zeichner Frankreichs. Er iſt nicht nur ganz Geſchmack in der Zeichnung der einzelnen Figur, Meiſter in ſchön gebogenen Nacken, ſchlanken Taillen, zierlichen Füßchen; er behandelt nicht nur das undankbare moderne Gewand mit einer Genialität, die ihm unerwartete Schönheiten ablauſcht; er ſetzt nicht nur ſeine Geſtalten mit freier Herrſchaft über die ſchwierigſten Wendungen, die gewagteſten Verkürzungen in eine Bewegung, welcher nichts von der ſchönen Nachläſſigkeit der Natur abgeht; er ſtellt nicht nur die ſo gewendeten, geſtellten, bewegten Geſtalten in die gefälligſten Gruppen zuſammen: nein, da iſt noch etwas Anderes, ein Etwas, wodurch er ſich über die beſchränkte Richtlinie eines ſchelmiſchen Zeichners der modernen Geſellſchaft in jenes Gebiet der Form erhebt, worin ein Leop. Robert zu Hauſe iſt. Durch die untergeordnete Form der bloßen Zierlichkeit bricht da und dort die hohe, die ideale Schönheit, der Schwung des großen Styles durch, und freilich gerade hier iſt es, wo der Beſchauer ein ſchmerzliches Gefühl am wenigſten verleugnen kann. Man hat eine Empfindung, als ſei es ſchade um ſolche Geſtalten, daß wir ſie nicht als Helden und Heldinnen im Glanze großer Handlung, ſondern als leichtſinnige Schuldner, als

leichtfertige Mädchen und Weiber in ſo frivoler Situation erblicken. Der ſchöne, ſtarke, großgliederige Mann, der in Clichy an der Mauer lehnt, die Kugel zu ſeinen Füßen traurig betrachtet und ſagt: sans le mur cette boule-la irait loin, wäre werth, wo anders zu ſein und frei ſich zu regen auf dem Schauplatze der Thaten. Die Frau, welcher der betrogene Mann die Schnürbruſt aufneſtelt mit der oben erwähnten fatalen Entdeckung, iſt ſo ſchön, ſo bedeutend, ſo mächtig in Formen, daß man wahrlich ausrufen möchte: ſchade, ſchade um ein ſolches Weib! Die Lorette, die ſich verzweifelnd an die Wand wirft und die Hände ringt, iſt ebenfalls von jener bedeutenden Bildung, wie ſie ihre eigentliche Stelle in der hiſtoriſchen Malerei oder im Genrebilde höheren Schwunges, heroiſchen Anklangs findet, und in einem Zuſammenhang, wo tragiſches Gefühl waltet, wäre eine ſolche Geſtalt ganz am Ort, aber da macht wieder jenes pour un crapaud comme ça alles zu nichte. So erinnere ich mich einer weiblichen Geſtalt auf einem Bilde von Gavarni, das im Charivari kam: eine Carnevalsdarſtellung, eine mächtige, groß angelegte, weibliche Geſtalt, einen wilden Cancan tanzend. Das Bild wird in dieſer Sammlung ſicher noch erſcheinen. Das war nicht die lüſterne Zierlichkeit der Griſette, da war die Furie der antiken Bacchantin; da war jene Leidenſchaft, jener dionyſiſche Wahnſinn, den wir auf griechiſchen Reliefs und nicht bei dem franzöſiſchen Pornographen geſucht hätten.

Jemehr nun Gavarni Meiſter der Zeichnung iſt, deſto übler nimmt man ihm freilich, wenn man eigentliche Zeichnungsfehler entdeckt. Nicht die Licenzen, kleinen Inkorrektheiten,

Willkürlichkeiten ſind ihm zu verargen; dieſe werden für ein ſo leichtes Genre, für ſolche geiſtreiche momentane Behandlung, welche ſich mit nichts ſchlechter vertrüge, als mit ängſtlich regelrechter Durchführung, oft vielmehr Hilfen und glückliche Motive. Aber Gavarni hat wenigſtens Einen durchgängigen und entſchiedenen Fehler: er zeichnet das männliche Bein vom Knie bis zum Fuße zu lang und macht ſo faſt aus allen ſeinen Männern, nicht nur den abſichtlich karikirten, Storchen und Kraniche.

Karikiren kann man jedoch ſtreng genommen von Gavarni nicht ſagen. Er chargirt kaum merklich. Seine Hahnreihe, ſeine Gecken, ſeine mürriſchen Gläubiger ſind freilich verwünſchte Figuren, aber niemals unmögliche; ihm iſt die Ueberladung, welche das Naturmaß entſchieden überſchreitet, und ſo natürlich noch mehr das eigentlich Phantaſtiſche und Grotteske, wobei mit den Formen der Geſtalt auch alle anderen Naturgeſetze überſprungen werden, ſo weit ich ihn kenne, fremd. Er iſt Genremaler und zwar Genremaler der modernen Geſellſchaft oder vielmehr, da ſeine raſche Art den Pinſel offenbar ausſchließt, Genrezeichner. Lithographie und Holzſchnitt mit der leichten und doch beſtimmten Handführung, die ſie geſtatten, ſind ſeine Technik.

Gavarni iſt aber auch Meiſter in Licht und Schatten, er weiß ſeine Gruppen oft in ein Helldunkel zu ſetzen, das eines Rembrandt nicht unwürdig wäre. So zu beleuchten, als blitzte ein Licht auf eine beſchattete Gruppe, das alles Charakteriſtiſche an derſelben durch einen raſchen Zauber markirte, dies entſpricht beſonders der ganzen Weiſe ſeiner Auffaſſung. Wir haben dieſe zunächſt um ihres momen-

tanen Charakters willen, wie ſie im Fluge die Spitzen des Lebens berührt, epigrammatiſch genannt. So ſind aber dieſe Darſtellungen noch aus einem andern Grunde zu nennen. Sie wirken nämlich wie lauter einzelne Witzworte, oder richtiger, ſie werden gerade nur durch die hinzugeſetzten eigentlichen Witzworte, durch die Unterſchrift, ganz zu dem, was ſie ſind. Aber nicht der Zeichner macht einen Witz über und auf das, was er darſtellt, wodurch hier die künſtleriſche Darſtellung ganz zum Beiläufigen herabſinken würde. Er ſpricht ganz ſelten in eigener Perſon und dann nur mit ein paar Wörtchen, wie: souperont ils? oder auf dem Bilde, wo zwei Nebenbuhler ſich vor einer Vorthüre begegnen: deux soupçons. Gewöhnlich läßt er ſeine Figuren ſelbſt reden und zwar auf zweierlei Weiſe. Bald ſtellt er ſie in ganz nachläſſiger, unthätiger Situation dar; ſie recken ſich auf einem Sopha, lehnen ſich an eine Wand, laſſen ſich ganz gehen, wie ſie mögen, ſie „dämmern", plaudern dazu, und unten ſteht, was ſie plaudern. Das Wort ſteht in keinem nothwendigen Zuſammenhang mit der Geberde, ſie könnten auch etwas anderes ſagen; aber gerade, während man ſich ſo gehen und fallen läßt, die Beine von ſich ſtreckt, mit der Hand an der Tapete rutſcht, ſchwatzt die Zunge behaglich den alten Adam aus, den man in jeder gehalteneren Stellung verbirgt und verhüllt. So lernen wir dieſe Menſchen kennen, was ſie treiben, was ſie lieben, wie ihnen zu Muthe iſt. Und nun, was iſt Gavarni für ein Schelm von Beobachter! Wie gut weiß er, was man für ein Geſicht macht, wie man ſich dehnt und lehnt, wie man mit den Fingern ſpielt, mit den Augen zwinkert, in

den Haaren ſpielt, während man ſo etwas ſagt, wodurch man in der Dämmerlaune des Langweilens ſein Inneres verräth! Der Zuſchauer hat durchaus die behagliche Genugthuung, Perſonen zu belauſchen, die ſich nicht belauſcht wiſſen, hinter einen Vorhang zu ſehen und Menſchen zu ſtudiren, die ſich unbeobachtet glauben. Kann man nun die ganze Behandlung dramatiſch nennen, ſofern die dargeſtellten Perſonen ſich durchaus vermittelſt der Reden, die ſie führen, dem Zuſchauer verrathen, ſo ſind ſolche Situationen innerhalb des Dramatiſchen mehr epiſch, denn wir blicken in Zuſtände, in Sitten, nicht in Handlungen. Dagegen ein andermal und ebenſo oft ſehen wir die Perſonen leidenſchaftlich bewegt, man zankt, man ſchilt, man hält Gardinenpredigten: nun ſteht die Rede in unmittelbar nothwendigem Verhältniß zur Geberde, und hier wird die Behandlung in relativ engerem Sinne dramatiſch. In beiden Fällen aber fehlt zum wahrhaft Dramatiſchen die Fortführung einer und derſelben Handlung durch eine Reihe von ſchlagenden Momenten, die ſich auseinander entwickeln. Die Genremalerei überhaupt als Gattung iſt epiſch zu nennen, wie bewegt ſie auch ſein mag, denn ſie ſtellt ſelbſt in den aufgeregten Scenen nur Zuſtände, Sitten, nicht Colliſionen dar, die der Griffel der Geſchichte zu verzeichnen hätte. Innerhalb des Epiſchen wird ſie dramatiſch durch ſolche haarſcharfe Zuſpitzung zum Momente, wie bei Gavarni, und noch mehr, wenn dieſer Moment leidenſchaftlicher Art iſt. Gavarni iſt nun zwar außerdem in dem beſonderen Sinne dramatiſcher Genrezeichner, daß zu ſeinen Scenen das unten beigeſetzte Wort unentbehrlich iſt, wenn er aber dadurch der eigentlichen dramatiſchen

Darſtellung ſich nähert, ſo tritt er doch, wie alle ſatyriſchen Zeichner, die wir in Ermanglung eines andern Worts Karikaturmaler nennen, vielmehr eben dadurch aus der ſelbſtändigen Gattung der Kunſt der Malerei heraus. Die Malerei treibt wie die Poeſie aus ihrem Stamme gewiſſe Nebenzweige, worin verſchiedenartige äſthetiſche Mittel, wie hier Bild und epigrammatiſches Wort, ſich zur Darſtellung einer Stimmung verbinden, die ſich mehr oder minder negativ und auflöſend zur Welt der Erſcheinung und Wirklichkeit verhält: gemiſchte Sphären, worin man, obwohl ſie nicht den Werth der wahren und freien Schönheit anſprechen dürfen, doch das Ausgezeichnetſte leiſten und die Mitwelt zum Danke für die vollkommenſte Aufhellung des Bewußtſeins über ſich ſelbſt, die Nachwelt zum Danke für die Eröffnung der tiefſten Blicke in das Weſen einer Zeit verpflichten kann. So wird auch dieſer geiſtreiche Spiegel der Pariſer Sitten des neunzehnten Jahrhunderts mehr als vorübergehenden Werth behaupten und durch die Meiſterſchaft der Behandlung noch viele Augen erfreuen.

Ich lege die zwei eleganten Bände zurück und ſchlage das erſte beſte von den Töpffer'ſchen Heften auf. Welcher Gegenſatz auf den erſten Anblick! Ich traue meinen Augen kaum: ſo, gerade ſo waren ja unſere kindiſchen Striche, als wir im Seminar die Knabenphantaſie in närriſchen Fratzen übten! So willkürlich giengen wir mit der Geſtalt um, ſo verloren irrten die Züge, gleichgiltig, ob die Linie zwiſchen Mund und Naſe, Bein und Rumpf ſich vereinigte, ob ein Knorren mehr oder weniger ſich wie Warzen an Kartoffeln anſetzte, wenn nur endlich auf dem Krokodil in

Kappenſtiefeln der Reiter, auf deſſen geſattelter Naſe ein zweiter ſaß, zum Ergötzen der ſtaunenden Kameraden fertig wurde. Unfehlbar derſelbe Styl, wie in der damals zwiſchen Kloſtermauern blühenden Malerſchule, von welcher die Annalen der Kunſtgeſchichte unzweifelhaft für ewig ſchweigen werden! Aber ich ſehe genauer hin, ich blättere weiter, und ſiehe da, dieſe geſetzloſen Linien, dieſe willkürlichen Mittel treten zur beſtimmteſten, in ſtrengſter Folge gehaltenen Charakteriſtik zuſammen, dieſe ganz verrückte, lotterhafte Zeichnung wird zum wohlerwogenen, planmäßigen Organe in der Hand eines Mannes, der im Unſinn ſinnvoll, im Delirium weiſe iſt und nach den Geſetzen verborgener Berechnung ſein tolles Pferd zum ſicheren Ziele leitet. Man meint, es ſpringe allein: nicht ſo, es ſitzt ein Kutſcher auf dem Bock, man ſieht ihn nur nicht.

Töpffer iſt franzöſiſcher Schweizer, dem Namen nach von deutſcher Abkunft. Deutſch iſt entſchieden ſein phantaſtiſcher Styl, ſeine willkürliche, närriſche Zeichnung. Noch in ganz anderem Sinne werden wir dem Deutſchen in ihm begegnen, wenn wir nur erſt, nachdem wir uns von der Ueberraſchung des erſten Anblicks erholt, ihn etwas genauer betrachten und auseinander legen. Dann werden wir aber zugleich auch ſehen, wie ſich der Deutſche in ihm ganz mit dem Franzoſen verbindet.

Es ſind in der neuen Ausgabe der Werke dieſes wunderlichen Kauzes, den bekanntlich ſchon Goethe ſehr hoch gehalten hat, bis jetzt zwei Hefte erſchienen: Histoire de Monsieur Jabot und H. de Monsieur Crépin. Die folgenden werden enthalten: H. de Monsieur Pencil,

H. de Monsieur Vieux Bois, H. du Docteur Festus und H. de Monsieur Albert. Dazu werden zwei Hefte kommen, worin Töpffer vorzüglich sein höchst bedeutendes Talent als Landschaftszeichner entwickelt: Essais d'Autographie, paysages et figures und Voyage autor du Montblanc, dans les Vallées d'Hérens, de Zermatt et au Grimsel. Was in der neuen Ausgabe noch nicht erschienen ist, liegt in der ersten vor mir.

Wenn Gavarni ganz momentan ist, so ist dagegen Töpffer ganz continuirlich, er läßt seinen Gegenstand nicht fahren, um zu einem andern überzugehen und so aus vielen für sich bestehenden Bildern ein Sittenbild der Zeit zusammenzusetzen, sondern er macht an demselben Gegenstand fort, läßt organisch Eine Scene aus der andern herauswachsen und ruht nicht, bis er ihn ganz ausgesponnen, alle im Keime liegenden Motive erschöpft und zum Abschlusse geführt hat.

Er nimmt für jedes seiner Hefte ein Subjekt vor, irgend einen Narren, ein Individuum, das so oder anders zum Objekte komischer Schicksale bestimmt ist; es ist der geckenhafte Stutzer des Landstädtchens, der sich zum lion der Hauptstadt aufschwingen möchte, der gutmüthige, aber beschränkte Familienvater, der tausendfaches Kreuz und Noth mit der Erziehung seiner Kinder hat, der selbstgefällige Künstler, der leidenschaftlich Verliebte, der Eifersüchtige, der Gelehrte, der um jeden Preis eine instruktive Reise durchsetzen will, der Taugenichts, der alle Formen und Phasen des Lumpen durchläuft. Nicht immer bleibt das zuerst in Scene gesetzte Subjekt Hauptperson; Herr Pencil z. B. tritt im Verlaufe gegen den eifersüchtigen Jolibois und den

Docteur in den Hintergrund und wird zur bloßen Mittelsperſon. Wie ſich dies aber verhalten möge, immer iſt die Geſchichte des komiſchen Subjekts ſo behandelt, daß ſie wie ein Strudel erſcheint, der, von einer leiſen Bewegung beginnend, ſich unaufhaltſam erweitert und die halbe Welt in ſeinen ſchlingenden Trichter zieht. Hier wird denn die Satyre, die zunächſt nur irgend einer ſubjektiven Schwäche, Grille galt, allgemeiner; es werden verſchiedene Sphären des Lebens hereingezogen: Gemeindeverwaltung, Rechtspflege, Jury, Milizen- und Soldatenweſen und Unfug, Volksunruhen und Demagogie, Geſchrei der Redner, Diplomatie, gelehrte Narrheit, Hypotheſen- und Entdeckungswuth, Streitſucht in Akademieen und auf eigene Fauſt, Charlatanerie mit grundloſen Theorieen, Zuſtand der Medizin, Windbeutelei abſtrakter Erziehungsmethoden u. ſ. w. Die Uebel der Geſellſchaft im engeren Sinne, Störungen der Ehe u. dgl. nehmen hier einen ungleich geringeren Raum ein; im Punkte der Sinnlichkeit ſind Töpffers Subjekte im Grunde ſehr unſchuldig; ſie ſind zu närriſch, um Zeit zur Frivolität zu haben. Damen können ohne Beſorgniß für ihre Unſchuld in Wäldern und Bergen mit ſolchen Don Quixoten herumziehen. Während nun durch die Schliche der Sinnlichkeit, wenn ſie die reflektirte Heimlichkeit der Bildung oder doch irgend welchen zweideutigen Schleier annimmt, die Geſellſchaft im Sinne der Korruption unterhöhlt wird, ſo liegt ſchon in jener über das ſinnliche Ziel hinausſchießenden Verſtiegenheit von Töpffers Narren ein Grund, warum hier die Komik den unheimlichen Stachel nicht hat, wie bei Gavarni; der wahre Grund aber iſt natürlich in der

ganzen Behandlung zu ſuchen, von der wir nun zu reden haben.

Ein komiſches Subjekt alſo bildet den Angelpunkt der Handlung in jedem dieſer Hefte. Dieſes Subjekt iſt in irgend einer Grille, Leidenſchaft, Schwachheit ganz feſt und abſolut. Keine Erfahrung, kein Hinderniß, keine Beſchämung kann es beſſern, zu ſich bringen, es iſt unverwüſtlich. Dieſe Narren gleichen den Petermännchen, die, ſo oft man ſie umwirft, wieder auf den Fuß zu ſtehen kommen. Ein rechtes Bild davon iſt ſogleich Monſieur Jabot. Bisher offenbar nur Stutzer eines Landſtädtchens, hat er beſchloſſen, ſich in die Welt, die große Geſellſchaft zu „lanciren“; er befindet ſich auf einem flotten Ball; er ſieht nicht, daß man ſchon an den aufgefaßten Plusärmeln ſeines Rocks, den hauerartigen hervordrohenden Vatermördern und noch ſicherer an der unendlichen Affektation jeder Bewegung auf den erſten Blick den Vetter des Herrn Strumpfhändlers Anton erkennen muß. Er begeht nun unendliche Bêtiſen, er erhitzt ſich mit dem Violoncell, das er mit dem Rücken an die Wand gedrückt hat, um die Galopade vorüberzulaſſen, er ſtürzt mit ſeiner Dame und die halbe Galopade zu einem verworrenen Knäuel über ihn, der Strumpfhändler entdeckt und umarmt ihn zwiſchen Lords und Myladys, er ſtößt ein Brett voll Taſſen dem Aufwärter aus der Hand, indem er einer Mylady ſein Compliment macht, er will einer rauchenden Lampe nachhelfen, die Galopade ſtößt ihm den Stuhl um, er bleibt an dem Kloben der Lampe hängen, wird von der Galopade von da wieder herabgeſtoßen, an die Wand gepreßt und endlich häkelt ſich gar ſein Frackſchoß in einen

Knopf des letzten Tänzers ein, so daß er von dem langen Schweife der Paare entrainirt wird, wo man ihn denn in der Entfernung noch als einen kleinen Punkt mitfortgerissen sieht, u. s. w. u. s. w. Allein das alles ändert nichts in seiner absoluten Selbstzufriedenheit; nach jeder Schlappe steht er wieder da und wirft sich in Positur; refrainartig kehrt dies: après quoi M. Jabot se remet en position wieder, und nachdem er sich noch ein paar Duelle aufgeladen hat, kehrt er in sein Hotel zurück und überblickt in seligem Träumen den Weg, den er bereits in der großen Gesellschaft zurückgelegt hat. Es versteht sich nun, daß die Verirrung dieser Subjekte nicht ruchloser und gefährlicher Art, noch auch eine rohe Versenkung in ein gemeines Laster sein darf. Es sind gutartige Narren und das Gewicht liegt auf der Seite des Denkens, d. h. der vollkommenen Ueberzeugung von der Absolutheit ihrer Einsicht, ihres Wollens und ihrer Leistungen. Sie sind Narren und zwar fertige, ganze Narren, Narren aus Einem Stück, jeder eine Welt, eine Monade.

Schon hierin nun ist mehr als Satyre. Denn da diese Narren eine Welt für sich sind, so liegt schon darin auch das Andere, daß die ganze Welt selbst ein solcher Narr, ein Narrenhaus sei: dies ist universale, ganze Komik, es ist Humor. Daß eine wirkliche weitere Narrenwelt sich an den ersten Narren anschließt, daß die Andern, an die er mit seiner Thorheit anprallt, mit ihrer Weisheit auch nicht Recht haben, daß es auch bei ihnen im Oberhaus nicht richtig ist, das ist die nothwendige, schon im ersten Punkte gegebene Folge. Gavarni ist nicht ebenso ganz in der Komik. Er

zürnt wohl dem Böſen nicht, auch er denkt, man dürfe nicht verdammen, weil wir alle in dem allgemeinen Spital ein Stübchen haben, aber da er keine ganzen Perſönlichkeiten, ſondern nur Momente hat, da in dieſen Momenten der Accent auf das Sittliche fällt, da in den meiſten ſeiner Bilder irgend jemand durch Unſittlichkeit des Andern ein wirkliches Uebel erleidet, ſo bleibt überall ein nicht überwundener Reſt von Schadenfreude und von ſittlichem Schmerze zurück, und dieſer wird durch das bedenkliche, nur in weiterem Sinn und Zuſammenhang verſöhnende Mittel der graziöſen Form, welche den Abgrund mit Blumen überkleidet, zweifelhaft verhüllt. Töpffer meint, er gehe in den Fußſtapfen Hogarths; ſo ſagt er wenigſtens in ſeinem Essai de physiognomie. Dies wäre immer noch ein großer Unterſchied von Gavarni, denn Hogarth zürnt dem Böſen und will durch Darſtellung ſeiner Häßlichkeit und ſeiner Strafe beſſern und belehren; ſo iſt er zwar moraliſch, aber auch ganz proſaiſch, und Töpffer ſteht himmelweit über ihm. Gavarni hat keine reine Komik und verletzt daher ſittlich; Hogarth übt ſtrenge Moral, aber auf didaktiſche Weiſe; Töpffer trägt die moraliſche Gerechtigkeit ganz in das rein äſthetiſche Element der vollen Komik über. Es verſteht ſich aus dem bisherigen, daß ſeine Narren, da es mit ihrer Schuld nicht Ernſt iſt, auch kein ernſtes Uebel erleiden dürfen. Sie werden ſchließlich glücklich, und das letzte Blatt im M. Jabot, wo dieſer nach wunderbaren Schickſalen die Marquiſe Mirliflor auf einem Tilbury, das Roß mit Kennerhand lenkend, als ſeine Braut heimführt, iſt ein Bild des allgemeinen Looſes, womit für das Hauptſubjekt dieſe heiteren

Fabeln ſchließen. Man muß lachen, ganz anders als bei Gavarni, recht herzlich, vollauf, daß das Zwerchfell ſchmerzt. Und das will etwas heißen in unſerer Zeit. Nebenperſonen gehen zwar oft tragiſch zu Grunde, aber dies erſcheint ſo ſehr als organiſche Folge ihrer eigenen Thätigkeit und Paſſion, daß man ſie glücklich preist, weil ſie in ihrem Beruf mit Größe fallen. Der Maire im D. Feſtus als Chef der Bürgergarde exercirt ſich zu Tode, drei Aſtronomen ebenda diſputiren ſich zu Tode, M. Fadet im M. Crepin, ein Freund enger Cravatten, ſchnürt ſich mit einer ſolchen zu Tode, und nur der arme Bonichon in demſelben Hefte geht elendiglich durch fremde Schuld zu Grunde. Von der Reinheit dieſer Komik macht nur die Histoire d'Albert eine Ausnahme. Es herrſcht hier eine bittere, ganz tendenziöſe Ironie auf falſche Erziehung, moderne Mutterſöhnchen, Poeſie der Romantiker, Demagogie, und es iſt der ſchneidendſte Sarkasmus, wenn Albert am Ende glücklich wird.

Durch die Gutmüthigkeit der Komik und vollendeten Narrheit, welche mit dieſer einzigen Ausnahme bei Töpffer herrſcht, fühlt man ſich nun ganz im Sinne deutſchen Charakters angeſprochen. Dazu wirkt denn die techniſche Behandlung mit; denn dieſe völlig närriſche Art der Zeichnung, dieſes geiſtreiche Sudeln, was Töpffer ſelbſt ſeine Eſelei (ânerie) nennt, verbirgt zwar in ſeiner Nachläſſigkeit eine Virtuoſität, die wir weiterhin noch beſtimmter darzuſtellen und anzuerkennen haben, wäre aber mit dem Sinne der Franzoſen für Eleganz, Bravour der Ausführung, Beſtimmtheit und Abgeſchloſſenheit nicht wohl vereinbar. Zopf

und Dreimaſter, kurzes Beinkleid treten reichlich auf, man trug ſie in der Schweiz länger als anderswo; auch dieß gibt den Philiſtern und Baſen, wie ſie Töpffer einzuführen liebt, einen mehr deutſchen als franzöſiſchen Typus. Die Liebe für die Thierwelt, die er an den Tag legt, darf als deutſcher Zug betrachtet werden. Ein Hund theilt in mehreren Stücken treu die Schickſale ſeines Herrn, der ihn um keinen Preis im Stiche läßt, wodurch zum Theil weſentliche Motive für die Fabel gewonnen werden. Dagegen erkennt man auch unmittelbar, ſobald man die Figuren näher anſieht, daß hier mit deutſcher Weiſe franzöſiſche Art und Bildung ſich verbunden hat. Die zerknitterten, in krauſes Runzelwerk gefältelten Züge, die von der Charlatanerie unendlichen Geſchwätzes wie verbrauchten Lippen, dieſe zerarbeiteten Köpfe erinnern ſogleich an die verwitterten Erſcheinungen, welche Frankreich ſeinen Karikaturzeichnern liefert. Solche ganz abgekniffene, ausgehöhlte, ausgewaſchene, zerfreſſene, in hohler Form ganz aufgegangene Subjekte, wie z. B. Herr Fadet und Cranioſe im M. Crépin, ſind nur in Frankreich möglich. Die Haltung, Bewegung, ſelbſt bei Ungeſchicklichkeit degagirt, theatraliſch, decidirt, iſt ebenfalls franzöſiſch und ſo noch mehr die durchgängige grenzenloſe Leidenſchaftlichkeit dieſer Narren, welche die Hetzjagd bedingt, die alsbald angeht, wo ſie in Handlung treten, und worin ſie unermüdlich, in einem unglaublichen Ueberfluß der Thätigkeit, keuchend, ſchwitzend und daher zu äußerſt häufigem Wechſel des Weißzeugs genöthigt, tobend, rennend, wie ein Kreiſel wirbelnd, z. B. als Redner in der Begeiſterung des Pathos ſich über die Brüſtung der Rednerbühne ſtürzend, durchaus deſperat und augen-

blicklich zum Selbstmord entschlossen, den sie jedoch glücklicherweise nicht vollziehen, ihren dornenvollen und doch zum Glücke führenden Pfad durchrennen.

Da nun ganze Individuen hier vor uns treten, die sich durch ihre Tollheit ihr Schicksal bereiten, und noch mehr, da diese Individuen so leidenschaftlich sind, so haben diese Darstellungen einen dramatischen Charakter. Ein kleiner Aristophanes rollt den Vorhang vor uns auf und an diesen Namen sehen wir uns auch fernerhin aus andern Gründen, welche zur Sprache kommen werden, vielfach erinnert. Auch Gavarni erschien uns in gewissem Sinne dramatisch, aber nur als Zeichner einzelner, scharf zugespitzter Momente. Töpffer aber gibt in einer Scenenreihe, worin sich das Schicksal einer und derselben Person abspinnt, immer ein ganzes Lustspiel; er ist dramatisch im Sinne voller Entwicklung eines Charakters durch spannende Situationen.

Zunächst jedoch verfährt er episch, er ist ein Erzähler durch Bilder und dies noch mehr als Gavarni, denn dieser läßt seine Personen meistens selbst sprechen, Töpffer dagegen gibt in seinem eigenen Namen jedem seiner Bildchen den Text bei, und zwar einen äußerst geistreichen und witzigen. Auch darum erscheint er noch mehr episch als Gavarni, weil die Zufälle, die Hindernisse und Förderniſse der Körperwelt bei ihm eine ungleich breitere Rolle spielen, als bei diesem, ja geradezu ein wesentlicher Theil der Komik bei ihm darin besteht, daß aus den kleinsten Ursachen des äußeren Zufalls unberechenbare Folgen, entscheidende Katastrophen hervorgehen. Ferner verfolgt er die Hauptfabel mit der Behaglich-

keit des Epikers in ihre Epiſoden und ſchenkt uns nichts: ſind die Aſtronomen im Dr. Feſtus aus dem Waſſer gerettet, ſo müſſen wir auch noch erfahren, was aus ihren Perücken geworden, und das gibt noch eine lange, höchſt intereſſante Geſchichte. Mad. Crépin legt ein Pechpflaſter auf und verliert es; dann wandert es weiter durch verſchiedene Hände, bis es ſeinen Kreislauf auf der Haut des früheren Erziehers ihrer Kinder, nunmehrigen Zolljägers Bonichon beſchließt. So erſchöpft er aber auch die Hauptmotive mit epiſcher Ausführlichkeit. Wie er ſie aufgehaſpelt, haſpelt er ſie auch bis auf den letzten Faden ab. Endlich iſt die ganze Methode Töpffers durchaus im engſten Sinne als ſucceſſiv zu bezeichnen, man hat völlig den Eindruck des Fortmachens, Fortgehens, der gedehnten Folge wie bei einer Erzählung, welche aber ebendeßwegen, um nicht zu ermüden, von Strecke zu Strecke Ruhepunkte anſetzt, von denen wir ein Beiſpiel mit der Bezeichnung des Refrain-artigen bereits angeführt haben. Wir werden weitere höchſt ergötzliche Beiſpiele davon finden; vorläufig führen wir noch aus der histoire d'Albert an, wie jede neue Phaſe dieſes mißrathenen Sohns mit einem Tritte vor den Hintern ſchließt, den ihm ſein Vater ertheilt, wobei man nur den Fuß des einen und die posteriora des andern ſieht; ebenſo die wiederkehrenden Momente, wo Herr Jabot ſich wieder in Poſitur ſetzt, Herr Vieux Bois das Hemd wechſelt u. dgl. Das Succeſſive aber behandelt Töpffer in ſeiner phantaſtiſchen Weiſe gern ſo, daß er dieſelbe Handlung auf mehreren, durch Striche getrennten Feldern in mehreren unmittelbar auf einander folgenden Momenten darſtellt. Albert wird

unter anderem Reiſender zuerſt für einen Weinhändler, dann für einen Buchhändler, welcher letztere eine Metaphysique pittoresque herausgibt. Man ſieht ihn bei einer Familie eintreten, die er mit ſeiner Zudringlichkeit mißhandelt (assassine). Nun trennt Töpffer das weitere Blatt durch Striche in elf ſchmale Streifen; auf dem erſten ſieht man Herrn Albert noch in ganzer Figur, ein Compliment machend: il assassine au rez de chaussée; auf dem zweiten nur noch halbe Figur: à l'entresol; auf dem dritten nur noch Hintertheil und Beine, immer in tiefer Verbeugung: au premier — und ſo fort mit Grazie in infinitum, bis man am Ende nur noch einen verſchwindenden Punkt ſieht. M. Pencil zeichnet die ſchöne Natur. Wie er fertig iſt, betrachtet er ſein Werk mit der höchſten Zufriedenheit. Wieder ein Bild: er ſieht es von der andern Seite an und il est content aussi. Er ſieht es über die Schulter an und er iſt ebenſo zufrieden, er kehrt es gar um, ſieht die leere Rückſeite an und remarque avec plaisir, qu'il est encore content. Töpffer verſteht ſeine Sache gut genug, um im Texte ebenſo jedesmal die Worte zu wiederholen. So wird auch der wüthend eiferſüchtige Jolibois im M. Pencil immer mit dem Zuſatz in Paranthese: car hélas la passion aveugle eingeführt. Dieſes Rückkehren auf denſelben Punkt wirkt gewöhnlich ebenſo glücklich, wie der gute Einfall Kotzebues, die drei Frauen in den deutſchen Kleinſtädtern, die am Ende eines Akts an der Thüre Complimente machen, am Anfang eines neuen beim Aufzuge des Vorhangs noch daſtehen und knixen zu laſſen. Narren ſind gründlich, ſie erſchöpfen ihre Handlungen und Gewohnheiten. Im Epiſchen

dieſes Verfahrens iſt nun freilich dieſes wiederholte Einführen desſelben Subjekts in mehreren unmittelbar aufeinander folgenden Momenten derſelben Handlung wieder dramatiſch zu nennen; es iſt ganz, als ſähen wir den geiſtreichſten komiſchen Schauſpieler vor uns, der das Motiv der einzelnen Situation durch alle ſeine Folgen und Wendungen mit der behaglichſten Gründlichkeit durchführt.

Nun müſſen wir noch das wahnſinnige Spiel des Zufalls, die phantaſtiſche Aufhebung der Naturgeſetze hervorheben, welche beginnt, ſowie das Hauptſubjekt von der erſten Expoſition in die Verflechtung ſeines Schickſals, in die Verwicklung eintritt. Das ſauſende Rad einer verrückten Welt packt es am kleinen Finger, am Rockzipfel, und reißt es unerbittlich im Schwunge mit fort. Das Unmögliche wird behandelt, als verſtehe es ſich von ſelbſt. In mehreren dieſer Hefte geht faſt die ganze Geſchichte in der Luft vor ſich, in deren Höhen ein ſchalkhafter Zephyr mehrere Perſonen hinaufbläst. Die Perſonen ſind ordentlich auch dem Leibe nach unzerſtörbar; hundertmal müßten ſie zu Staub zermalmt, zu Brei zerquetſcht ſein, ſich zu Tode geſchnauft, in Schweiß aufgelöst haben, wären ſie nicht komiſche Götter, unſterbliche Weſen auf dem Olympe der Narrheit. Es gibt keine Schwere mehr; doch es gibt noch eine, man ſchwitzt und keucht unter ihrer Laſt, aber ein tüchtiger Ruck und das Unmögliche iſt geleiſtet. Es gibt kein Bedürfniß mehr; doch es gibt noch eines, es kommt nur darauf an, durch große Anſtrengung es zu überwinden: einige Ausdauer und man kann Tage, Wochen lang hungern, dürſten, in hohlen Baumſtämmen ſtecken, in Rieſenteleſkopen durch die Luft

ſchiffen, in einem verſchloſſenen Koffer, durch deſſen Löcher man die beiden Arme frei bekommen, große Märſche machen. Töpffer iſt nicht auf die Weiſe phantaſtiſch wie Ariſtophanes, Callot und mehrere neuere grotteske Zeichner; er componirt keine abſolut unmöglichen Geſtalten, Froſchmenſchen, Vogelmenſchen u. ſ. w. Dies litte ſchon die moderne Sphäre ſeiner Stoffe nicht. Aber einige ganz conſequent ſcheinende Motive werden eingeſchmuggelt und ſo ein Uebergang gewonnen, der das Unmögliche möglich macht, und wenn man nur den erſten Zoll über die Linie zugegeben, ſo entſtehen unmerklich Meilen daraus, die Geſetze der Schwere, des Bedürfniſſes, der Grenze menſchlicher Kraft und menſchlicher Täuſchung ſchwinden und wir ſind, ehe wir umſehen, in eine eigene Welt, eine Wolkenkukuksburg hineingezaubert, wo wir ebenſoſehr in jedem Augenblick an das Allergewöhnlichſte, an alle Unentbehrlichkeiten des Lebens erinnert, als auch über ſie hinweggeſchnellt werden. Dadurch nun vollendet ſich die Freiheit und Reinheit der Komik, die eigene, ganze und abſolute Welt des Humors. Auch darum verſchwindet das Bittere und Boshafte der Satyre, weil wir ſo ganz in dieſe zweite, freie Welt der möglich gewordenen Unmöglichkeiten uns hineingetäuſcht finden. Auch dieſe weſentliche Seite in Töpffers Komik möchte ich deutſch nennen. Nur gerathen ſonſt die Deutſchen lieber in das abſolut Phantaſtiſche, wo auch der letzte Schein einer Motivirung und eines Naturgeſetzes verhöhnt wird. Es iſt bekannt, wie dieſe Neigung ſchon in unſeren alten Malern hervorbricht. Die Schonung der Wahrſcheinlichkeit im Unwahrſcheinlichen, der Pragmatismus im Unmöglichen, der in

dieſen Skizzen herrſcht und ſie doppelt komiſch macht, bezeichnet wieder den Franzoſen im Deutſchen. Und Töpffer ſprudelt von Erfindung. Das wächst aus einander heraus mit der ganzen Ueppigkeit der fruchtbarſten Phantaſie. Er ſteht darin, daß er dieſe zweite Welt, die ſich mit der Abſolutheit einer eigenen ſelbſtändigen Geſetzgebung der Komik frei in den Lüften um ihre Axe dreht, ſo kühn zu erfinden weiß, ungleich ſchöpferiſcher da, als Gavarni. Dieſer iſt Porträteur, wohlverſtanden: nicht Copiſt des Wirklichen, ſondern Porträteur mit der Schöpferkraft, die auch der Bildnißmaler als wahrer Künſtler braucht, und er iſt es nur in dieſer Vergleichung, denn was er dem feſten und in ſeinen Naturſchranken belaſſenen Leben abgelauſcht und mit der Meſſerſchneide ſeiner charakteriſtiſchen Züge hinſtellt, das componirt er auch mit ſicherer Hand zu wohl und künſtleriſch verbundenen Gruppen. Wenn nun Gavarni auf ſeinem Felde beſonders Meiſter der Phyſiognomik iſt, ſo muß man ihm dies um ſo höher anrechnen, da ſeine Hauptſtärke die zierliche Grazie, der gerade Gegenſatz markirter Phyſiognomik iſt. Inſofern hat es freilich Töpffer leichter: Schönheit, Grazie menſchlicher Form liegt ihm, der überall chargirt, ganz ferne; er hat in dieſer Beziehung nur Eine Heimat, er hat keine Gegenſätze zu vereinigen. Dafür iſt er aber in der Charakteriſtik der belauſchten Züge und ihrer Darſtellung durch Schärfe der Phyſiognomik in ſeiner Weiſe nicht nur ſo ſtark, ſondern vielleicht noch ſtärker, reicher als Gavarni. Aus ſeiner närriſchen Wolkenburg ſieht er mit Falkenaugen in die wirkliche Welt; wie von dieſer eine grotteske Fata Morgana in den Lüften ſchwebt, ſo ſpiegelt die tolle Schein-

welt wieder mitten in der Verkehrung und Verkrümmung aller Linien mit der mikroskopischen Schärfe der camera obscura die wahre und wirkliche. Im M. Jabot z. B. müssen wir uns freilich gar tolle Motivirungen gefallen lassen; da läßt Töpffer, um einige komische Verwechslungen einzuleiten, durch die am Bettpfosten angebundenen Hunde, welche mit wüthendem Gebell nach dem Orte hinstreben, wo sie die Marquise nießen hören, die Bettlade des Herrn Jabot in das Schlafzimmer der Dame hineinzerren. Dies ist ein Beispiel von jenen möglichen Unmöglichkeiten. In demselben Hefte ist aber der ganze Charakter eines solchen Subjekts, wie Herr Jabot, mit einer unvergleichlich wahren Charakteristik und dem schärfsten Auge für das Wirkliche in seine einzelnen Züge verfolgt. Herr Jabot sucht nicht nur als Tänzer, sondern namentlich auch in geistreicher Conversation sich auszuzeichnen. Da muß man ihn sehen in folgenden Scenen: M. Jabot énonce quelques opinions sur les affaires de Belgique. — M. Jabot croit devoir causer chasse avec M. du Bocage le fils ainé; ebenso nachher mit Mylord Felou über Schnepfen u. s. w. u. s. w. Beglückend wahr aber ist namentlich der Zug, wie Herr Jabot im Hause der Madame du Bocage, um sich einigermaßen bemerklich zu machen, die kindlichen Spiele des jüngsten du Bocage, der auf einem Wiegenpferde reitet, mit herablassendem Wohlwollen betrachten zu müssen glaubt. Wie wahr! Wer hat das nicht erlebt, wie man sich, wenn man in einer Gesellschaft unbemerkt bleibt, in liebenswürdiger Herablassung mit den Kindern beschäftigt! Um von der Physiognomik, womit Töpffer die dem Leben

ſo glücklich abgelauſchten Züge darſtellt, ſtatt unzähliger Beiſpiele nur Eines zu geben, will ich auf eine Scene im M. Crépin aufmerkſam machen. Dieſer gute, nicht unverſtändige Mann möchte gern ſeine elf Kinder, lauter Knaben, vernünftig erziehen, ſteht aber unter dem Pantoffel eines dummen, nervöſen, auf das Neue und Geiſtreiche paſſionirten Weibes, das jeder Landſtreicher für den Wind einer marktſchreieriſchen Erziehungsmethode zu gewinnen weiß. Nach verſchiedenen andern pädagogiſchen Charlatanen muß er auch einen Phrenologen als Hofmeiſter ins Haus nehmen. Seine Frau läßt ſich von ihm den Schädel betaſten. Herr Crânioſe ſtößt plötzlich einen Schrei aus, als hätte er Gräuliches entdeckt, erklärt aber trotz allen rührenden Bitten des Ehepaars, das Geheimniß in ſich begraben zu wollen. Man ſehe ſein Geſicht (S. 56)! Ein Grab, ein Sarg des Myſteriums! Dazu die ganze geheimnißvoll zuſammengefaßte Haltung und Stellung! Und das mit ein paar nachläſſigen Strichen! Töpffer hat es freilich auch mit ſeiner Manier, weil er nur andeutet, nicht auszeichnet, leichter, als Gavarni, der die Zeichnung und Modellirung in voller Wirkung der graphiſchen Mittel durchführt; aber ebenſo ſehr hat er es darum auch ſchwerer, denn der hingeworfene Punkt, der nachläſſige Strich, wo es, wie man ſagt, auf einen Bauernſchuh nicht ankommt, ſoll doch ganz im Dienſte der Abſicht, der Bezeichnung ſtehen — Kindermanier und doch zum Zwecke ganz beherrſcht: und wie iſt dies geleiſtet! wirklich ein Räthſel!

Ich habe über dieſe Technik zum Schluſſe noch einiges zu ſagen. Vorher aber bin ich es unſerem geiſtreichen

Komiker ſchuldig, wenigſtens von Einem ſeiner Hefte eine kurze Skizze zu geben, wodurch man ſich insbeſondere von der Art, wie bei ihm ein Motiv aus dem andern herauswächst, wie er dazwiſchen refrainartige Punkte ſetzt, und wie er allgemeinere Stoffe in die Geſchichte ſeiner komiſchen Individuen ſpielend einflicht, ein näheres Bild machen kann. Die Wahl thut mir wahrlich weh. Ich greife hinein und nehme den M. Pencil.

Herr Pencil, qui est artiste, eine Mütze mit ungeheurem Schild auf dem wohlweiſen, gutmüthigen, durchaus ſelbſtgefälligen Haupte, zeichnet, wie wir ſchon ſahen, die ſchöne Natur. Ein kleiner Zephyr amüſirt ſich nun, ihm die Mütze zu entführen. Während er ihr nachrennt, entführt ihm derſelbe Zephyr auch die Zeichnung und ein Bourgeois, der zufällig des Weges kam, macht Jagd auf dieſe. Inzwiſchen ſieht man einen Docteur in Schlafrock und Schlafmütze, der einen ungewöhnlichen Wind bemerkt hat, aufmerkſam ſein Wetterglas beobachten. Auf einem weitern Bilde werden zunächſt zwei neue Perſonen eingeführt: M. und Madame Jolibois, ein ſpießbürgerliches Ehepaar, das bei dem günſtigen Winde eine Waſſerſpazierfahrt macht und höchſt behaglich im Kahne ſitzt. Gleich darauf ſieht man wieder den erſten bourgeois: der Zephyr bläst ihm den Schirm auf, bläst dann ganz von unten, und da er ſeinen Schirm nicht laſſen will, wird er mit dieſem hoch in die Luft getrieben, ſein Hund ebenfalls. Da tritt der Docteur wieder auf, der nun gar einen unterirdiſchen Wind verſpürt und mit einem von Unterſuchung und Entdeckungen ſchwangeren Geſicht eine Thür öffnet, die zu einem

Orte führt, wo freilich zu vermuthen ist, daß der Wind nicht ohne Mischung mit sehr unreinen Bestandtheilen zum Geruchsorgane gelangen werde. Jetzt kehren wir zu Herrn Jolibois zurück. Er will seiner Ehehälfte eben aus dem Nachen helfen, aber in diesem Momente bläst sie der Wind, ihr Kleid zum Luftballon ausspannend, in die Luft, wo sie den ebendaselbst schwebenden Bourgeois vorfindet. Der Docteur erscheint abermals beschäftigt, zum Behuf eines großen Memoires, das er vorbereitet, den wunderbaren Wind in Flaschen zu fassen. Um jedoch den Schicksalsplan einzuleiten, der auch Herrn Pencil in die Luftfahrt verwickeln soll, sieht man diesen, nachdem er ein neues Blatt gezeichnet, sich im Gebüsch verstecken und auf den Liebhaber des wahrhaft Schönen lauern, der ihm ohne Zweifel das erste Blatt entführt hat und wohl auch das zweite stehlen wird. Der Docteur schreibt emsig an seinem Memoire. Herr Jolibois hat sich indessen bis aufs Hemd entkleidet, um die Verzweiflung über sein treuloses Weib mit seinem Leben in den Wellen zu ersäufen; der Wind ergreift auch ihn, indem er sein Hemd aufbläst, treibt ihn dem schwebenden Paare zu, wo er den Frackzipfel des Bourgeois erfaßt, den er in blinder Eifersucht als Verführer seines Weibs ansieht, und schon baumeln drei, mit dem Hunde vier Wesen in der Luft; der Zephyr bläst stärker und dreht sie zu einem unterscheidungslos wirbelnden schwarzen Klumpen zusammen. Jetzt kündigt dem Docteur seine Magd an, daß sie im Garten etwas wie einen Mond am Himmel entdeckt hat. Mit ihrer Hilfe beobachtet er den Körper durch ein ungeheures Teleskop, ist alsbald überzeugt, daß es ein neuer

Planet iſt, und tauft ihn Pſyche. Während er vom Ueberſchwall der Hypotheſen durch alle Formen der maßloſeſten Aufregung getrieben wird, ſtürzt Herr Jolibois aus den Lüften herab neben des Docteurs Köchin in den Salat. Der Grund des Sturzes iſt, daß ſich ſein Hemd zuſammengedreht und ſo das weitere Schweben unmöglich gemacht hat. So motivirt Töpffer; als verſtände ſich das Auffliegen von ſelbſt, ſtellt er ſich, als habe er nur das Fallen zu erklären. Der Docteur ſtürzt herbei: ein Bewohner der Pſyche! Der ſcheintodte Jolibois wird vorläufig in ein Vogelhaus gebracht. Inzwiſchen fällt auch der Bourgeois, weil er im Wirbel die Madame Jolibois fahren ließ, herab, und zwar ſo, daß er ſich mit dem Kopfe voran in einen Heuhaufen ſpickt, aus welchem die Beine wie ein paar Froſchſchenkel herausragen. Dann ſtürzt der Hund herunter und zwar auf einen Telegraphen (die alte Form aus beweglichen Holzbalken), an dem er ſich anklammert. Der Docteur redigirt, und zwar zuerſt ſein für die académie royale beſtimmtes Memoire über den unterirdiſchen Wind, um dann deſto ungeſtörter ſich mit ſeinem Pſychioten beſchäftigen zu können. Hierauf geht er an dieſes Geſchäft und ſetzt ihm das Meſſer an die Bruſt, um ihn zu anatomiren. Jolibois kommt zu ſich und ſtößt in furchtbarem Schrecken den Docteur aus dem Käfig, das die Köchin feſt verſchließt. Dieſer redigirt: . . . . . léthargiques . . . . impetueux aussi u. ſ. w. Herr Jolibois zweifelt nicht, daß es ſein treuloſes Weib und ihr Verführer ſeien, die ihn hier einſperren ließen. Er tobt im Käfig. Der Dr. redigirt: grands jureurs . . . . climat brûlant.

J. wirft vor Wuth die Beine in die Höhe. Der Dr., rasend vor Leidenschaft, seine Entdeckungen mit der fliegenden Feder einzuholen, redigirt: . . . . marchent indifféremment sur les pieds ou sur la tête. J. wüthet en façon natatoire; D.: . . . ils sautent comme des carpes. J. wüthet en tourbillonnant; D.: . . . ils tourbillonnent comme des Démons. Währenddessen sucht der Zephyr die neue Zeichnung des Herrn Pencil auf und da er also anderweitig beschäftigt ist, beginnt Madame Jolibois, zwar vermöge des glockenartig aufgeblähten Rocks nur langsam, herabzuschweben. Der wüthende Gemahl sieht sie von weitem, bricht aus seinem Käfig, und nun sieht man eine wahrhaft ergreifende Scene: das unglückliche, flehende Weib schwebt wie eine Schwalbe vor dem Regen nahe über dem Boden hin, vergeblich ist ihr Flehen, der rasende Gemahl durchbläut sie erbarmungslos mit einem Knittel; der Docteur sieht zuerst, wie er die am Boden Angelangte weiter mißhandelt, neugierig zu, um genau zu untersuchen, welche Wirkung der Anblick einer Dame unseres Planeten auf einen Psychioten mache, redigirt dann eifrig weiter, wird aber darauf selbst das Objekt von Jolibois Wuth: eine reiche Prügelsuppe, die ihn aber keineswegs belehrt, daß er es mit einem Wesen aus unserer Körperwelt zu thun hat, und aus der ihn nur die Kraft seiner Köchin, einer derben Bauerntrampel, errettet, welche längst das ironische Gegenspiel seiner Hypothesenwuth dargestellt hat und nun den tobenden Jolibois in eine Kammer einsperrt. Die unglückliche Frau hat sich inzwischen in denselben Heuhaufen verborgen, worin der Bourgeois steckt, und ihre Beine ragen an der Seite der

ſeinigen aus dieſem Verſteck heraus. — Wir kehren nun zu Herrn Pencil zurück. Der Zephyr entführt ihm die zweite Zeichnung und indem er ſie haſchen will, wird auch er, eine leichte Laſt, von dem ſchelmiſchen Wind in graziöſen Schwingungen ſeiner biegſamen ſpindeldünnen Glieder hoch in die Lüfte getrieben; dann ſteht der Zephyr ab, und er ſtürzt häuptlings in denſelben Heuhaufen, aus welchem nun drei paar Beine hervorbaumeln. Jolibois, der aus dem Fenſter ſeiner Kammer einen zweiten Verführer zu ſehen glaubt, fällt in Ohnmacht und wird nun vom Docteur in ſeinem Naturalienkabinet aufbewahrt, wo wir ihn zwiſchen getrockneten Krokodilen und Fiſchen mit dem Schrei des Entſetzens, geknebelt, an einem Kloben hängend erwachen ſehen. Unterdeſſen war der vom Docteur in Flaſchen gefaßte, ſonderbare Wind an die académie royale eingeſandt, wo man Vorträge darüber hält und die leicht zu errathenden Gaſe bei Eröffnung der Flaſchen furchtbare Wirkungen auf die Nerven der mit der Unterſuchung beauftragten Gelehrten ausüben..

Der Hund des Bourgeois iſt, wie wir wiſſen, auf einen Telegraphen gefallen. Wir ſehen darauf eine große Telegraphenreihe, welche die Bewegungen des erſten, die der kletternde Hund veranlaßt, regelrecht nachahmen. Alsbald zeigen ſich die Folgen. Scharen von Kurieren ſtürzen aus dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, die Journale werden palpitants d'intérêt und im Kaffeehaus von Leſern verſchlungen. Man befürchtet einen ſchweren Bruch zwiſchen den fünf Großmächten, die Staatspapiere ſinken, der Preis des Zuckers ſchlägt um, der Kaffee zieht

nicht mehr, die Fabriken werden geschlossen, die Arbeiter rotten sich zusammen, der Minister kündigt der Kammer an, daß 300,000 Mann die Grenze bedrohen; Nationalgarden werden eingeübt (Figuren wie Falstaffs Rekruten), Züge von Remontepferden sieht man, Schwanz an Schwanz mit Strohbüscheln gebunden, sich die Bergstraßen hinanwinden, Redner bearbeiten das Volk und ihre Reden werden mit beißender Satyre im Text gegeben, bis endlich die Nationalgarde durch das Mittel der Ueberzeugung, das Bajonet, die Aufläufe zerstreut.

Der Docteur hat sein zweites Memoire fertig und gibt es, sammt seinem Gegenstande, dem in einem Koffer wohlverwahrten Psychioten, an die académie royale auf die Post. Ein Dieb stiehlt den Koffer; während er ihn auf dem Rücken zum Walde trägt, nießt es drinnen; er wirft ihn mit Entsetzen ab, und wir verlassen ihn im Walde liegend, von Ratten benagt, um erst nach dem Schicksale der drei im Heuhaufen festgerannten Personen uns wieder zu erkundigen. Hier kommt Soldatenunfug, Schinderei des Bürgers und Bauern als neuer Stoff ans Brett, und zwar durch das einfache Motiv, daß natürlich in Folge obiger Telegraphenbotschaften auch die Linie auf Kriegsfuß gesetzt wird und so für das 20. leichte Reiterregiment (Töpffer individualisirt als ächter Komiker alles, und wenn z. B. jemand Zähne zerbricht, so sagt er: einen Schneidezahn und einen Stockzahn) große Heueinkäufe gemacht werden, worunter denn gemeldeter Heuhaufen sich befindet. Die drei werden mit dem Heu in den Regimentsstall geschleppt, an der Raufe aufgesteckt, wehren sich mit Händen und Füßen gegen

die zupfenden Pferde, binden drei derſelben los und wagen die Flucht auf ihnen. Le Vingtième léger ſtürzt fort, die Diebe zu ſuchen, zertritt das Getreide, nimmt Bauern die Karren weg und quält die Zugthiere, reißt Schleußen auf, zündet Wälder an und ſäuft dem Maire den Wein weg. Töpffer gibt hier an Charakteriſtik des Soldatenweſens einem Cham in ſeiner Weiſe wenig nach. Die drei Flüchtlinge haben inzwiſchen einen Wald erreicht, laſſen die Pferde auf der Heerſtraße ſtehen und verbergen ſich im Dickicht. Ein junger Landmann, Lüçon, findet die Thiere, führt ſie fort, wird von den Soldaten gepackt, vors Kriegsgericht geſtellt, zum Tod verurtheilt, aber die betrunkenen Soldaten erſchießen und begraben ſtatt ſeiner ihren Hauptmann.

Im Walde haben Pencil, Madame Jolibois und der Bourgeois das Unglück, ſich auf einen Ameiſenhaufen zu ſetzen; die Folgen davon werden ſo ergötzlich dargeſtellt, als man es von einem Töpffer erwarten darf. Dieſer Unfall nöthigt ſie, einen andern Sitz zu ſuchen, und ſo finden und benützen ſie den Koffer, worin Jolibois ſich befindet. Die Ratten haben inzwiſchen ſo große Löcher hineingenagt, daß er die Arme herausbringt, und ſo packt er wüthend ſein Weib am Rock. Der Bourgeois und Pencil zerren, die Gepackte loszureißen, vom Zerren bricht ein Fetzen aus dem Kleid, dadurch überkugelt ſich der Bourgeois, rollt einen Abhang hinab und verliert die zwei andern, die nun allein, Madame in wunderbar ausgefranztem Gewande, ihre Flucht fortſetzen.

Es folgt nun das Drolligſte im Ganzen. Jolibois hat, wie geſagt, in ſeinem Koffer die Arme frei bekommen, und

ſo kriecht er weiter, ein Ungethüm von Koffermenſch oder Menſchenkoffer. Zwei runde Luftlöcher, die ſich an der vorderen Seite des Koffers befinden, weiß Töpffer ſo zu benützen, daß ſie durch verſchiedenen Fall des Schattens, oder weil man wirklich auf die Augen Jolibois hindurchſieht, ein paar Augen in jeder Drehung, Richtung, mit dem verſchiedenſten Ausdrucke, ſentimental verzweifelt, contemplativ u. ſ. w. vorſtellen. Lüçon, der in den Kleidern des erſchoſſenen Hauptmanns entflohen und in denſelben Wald gelangt iſt, ſtürzt entſetzt vor dem Ungeheuer davon, und dieſes ſehen wir jetzt in den wunderbarſten Stellungen Monologe halten, ſich in Wuth aufſchnellen, an Baumäſten ſich mit einem Arm aufhängen, auf einen Ellbogen geſtützt vorwurfsvoll zum Himmel blicken u. ſ. w. Ehe wir ſein weiteres Schickſal erfahren, naht die Rache dem Vingtième léger. Die Soldaten ſuchen ihren Hauptmann, ſtoßen auf Lüçon, zweifeln, da ihnen die Uniform alles iſt, keinen Augenblick an der Identität; Lüçon kommandirt ſie, läßt ſie am ſteilen Abhang eines Sees Halt machen, ruft dann: „Marſch im Sturmſchritt!“ und die blinden Maſchinen ſtürzen alle ins Waſſer, wo ſie erſaufen.

Der Bourgeois hat ſich auf das Deck eines Eilwagens geſetzt; dieſer fährt an dem Telegraphen vorüber, auf welchem noch immer der arme Hund baumelt. Der Hund erkennt ſeinen Herrn, kriecht nach ihm hin auf dem Balken, der ſich dadurch ſenkt; der Bourgeois ergreift den Hund, in dieſem Augenblicke fährt der Wagen unter ihm weg, und ſo bleibt er mit dem Thiere am Telegraphen hängen. Neue ungeheure Bewegung der Telegraphenlinie; die Kuriere kreuzen

ſich abermals, unermeßliche Thätigkeit im Kriegsminiſterium (die meiſten Schreiber ſchlafen); die Zeitungen werden faſt zerriſſen, das Volk ſingt die Marſeillaiſe, den Henri Quatre, die Parteien prügeln ſich, im Theater verlangt man das Polenlied und die empörte Menge ſtürzt, da es Widerſpruch gibt, auf die Bretter. In Töpffers Weiſe werden dieſe Scenen durch einige Blicke nach Jolibois unterbrochen, auf den eine Dorfgemeinde, als auf ein Ungeheuer, Jagd macht, der Koffermenſch hängt wie eine Rieſenraupe an einem Baum, läßt ſich herab, ſetzt ſich in Marſch, und entſetzt fliehen die Bauern. Dann neues Telegraphenſpiel: der Miniſter ſieht ſelbſt mit dem Fernrohre vom Gipfel eines Berges hinaus und liest, daß die Cholera gegen die Hauptſtadt im Anzuge iſt. Die Staatspapiere ſinken, die Volksredner ſchäumen, die Familien räuchern ſich, die Apotheker reiben ſich die Hände, die Todtengräber trinken auf Borg.

Inzwiſchen räth dem Docteur, der von ſeinem Pſychioten keine Nachricht erhält und darüber in große Traurigkeit verſinkt, ſeine Köchin, er ſolle ſich auf den Weg machen, ihn ſelbſt zu ſuchen. Dies geſchieht zu Pferde, und richtig ſtößt er auf den wandelnden Koffer, der aber einen Prügel ergreift und ihn mit wüthenden Hieben von ſich abhält. Doch der derben Köchin kann er nicht widerſtehen, obwohl er ihr grimmig in die Haare fährt; ſie wirft ihn auf den Rücken, wie man die Schildkröten wehrlos macht, er wird hinten aufs Pferd gepackt und man zieht mit dem Schatze nach Hauſe.

Allein an einer Quarantaine — denn die Cholera iſt ja im Anzug — muß Halt gemacht werden, und an dieſem

Orte ſoll nun die Löſung der ganzen Tragödie erfolgen. Eben hier kommt nämlich auch Herr Pencil als treuer Beſchützer mit ſeiner Leidensgenoſſin an. Der Inſpektor legt ihnen auf, de purger. Herr Pencil antwortet, qu'il s'est purgé en route; et Mad. Jolibois, qu'elle ne se purge jamais. Ce qui fait rire l'officier sanitaire, homme de beaucoup d'esprit. Nun räuchert man die Kiſte des Docteur, ſie ſpringt von der Hitze auf, Jolibois bäumt ſich hervor, ein Bild des Grauſens. Wilde Flucht der Wärter und Wärterinnen; die Köchin packt und bändigt ihren Pſychioten wieder, Madame Jolibois erkennt verzweifelnd ihren Gemahl, beſchwört ihren Beſchützer Pencil, ſie mit ihm wieder zu vereinigen, dieſer hält mit der ganzen ſüßen Beredtſamkeit, die ihm zu Gebot ſteht, eine Rede an den eingeſperrten, aus einem Fenſter fletſchenden Gatten, worin er ihm alles erklärt, die Reinheit und Unſchuld des treuen Weibes betheuert, bis er den Wüthenden überzeugt und die lang Getrennten, zu heißem Kuß die Lippen ſchnauzenartig vorreckend, ſich in die Arme ſtürzen. Nur die kleine Entſchädigung gönnt ſich Pencil, daß er des Docteurs Köchin umarmt, und der Docteur, enttäuſcht aber nicht unglücklich, umarmt, da er dazu ſonſt niemand hat, ſich ſelbſt. Ein anderer Eilwagen befreit den Bourgeois ſammt ſeinem Mops und die drei letzten Felder zeigen die weiten Lande mit einer unüberſehlichen Reihe ganz beruhigter Telegraphen: Fliegenſchnautz und Mückennas und alles iſt zerſtoben!

Und nun noch ein Wort insbeſondere von Töpffers Technik. Es ſind Federzüge, ohne Zwiſchenkunft des Lithographen durch Autographie auf den Stein übergetragen, ſcheinbar eilig

hingeworfen, ſo daß faſt nirgends die Linien ſich zuſammenſchließen, was aber beſonders in den Köpfen mit Abſicht ſo benützt iſt, daß z. B. durch die Weglaſſung der Verbindungslinie vom Mund zur Naſe und zum Kinn die Sprachorgane der Madame Crépin ganz den Schnabelfutteralen einer Gans oder Ente gleichen. Der Zug der Feder iſt außerordentlich fließend, rund und leicht geſchwungen, eine Kunſt in der Unkunſt, ein dessiner sans savoir dessiner, wie es Töpffer ſelbſt nennt, über das man immer aufs neue erſtaunt. Was nun alſo hiebei beſonders räthſelhaft erſcheint, iſt die Abſicht im Zufall. Solche Figuren und Köpfe läßt man ſonſt ſpielend entſtehen und ſieht zwar etwa, nachdem ſie ſich planlos von ſelbſt gemacht, daß ſie wirklich Ausdruck haben, aber nun wie weiter? Iſt es möglich, ſie wieder, und jetzt mit Abſicht, ſo zu machen, feſtzuhalten, als wiederkehrende Form durch ein Ganzes durchzuführen? Das eben vermag Töpffer, und nicht nur dies, die ganzen Fabeln baut ſeine vom kleinſten Anſtoß zum keckſten Schaffen aufgemunterte Phantaſie auf einen urſprünglich rein zufälligen Fund. In ſeinem ſchon angeführten Essai de physiognomonie erzählt er, wie er zur Geſchichte des Herrn Crépin gekommen. Er warf ganz zufällig einen Kopf hin. Ei, ſagte er zu ſich, indem er ihn betrachtete: „das iſt nun ein Mann für ſich, aus Einem Guß und Stück, nicht eben erfreulich anzuſehen, gutmüthig, von geſundem Verſtand, aber zu unſicher in ſeinen Einſichten, um feſt und entſchloſſen zu ſein, daher nicht gewohnt, ſeinen Willen durchzuſetzen, und grämlich über dieſe Unfähigkeit, kurz: offenbar ein Familienvater, den ſein Weib in der Erziehung ſeiner eilf Kinder kreuzt. Damit iſt ſchon

das Weib gegeben; offenbar läßt ſie ſich von jedem Erziehungscharlatan bethören, alſo brauche ich ſolche Charlatans. Da führt ihm wieder der Zufall, von geheimem Inſtinkt geleitet, die Feder, er erfindet Herrn Fadet, Herrn Cranioſe, und ſo hat ſich ihm aus dem zufällig gefundenen „Typus Crépin“ die ganze treffliche Satyre auf abſtrakte Erziehungsmethoden herausgeſponnen. Töpffer weiß ſehr gut, welches Mittel er ſo in ſeiner Manier beſitzt, er gibt wohlerwogene Rechenſchaft darüber in jenem essai. Er iſt überhaupt auch Künſtler des Worts und als geiſtreicher Novelliſt namentlich durch ſeine nouvelles Genevoises bekannt. Dort zeigt er, wie ſeine Manier, die ſtrenge Zeichnung vor den Kopf zu ſtoßen (brusquer), zugleich dem Feuer der Erfindung als rapides Mittel dient und zugleich den Zeichner mit Nothwendigkeit auf die Darſtellung der weſentlichen Züge des Gegenſtands beſchränkt, während dagegen die exakte Ausführung leicht die Grundformen im Detail verwiſcht. Dann entwickelt er eine Reihe von Sätzen über Phyſiognomik, auf die ihn die Beobachtung ſeiner Manier geführt; z. B. über die phyſiognomiſche Bedeutung der einzelnen Theile des Kopfes, über die Grenze der phyſiognomiſchen Sicherheit überhaupt, wobei der ſehr wichtige Unterſchied der ſtehenden und nichtſtehenden Züge den Hauptanhalt bildet: höchſt lehrreiche Bemerkungen, aus denen ſich über dieſe dunkle Materie viel lernen läßt. Es iſt ſchade, daß dieſer Essai nicht in die neue Ausgabe aufgenommen wird.

Wenn wir nun Töpffer nach dem Bisherigen als Chatakterzeichner bewundern dürfen, ſo entſteht noch die Frage, wie er ſich denn im Punkte der Schönheit zu Gavarni

verhalte. Nicht die elegante Grazie meine ich, denn dieſe kann bei ihm, wie ſchon geſagt, keine Stelle finden, ſondern jene höhere, gewaltige Form, welche bei Gavarni oft wie ein Anſatz zum großen Stile der Hiſtorie hervorbricht. In den Figuren Töpffers ſieht man ſelten Andeutung eines ſolchen Schwunges; dagegen kommen öfters faltenreiche fliegende Gewänder vor, welche mit einem ſo kühnen Wurf und Zug gezeichnet ſind, daß man ſich ſagen möchte, hier zeige ſich nicht bloße Manier, ſondern Stil. Wo nun aber dieſer Anſatz zur reinen Schönheit ſich vollkommen bewährt, das iſt die Landſchaft. Wirklich — Töpffer iſt ein großartiger Landſchaftzeichner. Er iſt Meiſter in der Zeichnung von Erdbildungen. Der maſſige Zug der Gebirge, die kecken oder ſanften Profile, der großartige Wurf, der ſchöngebogene Sattel der Abhänge, die ſcharfen Kanten der Schluchten und Erdfälle, die Einſchnitte, Furchen, Ritzen, Zerklüftungen der Felſen, die Schlingungen des Hohlwegs, die weitgeſtreckte Fläche der Ebenen: überall ein tief poetiſches Gefühl für das Erdleben. Ebenſo ſtark iſt Töpffer in der Vegetation: das Eigenthümliche jedes Holzes und Baumſchlags, das zarte Gebüſch und der ſtattliche Baum, die kühlen Gründe, ernſten Schatten, die ſaftige Fülle, die ehrwürdigen Schauer des Waldes grünen und athmen unter ſeiner leichten Hand. Dazwiſchen ſind Werke der Menſchenhand, Hütten, Kapellen, Villen, Burgen mit dem vollſten Gefühle für die Zuſammenwirkung mit der Landſchaft, für das Nagen der Natur an ihrem Materiale, das halb Verwitterte, die zerbröckelten Steine u. ſ. w. hingeſtellt. Hiebei kommt ihm nun ſeine Art der Handführung trefflich zu

ſtatten; das Unbeſtimmte der fliegenden Linien entſpricht ganz dem Zufälligen in der elementariſchen und organiſchen Natur, während der ſichere Schwung, den dieſe Feder ſo ſeltſam mit ihrer Willkür verbindet, die Grundformen immer mit kecker Beſtimmtheit feſthält. Schon in den histoires offenbart ſich überall dieſes Talent der Landſchaft, da ſie meiſtens im Freien ſpielen; ja ich möchte ſagen, ſelbſt in der Figurenzeichnung liege ſchon etwas davon. Töpffer liebt es ſehr, ein reihenweiſes Daherziehen, Hinauslaufen in die Ferne darzuſtellen, Schwärme von fliehenden oder herbeieilenden Menſchen mit einem Anklang an regelmäßige Linie, Reihen und Rudeln von Thieren u. dgl. Es liegt darin immer ein gewiſſer epiſcher Ton, und dieſer ließe, wenn auch nicht in ſolchen Fällen wirklich mit den Figuren ein Stück Landſchaft zuſammengeſtellt wäre, bereits auf den landſchaftlichen Sinn des Meiſters ſchließen, der denn auch mit ſeiner beſonderen Vorliebe für die großen Formen der Erd- und Gebirgsbildungen (in der ſich zugleich wieder der Schweizer verräth) als ein epiſcher zu bezeichnen iſt. Selbſtändig ſpricht ſich aber dieſes Talent aus in den Essais d'Autographie, welche neben Karikaturen eine Reihe der ſchönſten Landſchaften enthalten, und noch mehr in den voyages autour du Montblanc. Hier iſt denn Töpffer, ohne ſeine Weiſe ganz zu verlaſſen, auch exakter, als in den histoires; während er in dieſen die Licht- und Schattenwirkungen nur mit flüchtigen, kreuz und quer gelegten, doch ihren Effekt ſicher erreichenden Schraffirungen angibt, ſo modellirt er dort in den Landſchaften gründlicher, immer nur ſtrichelnd und Pünktchen, flüchtige Kurven auswerfend, aber

fort und fortbildend, bis ein gründliches Verhältniß von Licht und Dunkel, Rundung und voller körperlicher Schein erreicht ist.

Indem ich hiemit von meinen zwei Zeichnern Abschied nehme, kann ich nur den Wunsch aussprechen, daß in diesem Nebenzweige der Malerei mehr gethan würde. Fassen wir ihn unter dem Namen der Karikatur zusammen und überlassen es dem Unterschiede der Geister, ob der Eine mehr durch herbe Geißlung der unmittelbaren Gegenwart ein heilsames Salz in die Sümpfe unserer Zeit streuen, der Andere durch Grazie seine haarscharfen Einschnitte versüßen wolle, wie Gavarni, oder in phantastischer Willkür alles Bittere zum leichten Champagnerschaum des Humors verflüchtigen wie Töpffer: immer wäre es erwünscht und dem besonderen Charakter unserer Zeit zu gönnen, daß dieses Feld einen reichen Anbau fände.

Gährende, kritische Zeiten sind vorzüglich auf die gemischte Kunst angewiesen. Hat man nur erst gründlich eingesehen, daß die Kunst mit Tendenz keine reine ist, so kann man ihr ohne Scheu mit voller Ueberzeugung ihr großes geschichtliches Recht wiedergeben. Was in der Mischung mit der Tendenz der selbständigen Schönheit entgeht, kommt der ethischen, politischen, sozialen Wirkung zu gute, und der kämpfende Geist des Fortschritts gewinnt in der einleuchtenden, augenblicklich ergreifenden Macht des Bildes einen Bundesgenossen von unendlicher Stärke. Hätten wir nur erst mehr Satyren und Karikaturen, mir sollte es um den Raum, den sie der idealen Schönheit vorerst wegnehmen, wahrlich nicht leid sein. Es ist anerkannt, daß unsere Zeit mit keiner

andern größere Aehnlichkeit hat, als mit dem Reformationszeitalter. Man weiß, wie mächtig der großen ethiſchreligiöſen Bewegung die didaktiſche und ſatyriſche Poeſie und die Karikatur, namentlich in der Form des Holzſchnitts, zu Hülfe kam. In ſolcher Zeit iſt die Phantaſie ſo recht geſtimmt, im Spiegel des neuen Ideals die veralteten, verweſenden Lebensformen als Fratzen zu ſehen und zu zeigen; die reine Kunſt kann zunächſt nur wenig leiſten, die neue Anſchauung in edle und bedeutende Geſtalten zu faſſen. Man kann ſagen, es wehe ein proteſtantiſcher Geiſt in Dürers Werken, aber beſtimmt und voll hat ſich derſelbe eigentlich nur in ſeinen vier Apoſteln zuſammengefaßt. Aus Holbeins Compoſitionen, insbeſondere ſeiner Paſſion, ſieht ein ſchneidender Zug hervor, worin man den ironiſchen Blick des geſchärften proteſtantiſchen Bewußtſeins und Urtheils erkennt. Weit reichlicher iſt die Thätigkeit in der direct negativen Richtung; laut auflachend werfen die humoriſtiſchen Poeten, ein Rabelais, Sebaſtian Brandt, Fiſchart, wirft als Zeichner und Poet ein Nikolaus Manuel, werfen in zahlloſen fliegenden Blättern anonyme zeichnende Spötter mit vollen Händen das ſatyriſche Salz in die Fäulniß. Solche Leute könnte die Gegenwart brauchen. Unſere Bewegung drängt im Unterſchied von der Reformationszeit einer politiſchen Kriſis zu, nur um ſo mehr iſt ſie angethan, dem ſatyriſchen Talente das Auge zu ſchärfen; aber ſie iſt zugleich ebenſoſehr eine ethiſche und ſoziale, ja auch eine religiöſe, denn ſie ſtrebt nach einer neuen Läuterung der Religion, nach einer Vollendung des nur halben Werkes der Reformation. Ein ſo inhaltsvoller Drang ruft hörbar genug nach dem Beiſtand der Kunſt

im Kampfe gegen die verkehrte Welt. Mögen die Maler unſerer Zeit nur friſch Hand anlegen, unſere Narren zuſammenpacken und nach Narragonien ſchicken. Verbittert und verkümmert ihnen die Cenſur ihre Schritte, ſo mögen ſie wenigſtens das Mögliche thun und den ſparſamen Boden, der ihnen gegönnt iſt, nicht brach liegen laſſen; wer weiß, wenn ſie ihn nur recht wacker anbauen, ob ſie nicht ſelbſt dazu mithelfen, daß einmal die Zeit kommt, wo man ihnen keine Schlagbäume und Umzäunungen mehr ſetzen kann, und wo, wenn ſie in voller Freiheit erſt allen Boden recht durchgearbeitet und mit dem Samen der Komik durchdrungen, aus der ſo umgebrochenen Erde auch eine neue Saat der reinen und unvermiſchten, der ernſten, hohen Schönheit aufgehen kann?

Am ſchlimmſten ſteht es in dem Lande, das der Satyre die meiſten Stoffe bietet und ſie eben deßwegen am ſtrengſten verbietet, in Deutſchland. Wie ſchade es aber wäre, wenn bei dem offenbaren Talente der Deutſchen zur Karikatur, das bischen Luft, das wir haben, nicht benützt würde, zeigen die Fliegenden Blätter aus München, welche erſt kürzlich in dieſen Jahrbüchern mit Freude begrüßt worden ſind.

Zuſatz

1880.

Ueber neuere deutſche Karikatur. Die Fliegenden Blätter.

Der obige Schluß bezieht ſich auf einen Artikel in den Jahrbüchern der Gegenwart, Januarheft 1846: „Die Münchner Kunſt. Eine Ergänzung der kritiſchen Gedanken im Novemberheft 1845.“ Dieſer letztere war gegen den Aufſchwung der Kunſt in München unter König Ludwig I. als gegen eine bloße, von oben gemachte Scheinblüte mit einer Schärfe vorgegangen, die in der politiſchen Stimmung der Zeit ihren Grund hatte; er war anonym erſchienen und anonym war auch der erſtgenannte, der Zeit nach zweite, der ihn „ergänzen“ ſollte. Ich glaube, vom Verfaſſer der „Kritiſchen Gedanken“ würde ich, wenn ich ſeine Erlaubniß nachſuchte, ihn jetzt zu nennen, keine abſchlägige Antwort erhalten, denn ohne Zweifel wird er jene Jugendarbeit als eine ſelbſt hiſtoriſch gewordene ruhig der objektiven Betrachtung im Lichte des damaligen politiſchen Wetters überlaſſen. Zu der „Ergänzung“ bekenne ich mich als Verfaſſer; ich wollte mich nicht nennen, weil der Erſtere ſich auch nicht genannt hatte. Wir hatten uns in verwandten Anſichten zuſammengefunden und waren eifrige Mitarbeiter der Jahrbücher der Gegenwart; ich, der etwas Aeltere, konnte diesmal mit dem Befreundeten nicht ganz übereinſtimmen, er ſchien mir zu negativ vorgegangen zu ſein, in manchem gab ich ihm recht, anderes fand ich ungerecht und ſo ſchrieb ich, um ſein hartes Urtheil auf das

richtige Maß zurückzuführen, den einrenkenden Artikel. Nannte ich mich, ſo entſtand leicht ein mißliebiger Schein; es konnte ausſehen, als ſuchte ich an meinen Namen das Prädikat des reiferen, gerechteren Urtheils zu knüpfen, während auf den Anonymus, auf den man doch immerhin rieth, ein Schatten fiel. Beide genannt: ſo ſah man zwei Befreundete diesmal uneins; Keiner genannt: ſo blieb das Intereſſe rein der Sache zugewendet. — Auch ich darf mich nicht rühmen, ich ſei damals völlig frei geweſen von der Neigung, den politiſchen Standpunkt ſtärker, als richtig iſt, in die Kunſtbetrachtung einzumiſchen; man wird dies beſonders dem Schluſſe des hier abgedruckten Artikels über Gavarni und Töpffer anſehen; wir glaubten damals wie vor einer politiſchen Revolution — worin wir Recht hatten, — ſo vor der Geburt einer ganz neuen Kunſt zu ſtehen, die uns als nothwendige Frucht derſelben erſchien, — was freilich ein ſchöner Traum war. — Den Artikel von 1846 auch wiederzugeben, kann ich mich nicht entſchließen, wiewohl ich ihn nicht für mißlungen halte; das meiſte, was er ſagt, iſt jetzt doch zu ſehr veraltet, ſeither zu oft geſagt; ich kann nicht verlangen, man ſolle noch intereſſant finden, wie ich damals urtheilte; mag ſich aber jemand gern in die damaligen Zuſtände zurückverſetzen, in das friſchere Leben, als ſo vieles noch mit der Kraft des Neuen wirkte, was jetzt der greiſen Zeit überlebt ſcheint, als wir und die Dinge noch jung waren, als friſchere Augen an den Schöpfungen eines Cornelius, eines Rottmann hiengen, ſo kann ich mich nicht verpflichtet finden, ihm abzurathen, daß er nach dieſen alten Heften der Jahrbücher noch einmal greife.

Münchner Federn sträubten sich stark gegen beide Aufsätze, auch der zweite war ihnen zu karg in Anerkennung und Lob; es setzte starken Widerspruch in der „Augsb. Allgem. Zeitung". Der Schluß des Artikels über Gavarni und Töpffer enthielt die Duplik dagegen; ich habe ihn weggelassen, weil dem Leser nicht zuzumuthen ist, daß er die Zeitungsblätter nachschlage, um sich den Streit im Einzelnen zu vergegenwärtigen.

Der Satz, der nun als Schlußsatz steht, beruft sich auf die Fliegenden Blätter als Beweis des offenbaren Talents der Deutschen für die Karikatur und sagt, sie seien erst kürzlich in den Jahrbüchern mit Freude begrüßt worden. Dies war geschehen in demselben Artikel von 1846, und die betreffende Stelle des letztern muß allerdings nun wiedergegeben werden: — „Zum guten Ende nennen wir noch ein ganz spezielles Symptom vom Zustande der künstlerischen Privatkräfte in München. Man gebe heute den besten Karikaturmalern Frankreichs und Englands die Fliegenden Blätter in die Hände, so werden sie sagen müssen: dies ist etwas Gutes und etwas Eigenes, etwas Deutsches; deutsch die Charaktere, deutsch der Humor, deutsch die Behandlung" u. s. w. Es folgt ein Versuch, den deutschen Karikaturstil im Unterschied vom französischen und deutschen zu kennzeichnen, den ich hier ausschließe, weil ich im Folgenden sogleich diesen Punkt aufzunehmen habe, dann noch ein politischer Seufzer, der zum Pathologischen unserer damaligen Ergießungen gehört und den ich hier ebenfalls weglasse.

Immerhin darf es in Erinnerung gebracht werden, daß wir nicht unter den letzten waren, die in den Fliegenden

Blättern das Aufleben einer spezifisch deutschen Karikatur erkannten und dies öffentlich kundgaben. Der Charakteristik Töpffers im obigen Artikel kam es bereits zu gute, daß wir uns diese Blätter gern und fleißig betrachteten; was dort über das Deutsche und seinen Unterschied vom Französischen in Töpffers Stil vorgebracht ist, das stützt sich bereits darauf, daß jedes neue Blatt unserem Vorbegriff von deutschem Zeichnerhumor Bestätigung und Ausfüllung gebracht hatte.

Jede Nation ist sich ihrer Schwächen bewußt — nicht ganz bewußt, nicht so, daß sie ihnen im nüchternen Worte völligen Ausdruck geben könnte, wohl aber so, daß sie in den Werken der Phantasie, in Dichtung und Kunst, kurz im Bild das Unharmonische, das ihrem Wesen anhängt, in ausreichender, ja überschwellender Bestimmtheit sich gegenüberzustellen vermag. Schon in seinen uralten Sagen schuf sich das deutsche Volk sein Konterfei im ungeschlachten, tölpischen, langsamen und doch kampfwüthigen Riesen, ja auch dem edlen Heldenbilde wurden einzelne Züge geliehen, worin der Volksgeist sich selbst und sein Wesen belächelte: nennen wir nur den Dieterich von Berne im „Großen Rosengarten", dem der rechte Kampfmuth nicht kommen will, bis ihn Hildebrand verhöhnt und schlägt; jetzt nimmt er den Kampf mit Sigfried auf, aber erst, wie Hildebrand sich todtsagen läßt, entbindet sich seine ganze Kraft, und nun freilich geht ihm vor Wuth ein Flammenodem aus dem Munde, daß Sigfrieds Hornhaut schmilzt. Dies ist ja doch der ächte deutsche Michel. „Michel": das Wort war ursprünglich nicht komisch, ist nicht Scherzform von Michael, sondern das altdeutsche Wort für Groß,

wurde aber ebendarum, weil man die Größten ſelbſt mit einer gewiſſen Schwerfälligkeit, Langſamkeit, Unſchlüſſigkeit ſich behaftet dachte, zum Spitznamen, den der Deutſche ſich ſelbſt gab. Wir können nun ſagen: die deutſche Karikatur wird ſich von der ſatyriſchen Zeichnung anderer Völker durch etwas unterſcheiden, das ſich als michelig bezeichnen läßt. Der Zeichner wird dies gewiſſe Etwas wollen, es umgibt ihn, er ſieht es auf Schritt und Tritt, er ſteigert es im Bilde mehr oder minder und ſchafft ſo die leiſere oder lautere Karikatur; allein nicht ganz frei handelt er hierin, denn er gehört zu demſelben Volke, ein indefinibles Etwas von dieſem Etwas wird ſich in ſeine Striche einſchleichen, auch wo er es nicht will. Mag der deutſche Satyriker das gerade Gegentheil des ächt deutſchen Weſens darzuſtellen haben, darſtellen wollen, die eleganteſte Gelöstheit der Geſtalt und Bewegung, die geriebenſte Koketterie, Affektation, die blaſirteſte Windbeutelei, ſetzen wir dabei den virtuoſeſten Zeichner voraus, er wird doch niemals eine Lorette, Kokotte, niemals einen Robert Macaire zu Stande bringen, wie ein Franzoſe. Umgekehrt: mag ein Franzoſe mit der geſchickteſten Hand ſich die beſte Mühe geben, den deutſchen Michel (— das geſchah wirklich oft in Caricature und Charivari —) oder etwa den Münchner Hausknecht, den richtigen Schwaben zu zeichnen, er wird unfehlbar einen Hauch von franzöſiſchem Weſen, einen Gran mehr Leichtigkeit hineinbringen, als er ſollte. Staunen mußte man über das, was einmal römiſche Karikaturen in den ſiebziger Jahren zu leiſten vermochten; es wallfahrtete ein großer Pilgerzug nach Rom, die Römer machten große Augen, als ſie zum erſten Mal deutſche Stockphiliſter und

Baſen ſo in Maſſe beiſammen ſahen, es erſchienen ein paar Bogen, worauf dieſe Figuren wunderbar wiedergegeben waren, doch wunderbar nur in Anbetracht der Fremdheit des Gegenſtands für italieniſche Zeichner, ein deutſcher hätte dieſe Typen gewiß noch viel prächtiger getroffen.

Es leuchtet ein, daß der deutſchen Auffaſſung kein Stil beſſer entſpricht, als die Zeichnung in derbem Strich und mit wenig Schatten, wie er ja an ſich dem Holzſchnitt zuſagt, der doch immer die beſte Form für die Karikatur iſt. Mag man immer einige Schritte weiter ins Maleriſche gehen mit Licht- und Schattengebung, — es kann dies ſchon darum nicht ausgeſchloſſen ſein, weil die Komik ſelbſt ein und das andre Mal gern mit Lichteffekten operirt —, dem Grundzuge der deutſchen Karikatur kann es nicht anſtehen, nach einem Scheine ganzer koloriſtiſcher Wirkung mit graphiſchen Mitteln zu haſchen, denn dieſer Grundzug geht, wie wir geſehen, irgendwie immer auf das Lächerliche des Ungeſchickten, ſoll aber das Ungeſchickte in der denkbar geſchickteſten Form gegeben werden, ſo ſtraft ſich das leicht dadurch, daß jenes gewiſſe Minimum des Ungeſchickten, das auch im Subjekte der Kunſt, im Zeichner ſteckt, und wohl, ſoweit die deutſche Zunge klingt, auch im beſten, — daß dieſes Minimum ſich rächt und dann *nur ſtörend* in die Darſtellung ſich eindrängt.

Da das Komiſche, wie man weiß, auch mit dem Tragiſchen gewiſſe Miſchungen eingeht, ſo kann bei der techniſchen Manier an einen Maler großen Stils, an Alfred Rethel erinnert werden, der in dieſer Sammlung von Altem und Neuem noch ſelbſtändig beſprochen werden ſoll: ſein Dürerſtrich paßt

ja ganz ausgezeichnet für die dämoniſch fürchterliche Komik im Todtentanz und im Cholerabilde.

Verſteht ſich, daß wir damit nicht ſagen wollen, die Deutſchen haben die Umrißzeichnung gepachtet; die franzöſiſchen Karikaturblätter und der Punch wählen öfters dieſe Form, und mit vielem Glücke, doch dann bleiben ſie auch gewöhnlich beim bloßen Umriß und ſo wählen ſie ihn nur ausnahmsweiſe, etwan um alte Holzſchnittmanier oder auch Kinderzeichnung zu komiſchem Zweck nachzuahmen. Irre ich nicht, ſo ſind die Deutſchen mit dieſer Form vorangegangen; abgeſehen davon haben die Fliegenden Blätter von Anfang an Umriß mit wenig Schatten geliebt, ſind dann mit der Zeit mehr ins Maleriſche gegangen, doch dies ſo zu ſagen nur einen Schritt weit, immer in den vorhin bezeichneten Grenzen.

Von Anfang an aber hat ſich in jeder Form tüchtig, naiv, luſtig der deutſche Karikaturgeiſt in ihnen ausgeſprochen, wie wir ihn zu bezeichnen geſucht haben. Wer ergötzte ſich nicht, als Braun — er war es, wenn ich mich recht erinnere — mit ſeinem Eiſele und Beiſele, als Pocci mit ſeinem Staatshämorrhoidarius auf den Plan trat! Mit dieſen Figuren war zugleich ein Wurf gethan, der ſo recht im innerſten Weſen der Karikatur liegt und ihr aufs beſte dient, ihre Fruchtbarkeit zu ſteigern. Es waren Typen gefunden. Der Typus im engeren Sinne des Worts iſt eine charakteriſtiſche Figur, die als ſtehende Maske verwendet wird, um Witze immer neuen Inhalts daran zu knüpfen; ſie dient wie ein Haken, um fertige daran zu hängen, ſie wirkt ebenſo als Reiz, um ſolche zu erfinden.

Verſtehen wir unter Typus in anderem, allgemeinem Sinne das Gepräge, woran wir einen Künſtler, den Kunſtgeiſt einer Nation, einer Zeit erkennen, ſo wird der Typus im genannten engeren Sinn gerade recht ſich dazu darbieten, dies Gepräge in ſich aufzunehmen, es wird ſich in ihm zu beſtimmten Charakteren condenſiren; ſo war Robert Macaire ächt franzöſiſcher, ſo der Staatshämorrhoidarius deutſcher Typus in beiden Bedeutungen des Worts. Solche ſtehende Figuren werden als Träger von Satyre verwendet, indem man ſie durch verſchiedene Situationen, etwa auch auf Reiſen herumführt, handeln und leiden, die Zuſtände, die verſpottet werden ſollen, erfahren und ſich darüber ausſprechen läßt. Sind ſie ausgenützt, ſo erfindet man neue, ſie können aber auch, der Unſterblichkeit fähig, ins Unendliche verwendbar ſein. Auch wie Schilder mögen ſie dienen, ſo die treffliche puppenhafte Titelfigur des engliſchen Punch; der ſtehende Hanswurſt der Fliegenden Blätter und der ſchnapſig angetrunkene Kladderadatſchkopf ſind nicht ſo glücklich; das erſtere deutſche Witzblatt hat ſich ſeine eigentlichen, guten Typen erſt im Texte geſchaffen, das letztere ebenſo, in Meyer und Schulze. Hat man nun einmal Typen, ſo hat man ſie vor allem, wie geſagt, zur Satyre, und Satyre war es, was auch die Fliegenden Blätter an die Typen knüpften, mit denen ſie ſo glücklich ihre Laufbahn betraten und deren ſie auch ſpäter ſo gelungene einführten, wie Brauns Wühlhuber und Heulmayer.

Wir müſſen in dieſem Begriff zunächſt unterſcheiden. Das Wort Satyre läßt zu, daß wir es in ſehr weitem und vagem Sinne nehmen. Vag genommen bedeutet es jede

Darſtellung, wobei es über irgend etwas zu lachen gibt, ſo daß „ſatyriſch“ und „komiſch“ eigentlich zuſammenfällt. Das Lachen kann ein harmloſes ſein und ſoweit es dies iſt, gebraucht man auch gern den Namen: gemüthliches Genre. Das Volksleben, die höheren Stände mit ihrem verſchiedenen Gepräge, das Philiſterium, die Kleidermoden, die Geſelligkeitsformen und was alles wird zwar mit ſeinen Thorheiten vorgeführt, aber ſo, daß die Thorheit eben nur als Thorheit erſcheint, daß alles leicht genommen, die Galle nicht in Theilnahme gezogen wird. Aber es iſt nicht möglich, feſte Grenzen zu ziehen, wo ſich dieſes Gebiet von einem anderen ſchiede, in welchem ſo harmlos nicht gelacht wird. Eine Weibermode z. B. wie die jetzige gibt unendlichen Stoff zu einfach beluſtigenden Bildern, ſoweit ſie nur als närriſch erſcheint, allein ſie iſt auch frech und ſchamlos, ein ſittliches Uebel; ſowie man dies in und zwiſchen den Linien des Zeichners lieſt, ſo wächst die luſtige, relativ harmloſe Satyre in die ſcharfe, beißende hinüber, und das Lachen wird bitter. Der Staatshämorrhoidarius gab munter zu lachen: noch ein Ruck und man mußte an die ernſten Uebel der Vertrocknung des Menſchen im Mechanismus des Staatsdienſtes, an das ganze Syſtem der Bürokratie denken, und nun ſpürte man den ſcharfen Stachel im Hintergrund des drolligen Vordergrunds. Man ſieht: wir haben es hier mit einer Unterſcheidung zu thun, die ſchließlich auf die andere führt: ſchädliches oder unſchädliches Häßliches. Wir ſind zu dem Satz des Ariſtoteles geführt: das Komiſche iſt ein Häßliches unſchädlicher Art (wörtlich: ein ſchmerzloſes, nicht verderbliches Häßliches). Der Satz bleibt für immer

ſtehen, obwohl er mehrerer Ergänzungen bedarf. Die eine iſt, daß uns der komiſche Vorgang an ſich oder das Bild eines ſolchen zwar ein Uebel ſchädlicher Art vor Augen führen, aber die Schädlichkeit uns verhüllen kann, ſo daß die Aufmerkſamkeit vom Ernſte des Uebels weg und ganz nur auf die Thorheit, den Unſinn hingelenkt wird. Am ſchwerſten wird dieſe Ablenkung ſich vollziehen können bei großen, öffentlichen Uebeln, im Staat, im Religionsleben, verkehrten Richtungen der Kunſt, ja auch der Wiſſenſchaft. Greift die komiſche Zeichnung in dieſe Sphäre hinein, ſo muß ſie faſt unausbleiblich ſcharf und ſchneidend werden, d. h. Satyre im engeren, im prägnanten Sinne des Wortes. Dieſer Satyre nun gegenüber können wir der leiſeren, nicht entbundenen, zwar ſchlummernd doch vorhandenen Satyre in all den Darſtellungen, die uns ohne merkliche Bitterkeit zu lachen geben, allerdings einen Namen beilegen, als wäre ſie keine Satyre, wir können ſie alſo komiſches oder gemüthliches Genre-, oder — warum nicht deutſch? — Sittenbild nennen.

Die Fliegenden Blätter nun pflegen ſeit ihrem Beginn mit Vorliebe das letztere Gebiet, und dies iſt nur ganz recht. Sie gaben und geben herzlich zu lachen. Sie reichen nicht Schnaps, ſondern geſundes Bier und guten Wein der Komik. Sie lieben ſich das Naive. Es verſteht ſich, daß wir bei: Naiv durchaus nicht nur an die Gegenſtände denken, als handelte es ſich da blos um Aufdeckung von Momenten, wo der Menſch irgendwie von der Natur, wie ſie unter dem Bewußtſein verſteckt in ihm lauert, oder von der Natur im Sinne des äußeren Zufalls lächerlich überraſcht wird,

wir denken vielmehr ebenſo auch an die Behandlung, an die Saftigkeit darin, an die Fernhaltung des gewiſſen Kratzigen, Haarigen, Eſſigſcharfen, das ſich bei zugeſpitzt ironiſcher Auffaſſung bis in den Zug des Stifts, in den Strich hinaus erſtreckt. Es iſt wahrlich kein kleines Verdienſt, den Menſchen einfach Vergnügen machen, zu ihrer Wohlſtimmung beitragen. Dabei vergeſſe man nicht, daß ein luſtiges Blatt ſeine Grenzen unberechenbar weit ausdehnen und gar wohl auch das Anmuthige, das Schöne ohne den Zikzak des Komiſchen einſchließen kann. Moriz Schwind trat auf den Plan, ſeine reizendſten Beiträge waren die Kompoſitionen zu deutſchen Märchen, wahre Perlen, Kunſtwerke auch in der Art des Aufbaus auf der Fläche eines ganzen Bogens. Der liebenswürdige, von Erfindung quellende Geiſt unſeres herrlichen Märchenmalers ergoß ſich reichlich in dieſe Blätter. Neben dem Drolligen, dem Hanswurſtiſchen, dem behaglich Philiſteriöſen, Perrückenhaften bewegte ſich in traumhaft heiterer Geſellung das rührend Kindliche, das ſüße Bild der Unſchuld, bedroht vom Dämoniſchen, gerettet von guten Geiſtern, das zart und rein Jungfräuliche, das jugendlich blühend Männliche, kurz der Adel der Grazie. — Ich habe vernommen, daß die Herausgeber in einem Hefte zuſammenſtellen werden, was Schwind zu den Fliegenden Blättern beigetragen hat: eine der erfreulichſten Gaben, die man dem deutſchen Volke bieten kann. — Neben einen Meiſter im freien Phantaſiegebiet können wir ein Talent ſtellen, das völlig in der bekannten Wirklichkeit ſich bewegte; es iſt Haider mit ſeinen Jagdbildern und Volksſcenen. Wohl hat er meiſt Komiſches gebracht, vorzüglich in drolligen

Jagdabenteuern und in der Parodie des Menſchen durch Thierformen, Thierjahrmärkten u. dgl.; aber er mied immer die grellere Ausbeugung der Form, wie das ſtark Komiſche ſie braucht; ein meiſterhafter Zeichner, liebte er ſich immer den gefällig fließenden, im beſten Sinn eleganten Strich und gab daher ebenſo gern ein anmuthiges, als ein zwerchfellreizendes Bild von Jägern, Volk, Wild, Hund im grünen Walde, auch im Dorf, im Hauſe.

Doch die Blumen mit graziöſen Kelchen, Blättern und Ranken können nur vereinzelt unter den neckiſchen Orchideenformen der Karikatur eine Stelle finden. Mit eigenthümlich kolbigen, dick umriſſenen, wie heraldiſch ausgerollten Formen trat Ille in die Reihe. Grausliche Rittergeſchichten, Ritterſcenen auf Meerſchweinchentheatern, Traveſtieen von Dienſtmädchen in Soldaten, von Ständen verſchiedener Art und Charakteren in Thierformen waren ſeine Stärke, doch der eigentliche Höhepunkt die Typen aus der Zeit der hohen Kravatten, aufgefaßten Aermel, Hoſenthürchen, Kappenſtiefel, der weiblichen kurzen Taillen und gebauſchten Locken, und ganz entfaltete ſein erfindungsluſtiger Geiſt die Schwingen, als Eichrodts unſterblicher Biedermayer ſein Gegenſtand und Inſpirator wurde. Die Verſöhnung Preußens und der Schweiz zum Beiſpiel (1856), dieſer Preuße mit dem alten Kübeltſchako und Federbuſch, dieſer Tell mit Barett und geſchlitztem Wams, ganz ein Ritterheld aus einem wandernden Theater, dieſer feſtonziehende Genius über dem Altar, griechiſch im Geſchmack der erſten Jahrzehnte des Jahrhunderts: es war ja ganz und gar köſtlich! — Die Rittergeſchichten führen auf Räubergeſchichten, und da machen wir einen

Sprung über viele Jahre hinweg, um die prächtige Geſchichte: „Meluſine und Paſqualini oder pechſchwarz-melancholiſche Märe“ zu erwähnen, Text und Illuſtration von Trautmann, beide von gleich prächtiger Tollheit. Erſchrecklich rührender kann das große Thema: edler Räuber kaum behandelt werden. Meluſinens Geliebter, Karl von Platzki, Offizier in der bayriſchen Uniform der zwanziger Jahre, das Raufen der Soldaten mit Paſqualini bei der Gefangennehmung, ſeine Flucht und Greuelthaten, dann die tiefe Erweichung, Läuterung der wilden Räuberſeele beim Anblick von Meluſinens photographiſchem Bildniß, und nun der Beſchluß, die Liebenden zu vereinigen, — neben Leichenhaufen hingemeuteter Opfer werden dem grauſamen Onkel Schnabel und dem ſchnöden Werber Hahnebiene die Köpfe zuſammengeſtoßen und die glücklichen Liebenden von ihrem Retter „ſtadtwärtsein“ geführt. Die letztere Scene ganz beſonders iſt hoch zu preiſen: Mondſchein, im Hintergrunde die Stadt, die drei Figuren vom Rücken geſehen, dunkel ſich abhebend, ſtarke Schlagſchatten werfend, das veredelte Ungeheuer führt die zarte Braut am linken, den ritterlichen Verlobten mit dem großen Raupen auf dem Helm am rechten Arm — das Bild hat ganz maleriſchen Wurf, wirkt ſtimmungsvoll ſentimental und wird durch den innern Widerſpruch im Gegenſtande ſo überaus komiſch, daß Thränen der Wehmut wunderbar mit Thränen des Lachkrampfs ſich miſchen. Paſqualini ſchließt damit, daß er wie Karl Moor ſich der Gerechtigkeit überliefert und ſeine Strafe ſelbſt beſtimmt; ſie beſteht darin, daß er ſich enger und enger einmauert, bis er erſtickt, an der Wand hat er die Photographie

aufgehängt und bis zu seinem letzten Athemzug schaut er sie an — „und so saß er eines Tages in der engsten Enge da und auf Meluſinens Bildniß noch sein bleiches Auge sah“ —.

Wir gehen in der Zeit wieder zurück, in die Jahrgänge, wo Wilh. Buſch die Zierde der fliegenden Blätter war. Er ist von P. Lindau in Nord und Süd, Februar 1878, einläßlich charakteriſirt, uns beſchäftigt dieſer genialſte Mitarbeiter des beliebten Blattes vorzüglich wegen ſeiner Verwandtſchaft mit Töpffer. Beide ſind gleich wunderbare Meiſter der unendlichen Geſchicktheit im Ungeſchickten der Zeichnung. Man ſagt, Buſch habe in ſeinen kinderhaften Strichen weit mehr Können verborgen, als Töpffer, der wegen Augenleidens mitten in ſeinen Lehrjahren inne halten mußte, er habe auch im Malen raſche Fortſchritte gemacht. Es iſt kaum möglich, aus den Kompoſitionen ſeiner Blütezeit hierüber ins Klare zu kommen, die ſpäteren, letzten allerdings weiſen auf ein freies Können, und dies, wie wir ſehen werden, in nicht erfreulicher Weiſe. Behält man nur jene Zeit im Auge, ſo iſt die Aehnlichkeit ſchlagend. Beide Humoriſten ſetzen ihre unzulänglichen paar Punkte und Striche juſt ſo zum beabſichtigten Ausdruck genügend, als könnten ſie, wenn ſie wollten, vollendete Meiſterwerke in völliger Durchführung aller Mittel der Malerei ſchaffen, und daß man doch wieder — ſo grundnaiv erſcheint jene Armutſeligkeit — eine ſolche Vermummung für rein unmöglich hält. — Gemeinſam iſt ihnen auch die reiche, quellende Erfindung, und zwar in der Form der Continuität, eine Geſchichte aus einem Motiv ſpinnend und fortſpinnend bis zu glücklichem, wenigſtens leidlichem oder, für den

frevelnden Theil wenigstens, schrecklichem Ende. Beide verbinden mit reichem Geist im Bilde reichen eigenen Geist im Texte, allerdings in verschiedener Art: Töpffer begleitet die Bilderreihe einfach mit leicht ironischem Kommentar, Buschs Text ist komisch auch für sich, nimmt ganz naiven Schein an, spricht die Sprache des wohlmeinenden, weisen, beschränkten, gern Moral ziehenden Biedermanns oder kurz: spricht Biedermayerisch, also Text ganz dem deutsch drolligen Zug des Zeichners entsprechend. Töpffer ist satyrischer — unbeschadet der Phantastik, der toll spielenden Narrheit: Akademiewesen, Phrenologie, Erziehungscharlatanismus, Demagogenwesen, Buchhändlerschwindel u. dgl., also Schädliches im sozialen, literarischen, politischen Leben wird in der Mehrzahl der Bilderreihen (mit der Hanswurstpritsche) gezüchtigt. Busch führt solchen Stachel nicht: er ist einfach bei unartigen Buben, unbequemen, störrischen, teufelhaftigen Thieren, tölpischen Bauern, raufendem Volk, gestörten Biertrinkern, rauschheimschleppenden Kneipanten, zu Hause —, etwa wohl auch beim Klaviervirtuosen, und da geht es freilich auch in gesalzene Satyre hinein. Eigenthümlich ist es mit der Moral der Fabel bestellt: Muthwille, Unart wird bestraft, oft furchtbar genug wie an den bösen Buben von Korinth, schlafstörenden Flöhen, Mücken, froschzerrenden Enten; oft trifft die Strafe nach zwei Seiten z. B. den nestberaubenden Knaben und das böse Thier wie in der Geschichte vom Raben Huckebein, aber oft waltet grausam schlechte Weltordnungsjustiz: unverantwortliche Fahrlässigkeit geht ungestraft ab wie bei dem Barbier, der dem armen Rasiropfer den Nasenzipfel abschneidet, oder der Maus, die

das arme Ehepaar in Verzweiflung bringt. Töpffer ist nachsichtiger; nicht so schrecklich wie bei Busch, wo dieser sie eintreten läßt, waltet bei ihm die Nemesis, seine Narren kommen nach etlichen Aengsten und Nöthen immer noch ganz leidlich, ja oft glücklich davon. Wird durch jene Grausamkeit der Endschicksale, wird außerdem durch die großen Uebel, die sich durch Umrennen, Durchprügeln, schwer Verwunden alle Welt im Gang der Handlung gegenseitig zufügt, nicht der Satz vom unschädlich Häßlichen umgestoßen, bekommt Aristoteles nicht unrecht, wenn er darein das Komische setzt? Dies Bedenken bringt Lindau im erwähnten Artikel. Die Lösung des Einwurfs ist nicht schwer: wo die mäßige Schuld durch ganz entsetzliche Uebel, ja durch das äußerste, einen furchtbaren Tod bestraft wird, da fällt der Accent auf die Unmöglichkeit. Es ist zu toll, als daß es denkbar wäre. Es gruselt uns, aber es muß doch purer Schein sein, weil es nicht möglich ist, und wir lachen — über den verrückten Einfall des Künstlers. Die bösen Buben von Korinth werden vom Fasse des Diogenes zu langen flachen Kuchen gewalzt: wir schaudern zusammen und gleichzeitig schüttelt es uns das Zwerchfell, weil wir solche Walzung uns als physisch möglich denken sollen und nicht können. Also: das Tragische komisch, weil vor Augen und doch undenkbar. Man sagt sich: es wär' ja doch verflucht! und halblaut dazu: wenn's möglich wäre. Uebrigens fallen uns auch bei Betrachtung einer Geschichte die vielen anderen mild auslaufenden ein, wir vergessen nicht, daß es ein andermal in dieser tollen Welt eine strafende Gerechtigkeit gar nicht gibt, sondern das Komische in Form, Bewegung, Hergang einfach als Bild

wirkt, um ſeiner ſelbſt willen da iſt, es ſchwindet aller Ernſt, es iſt Feuerwerk auf dem Waſſer, zerſpringende Blaſe — „Luft im Laub und Wind im Rohr, und alles iſt zerſtoben.“ Und ſonſt, wo es zwar wild und grob genug hergeht, aber doch nicht zum äußerſten Uebel kommt: was ſchadets viel, wenn die Narren und Tölpel von Menſchen einander recht durchwalken, treten, ſtoßen, puffen? Es wird ihnen als läuternde Durchknetung ſchließlich geſund ſein, ihnen ihre Menſchlichkeit zu fühlen geben. Man nimmt eben hier auch das Schwere leicht, und dies führt freilich auf einen tieferen Grund. Eigentlich, d. h. abgeſehen von der ſubjektiven Zuthat oder vielmehr Wegthat, die ganz weſentlich iſt, geht es in der Welt des Komiſchen überhaupt unbarmherzig her. Viel Mitleid, wenig Komik! Wir lachen, der Dichter, der Künſtler macht lachen über tauſend Dinge und Hergänge, die ſehr weh thun. Wie machen wir das, wie macht er es, da wir doch keine mitleidloſen Barbaren ſind? Wir rücken uns, er rückt uns den Ernſt in der Sache aus den Augen und ins Auge nur das Ungereimte, die Thorheit des Menſchen, die Koboldtücke des Zufalls, das Spiel der Natur in uns und außer uns mit unſerer Freiheit. Wir halten es da wie die Kinder; es iſt nicht bös gemeint, wenn dieſe über einen Buckligen lachen, es fällt nur nicht in das Sehfeld ihres Bewußtſeins, was der Bucklige unter ſeiner Entſtellung leidet. Aber noch mehr! Es kann kommen, daß wir bei einem komiſchen Vorgang vom Wehthun gar nicht abſehen können, und es kommt ſehr oft, daß die Kunſt uns zeigt, wie weh es thut. Dann lachen wir dennoch, als thäte es nicht weh, wenn die Aeußerungen

des Schmerzes barocke, ungereimte Formen annehmen: Zappeln, Krümmen, Zucken, Aufkreiſchen macht ſich eben leicht ſo komiſch, daß wir lachen müſſen, obwohl wir wiſſen, daß dieſe Ausbrüche vom Schmerz kommen. Der Schmerz ſelbſt wird komiſch und hört darin auf, als Schmerz zu erſcheinen, wiewohl er eben als Schmerz erſcheint. Kommt dies ſchon oft genug in der Wirklichkeit, ſo wird die Kunſt nicht langſam ſein, reichlich auszunützen, was in der Natur liegt. Hat ſie doch darüber hinaus noch den unendlichen Vortheil, daß man beim Bild immer ja doch auch weiß: es iſt nur Bild. Bild iſt nicht wie pures Glas, durch welches wir Dinge ſehen, es hat ſein eigenes Leben als Bild. Dies begleitende Bewußtſein bleibt vollends in Kraft, wenn die Kunſt keck ihre Freiheit gebraucht, über das Naturmögliche hinauszugehen und uns ganz in der Welt der närriſchen Vorſtellung feſtzuhalten. Töpffer und Buſch wohnen in ihr. Die Welt des komiſchen Wunders: Sommernachtstraum, Puck! Es gibt kein Naturgeſetz, und mitten in dieſer Aufhebung aller Cauſalität ſoll es doch eine geben. Heiterer Rauſch, luſtiger Wahnſinn!

Der Unterſchied zwiſchen beiden Künſtlern bleibt, daß der Franzoſe in Töpffer ungleich leidenſchaftlicher iſt, als der ganz deutſche Buſch. Fahriges Ungeſtüm gibt es neben viel Phlegma zwar auch bei dieſem in Menge, aber ſo toll wuſelich, ſo raſend queckſilbrig, ſo ſchnaufend heftig und deſperat wie Töpffers Narren ſind Buſchs Leutchen niemals. Ihr Körper iſt auch nie ſo gewandt, um ſo furiös zu turbilloniren. Nur ausnahmsweiſe, nur im Bilde einer Kunſtleidenſchaft kommt es bei ihm zu ſo excentriſcher Bewegung:

im forte vivace, fortissimo vivacissimo, endlich im finale furioso hört der Klaviervirtuos auf, ein menſchlicher Organismus zu ſein, Finger, Hände vervielfältigen ſich, die Haare werden Meerflut, die heilige Wuth ſetzt ſich in ſeine Frackſchöße, ſeinen Schnupftuchzipfel fort, ſelbſt der nur hörende Enthuſiaſt wird ſo durchzuckt, daß es ihm die Beine zur Schraube zuſammendreht, daß ſein ganzer Kopf nur Auge und Ohr wird — dies ein beliebtes und ächt komiſches Verfahren der Karikatur, daß ſie gern eine Metapher buchſtäblich nimmt.

Recht wohl kennen Töpffer und Buſch die komiſche Kraft im Dämoniſchen. Des erſteren wandelnder Koffer iſt todtlächerlich geiſterhaft. Buſchs Huckebein iſt ein infernaliſches Monſtrum, ein Vieh wie ein böſer Traum. Ein halbflügger Rabe iſt wirklich ein kleines Ungeheuer, Buſch hat die Natur gründlich belauſcht und nach der Belauſchung genial traumhaft übertrieben. Je mehr das Komiſche ſeinem Weſen nach auf die härteſte Realität angewieſen iſt, deſto mehr beſtätigt durch Leiſtungen, worin das Naturtreue ſo luſtig ins Phantaſtiſche übergeht, auch der Humoriſt die Wahrheit, daß alle ächte Kunſt ein tief dem Traum verwandtes Produziren iſt. Auch er muß ja umbilden: er muß immer in irgend einem Grade ſteigern, was in der Naturgeſtalt mißförmig iſt, muß ins Häßlichere idealiſiren, und er muß die Mißgeſtalt in Bewegung, in Zuſammenhang einer Handlung ſetzen: wenn ihm da nicht ein Bild auftaucht wie im Traume, was hilft alles Denken und Mühen? — Fertige Traumgebilde des Volksglaubens werden daher natürlich beliebtes Motiv ſein, der ſchreckliche Ur-

hanswurſt vor allem, der Teufel; ich erinnere noch an Buſchs köſtliches Blatt: Schmied und Teufel.

Buſch hat ſeit längerer Zeit den Griffel niedergelegt. Mancher hätte es wohl nicht bedauert, wenn es geſchehen wäre, ehe der h. Antonius und die folgenden Stücke erſchienen. Es herrſcht ein Naturgeſetz in der Produktionskraft, einem Dichter widerfährt es, daß man von ihm ſagt: er hat ſich ausgeſchrieben, dasſelbe Fertigſein kann bei dem Zeichner eintreten. Buſch überſchritt die Linie und trieb ſich in ein fremdes Element hinein — fremd nicht überhaupt, ſondern nur fremd der Natur Buſchs, wie man ſie bis dahin gekannt und liebgewonnen hatte, und fremd der Natur der reinen, ungemiſchten Komik. Bezeichne ich dies fremde Element als ſatyriſch, ſo wird man mir Widerſpruch mit meinen eigenen Sätzen vorwerfen, vollends wenn man vorwärts geleſen haben wird, denn ich gedenke noch ausdrücklich von der Unentbehrlichkeit der Satyre für Karikaturblätter einiges zu ſagen. Man erinnere ſich aber jetzt der obigen Unterſcheidung zwiſchen zweierlei Art von Satyre: die eine gegen die Narrheit im Menſchen überhaupt gerichtet, wie ſie ſich jederzeit und in unendlichen Formen aus dem Widerſpiel ergibt, das die Natur in ihm und außer ihm mit ihm treibt, die andere gegen beſtimmte, ſehr fühlbare Uebel in der Geſellſchaft, im öffentlichen Leben. Die erſte Art wird gerne ſo ins Runde, Volle des Spaſſes gehen, daß man den Dorn gar nicht ſpürt und den Namen Satyre, obwohl er eigentlich begründet wäre, gar nicht anwendet. Pierro mag eine Satyre auf alle Tölpel ſein, niemand denkt weiter daran, man lacht eben. Man fühlt ſich ins Zweck-

loſe verſetzt, ins ganz Tendenzloſe. Und dies war das eigentliche Element Buſchs. Mit dem h. Antonius fieng er an, ſchneidig, ſehr ſchneidig polemiſch zu werden, zuerſt gegen Pfaffenthum, dann gieng es gegen allerhand Lotterweſen in Familie, Sitte, gegen politiſchen Partikularismus, gegen die Parteien im deutſchen Reich. Dagegen iſt nun an ſich gar nichts zu ſagen, im Gegentheil —, aber an Buſch war man dieſe Rolle nicht gewohnt; es gieng bei ihm grauſamlich genug her, wie wir geſehen, aber alles ſchwamm doch ſo luſtig auf der Welle der freien Narrheit, daß es leicht und ſchwebend wurde. Die ſo ſcharf geſalzene Ruthe wollte ihm nicht zu Geſichte ſtehen. Und nun kam zu dieſer Wandlung noch etwas hinzu, das war noch fremder. Sogleich im h. Antonius ſtach es widerwärtig genug hervor und lief dann durch die weiteren ſatyriſchen Hefte.

Ich habe da und dort, namentlich in dem Aufſatz über Cynismus („Mode und Cynismus") ſchon gezeigt, daß die volle, freie Komik und das ſexuell Pikante nicht zuſammengehen. Das froh Hanswurſtiſche iſt immer naiv, wie derb und grob es ſein mag; es iſt immer unſchuldig in dem Sinn, daß es ganz verſchmäht, mit geſchlechtlichen Reizen zu wirken. Der rechte Komiker als Zeichner läßt ein Weib auf den Kopf ſtellen und doch die Röcke nicht zurückfallen, er will nichts vom Nackten, außer ſofern zufällige Entblößungen lächerliche Noth bereiten. Er iſt keuſch wie ein luſtiger, draller Bub. Er mag unfläthig ſein, aber er will nichts von winkendem, graziöſem, leiſer oder lauter mäckerndem Kitzeln und Krabbeln an der Inguinalregion. — Ungern ſah man, wie Buſch den falſchen Griff that ſogleich ſehr

ſtark im h. Antonius. Man betrachte die Bilder S. 54—60, der Teufel als Balletdame den Heiligen verſuchend, und man wird finden, daß Buſch die Linienführung, womit man eine ſolche Schöne herſtellt, ſehr los hat. Buſch, der geſchickt ungeſchickte Buſch, entpuppte ſich nun als ganz gewandter Zeichner, und zwar im Pornographiſchen. Unter Pornographie verſtanden die Alten, wie man weiß, ſchamloſe Wolluſtbilder. Das Wort kann gut auch in weiterem Sinn genommen werden; es brauchen nicht flagrante Momente dargeſtellt zu ſein, und man kann ein Bild doch pornographiſch nennen. Es gibt einen pornographiſchen Strich: es iſt eine Art, weibliche Formen, Bewegungen, Mienen zu zeichnen, die ſehr verſtändlich iſt; dieſer Strich iſt nicht deutſch: wer auch nur Journal amusant angeſehen, kennt ihn und verſteht, was ich meine; die Deutſchen haben ihn in der modernen Zeit von den Franzoſen gelernt, beſonders gelehrig haben ſich die Wiener in ihren illuſtrirten Blättern erwieſen. Wer ihn führt, iſt ja der Wirkung immer ſicher; wie ſtumpf, wie roh einer ſein mag für Kunſt, für das wirklich Schöne und beſonders für das wirklich Komiſche: Geſchlechtsnerven beſitzt er doch, und wer ſich an dieſe adreſſirt, iſt alſo der Wirkung ſicher. — Man ſage nicht: dort, in jenen Verſuchungsbildern und ſonſt, ſolle ja das Freche nicht direkt wirken, ſondern als Moment in der Handlung und zwar als negatives, d. h. als Bild deſſen, was der Heilige verabſcheuen müßte; auch in dieſer Einſchränkung kennt die ächte Komik das Pikante nicht, und ein Blick zeigt, daß die Formengebung nicht auf dies indirekte Ziel allein, ſondern darüber hinaus geht mit einem gewiſſen Ausdruck von Wunſch,

den Leuten, die dafür Sinn haben, ein mäckerndes Bocksgelächter zu entlocken. Die beißende Satyre kann unter Umständen Bilder des Frechen, des Liederlichen nicht entbehren; niemals aber wird sie dieselben so behandeln, daß der geringste Schein entsteht, als wolle sie dadurch gefallen und vergnügen. — Gröber und gründlich eckelhaft sieht man denselben Strich walten in der Art, wie in den genannten Scenen der Bart des h. Antonius behandelt ist. Davon kein Wort weiter!

Daß übrigens mit diesen Bemerkungen der Kunst keine puritanischen Grenzen gesteckt werden sollen, dies bedarf für den, der zu unterscheiden versteht, keiner Betheurung und keines Nachweises.

Wir nehmen nun den obigen Faden auf und fragen nach dem Verhältniß der Fliegenden Blätter zur scharfen Satyre. Zugegeben ist bereits, daß ein Witzblatt mehr Genuß bereitet, wenn nicht diese, sondern das humoristische Sittenbild in ihm herrscht. Der Kladderadatsch ist in seinen Illustrationen fast ausnahmslos nur satyrisch und niemand wird sagen können, daß es uns dabei so wohlig werde wie bei den Fliegenden Blättern. Wahren Spaß macht ja am Ende doch nur das Naive. Das fehlt auch ganz und gar der Manier der Zeichner im Berliner Witzblatt. Die Erfindung ist oft sehr geistreich, die Charakteristik gut, die Handschrift der Zeichnung aber durchgängig stechend wie der Text, kratzig und immer saftlos, auch inkorrekt über das Privilegium hinaus, das solchen raschen Produktionen eingeräumt ist. Nirgends ein Gefühl für das Behäbige, nirgends für das Volksthümliche, bis auf die Tracht hinaus, kann

man doch zum Beispiel halbwilde Südslaven oder deutsche Gebirgsbauern in städtischen Stiefletten kostümwidrig auftreten sehen. An Witz in Text und Bild ist das Blatt wahrlich nicht arm; ich greife aus unzähligen Erinnerungen Eine heraus: die ausgezeichnete Karikatur: Bismarck als Richard III. mit Windthorst als Anna am Arm und darunter die Worte: „ich will sie nehmen, doch nicht lang behalten“ (27. Juli 1879, Nr. 34). Das Bild war unmittelbar, als Anschauung an sich schon schlagend, namentlich dieser kleine Windthorst mit den bekannten Zügen in weiblicher Tracht des sechzehnten Jahrhunderts ganz und gar köstlich. Aber es wird dabei bleiben, daß Pfeffer auf Pfeffer dem Magen nicht gut thut. Keineswegs ganz fehlt zwar die stachellos heitere Komik. Der Text bringt gar manchen puren Spaß, besonders aus der Region des heiteren Blödsinns und des schlechten Witzes, des Kalauers, denen nicht ein Jota von ihrem Werth abgesprochen werden soll; es gibt schlechten schlechten und guten schlechten Witz, und Kladderadatsch ist fruchtbar im letzteren. — Auch darf nicht übergangen werden, daß er von Zeit zu Zeit ein ernstes, gefühltes Gedicht an der Spitze bringt. Was in den Fliegenden Blättern ab und zu einmal Poetisches vorkommt, kann sich selten damit messen. Der launige Theil des Textes in diesen bringt manchmal eine hübsche Novelle, ergötzlich besonders die Schnurren im sächsischen Dialekt; im Ganzen aber ist nicht zu läugnen: der Kladderadatsch hat mehr Geist im Text als die Fliegenden Blätter. Dennoch wird der obige Satz Recht behalten: mehr Pfeffer als Fleisch.

Das Umgekehrte gilt nun von den letzteren. Sie

bringen zu ſelten Satyre, ja ſeit Jahr und Tag faſt gar keine mehr. Brennt eine Wurſt zu ſcharf auf die Zunge, die zu viel Pfeffer enthält, ſo ſchmeckt zu leis und widerſteht oft dem Gaumen eine ſolche, der es an Pfefferkörnern fehlt. Das war früher nicht ſo; die Fliegenden Blätter brachten von Zeit zu Zeit Karikaturen, recht eigentliche Karikaturen, will ſagen: gezeichnete ſcharfe Satyre. Da iſt nun des feinen, geiſtreichen Dyk zu gedenken. Ich habe leider die Jahrgänge nicht zur Hand — es war vor und während 1848, wo ſeine Beiträge kamen, wohl auch noch in den erſten folgenden Jahren —, ich führe nur drei Bilder aus dem Gedächtniß an: der deutſche Michel als Laokoon, von den Schlangenknoten des deutſchen Bundes eingeſchnürt, —: „Tanz nach Noten“: die deutſchen Wappenthiere tanzen nach Muſik, die der ruſſiſche Bär aufſpielt. Dyk war vortrefflicher Zeichner, ſeine Handſchrift that an ſich ſchon dem Auge wohl: ein klar, warm, ſaftig gezogener Umriß mit wenig Schattengebung. Nun ſoll man z. B. ſehen, wie die tanzenden Wappenthiere gegeben ſind, der bayriſche Löwe namentlich als oberbayriſcher Bauernburſch, Hut mit Spielhahnfeder ſchief auf, kurze Pfeife im Maul! Uebrigens nicht lauter Thiere: die freien Städte waren tanzende Geldſäcke, und wie prächtig dieſe behandelt, daß ſie plumpen, fetten Tänzern gliechen! — Noch ein hübſcher Treff für Bayern: der preußiſche und der öſterreichiſche Adler feindlich einander gegenüber, in der Mitte der bayriſche Löwe auf dem Ende einer Winde; er läßt ſich von unten emporſchrauben, um gleich hoch zu kommen, d. h. als Vermittler zur Höhe des Dritten im Bunde zu ſteigen. Auch hier waren die Wappen-

thiere, auf der Grundlage des Heraldiſchen menſchenähnlich belebt, höchſt genial behandelt. — Dyk hat eine Anzahl köſtlicher ſatyriſcher Handzeichnungen hinterlaſſen, ſchade, wenn ſie nicht noch erſcheinen. Aber noch zu Lebzeiten des ſo früh uns entriſſenen feinen Künſtlers und trefflichen Mannes gaben die Fliegenden Blätter dem ſcharfen Bildwitz den Abſchied, und hier muß ich einen Vorgang erwähnen, der zeigt, wie wenig ſie geneigt waren, in dieſem Gebiete noch etwas zu wagen. Braun und Schneider beklagten bei mir, daß ihnen Dyk ſchon ſehr lange nichts mehr gegeben; — er hatte ihnen mitunter auch ſtachelloſe Scherze beigeſteuert, und ſolche freilich wünſchten ſie noch von ihm. Ich hatte (1862) den Spaß: „Fauſt. Der Tragödie dritter Theil“ herausgegeben. Dyk zeigte Luſt, zum zweiten Akte, den ich den Fliegenden Blättern zum Abdruck überlaſſen wollte, Illuſtrationen zu zeichnen. Man muß ſich in die Zeit verſetzen. Dieſer zweite Akt enthält neben literariſcher auch politiſche Satyre; Napoleon III. erſcheint als Popanz im dunkeln Aufenthalte der Mütter, Preußen tritt als Fauſt, Valentin als Oeſterreich, die andern deutſchen Staaten als Jungfrauenchor auf. Ich freute mich ſchon, wie prächtig nußknackerhaft die Mütter, Helena, Euphorion, namentlich aber Napoleon figuriren werden. Aber wir wurden abſchläglich beſchieden, man verzichtete lieber auf längſt erſehnten neuen Beitrag von Dyk, als man das Schreckliche wagte, die Zeit an ihren Höhen zu faſſen; Napoleon ſtand noch im Zenith, war aber im Text hingeſtellt, wie man S. 82 und 83 leſen kann und wie ich ihn immer angeſehen hatte: als Croupier.

Unter den neueren für die Fliegenden Blätter thätigen Zeichnern wären sehr tüchtige Kräfte für die eigentliche Satyre. Ich beschränke mich darauf, Einen hervorzuheben: Oberländer. Er ist nicht erfindungsreich in Fabeln wie Busch, nicht dazu angethan, phantastische Geschichten fortzuspinnen und mit witzigem Texte zu begleiten. Er streift hie und da das Gebiet der närrischen Vorstellung, des komischen Wunders, aber es ist nicht seine gewohnte Region, er bewegt sich im Realen. Man spürt, daß man eine stillere, ruhigere, einfachere Natur vor sich hat, naiv zu nennen, wenn man dabei nur gewiß das Salz nicht ausgeschlossen denkt, denn dieser stille Mann ist ein Schalk, und das ist ja gar wohl vereinbar: ein stiller Mann, der sich mit Liebe ins Naive versenkt, weil er selbst in seinem Wesen ihm nicht entfremdet ist, und derselbe Mann doch auch ein scharfblickender Zuschauer, dem das Naive sich aufspielen muß. Ein behagliches Naturelement ist die Grundlage, die breite Basis, ein Mitdarinsein, das doch zugleich darüber steht, man mag sich den Mann vorstellen wie einen wohlgelaunten Mitzecher, der doch seinen Spaß über die andern lächelnd einschiebt; nur ein gewisser Grad von Ironie, von polemischer Zuspitzung wäre, so scheint es vorerst, ausgeschlossen. Wir verweilen zunächst einfach dabei, als wäre hiemit der ganze Mann aufgefaßt, und erfreuen uns an dem durchlaufenden Zuge behaglicher Versenkung in beschränkte, so oder so unbewußte Existenzen, an dem gemüthlichen Einwohnen in den Moment. Es ist seinen Leuten wohl in ihrer Sinnlichkeit, Dummheit oder Dummlichkeit, ihrem Rausch, ihrer holden Rohheit und Raufluft, in ihrer

Ungeschicklichkeit, in Irrthum jeder Art, Gewohnheitsdusel, Zerstreutheit, Feigheit, Eitelkeit, Wohlweisheit, kurz in der süßen Trunkenheit der Seele, dieser Dämmerung, woraus sich am Ende jedes Menschenkind ungern und keines je ganz vertreiben läßt, mag es dadurch noch so empfindlich gegen Umstände oder menschliche Befehdung anrennen. Und eben, mitten in diesem Elemente ist nun der rothbackige Naivetätsfreund ganz Schalk und ganz Falk, ein wahrer stoßender Falk an Charakteristik, ja gerade nach diesem Zuge zu bezeichnen. Das Hauptmittel der Karikatur, die Uebertreibung, ist nicht stark benützt, er bedarf seiner einen mäßigen Grad, eben weil Auge und Hand so ungemein packend die lächerlichen Eigenthümlichkeiten der Gestalt, Miene, Bewegung herausgreift, herausschneidet. Wer sehr scharf unterscheidet, bedarf nicht viel Hyperbel. Der Hausknecht, der einen blasenden Posaunisten beobachtet und meint, er plage sich ab mit Blasen und Schieben, das Zinkenstück vom Mundstücktheil loszubringen, der dann sagt: „Sakra, dees müßt doch der Teufel sein, wenn ma dees Ding net rausbrächt!“ der es faßt, daran reißt und damit rücktaumelt, während der Musiker umschlägt: wie ist das beobachtet! Man sehe einmal den Kerl dastehen im ersten der zwei Bilder, die Hände in den Taschen, den lederhosigen, zipfelkappigen, erzdumm wohlweisen Lümmel!*) Oberländer ist speziell Meister im Bilde

*) Eine Auswahl der Beiträge Oberländers für die Fliegenden Blätter ist 1879 unter dem Titel „Oberländer-Album“ erschienen. Ich citire nach dessen Seitenzahl. Das erwähnte Bild s. S. 56. Von manchem, was ich anführen werde und was nicht im Album zu finden, kann ich die Nummer, worin es kam, nicht angeben, weil mir nicht alle Jahrgänge zur Hand sind.

der breiten Bauerndummheit, des Kneiplebens und der Würze desſelben, der Prügelei. Nicht daß er darauf beſchränkt wäre; die gebildeteren, weltverſirteren Leute müſſen ebenſo daran. Die prächtige Geſchichte vom harten Beefſteak führt den Kellner vor Augen ſo ächt und recht, wie er leibt und lebt: nicht nur die furchtbare vergebliche Arbeit, den eiſenharten Biſſen zu zerſägen, mehr noch das entſchloſſene geſchäftige Forteilen mit dem untheilbaren Objekt: jeder Zoll ein Kellner! Und der beſtellende Gaſt: wie philoſophiſch lächelt er zur gelungenen Liſt! — Der Sohn, der nicht begreiflich findet, wie der Vater denken konnte, er ſei nicht durchs Examen gefallen (S. 38): wie überlegen im ſo viel hellern Bewußtſein von ſeiner ganzen Strohköpfigkeit und Nichtstauglichkeit ſieht er den verblüfften, gebeugten Alten an, und wie rührend gleich ſehen ſie doch einander!

Ein paar Worte über Thierbehandlung mögen hier ihre Stelle finden. Wer mit ſo ſicherem Blick menſchliche Beſchränktheit und Blindheit greift, der wird auch ihr Gegenbild im naturgebundenen Thiere ſich nicht entgehen laſſen, die weſentlichen Züge der Klaſſe, Raſſe, des Zuſtands, des Affekts mit gleicher Schärfe herausſtellen und, ſei es mit mäßiger Steigerung innerhalb des naturgeſetzlich Möglichem oder mit phantaſtiſchem Uebergriff über dieſe Grenze, die Menſchähnlichkeit humoriſtiſch verſchärfen. Von vorzüglicher Naivetät ſind: die hungrig wartende Löwenfamilie (8), der Tiger, der das Nachſehen hat (20), der Löwe des Antonius, der, um das Butterbrod zu bekommen, den Heiligen, der es ſelbſt ſich hat ſchmecken laſſen, ganz frißt (18. 19), das verwöhnte Windſpiel in der Schabrake, über deſſen An-

blick Schnauzl, Dackl und Pinsch Sozialdemokraten werden möchten (40), das weinende Schweinstiefkind (50) und Krokodil (48), die prächtige Geschichte der glücklich gegründeten, durch des Hausvaters Ausschwärmen gestörten, durch der Hausmutter strenge Besserungsmaßregel versöhnten und wiedervereinigten Käuzefamilie (58—60). In der „Moorbadkur“ (2—5) gibt es große Verwirrung durch einen Affen; dieser Flüchtling aus einer Menagerie ist in Herrn Revisor Bimmerls Kleider gefahren und beide werden nun verwechselt; man sehe in dieser Bilderreihe nur z. B. die Scene an, wie er sich im Gasthof introduzirt, von einem Herrn und vom Kellner bekomplimentirt wird: wie gemessen, gehalten, ganz der anständige, gebildete Herr und dabei der Affentypus so ächt, daß Mensch und Affe schrecklich ineinander überfließen! Geht dies übrigens ins Tolle, so spielt einfach, wie er leibt und lebt, der dienstwillige, doch aus Mißverständniß ungehorsame Hund in der Geschichte: der Herr Professor und sein Hund (9. 10). Man darf sagen, Haider selbst hätte Art und Manieren des eigensinnigen und doch so gutmeinenden Viehs wahrer nicht treffen, klarer nicht zeichnen können.

Alles Erwähnte ist noch nicht scharfe Satyre, verweilt mehr oder minder im drollig lustigen Elemente. Wer aber genauer zusieht, wird schon hier nicht zweifeln, daß einem so salzigen Charakteristiker die nöthige Schneide, die gehörige Bosheit für jene nicht abgehen wird. Das bewährt sich denn auch reichlich in andern Kompositionen. Der zerfetzte, zerfressene Lump, der affektirte verkommene Windbeutel, der liederliche Modellsteher, der champagnerprassende Geldprotz,

das verzogene Adelsſöhnchen, der naſeweiße, geckenhafte Stutzer, der grüne, ſeiner Gottheit ſich bewußte Lieutenant, der Kritiker, thronend auf den Leichen der hingemähten Größen, kommen unters Meſſer, und wie! Ich greife nur zwei aus dieſen Stoffen heraus. Man ſehe die fünf Lieutenants an (Nr. 1798), die auf der Brühlſchen Terraſſe ſitzen und den Philiſter aus dem Städtchen, wo ſie vorher in Garniſon waren, den Biedern, der ſie nun hier ſo recht grundgemüthlich wieder begrüßen will, nicht mehr kennen wollen. Kann man die Vornehmthuerei des gelbſchnabligen Militärſtutzers beſſer charakteriſiren, als in dieſen fünf lorgnettenzwickenden Langohren? — Das verhängnißvolle Sprungbrett (Album 17): eleganter Jüngling, Jaquette und Hoſen von zebraſtreifigem Sommerſtoff, auf dem Sprungbrett einer Schwimmanſtalt ſtehend, lorgnettirt ſpöttiſch lächelnd einen beleibten Herrn, der auf dem Rücken ſchwimmend eine Cigarre raucht. Dieſer beſchließt Strafe, bittet ihn um Feuer, der Stutzer bückt ſich dienſtfertig und reicht, der Dicke hält ſich beim Anzünden am biegſamen Brett, läßt dann ſchnappen und ſchleudert ſo den Naſeweiß in die Luft, derart, daß er in einem hohen Purzelbaum ſich überſchlägt und ins Waſſer plumpen muß. Ein leiſer Zweifel fragt, ob ſo ſtarke Wirkung möglich iſt; um ſo beſſer: wir ſehen es natürlich auch bei Oberländer gern, wenn er ins Närriſche geht; das Nettſte aber iſt auch hier die ſchlagende Charakteriſtik mit wenig Mitteln. Die Zeichnung hat ganz wenig Schattenſtriche; in ſo behandelten Kompoſitionen erinnert Oberländer an Töpffer und Buſch: ein ſcheinbares Verzichten auf alles künſtleriſche Können, wo eben die große Kunſt darin beſteht,

daß das flüchtig scheinende Strichlein und Pünktchen just so sitzt, daß gesagt ist, was zu sagen ist.

Oberländer führt bald mehr, bald weniger aus. Er beschränkt sich auf Umriß, wo es ihm taugt, namentlich in seinen „heimlichen Randzeichnungen des kleinen Moritz“: wahrhaft ausgezeichneter Nachahmung des Kinderstrichs eines Schulknaben, in dem ein künftiger Karikaturzeichner sich offenbart; gerade in diesen Bildern der Zeichnungsversuche unschuldiger Jungenbosheit verräth sich recht besonders der Beruf des Meisters zur höheren Bosheit der Satyre. — Oder es beliebt ihm der Nußknackerstil, die Holzpuppenmanier — Figuren wie aus einer Kinderspielschachtel. Er geht auf verschiedenen Stufen zur volleren Schattirung über, relativ am vollsten modellirt er, wenn er porträtartig nur ein Charakterbrustbild hinstellt, wie (Album 47) der „ländliche Charakterkopf“, der dummpfiffige Bauer mit der Unterschrift „dumm san ma schon — aber pfiffi san ma aa“, oder der höhnisch seine Bestrafung in den Wind schlagende, durch Fälschung ins Fett und ins Geld gewachsene Bierbrauer, den die Blätter vor einiger Zeit brachten. Und diese ausgeführtesten Bilder sind in ihrer Art wiederum ein Vollbeweis für die beißende Schärfe, welche mitten aus der wohligen Behaglichkeit dieses Künstlers ihre Stacheln hervorstreckt und welcher in den Fliegenden Blättern nur die Freiheit der Regung fehlt, um sich als einschneidende Kraft im weiten Felde der höheren Satyre zu entwickeln und zu zeigen.

Hiemit bin ich zu meinen obigen Sätzen zurückgekehrt und habe noch einen zweiten Hergang zu erzählen, ganz

ähnlich dem, welcher bei Dyk erwähnt ist. Im Herbst 1879 sah ich bei Oberländer eine von ihm gezeichnete, bereits in Holz geschnittene komische Figur in vier Positionen: ein Philister, nach einem etwas verkommenen Kneiplagerer aussehend, dem der stark verbrauchte hohe Cylinder bis auf die Schultern angetrieben ist; mit geballter Faust schwört er Rache, die Haare, von Wuth gesträubt, stechen durch den Filz hervor. Zweite Attitüde: er schlägt jammernd die Hände über dem Kopf zusammen, es scheint, der Hut sitze unlösbar fest; dritte: er hat sich in sein Schicksal gefügt, beruhigt und demonstrirt irgend einen Satz mit didaktischer Fingerbewegung; vierte: er steht in stiller, philosophischer Betrachtung, eine Hand in der Tasche, eine in die Brust gesteckt. — Oberländer meinte, die Figur würde sich eignen, als stehende Maske typisch zu dienen, so daß witziger Text verschiedenen Inhalts an sie geknüpft würde, wie einst an Eisele und Beisele, an den Staatshämorrhoidarius, er lud mich ein, mich zu besinnen, was sich zunächst etwa damit anfangen ließe. Es war die Zeit der letzten Münchner Ausstellung; man sprach viel von den jetzt herrschenden Kunsttendenzen. Liebermanns bekanntes Bild: Christus im Tempel erregte ärgerliches Aufsehen; es forderte zur Satyre förmlich heraus. Ich kam auf den Gedanken, eine solche an Oberländers Figur zu knüpfen. Es wurde eine Jugendgeschichte des Herrn „Krempelhuber“ ersonnen; er wollte Maler werden, wurde wegen heftiger Neigung zum Häßlichen in seinen Jugendversuchen aus der Lehre gestoßen, wurde dann Hutmacher, endlich Krempler. In einem Wirthshausstreit wird ihm der Hut angetrieben, er wüthet vergeblich,

der Hut ist wie magisch festgebannt, er fühlt endlich, daß ihm ein inneres Licht aufgeht, heller, als das äußere, ergibt sich nun gern in sein Verhängniß, der Traum seiner Jugend erwacht in ihm, ein Sehnen nach der Kunst zieht ihn in den Glaspalast, er findet eine Gruppe von Besuchern vor Liebermanns Gemälde, die ihren Abscheu in heftigen Worten kundgeben, und belehrt sie nun über dessen Werth und Bedeutung.

Liebermanns Bild war, wie man weiß, gar nicht einfach schlecht. Man sah ganz gut, daß dieser Künstler zeichnen, malen, komponiren könne, und daß er so zeichne, male, komponire weil er es so wolle. Hier war ein Grundsatz, ein Prinzip aufgestellt; dieser schmierige, freche Judenbube, diese im Sinn des Zerrbildes vortrefflich charakterisirten Schriftgelehrten, diese schmutzige Farbe, diese fleckige, gegitterte Beleuchtung: das war ja alles sichtbar durchdacht, mit Ueberlegung gewählt, zusammengefügt, um eine Lehre vorzutragen, die Lehre: das wahrhaft Schöne ist das Häßliche. Das Bild zog logisch die wahre Consequenz dessen, was jetzt unter dem Namen Realismus im Schwang geht, mit anerkennenswerther Offenheit ans Licht heraus und war dadurch eine höchst instruktive Erscheinung. Hätte ein Satyriker eine Karikatur auf diese wahre Consequenz malen wollen, er hätte es besser nicht anfangen können, als dieser richtige Realist mit seinem ganz ernstlich gemeinten Protest gegen den Idealismus. In Worte übersetzt hieß dieser Protest etwa so: „ihr Idealisten beschönigt die Wahrheit des Lebens mit falscher Schminke, überzuckert sie mit butterweicher Formgebung, — ihr lügt! Ich will euch einmal zeigen, wie das

Leben in Wahrheit iſt und ausſieht! Zu dieſem Behuf wähle ich mir aus vielem das Häßlichſte aus und ſtelle es euch zu einem belehrenden Ganzen zuſammen, zu einer eindringlichen Predigt vom wahren Schönen.“

Der Rückſchlag gegen die idealiſtiſche Richtung iſt in der Kunſt mehr als einmal dageweſen, er wird und muß periodiſch wiederkehren, ſo oft dieſelbe nach längerer Pflege an einem Punkt ankommt, wo ſie aus Furcht, herb und hart zu werden, unwahr ſchön wird. Als die reinen Formen eines Raphael auf ihrer Wanderung durch die Hände der Nachahmer Hülſen ohne Mark und Nerv geworden waren, ſchlug ein Rubens, mehr noch ein Rembrandt, ſchlugen die holländiſchen Kleinmaler mit grober Fauſt gegen die entſeelte Puppe. Aber das gute Recht dieſes Gegenſchlags iſt doch kein Recht, das Häßliche zum Prinzip zu erheben. Alle ächten Realiſten ſind auf ihre Weiſe ja doch *auch* Idealiſten geweſen. Sie haben dem Schönen ein größeres Stück Lebenswahrheit zugewogen, als der einſeitige Idealismus zuläßt, ſie haben es anders gemiſcht, haben es mit einigen Ingredienzien *relativer* Häßlichkeit gewürzt, aber ſie haben es nicht negirt, nicht aufgehoben. Ich habe längſt vorgeſchlagen, die verwirrenden Namen Idealismus und Realismus mit der Bezeichnung: direkter und indirekter Idealismus zu vertauſchen. Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Vorſchlag näher zu begründen, ich darf auf meine Aeſthetik und ſo manche Abſchnitte in den Kritiſchen Gängen verweiſen. Der Freund der Lebenswahrheit im Schönen kopirt nicht die Natur, wie ſie geht und ſteht, ſondern ſucht aus und wählt ſo gut wie der ſogenannte Idealiſt, nur fragt

er nicht zuerſt, was iſt formell wohlgefällig? ſondern: was drückt markig und warmlebendig einen tüchtigen Lebensgrund in individuellem Gepräge aus? und dann erſt harmoniſirt er auf ſeine Weiſe, er rundet die Härten nicht ab, er legt die Harmonie auf andere Seiten des Kunſtwerks, als diejenigen, welche Lebenswahrheit verlangen, und liefe ſie auch in das Häßliche aus, Lebenswahrheit um jeden Preis; er legt ſie, die Harmonie, in den Ausdruck, die Bewegung, die Lichtverhältniße, in die Geſammtſtimmung; aber auch die Theile, denen er aus gutem Grunde ihre Härte, ja ihren Anſatz zum Häßlichen bewahrt: roh, mit Haut und Haar, nimmt er auch ſie nicht aus der Natur auf, irgendwie wird er auch ſie ſo behandeln, daß man ſieht: dies iſt Stoff, der erſt durch den Künſtlergeiſt hindurchgegangen ſein mußte, ehe er in dieſe Form eintrat; zu ſchweigen von dem Falle, wo komiſche Wirkung beabſichtigt wird, und den wir im jetzigen Zuſammenhang bei Seite laſſen; die Komik wirkt allerdings durch Verſtärkung des Häßlichen, es iſt dieß zunächſt ihre Art, zu idealiſiren; was erſt noch dazu kommen muß, um dennoch Luſt zu erregen, hat die Lehre vom Weſen des Komiſchen aufzuzeigen. — Hier iſt von der Kunſt überhaupt die Rede.

Der ſogenannte Realismus hatte nun, wann immer er auftrat, einen Begleiter zur Seite, einen angeblichen Freund, der ſeinen Namen ſich beilegte, der aber ſein gutes Recht in Unrecht verkehrte. Nennen wir dieſen unſaubern Gefährten Naturalismus: mit dem Namen iſt auch hier nicht viel geholfen. Es gibt Meiſter, die man auf Grund eines gewiſſen wilden Naturgeiſts, der in ihren Werken lodert, lieber Naturaliſten, als Realiſten nennt und die doch, ſo ſtark ſie

auch ins Häßliche gehen, für die Verzerrung des Realismus, die jetzt in Rede ſteht, nicht die Beiſpiele abgeben. Ich nenne die feurig unſchönen Neapolitaner Caravaggio, Spagnoletto, ich nenne noch einmal Rembrandt. Der ſchlechte Doppelgänger des guten Realismus ſchlägt grundſätzlich aller Harmoniſirung ins Geſicht. Er iſt nicht unſchön mit Geiſt und Feuer, verſchönt nicht überſchwere, zerklüftete Formen durch Leidenſchaft der Bewegung oder durch Magie des Helldunkels, ſondern mit zäher, bleierner Geberde ſetzt er uns lächelnd eine Kröte auf den Tiſch und ſagt: dies iſt die wahre Kunſt. Es war der ſchnöden Geiſtverhöhnung unſerer Zeit vorbehalten, die Afterkunſt auf dieſe Spitze zu treiben. Und die Stimmung der Zeit wäre ganz dazu angethan, ihr die volle Herrſchaft einzuräumen, wenn nicht ein breiter Graben das trübe Waſſer nach einer andern Richtung ablenkte.

Die ernſtloſe Zeit verlangt von der Kunſt namentlich Geſchlechtreiz. Der Afterrealismus beeilt ſich, dieſem Wunſche zu dienen, und dies führt ihn, den Rohen, doch zu der Welt der gefälligen Formen zurück, die ihm als ſeine Kuppler dienen müſſen. Die gefälligen Formen: in dieſem Dienſte ſind ſie nicht die ſchönen. Schönheit iſt rein, unſchuldig, keuſch ſelbſt in der Nacktheit. Buhleriſch in Miene, buhleriſch in Bewegung, buhleriſch in jeder Linie, das nennt wohl die Welt, aber nicht die Sprache der Kunſt ſchön.

Es iſt nur ganz gut, daß der Pſeudorealismus der Verſuchung zu dieſer Digreſſion doch in manchen ſeiner Vertreter widerſteht und es ehrlich wagt, die reine Schlußfolgerung aus ſeinen Prämiſſen zu ziehen, wie dies denn

in Liebermanns Bilde vorliegt. Die Konſequenz, wie geſagt, lautet: „Das Schöne iſt das Häßliche; das Kunſtwerk, das ſchön ſein will und doch nicht häßlich iſt, entſpringt falſchem Idealismus, richtiger: dem Idealismus, alſo falſchem Prinzip, denn das iſt aller Idealismus“. Höchſt bewußt, das zeigt jeder Strich, wird dieſe Doctrin mit Pinſel und Palette vorgetragen, und dabei iſt das Erheiternde die große Naivetät, welche hinter dieſer Bewußtheit ſteckt. Denn das merkt ſie nicht, daß ſie ſelbſt Idealismus vorträgt, nur umgekehrten. Denn die Natur iſt ja doch ſo häßlich nicht, wie ſie hier uns vorgeführt wird. Es gibt ja doch z. B. auch ſchöne Judenknaben, es iſt doch nicht gegen die Naturwahrheit, anzunehmen, der Knabe Jeſus habe edle Formen und ſeelenvolle Züge gehabt; es gibt auch ehrwürdige Rabbinerköpfe; aber behüte! nähme man ſolche, wie die Natur ſie darbietet, ſo entſtünde charakterloſe und ſüßliche Schönheit; man muß alſo häßliche aufſuchen. Und ſo überhaupt! Der wahre Künſtler muß in der Natur das Häßliche ausleſen und zuſammenſtellen, ſo entſteht das Kunſtwerk. Da aber die Natur doch nicht durchaus häßlich iſt, was folgt? Das folgt: es iſt nicht wahr, daß die Wahrheit hier das Prinzip, iſt nicht wahr, daß die Natur nachgeahmt wird. Wahl, Auswahl iſt doch über Nachahmung. Alſo Idealismus des Häßlichen! Noch halb verhüllt ſtack dieſe Konſequenz im Evangelium des Vaters des „Realismus“, Courbets. Er dozirte noch nicht: das Schöne muß eine Ausleſe des Häßlichen ſein, ſondern nur: eine Ausleſe des höchſt Gewöhnlichen! Er hatte zwei Gründe. Der eine iſt die genannte Loſung der ganzen Schule: wir wollen keine Schminke,

keine Beſchönigung! Der andre: würde der Künſtler aus der Stoffwelt Schönes, Bedeutendes, Intereſſantes ausleſen, ſo wäre die Folge, daß ſein Werk durch den Stoff als ſolchen wirken würde, ſtatt durch die Form. Als ob! Als ob der Künſtler mit dem edelſten Stoff nicht noch der Umwandlung genug vorzunehmen hätte, um ſich als Schöpfer zu bewähren! Als ob Phidias darum durch den Stoff als Stoff gewirkt hätte, weil er aus dem ſchönen Griechenvolke zu ſeinem Zeus die ſchönſten Modelle, Leiber, Köpfe vergleichend als Vorbilder nahm! Als ob ihm dadurch das Idealbild in ſeinem eigenen Geiſt erlaſſen geweſen wäre! Gewiß hat die moderne Kunſt andere Aufgaben und iſt es nur ganz in der Ordnung, daß auch Steinklopfer daran kommen. Wenn ſich nun Courbet, geſonnen, ſolche zum Stoff eines Sittenbildes zu nehmen, Exemplare gewählt hätte, denen er ernſt oder humoriſtiſch einen geiſtigen Accent abgewinnen konnte, wenn er dieſen Accent nicht nur durch ſtimmungsvollen Geſammtton, ſondern auch in der Charakteriſtik der Perſonen erhöht hätte, mußte er denn beſorgen, ſein Bild werde Beifall finden nicht um ſeiner Leiſtung, ſondern nur um des Intereſſes willen, das man an den gemalten Leuten nimmt?

Nun, dieſe Erwägungen, natürlich nicht wie ſie hier lauten, ſondern komiſch gewendet, wollte ich Oberländers Hellſehendem mit dem angetriebenen Hut in den Mund legen, gab ein paar Vormittage daran, ſchrieb, wurde fertig, Oberländer theilte mein Elaborat der Firma mit und kam mit der Antwort zurück: quod non! Wird nicht aufgenommen, man will keine Polemik, will nicht in Weſpenneſter ſtechen. Jetzt ſchlug ich ihm vor: wir erweitern die Satyre, dehnen

sie auf mehr Bilder aus, werfen satyrische Lichter auf den ganzen Charakter der Ausstellung, sofern ja sichtbar der „Realismus“ überhaupt so sehr in ihr begünstigt war; er sollte noch einige Karikaturen zeichnen, ich wollte weiteren Text liefern und dann sollte unser gemeinschaftliches Scherzprodukt als eigenes opusculum erscheinen. Wir dachten auch auf Makart zu kommen, dessen Einzug Karls V. damals im Odeon ausgestellt war. Das berühmte Bild sollte an der Seite der Komposition gepackt werden. Nach der Stelle in dem bekannten Brief Albrecht Dürers laufen die nackten Töchter nicht im Zuge mit, sondern sind auf Distanz wie eine plastische Gruppe aufgestellt. Das ist Makart noch nicht genug, sie müssen unter Landsknechten, Rossen vor dem Kaiser hergehen. Die Frage über das Verhältniß des Ethischen und Aesthetischen ist eine höchst schwierig verwickelte, man kann ihre Erörterung hier glücklicher Weise ganz bei Seite lassen, ganz einfach auf dem künstlerischen Standpunkte bleiben und zeigen, wie sich ein absolut schamloses Motiv rein auf diesem Boden, dem Boden der Kunstform bestraft. Stehen die Nackten als Gruppe aufgestellt den Zuschauern in einiger Entfernung wie ein Bild gegenüber, so ist schon dadurch dem Heißen, Ueppigen im Stoffe, dem frechen Widerspruch gegen Sitte und Scham ein gut Theil seines Stachels genommen, diese Disposition, Anordnung im Raum, die größere Entfernung von den Zuschauern im Gemälde bringt an sich schon etwas künstlerisch Kühlendes hinein; Objekt der Betrachtung auf Distanz: da wird die Wirkung objektiv, tritt das pathologisch Subjektive zurück. Lasse ich dagegen die Weiber im Haufen mitlaufen,

ſo präſentirt ſich einerſeits ihre Körperform den Leuten im Bilde zu nah, ſie können ſie nicht als Kunſtform fühlen, und überträgt ſich dies andrerſeits auf den Zuſchauer außer dem Bilde ſo, daß auch er ſie nicht rein objektiv als Kunſtform fühlen kann. Wendet man ein, es wäre gar nicht thunlich geweſen, die Nackten in Diſtanz aufzuſtellen, — ich weiß nicht, ich möchte es für thunlich halten; angenommen aber, der Einwand ſei richtig: nun dann wäre der ganze Stoff aufzugeben geweſen, und was hätte das geſchadet? Es gibt ja der Stoffe genug, wobei ſich Nacktes anbringen läßt. — Makart hat, das iſt zuzugeben, dieſe Damen nicht frech im Ausdruck gehalten, aber das kann nicht hindern, daß richtiger Sinn ſich empört. Wer, der eine Ahnung von Kunſt hat, wäre ſo eng und dumm, ihr das nackte Weib zu wehren? Aber ſie ſorge dafür, daß ſie uns in eine paradieſiſche Stimmung verſetzt, wenn ſie dieſes ſo dankbare und zugleich ſo heikle Motiv benützt! Sie verſetze uns in eine Welt, wo unſere Begriffe von Sitte, Scham, Anſtand keine Stimme haben, in eine Götterwelt, eine Unſchuldswelt, auf eine ideale Hochalm, wo es keine „Polizei gibt“, noch zu geben braucht. Mitten hineingeſetzt in die Welt, wo dieſe Begriffe *gelten*, — und ſie darf ſich nicht beklagen, daß jeder Nerv im Betrachter, der noch nicht verdorben iſt, Pfui ſchreit. Eine nackte Venus im Olymp, eine Eva im Paradies — gut, aber ein nacktes Weib auf einem Ball? Oder ſind nackte Antwerpenerinnen unter lauter Bekleideten, zwiſchen Roßſchwänzen, im Staub der Straße, im Schweißhauch von Thieren, Reitern und Fußvolk etwas Beſſeres, ſind ſie nicht etwas Schlimmeres, als Ausladung aller Reize in einer Geſellſchaft? Kann

man ſich die begleitenden Gedanken ferne halten? Was werden die Landsknechte für Witze machen? Was wird der Kaiſer ſich denken, vor dem ein Rudel nackter Weiber herzieht? Hiſtoriſch, nach Dürers Brief, hat er die Gruppe gar nicht angeſehen, der hiſtoriſche Karl V. hätte ſie, wollten ſie im Zug vor ihm herlaufen, mit der Peitſche forthauen laſſen: das zu denken *kann* man ſich bei dem Anblick nicht enthalten. Und wenn man denn das alles denkt, heißt das moraliſche Maßſtäbe anwenden, wo ſie nicht hingehören? Ganz geradlinig ſpinnt ſich dies Urtheil aus der Betrachtung der Kompoſition heraus, je unbefangener man davor tritt, deſto gewiſſer. Ein verworrener Haufen von Menſchen, aus dem man nicht kommt, — man ſucht ſich zurechtzufinden, man beſinnt ſich, wo der Grund der ganzen Unklarheit der Raumvertheilung liegen müſſe, findet ihn darin, daß dem Künſtler nicht genügte, die nackten Schönen, von Luftperſpektive überflort, in Diſtanz wie plaſtiſche Bilder im Bild zu zeigen, daß er ſie recht deutlich im Vordergrund haben wollte, und man iſt vom Bilde ſelbſt, recht vom Künſtler *ſelbſt* in den Einwurf des moraliſchen Gefühls hineingedrängt, hineingeſtoßen. Man wird immer finden: ethiſch ungeſunder Kern drückt auf die innere Form des Kunſtwerks als Kunſtwerks, organiſcher Fehler desorganiſirt. Die leuchtendſte Farbe kann ſolchen Schaden nicht gut machen. Die Farbe iſt viel, iſt in der Malerei die Spitze der Vergegenwärtigung, aber ſie iſt nicht alles. Ohne tüchtigen Einheitskern des Ganzen iſt ſie ein Prachtmantel, der um verworrene Glieder ſchlottert. — Von einzelnen ſtarken Zeichnungs- und Proportionsfehlern in Makarts Bilde nicht zu reden. —

Dies und auch dies natürlich in krauſerer Manier, wie es der Humor fordert, dies und ſo manches Andere außer der Satyre auf Liebermanns Bild ſollte mit Griffel und Wort in unſerem Flugſchriftchen noch geſagt, überall aber das Motiv beibehalten werden, daß Herr Krempelhuber durch die Ausſtellung ſpaziert und hinter ſeinem Cylinder hervor ſeine Orakel ergehen läßt. Aber — wiederum quod non! Denn die Figur in ihren vier Poſitionen war ſchon Eigenthum des Verlags der Fliegenden Blätter und durfte hiezu nicht benützt werden, mein Text aber war ihr einmal auf den Leib geſchrieben, und weiterer Text ſollte wie geſagt ebenfalls an ſie geknüpft werden, — alſo baſta — und die Figur ſchläft nun unter den Holzſtöcken.

Ich erzähle dies wie den früheren Hergang mit Dyk nicht mit feindlicher Abſicht, will den Fliegenden Blättern nicht ſchaden und könnte nicht, wenn ich wollte. Sie haben ihren geſicherten Beſtand, und ich bin der letzte, der ihnen den nicht gönnt. Sie bereiten Tauſenden Vergnügen auch ohne kühnere Satyre. Man hört etwa das Wort: Bierwitz fallen. Es ſei darum! Hopfen und Malz ſind geſunde Stoffe. Aber beſſer iſt beſſer; trinkt der Münchner ſelbſt gern auf manches Maßl Bier noch ein gut Glas Kirſchengeiſt, die Fliegenden Blätter dürften ſo ein Glas von Zeit zu Zeit gar wohl auch einſchenken. Warum denn gar ſo wenig wagen? Wer es mit niemand verderben will, der verderbt ſich am Ende gerade mit zu viel Rückſicht ſein Leben und muß ſchließlich doch noch verkümmern, verſauern, verliegen. „Harmlos“ iſt ein zweifelhaftes Lob für die Komik, Wagen! iſt am Ende doch die Parole, und die richtigen drei

Heiligen für ein Witzblatt sind am Ende doch keine andern, als Aristophanes, Rabelais und Fischart.

Dieser Zusatz zu dem alten Artikel über Gavarni und Töpffer hat sich seine bestimmten Grenzen stecken müssen. Er konnte sich nicht über die neuere französische, nicht über die englische, die italienische Karikatur und ihre periodischen Organe, ihre Stile, nicht einmal mit einer gewissen Vollständigkeit über die deutsche, z. B. nicht über den „Schalk", nicht über die Wiener Blätter verbreiten, ja auch die Fliegenden Blätter konnten nur zu einem Theil ihrer Leistungen besprochen werden, und es soll mein Schweigen über die nicht erwähnten Mitarbeiter kein Urtheil ausdrücken. Es ist eben ein Beitrag zu einer Geschichte der Karikatur. Wer uns eine solche schriebe! Das wäre einmal eine Aufgabe! Freilich fürwahr keine leichte! Sie erforderte eine Vereinigung von Eigenschaften, welche fast die Grenze menschlicher Kraft übersteigt. Gefordert wäre gründliche Vertrautheit mit der Kunstgeschichte und schon nach dieser Seite natürlich noch etwas anderes, als bloßes Wissen: Kunstsinn, kunstgebildetes Auge, Formengefühl. Aber das wäre eben nur die eine Seite. Die Karikatur steht in spezifisch engem Verhältniß zur Kulturgeschichte im weitesten Sinn, politische und soziale Geschichte, Geschichte der Sitte, der Wissenschaft, Dichtung, Religion miteinbegriffen. Beides, Kunst und Leben müßte der Starke, der diese Arbeit wagen wollte, so tief verstehen, daß er ebenso fähig wäre, eine Ge-

ſchichte des Ideals — des äſthetiſchen wie des ſittlich religiöſen — zu ſchreiben, denn das Komiſche iſt das umgekehrte Ideal, der Humor iſt „der Gaukler, der auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts trinkt", und um die Verkehrung zu verſtehen, muß man verſtehen, was in ihr verkehrt iſt.

Einer Geſchichte der Karikatur dürften Illuſtrationen nicht fehlen, und die Auswahl derſelben verlangte ebenfalls einen Grad von unterſcheidendem Werthgefühl, wie er ſelten vorkommt. Man könnte beſorgen, eine ſo lange Reihe von Zerrbildern werde ermüdend, entſtimmend wirken, und bei dieſem Punkt iſt allerdings noch eine Beobachtung vorzubringen. Eine lange Reihe von Karikaturen kann man nicht in continuo anſehen. Ich habe dieß beim Oberländer-Album erfahren. So berechtigt auch ſo unentbehrlich das Häßliche in der Karikatur, in allem Komiſchen iſt, die Seele wehrt ſich dagegen, wenn ſeine Erſcheinung über ein kurzes Zeitmaß hinausgeht, man ſpürt kaum die komiſche Wirkung mehr, der es dient. Es will nur pauſenweiſe in Priſen geſchnupft ſein. Allein in einer Geſchichte der Karikatur wird ja der Text vorherrſchen und für ein Ausruhen und eine Sammlung zu neuer Friſche für Auffaſſung der Bilder reichlich ſorgen.

Ein maleriſcher Stoff.

Jahrbücher der Gegenwart 1847.

Am 20. Juni 1576 ſtieß in Zürich ein luſtig befrachtetes Schiff in die Limmat. Ein großmächtiger Keſſel voll Hirſenbrei war geladen, und unter den Abſchiedsgrüßen und Glückwünſchungen einer wimmelnden Volksmenge beſtiegen vierundfünfzig in feſtliches Roth gekleidete Männer mit Armbrüſten das Fahrzeug. Ein Theil derſelben ergreift die Ruder, und man ſieht an ihren raſchen Schlägen, daß ſie Eile haben. Die Stadt Straßburg hatte auf den 21. Juni ein großes Hauptſchießen mit Armbruſt und Büchſe ausgeſchrieben; von nah und fern hatten ſich daſelbſt die geladenen Gäſte ſchon eingefunden; die Züricher Büchſenſchützen waren auch ſchon dahin abgezogen, die Armbruſtſchützen aber warteten den letzten Tag ab, denn ſie hatten etwas Beſonderes vor. Einen Waſſerweg von dreißig Meilen, aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, zu dem man ſich ſonſt vier Tage nahm, wollten ſie in Einem Tage zurücklegen. Den Beweis ihrer Kraft und Raſchheit ſollte nun eben der Hirſenbrei liefern: er ſollte noch warm auf die Tafel des Ammeiſters zu Straßburg geſetzt werden.

Und richtig, es wurde durchgeführt; der heiße Sommertag ermattete nicht die Sehnen der rüſtigen Ruderer, Abends gegen neun Uhr landeten ſie in Straßburg, dem feierlichen Empfang folgte ein Schmauß bei dem Ammeiſter und ſiehe: der Hirſenbrei brannte noch am Mund. Es galt aber nicht nur einen Schwank in guter Volksweiſe; der Scherz hatte einen Sinn. Die zwei altverbündeten Städte hatten immer getreulich zuſammengehalten in Luſt und Ernſt, man hatte die Volksfeſte gegenſeitig beſucht, in Kriegszeiten ſich unterſtützt; allmälig aber war Verkehr und Bündniß lauer geworden. Jetzt wollte man dieſem Bunde wieder Leben geben, man wollte zeigen, daß Zürich wackere Männer und ſtarke Arme habe, welche im Falle der Noth raſch zur Hand wären, der befreundeten Stadt beizuſtehen; man kann in Zürich kochen, in Straßburg eſſen: ſo nahe Nachbarn ſollen zu Schutz und Trutz treu verbunden bleiben. Nach fröhlicher Feſtzeit kehrten die wackeren Schützen unter Straßburgiſchem Geleite auf feſtlich geſchmückten Wägen, mit wehenden Fahnen beſchenkt, nach Hauſe zurück.

Der gute Schwank wurde vielfach beſungen, durch Inſchriften, Münzen, Holzſchnitte, Mauergemälde verewigt. Jener geniale Humoriſt, dem nur die Kunſtform fehlte, um ein deutſcher Ariſtophanes zu werden, jener wahnſinnige Wortſpieler, hinter deſſen koloſſalen Narrheiten und Wüſtheiten ein ſo geſundes Herz, ſo ſittliches Gefühl, ſo wackerer Mannesſinn, ſo heiße Vaterlandsliebe, ſo ſchwungvolle Begeiſterung für die großen Bewegungen des Reformationszeitalters hervorleuchtet: der treffliche Fiſchart dichtete darüber unter dem Namen: Ulrich Mannsehr vom Treubach ein

kleines Epos: „Das glückhaft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch von der glücklichen und wohlfärtigen Schiffahrt einer burgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschrieben Schießen gen Straßburg, den 21. Juni des 76. Jahrs nicht viel erhörter Weis vollbracht.“ Dieses Gedicht ist 1828 von Karl Halling neu herausgegeben und von L. Uhland mit einem einleitenden Beitrage zur Geschichte der Freischießen begleitet worden. Ein glücklicher Stoff für einen Dichter! Hier ist zwar keine spannende Handlung; eine bewegte männliche Körperthätigkeit, die durch Sonnenbrand und gefährliche Flußwirbel ein Schiff rudert, nimmt wohl die Mitte ein, aber es geht nicht zum Kampf, sondern zum Spiel, glückliche Vollendung erwartet man von Anfang, hier waltet kein Schicksal, wie es im großen Epos die ersten heroischen Unternehmungen der Völker beherrscht. Festscenen, heiterer Willkomm und Abschied bilden den friedlichen Anfang und Schluß. Doch im Spiel ist Ernst, im Scherz Zweck. Ein Gedanke trägt das Ganze, und dieser Gedanke ist an sich ein objektiver, in gegebenen Volksverhältnissen natürlich begründeter. Ebendarum bleibt dieser Gedanke nicht verborgen hinter dem, was im Vordergrund am Auge vorübergeht; wie er naiv ist, gut bürgerlich, volksthümlich, so leuchtet er auch sichtbar aus den Formen und Gestalten der Männer und ihrem Thun, dem ganzen Festbilde guter alter Zeit und Sitte hervor. Die einförmige Succession der Fahrt, für alle künstlerische Behandlung eine schwierige Partie, belebt sich auf einzelnen Punkten: das Schiff wendet von einem Fluß in den andern, wird von den Einwohnern der Städte, an denen es vorüberfährt, festlich mit Ruf und Trompetenschall begrüßt und der

Gruß gleich lebhaft erwidert, die gefährlichen Stellen des Flußbetts fordern verdoppelte Anstrengung; genügt aber dies alles nicht, einer langen Tagesfahrt ihre Monotonie zu nehmen, so darf der Dichter, der ja nicht bloß Bilder dem inneren Auge zu geben hat und dem auch als Epiker eine lyrische Belebung nicht versagt ist, das Schiff mit seinen Empfindungen begleiten, oder richtiger, damit er nicht über die Grenzen des Epischen hinaus in das Subjektive gerathe, er wird uns mit Herz und Sinn in die Gefühle der fahrenden Männer versetzen, wie sie die wechselnden Ufer, die neuen Flüsse begrüßen, dem Gang der Sonne ungeduldige Blicke zusenden, sich zu neuen Anstrengungen anspornen, endlich mit Jubel ihr Ziel vor Augen sehen. Der Abschied von Zürich, der Empfang, die Bewirthung in Straßburg gibt eine Reihe trefflicher Sittenbilder guten alten Städtelebens: da sind die rüstigen Männer, die schönen Frauen, die ehrbaren Rathsherrn, die geschmückten Schießstätten, die wohlbesetzten Tafeln, da ist der Münsterthurm, sind die stattlichen Häuser Straßburgs. Die umgebende Natur ist überall so schön, daß eine Reihe der herrlichsten Landschaftgemälde an dem gleitenden Schifflein vorüberzieht. Ohne allen besonderen Anlauf, ohne abgelöste Herausstellung des Gedankens, der diesen Schwank voll guten Sinnes eingab, kann der Dichter alle diese Scenen mit dem Ausdrucke desselben durchflechten, ihnen die geistige Durchsichtigkeit geben, daß man überall auf den sittlichen Grund hineinsieht.

Man kann nicht sagen, daß Fischart seinem Stoffe mit Künstlerhand all seine fruchtbaren Keime abgewonnen habe. Zunächst stand er ihm zu nahe in der Zeit. Ihn trennten

nicht Jahrhunderte der Aufklärung von der guten alten Zeit, von den maleriſchen Kulturformen der Sitte, Tracht, Geräthe u. ſ. w.; naiv, wie die Menſchen noch waren, hat er auch keine Sehnſucht nach der äußern Natur, um ihre Schönheit im Sinne des ſentimentalen Blickes als landſchaftlichen Saum der bewegten Menſchengruppe mitwirkend beizugeben. Auch der politiſche Zuſtand ſeines Vaterlands iſt nicht ſo, daß er den Werth ſeines Stoffes mit dem geſchärften Auge anzuſehen hätte, womit ein moderner Dichter jene ſchöne Regung deutſchen Bundesgeiſtes im Schimmer verklärender Vergangenheit betrachten würde. Die Schweiz hat ſich noch nicht von Deutſchland getrennt, Elſaß iſt noch nicht verloren. Allerdings iſt jedoch die gute alte Zeit bereits erſchüttert, man ſchlägt aus der Art, „erregt täglich neue Bräuch“, man ſieht täglich durch neu „Unrichtigkeit groß Leid entſtehen,“ alte Tugenden ſchwinden, der zähe Halt an einer ausgelebten Religionsform gegen das neue Geiſtesleben droht Deutſchland zu zerreißen, und gute Nachbarſchaft, treuer Bundesſinn wird von trauernden Patrioten vermißt; es gilt ſchon, die Kraft, die handfeſte Arbeitſamkeit, die Bundestreue der Altvordern zu preiſen und die rüſtige Fahrt einem erlahmenden Geſchlechte als Muſter und Sporn hinzuſtellen. Aber doch iſt die Zeit der derben Bürger- und Volksluſt, wie ſie nach dem Zerfall der ritterlich mönchiſchen Bildung des Mittelalters aufblühte und in Feſten und Schwänken ihrem neuen Lebensgefühl Form und Luft gab, auch noch die des Dichters. Das Element, das dieſen Stoff getragen, iſt unmittelbar auch das ſeinige, und dieſes Element war überhaupt nicht dasjenige, worin reine künſtleriſche Form gedeihen konnte; die humani-

ſtiſchen Studien blühten, und Fiſchart war einer der bedeutendſten damaligen Humaniſten, aber Formſinn, Formgefühl von den Alten zu lernen, wie die Italiener, dazu war für die Deutſchen die Zeit noch nicht: ihre Tugenden, ihren objektiven Charakter, ihre reine Menſchlichkeit verſtand man wieder, die Anmuth ihrer Fabeln regte mächtig an, aber der Bildhauer, der Zeichner, der Dichter reinigte und erzog nicht an ihnen ſeine Einbildungskraft zur Klarheit, zu künſtleriſchen Harmonie. Gerade jetzt vielmehr brach recht die deutſche Barbarei hervor; im Muthwillen des Sieges über Jahrhunderte der Illuſion wollte ſie ſich recht mit Fleiß austoben. Auch Fiſchart iſt barbariſch, und ſein glückhaft Schiff zeigt es wie ſeine anderen Werke. Es iſt formlos hingeworfen. Der gute Sinn des Schwanks wird in ermüdenden didaktiſchen Stellen, welche zwar als Geſinnung des Dichters erfreuen, neben die Erzählung geſtellt. Er preist insbeſondere die Arbeit, „handfeſt Arbeitſamkeit, ſtandhaft Unverdroſſenheit," und auch darin erkennt man das Ende des Mittelalters, den neuen Geiſt, der den Menſchen aufgegangen war. Seine Lehren trägt er theils im eigenen Namen vor, theils legt er ſie einem Dritten in den Mund, aber auch dann zu breit. Antike Fabeln, von Ikarus, Jaſon u. and. einzufügen vergißt er nicht. An einigen Stellen ſieht man wohl, daß es ihm nicht an Sinn und Empfindung fehlte, die wahre Bedeutung des Mythiſchen zu fühlen, ja ächt poetiſch und unabſichtlich den Prozeß zu wiederholen, durch welchen es überhaupt entſtanden iſt. Wie die guten Geſellen in den Rhein kommen, begrüßen ſie ihn laut mit Trommeten und bitten ihn um gute Förderung. Der Rhein hört es, „da

wund er um das Schiff ſich krauß, macht umb die Rüeder ein weit Rad und ſchlug mit Freuden an's Geſtad und ließ ein rauſchend Stimm da hören," und nun ermahnt er ſeine lieben Eidgenoſſen, ſie ſollen friſch dran gehen, ſie ſollen ihren Vorfahren nachjagen in der alten Gerechtigkeit, nachbarlicher Freundlichkeit, Standhaftigkeit in der Noth; er habe viel ehrlich Leut und Schützen gen Straßburg geleit auf das Schießen, aber noch keine mit ſolcher Freude. Dies iſt jene ächte Naturbeſeelung, welche noch heute Götter bildet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Alten dieſe Götter glaubten, während die Phantaſie der Neueren ſie nur als freien Schein erzeugt und verwendet. So wird auch die Sonne belebt; die Schiffer müſſen wünſchen, ihr zuvorzukommen, ſie will es nicht leiden, ſpannt friſche Pferde vor u. ſ. w. Dieſe Naturbelebung iſt eines der Hauptmittel, womit der Dichter die einförmige Linie der Fahrt zu ſchmücken weiß, aber, wie ſchon geſagt, in weiterer Ausdehnung und Fühlung die umgebende Natur hereinzuziehen, dazu iſt er ſelbſt zu ſehr Natur. Trocken erſcheint er beſonders in den menſchlich belebten Scenen; die Abfahrt unter Volksgruß von Zürich, die Durchfahrt unter der Baslerbrücke unter lautem Zuruf und Trompetenſchall, der Empfang in Straßburg, der Beſuch der Schießſtätte, des Zeughauſes, der Speicher, der Kellereien, des Münſters, wo auf dem Kranze ein Frühſtück genoſſen wird, alles dies iſt ſo gegeben, daß man deutlich ſieht: er hat ein Bild, aber ihm fehlt die Flüſſigkeit, die epiſche Ruhe und behagliche Malerei, es mitzutheilen. Fiſcharts bildendes Talent liebte es bekanntlich, ſich auf die Sprache zu werfen und den ausgelaſſenſten Muthwillen an ihren Formen zu üben; für den ſatyriſchen Roman war dies

wohl am Orte, aber hier im epiſchen Stile und der gebundenen Sprache muß man, wiewohl er ſparſamer mit Wortſpielen iſt, als ſonſt, eine Verirrung des Bildungstriebs darin erkennen. Die laufenden Reimpaare ſind formlos und ermüdend, die Sprache ſchwankt im Zuſtande des Uebergangs vom Mittelhochdeutſchen zum Neuhochdeutſchen (— Fiſchart wechſelt z. B. zwiſchen: Ruoder, Rueder und Ruder —), hat aber immer noch weit mehr Saft und Grün, als der moderne Niederſchlag aus den Dialekten, dieſer Baukaſten aus viereckigen Holzblöckchen, aus denen wir frei ſchaltend alles fügen können, die aber aus vertrocknetem, der dichteriſchen Neubelebung ſo ſpröd widerſtehendem Holze beſtehen.

Ich rede nicht im Scherz, wenn ich ſage, daß nach meiner Ueberzeugung noch heute ein epiſches Talent in dieſem Gegenſtand einen ſehr dankbaren Stoff fände. Was wäre daraus zu machen, wenn alle die bildungsfähigen Keime, die Fiſchart darin liegen ließ, benützt würden! Wenn die maleriſchen Kulturformen, die ungebrochenen Menſchen, die ſaftige Sitte, das Wohlbehagen der Städte, die vollen Keller und Speicher, die gediegenen Häuſer, der herrliche Münſter vor uns heraufgeführt würden, wenn nun zugleich die Schweizernatur, die Alpen, die ſilbernen Gletſcher, die milden, grünen Thäler im blauen Morgendufte, dann das breitere Land, die Ströme, der Rhein, das geſegnete Elſaß in Auge und Seele träten, nicht beſchrieben in der Weiſe der im äſthetiſch verwerflichen Sinn malenden Poeſie, ſondern vorüberziehend, wie die Ufer am gleitenden Schiffe nach der bekannten optiſchen Täuſchung zu gehen ſcheinen, abgeſpiegelt im Auge der wackeren Schiffer, lebend in ihrer wechſelnden Empfindung. Und durch dies

alles hindurch der rothe Faden der Bedeutung des Ganzen, die jetzt so guten Boden fände! Der Dichter hätte den unendlichen Vortheil, eine Saite anzurühren, die mächtig schwingt und hellen Ton gibt. Es braucht kaum gesagt zu werden, was bei diesem tüchtigen Schifferstückchen jedem Deutschen einfallen muß. Konnte der Züricher dem Straßburger zeigen, wie schnell man zusammenkommen kann, wenn man nur recht will, so kann wohl eines schönen Tages auch der Deutsche mit einem Kessel noch heißeren Hirsenbrei's in Straßburg erscheinen.

Wir haben eine Idylle, die fast lauter Schwank ist: Mörike's „Idylle vom Bodensee"; sie dreht sich um zwei harmlose Bauernspäße, komponirt eigentlich Schwank in Schwank und schwächt dadurch leider ihre einzelnen wunderschönen Bilder. Ein bedeutenderer Hintergrund, wie ihn Göthe seiner Idylle Hermann und Dorothea gegeben, ließ einem solchen Vordergrunde sich nicht anfügen, wiewohl der Bodensee Anhalt genug zu großem Ausblick geboten hätte. Die Hirsenbreifahrt dagegen ist zwar im Vordergrund nur idyllisches Sittenbild und zugleich einfach ein Schwank, die Handlung nur Spiel; allein das Handeln kostet mannhafte Anstrengung, und das Spiel hat einen ernsten, politischen Sinn; die größere Perspektive, der bedeutende völkergeschichtliche Hintergrund ist also von selber da und nicht erst hinzuzugeben. Der Stoff wäre demnach ganz dazu geschaffen, in höheren epischen Stil gehoben zu werden wie Göthe in Hermann und Dorothea gethan hat. In diesem begrenzten Sinne könnte denn vielleicht ein gutes Dichtertalent an unserem Stoffe zeigen, daß noch ein Epos möglich ist.

Die Absicht dieser Zeilen ist jedoch eine andere. Ich möchte diesen Stoff dem Maler empfehlen; nicht nur dem Illustrator, dem Holzschneider, dem Skizzenzeichner, wiewohl kein Zweifel sein kann, daß auf den ersten Blick schon ein Cyklus anziehender Bilder in kleineren Umrissen der Phantasie entgegenquillt; nein, dem Maler, dem Historienmaler, und selbst die Probe des großen Stils in der Freske dürfte nach meiner Ansicht der Stoff recht wohl aushalten, so gut wie die des epischen Stils in der Hand des Dichters. Die Form, in welcher uns der Stoff von Fischart überliefert ist, wäre als Grundlage, Vorlage gerade die rechte. Die bildende Kunst hat von jeher ihre Stoffe nicht bloß aus der unmittelbaren Wirklichkeit, sondern auch aus der Poesie gewählt. Der Stoff ist in diesem Falle bereits Form geworden, aber diese Form wird für ein Kunstverfahren anderer Art noch einmal Stoff. In diesem Verhältniß liegt allerdings auch eine Klippe. Die Kunstthätigkeit fordert zwar einen Stoff, der in gewissem Sinne schon reif ist. Reif: dies hat eine doppelte Bedeutung. Abgesehen von der Frage, ob er schon von einer andern Kunst behandelt ist oder nicht, soll er, wie er im Leben, in der Geschichte vorliegt, vollendet, vergangen, abgeschlossen sein. Oder er ist zudem schon von einer andern Kunst behandelt, also reif im Sinne einer bereits vorangegangenen formellen Zubereitung. Hier aber ist es, wo eine ebenso starke zweite Forderung eintritt: er darf nicht allzureif sein. Allzureif ist ein Stoff für den Maler, wenn er ihn als dramatisch behandelten vorfindet und aus dieser Behandlung als seiner Quelle schöpft; denn da ist schon alles auf rasche und unmittelbare Wirkung gestellt, die bildende

Kunſt treibt dies noch weiter und ſo geht es faſt unvermeidlich über in eine theatraliſche Beziehung auf den Zuſchauer, wodurch dieſe Kunſt in ihrem Weſen zerſtört wird, denn ihre Werke ſollen ganz als ſolche erſcheinen, die nicht wiſſen, daß man ſie ſieht. Allzureif iſt aber der Stoff auch, wenn ihn der Maler aus der Lyrik (als einziger Quelle) ſchöpft: freilich dies nur nach einer Seite, nach der andern iſt er ebenſoſehr unreif. Er iſt von ſubjektiver Innigkeit durchglüht, das Element der Zeichnung, der Geſtalt in die zitternden Schwingungen des Gefühls verflüchtigt, das Greifliche zu wenigen Strichen oder Farbenpunkten eingeſchmolzen, die der bildende Künſtler nicht mehr zu der nöthigen Breite, zu voller Anſchaulichkeit ausziehen kann, ohne in das Geſuchte, Mühſame zu gerathen. Die Düſſeldorfer Schule hat zur Genüge bewieſen, welch unglückliche Wahl dieſe Ausbeutung des Lyrikers durch den Maler iſt. Theilweiſe iſt dieſe Unreife allerdings auch in der dramatiſchen Poeſie vorhanden als nothwendige Folge der Stellung des Ganzen auf die Spitze unruhiger Spannung, erſchütternder Wirkung; die äußere Lebensſphäre wird mit ſcharfem Meſſer abbrevirt, um der Handlung aus inneren Motiven freien Raum zu geben, doch geht die Einſaugung des Aeußeren natürlich ungleich weniger weit als in der lyriſchen Dichtung. Das Epos dagegen kocht den Stoff in einem Sinne reif, wodurch es wirklich der bildenden Kunſt in die Hand arbeitet. Es breitet ihn deutlich und ſcharf vor dem inneren Auge aus, es wirft nicht die ſubjektive Empfindungsglut des dichtenden Subjekts hinein, ſondern beleuchtet ihn ruhig wie die gemeſſen wandelnde Sonne. Allerdings durchwärmt und vergeiſtigt es ebenfalls

ſeinen Stoff in einer Weiſe, worin es von der bildenden Kunſtform völlig abweicht, und während es ihn dadurch voller belebt, entkleidet es ihn auf der andern Seite nothwendig doch auch eines Theils ſeiner ſinnlichen Breite und Anſchaulichkeit. Iſt es ja ſchon die Sprache, welche zwiſchen aller Poeſie und aller bildenden Kunſt eine ſcharfe Grenze zieht. Der Dichter ſpricht, er läßt ſprechen; ſelbſt die verhältnißmäßig dürftige Behandlung, welche Fiſchart mit ſeinem Stoffe vorgenommen, beſitzt in jenen Momenten, wodurch er die Tagesfahrt der Züricher belebt, indem er ſie jetzt im eigenen Namen mit ſeinen Wünſchen begleitet, jetzt den Rhein fröhlich aufrauſchen und ſie mit Worten begrüßen, jetzt die Sonne mit ihnen wettlaufen läßt, rein poetiſche Schönheiten, wohin ihm kein Maler folgen kann. Anderes dagegen liegt — nicht nur bei unſerem hier ſo unbehilflichen Fiſchart, ſondern in jedem Epos — noch zu dürftig und unentwickelt. Der Epiker kann die Motive der Geſtaltung, die der Stoff darbietet, nicht in ihrem Umfang ausbeuten. Schon dadurch, daß er nur dem inneren Auge ſeine Gebilde vorüberführt, werden dieſe, ſo ſcharf er im Gegenſatz gegen den Lyriker zeichnen mag, unbeſtimmt, ungründlich. Die Malerei hat alſo noch genug zu thun auch am epiſch vorbereiteten Stoffe, ſie hat noch Objekt genug, an welchem, im Kampfe mit welchem ſie bildend, umgeſtaltend, da abſchneidend, ausſcheidend, dort erhellend, erhöhend ihre Thätigkeit erweiſen, ihr ſpezifiſches Leben entfalten kann. Vollends aber in dem vorliegenden Gedichte hat ſchon die Hand des Epikers ihr Geſchäft nur halb vollendet, mit derbem Finger den Thon nur in groben und trockenen Umriſſen modellirt. Der bildende Künſt-

ler muß hinter den Dichter zurückgehen, durch geſchichtliche und landſchaftliche Studien das vom Dichter nur grob untermalte Bild vollenden, ja im Grunde iſt ſein Verhältniß zu dieſem nicht viel anders als das zu einem dankbaren hiſtoriſchen Stoffe, dem ein Erzähler nur wenig Leben abgewonnen hätte.

Faſſen wir den Stoff einmal ohne weitere Skrupel friſchweg an und beſehen ihn näher auf ſeine maleriſchen Motive; es muß ſich ja ſogleich zeigen, ob er arm oder reich iſt. Denken wir uns einen Cyklus von Bildern; der Ernſt der Grund-Idee, die ſtattlichen Kultur-, die großartigen Naturformen berechtigen uns, wie ſchon angedeutet, uns groß ausgeführte Fresken, in einem Rathhausſaale, einer offenen ſtädtiſchen Halle vorzuſtellen. Nähmen wir nur Ein Bild an, ein Staffeleibild, worin ein Künſtler alles Beſte, was der Stoff enthält, wie in einem Focus zu vereinigen ſuchte, ſo thäte wahrlich die Wahl weh. Welches iſt der „prägnanteſte," der „fruchtbare" Moment? Abfahrt, ſchwerſte und gefährlichſte Parthie der Fahrt, Ankunft?*) Wir brauchen dieſe ſchwere, freilich ſehr intereſſante Frage nicht zu löſen, wenn wir uns einen Cyklus denken, und gewinnen zugleich den Vortheil, dasſelbe Schiff und dieſelben Mannen mehr als einmal vorüberführen zu dürfen. Alſo zur Sache! Das

*) Der Moment der Ankunft iſt wirklich gemalt worden, mehrere Jahre nachdem dieſer Aufſatz geſchrieben war. Leider entſinne ich mich des Künſtlers nicht; ich meine, ein Elſäßer. Ich habe das Bild in Zürich ausgeſtellt geſehen und, wie Jedermann, mit großem Genuß Figurenreiche Scene am Ufer, Empfang der Gäſte durch den Magiſtrat, umher friſches, behagliches Bürgerleben in mancherlei Gruppen, wozu der Stadtproſpekt mit den ſtattlichen alten Häuſern einen höchſt maleriſchen Grund und Rahmen bildete.

erſte Bild ſtellt eine Uferſcene in Zürich dar. Der Brei wird gekocht, die Sonne iſt noch nicht aufgegangen, das Feuer beleuchtet mit flackernder rother Flamme die Architektur der Stadtumgebung, die Geſtalten munterer Köchinnen und Köche, die Wellen der Limmat. Andere ſind am Ufer mit der Ausrüſtung des Schiffes, dem Zutragen der Armbrüſte, der Lebensmittel beſchäftigt, während die wackeren Schützen und Ruderer einſteigen. Das zweite Bild ſtellt die Abfahrt vor. Die Sonne geht auf, ferne Gletſcher, die Spitzen der Häuſer, der Kirchen ſtehen ſchon im Lichte, eine fröhliche Menge drängt ſich am Ufer, winkt, ruft Glück, die Schiffer ziehen mächtig die Ruder an, „daß es ein Anſehen gab, als ob ein frembds ungwont Gefügel (Vogel) da auf dem Waſſer rüert die Flügel.“ Nun eilen wir längs der Wand hinab und laſſen ihre Mitte vorerſt leer für die bildneriſch zweifelhafte Mitte der Begebenheit; am andern Ende aber zeichnet unſere Phantaſie mit leichtem Wurf die geiſtigen Kartone für die Scenen der Ankunft und des Aufenthalts in Straßburg. Das Ufer des Rhein-Arms iſt mit wartendem Volke gekränzt, unter welches die Anfahrenden nach alter Sitte (V. 785 ff.) Brod auswerfen; zwei Rathsherrn zur Empfangsrede ſtehen bereit und treten aus den Volksgruppen hervor. Ein Theil der Ruderer legt ſchon müde das Ruder weg, andere geben die letzten Stöße oder ſtehen mit den Schalten bereit, der eine langt die Waffen hervor, andere legen Hand an den Keſſel, ihn auszupacken. Die untergehende Sonne beleuchtet die Scene, die Pyramide des Münſterthurms ſchwimmt im flüſſigen Golde. Nun Schmauß beim Ammeiſter. Der Brei iſt aufgetragen und brennt die Koſtenden noch auf

die Lippen. Wie heitere Motive in dieſem Momente, wie glänzende in der Anordnung der feſtlich genußreichen Situation bei der maleriſchen Form der Raumausſtattung, Geräthe, Tracht liegen, bedarf gewiß keiner Ausführung. Die tiefere Bedeutung, welche der Scherz hat, könnte recht wohl in einer klar hervortretenden Gruppe von Männern, die in ernſter Erregung durch Handſchlag einen Städtebund beſiegeln, ihren Ausdruck finden. Ein ſolcher Moment kommt freilich an Anſchaulichkeit nicht einer leidenſchaftlichen Handlung gleich, doch entzieht er ſich noch nicht der Sphäre des Darſtellbaren, und eine hiſtoriſche Notiz darf ein Kunſtwerk ja wohl vorausſetzen zu ſeiner Erklärung, nur keinen räſonnirenden Kommentar. Man könnte aber, wenn man wollte, dieſem Schmauſe den Scherz und die Luſt als alleinherrſchende Stimmung laſſen und eine ſolche Scene, worin der Sinn des Schwanks ſich höhere Form begeiſterten Gefühls gibt, auf den Münſterthum verlegen, wo am andern Tage eine „Kollation" die Gäſte erwartete. Das wiederholte Schmauſen zu vermeiden würden hier einige Becher Weins genügen; der erhabene Ort, die recht wohl anzudeutende Fernſicht auf die Gauen Deutſchlands und der Schweiz würden als das natürliche Motiv erſcheinen, die Männer zu ſtimmen und zu erheben, um ſich mit Blick, Umarmung, Händedruck, Hinauszeigen auf die herrlichen Lande den Brüderbund treuen Zuſammenhalts zuzuſchwören.

Man fühlt freilich, daß hier zu wenig Handlung iſt, ſolche nämlich, welche die Geſtalt in eine ſtarke, deutliche, unmittelbar verſtändliche Bewegung ſetzt, man fühlt, daß Scenen, wie die hier aufgeführten, erſt auf eine Reihe vor-

hergehender als feſtlicher Abſchluß folgen müßten. Sollte denn nun aber wirklich der bewegtere Theil des Ganzen, die Fahrt ſelbſt, nicht einige Momente für die Hand des Malers darbieten? Momente, wie die, wo die braven Ruderer ungebeugt von langer Mühe, „zu ruodern erſt ein Grimm bekommen und ſo ſtark die Rüeder zucken, als wollten fallen ſie an Rucken, in gleichem Zug, in gleichem Flug; — der Steurmann ſtuend feſt an dem Pflug und ſchnitt ſolch Furchen in den Rein, daß das Unterſt zu oberſt ſchein; die Sonn het auch ihr Freud damit, daß ſo tapfer das Schiff fortſchritt, und ſchien ſo hell in d' Ruoder-Rinnen, daß ſie von fern wie Spiegel ſchienen" u. ſ. w. — alles das, ſollte man doch meinen, ſei darzuſtellen, und auch das Bewegte des Waſſers, was die luſtige Stimmung des Ganzen vollendet, muß ja dem Maler eine ganz willkommene Aufgabe ſein: „das Geſtad ſcherzt auch mit dem Schiff, wann das Waſſer dem Land zulief; dann es gab einen Widerton gleichwie die Rüeder thäten gon; ein Fluot die ander trieb ſo gſchwind, daß ſie Eim unterm Gſicht verſchwind, ja der Rein warf auch auf klein Wellen, die tanzten, umb das Schiff zu gſellen; in Summa: alles fröudig war, die Schiffahrt zu vollbringen gar." Drei Momente der Fahrt ließen ſich etwa feſthalten und ohne ermüdende Wiederholung aneinander reihen. Als zweites Bild haben wir oben die Abfahrt vorgeſchlagen. Das dritte nun (das erſte von der Fahrt ſelbſt) zeigte das „Wagſchifflin," wie es in den Rhein gelangt iſt. Die Sonne brennt ſchon heiß; die Ruderer haben die Gewänder abgelegt und ſind nackt bis zum Gürtel; auf den luſtigen Anfang iſt die ſchwere, arbeitsvolle Mitte gefolgt, der Rhein nähert ſich der gefährlichen Stelle

bei Laufenburg, wo er sich schäumend zwischen steilen Ufern durchstürzt und durch die Berge „eine Straßen frei ätzt.“ Der Steuermann weist anfeuernd vorwärts; ein Theil der Mannschaft drückt in allen Bewegungen noch die Freude aus, in den deutschen Strom gelangt zu sein, die Ruderer verdoppeln ihre Kraft, und hier ist es, wo sie in heißer Mannesarbeit die Ruder zückend sich zurückbiegen, „als wollten sie auf den Rücken fallen,“ hier, wo der Dichter in die vorhin angeführte stimmungsvolle Schilderung übergeht. Als viertes Bild würde ich die Durchfahrt unter der Brücke von Basel vorschlagen. Ich muß es der Phantasie des Künstlers und seiner besseren Uebersicht der malerischen Mittel überlassen, ob er seinen Standpunkt für diesen schönen epischen Moment auf der Höhe nehmen, uns zuvorderst das jubelnde, guckende, grüßende, mit Trompeten schmetternde Volk auf der Brücke, das unter sie durchschießende Schiff in der Tiefe zeigen, oder ob er das Schiff mit den hinaufgrüßenden Männern in den Vordergrund und die Brücke mit dem Volk entfernter in die Höhe stellen will. Im ersteren Fall hätte er jedenfalls den Vortheil, uns nicht abermals die dem Auge schon geläufige Schiffsmannschaft, sondern Volksgruppen, Männer, Frauen, Kinder, verschiedene Stände zu zeigen, und an einem Reichthum genre-artiger Motive wäre kein Mangel. Für das fünfte Bild schwanke ich zwischen zwei Momenten, denn beide aufzunehmen halte ich nicht für thunlich, weil man dasselbe Schiff nicht zu oft vorführen kann, ohne allerdings in monotone Succession zu gerathen. Die eine Scene würde die sehr schwierige Durchfahrt durch den wilden Strudel bei der verfallenen Burg Iß̧stein darstellen. Als

nicht minder wild wird der Strom weiter unten bei Neuenburg geſchildert, die Mannſchaft beklagt die unglückliche Stadt, welche er kurz vorher zum Theil zerſtört hat; die erſtere Stelle hätte aber an der Ruine von Iſtein eine beſonders vortheilhafte maleriſche Scenerie. Einen ſolchen Moment der ſtärkſten Bewegung und Anſtrengung in den Cyklus aufzunehmen, einen Moment, wo die ganze Situation eine furchtbare und alle menſchliche Kraft in Anſpruch genommen iſt, wäre nicht nur aus unmittelbar äſthetiſchen Gründen ſehr zu empfehlen, nämlich theils wegen der Lebendigkeit des Schauſpiels an ſich, theils wegen des Kontraſtes, der wohlthuend den behaglichen Schlußſcenen in Straßburg voranträte, ſondern auch wegen des tieferen Sinnes, der zwanglos und ohne allegoriſche Abſichtlichkeit dem Zuſchauer daraus entgegenkäme: dieſer würde fühlen, wie auch das Spiel ſeinen ſtrengen Ernſt hat, er würde durch den Anblick des drangvollen Moments ergreifend darauf hingewieſen, daß es ſich hier nicht um einen bedeutungsloſen Schwank handelt, kurz die Darſtellung würde ſymboliſch im guten Sinne des Worts, zugleich und außerdem würde an die Leiden und Mühen des deutſchen Volkes erinnert, die ſich an den Beſitz ſeines erſten Stromes ſchon geknüpft haben und wenn es einſt daran geht, wieder zu nehmen, was ſein iſt, blutig wieder knüpfen werden Allein ich ſchwanke deßwegen, weil ich ſehr ungern einen andern Moment ruhig ſchöner Art fahren laſſe, den nämlich, wo die Geſellen zuerſt den Thurm von Straßburg blitzend im Strahle der ſchon tiefer ſtehenden Sonne erblicken (V. 670). Da ruhen die Ruder einen Augenblick, da wird freudig hinausgedeutet nach dem ſchönen Ziele, da iſt ein Jauchzen, Hüte-

ſchwenken, einer fühlt an den Keſſel, ob er noch heiß ſei, einer legt die feſtliche Jacke wieder um, ein anderer ſetzt Willkomm trinkend einen Becher Weines an u. ſ. w. Getraut ſich aber der Künſtler, ohne durch Wiederholung des ſo oft wiederkehrenden Schiffes zu ermüden, ſowohl jenen drangvollen, als dieſen heiter ſehnſuchtsvollen Moment aufzunehmen: um ſo beſſer.

Und ſo wollte ich überhaupt dem Künſtler nicht vorgreifen; ich meine nicht, daß ich zu komponiren wiſſe, darum, weil ich mir zutraue, gelegentlich einem Stoffe anzuſehen, ob er fruchtbar ſei. Die Künſtler hat es geärgert, daß die Aeſthetik und Kritik neuerdings ſo viel von „der Wahl der rechten Stoffe," von „den zeitgemäßen Stoffen," ſprach. Die Findung des Stoffes ſoll man dem geheimen Wechſelgeſpräche zwiſchen Zufall und Genius überlaſſen, ſagen ſie. Sie haben Recht. Aber welchem Vernünftigen iſt es auch eingefallen, dem Künſtler ſeine Wünſchelruthe, den Inſtinkt, und ſeinen Boden, den Zufall, die gute Stunde, wo er auf Goldadern ſtößt, aus der Hand nehmen und ihn am Stecken der Lehre in das Land der guten Stoffe führen zu wollen! Es kann jedoch Zeiten geben, wo der Inſtinkt unſicher wird, den Wald vor Bäumen nicht ſieht und dahin tappt, wo nur dürre Dornenſträuche, verfaulte Knorren, verweste Wurzeln ſind, aus denen ſich nichts ſchnitzen läßt. Dann kann es ſich treffen, daß die, welche nichts machen können, hie und da beſſer wiſſen, was zu machen wäre, als die, welche etwas machen können. Wenigſtens auf das Land hinzuweiſen, wo gute Erde, wo ſaftiger Wald iſt, kann ihnen nicht verboten ſein; und dann werden ſie auch auf eine einzelne Stelle,

dieſen und jenen Baum hinzeigen dürfen. Läßt ſich ja der Künſtler vom beſtellenden Laien oft genug Stoffe aufhalſen, welche nur der Ungeſchmack für dankbar halten kann, fügt ſich, gewinnt der ſchlechten Aufgabe ab, was ihr nothdürftig abzugewinnen iſt. Der Unterſchied, daß der eine beſtellt, der andere bloß hindeutet, wird doch wohl keinen Unterſchied in dem Rechte begründen, auf Stoffe aufmerkſam zu machen. Mag mein Rath ein Fehlſchuß ſein, ich begnüge mich dann gerne damit, die Stoff-Frage nur einmal wieder angeregt, nur auf irgend einem Punkte zu einem Nachdenken darüber beigetragen zu haben, was gute Stoffe ſind, was nicht. Der hier empfohlene zog mich immer wieder an, weil er ſo gut altbürgerlich, ehrbarlich, ſtädtiſch, ſo körnig, zugleich aber, wenn man nur auf große Leidenſchaft verzichtet, ſo epiſch anſchaulich iſt, ſich in einer Reihe von einzelnen Bildern ſo bequem und reif abrundet, weil er ſich ebendarum ſo angemeſſen für monumentale Behandlung in großen, öffentlichen Räumen darbietet.

Zuſatz

1880.

Ein Fehlſchuß iſt dieſer Artikel vielleicht zu nennen, ſofern er einen Stoff empfiehlt, der im Zuſchauer keine lebendige Anknüpfung an die Gegenwart zuläßt; öffentliche Kunſtdarſtellungen ſollen volksthümlich ſein und begleitende Gedanken angenehmer und erhebender Art hervorrufen. Bild tüchtiger Mannesarbeit: dieß genügt nicht, der Stoff darf auch nach politiſcher Seite nicht todt ſein. Was S. 160 hierüber geſagt

iſt, will nicht recht ſtimmen. Schweizern ſymboliſch Deutſche unterſchieben geht bei der politiſchen Trennung doch kaum an und das Elſaß iſt zwar wiedergewonnen, aber haßt uns noch.* Dennoch, hoffe ich, wird der Wiederabdruck des Artikels ſchon aus dem Grunde nicht auf Mißbilligung ſtoßen, den er am Schluſſe für ſich vorbringt. Man wird nicht in Abrede ſtellen, daß Unſicherheit in der Stoffwahl mit dem Ueberhandnehmen der Richtung, die man unklar Realismus nennt, ſehr fühlbar Hand in Hand geht, daß es in unſern Ausſtellungen von Bildern wimmelt, die ſchon im Stoffe fehlgegriffen ſind. Maler und Bildhauer ſind von jeher öfters auf den Fehlgriff verfallen, Stoffe zu wählen, welche nur durch das poetiſche oder gar nur durch das proſaiſche Wort zu exponiren ſind; dieſer Mißgriff kommt jetzt begreiflicher Weiſe ſeltener vor, als in der hinter uns liegenden Periode der „Gedankenmalerei.“ Die Neigung

---

* Während ich dieß ſchreibe, geht mir eine Ankündigung des Verlags Karl J. Trübner in Straßburg zu: Tobias Stimmers Straßburger Freiſchießen vom Jahre 1576. Nach dem Originalholzſchnitt der Kaiſerl. Univerſitäts- und Landesbibliothek in Lichtdruckfacſimile mit erklärendem Text herausgegeben von Dr. Auguſt Schricker. Der Züricher Alterthumsverein hat von dieſem großen aus vier Folioblättern beſtehenden Holzſchnitt das Viertheil herausgegeben, deſſen Original ſich auf der Züricher Bibliothek befindet, jetzt erſcheint das Ganze nach dem vollſtändigen Straßburger Original. Der Trübner'ſche Proſpect macht auf obigen Artikel von 1847 aufmerkſam. Stimmer war Zeitgenoſſe und ſchildert das geſammte Feſttreiben aus eigener Anſchauung; ich kenne das Werk noch nicht; es ſoll meiſterhaft ſein. Ein gutes Bild aus der Zeit ſelbſt kann nur eine höchſt erquickliche Anſchauung gewähren, da jede ablenkende Betrachtung wegfällt, wenn man ganz in die damalige Gegenwart verſetzt iſt, wo die Mahnung, die den warmen Hirſenbrei enthielt, noch unmittelbare Geltung hatte.

unſerer Zeit geht natürlich andere Wege; die Kunſt greift jetzt gern nach einfach leeren Stoffen, denen ſich Leben überhaupt nicht abgewinnen läßt, ſie thut es, um in armſeligem Mißbrauch eines wahren Satzes ſich berühmen zu können, ſie wolle zeigen, daß ſie nicht durch den Stoff wirke. Oder ſie macht es ſchlimmer, ſie ſchnüffelt, indem ſie reines Intereſſe der Formſchönheit heuchelt, nach Stoffen, denen ſich ſoviel als möglich des beliebten ſexuellen Reizes abgewinnen läßt, wirkt alſo nun gerade erſt recht durch den Stoff als Stoff. Dieſe Ausartungen liegen ſo natürlich in der Stimmung der Gegenwart, daß es vom Ueberfluß wäre, den innern Zuſammenhang aufzuzeigen. Ebenſowenig bedarf es einer Nachweiſung, wie es komme, daß jetzige Künſtler (— glücklicher Weiſe nicht viele —) es lieben, Stoffe, die eine würdige Behandlung fordern, für eine unwürdige zu wählen; dieß iſt ja nicht Fehlgriff, ſondern geſchieht recht bewußt, recht mit Abſicht (vergl. über das Bild von Liebermann: Chriſtus im Tempel (S. 140 ff.). Im gegenwärtigen Zuſammenhang möchte ich vielmehr nur einen negativen Grund für die Häufigkeit unglücklicher Stoffwahl zur Sprache bringen. Je weniger jetzt in der Kunſt die Seele gilt, deſto weniger wird auch der Künſtler daran denken, ſeine arme Seele zu bilden. „Der ächte Künſtlerſinn, darauf allein kommt es an! Was Bücher! Die abſtracten Lettern verderben nur das Künſtlerauge! Bildung? Es lebe die Natur!“ Edler Sohn der Natur! Du ahnſt nicht, daß wir durch Bildung unter Anderem auch dieß lernen: daß Natur und Cultur ein falſcher Gegenſatz iſt. Dir erſcheinen Bücher wie Särge, eine Bibliothek wie ein Leichenhaus; dir hat Nie-

mand geſagt und du ſelber wirſt es dir freilich zuallerletzt ſagen, daß die todten Lettern vergangenes oder fernes Leben verwahren und daß es denen, die zu leſen wiſſen, blühend und athmend aus dieſer Gruft wieder aufſteigt, daß Bilder, wie die, welche aus Fiſcharts glückhaftem Schiff auflenchten, unzählig hinter altem Schweinsleder und neuem Kalbleder ſchlummern, um berührt von Künſtlerhand wiederaufzuleben, daß Bücher eine Fundgrube quellender Keime für Meißel und Leinwand ſind wie für den Kiel des Dichters. Und die Aeſthetiker, Kritiker, die Profeſſoren vollends! Nicht wahr, auf dieſe zu ſpotten iſt ächte Künſtlerluſt und Künſtlerprobe? Ja, fort mit den „abſtracten Theorien.“ Fort mit Leuten wie Leſſing und ſeinem langweiligen Laokoon! Es lebe der edle Inſtinkt!

Nachruf an Mörikes Grab

6. Juni 1875.

Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals

4. Juni 1880.

Vorbemerkung.

Nicht leicht habe ich mich entſchloſſen, dieſe zwei Reden noch einmal zum Abdruck zu bringen. Was ſo ganz nur beſtimmt iſt, nicht geleſen, ſondern an Ort und Stelle, angeſichts eines Grabes und angeſichts eines Denkmals gehört zu werden, das lebt wahrhaft nur, während es geſprochen wird; es iſt eigentlich gegen mein Gefühl, es in vertrocknetem Zuſtand wiederum hinzubieten. Ich bin beidemal im Auftrag eines Komité vorgetreten, jetzt reden mir Freunde zu, das Geſprochene den Zeitungen, die es ſeiner Zeit gebracht, zu entnehmen und eigens herauszugeben. Auch dieſe Zurede würde für ſich allein mich nicht beſtimmen, es iſt ein beſonderer Grund, der noch dazu kommt. Der Nachruf am Grabe iſt zuerſt im Staatsanzeiger für Württemberg erſchienen, und zwar hier correct, denn ich hatte das Geſprochene aus dem Gedächtniß reconſtruirt und revidirte ſelbſt den Druck, nachher aber noch einmal als Anhang zu der Broſchüre: „Eduard Mörike.

Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. Von Friedrich Notter", und in letzteren Abdruck haben sich zwei sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen (etwas für: etwa (!) und: das Gute für: das Gut). Die Rede am Denkmal erschien im Schwäbischen Merkur und Neuen Tagblatt; dem ersteren hatte ich den Text zu liefern versprochen, er wollte aber nicht warten, bis ich Zeit gehabt hätte, ihn aus dem Gedächtniß (— denn eine niedergeschriebene Rede ist eine schlechte, d. h. als Rede schlecht —) nach meiner Skizze wieder herzustellen, und gab sie, wie der Stenograph sie nachgeschrieben, d. h. da die schnellste Schrift immer noch dem Gehör im Weg ist: mit einem Häcksel von Halbsinn und Unsinn durchschossen, ebenso das andere Blatt. Nicht Unsinn ist das Schlimmste; gibt eine Stelle keinen Sinn, so merkt der Leser, daß ein Falschhören oder ein Druckfehler vorliegen muß; unleidlich peinlich ist, was ich der Kürze wegen Halbsinn nenne: Stellen, die einen Sinn geben, aber einen albernen. Sein Wort aus solcher Entstellung zu befreien ist ein zu natürlicher Wunsch eines Redners, als daß man ihm nicht Recht geben sollte, wenn er das ursprünglich gesprochene, dann gedruckte, aber fast schlimmer als nicht gedruckte, noch einmal in Druck gibt.

Von selbst versteht sich, daß mir darum doch nicht einfallen konnte, den Charakter der freien Rede zu tilgen, also die Sätze strenger zu binden, kleine Wiederholungen auszumerzen, augenblickliche Selbstverbesserungen, wo der nächste Ausdruck als ungenügend gefühlt wurde, und was dergleichen mehr ist, nachträglich auszugleichen.

Nachruf am Grab.

„Hinabgesunken, theurer Freund, ist nun dein Irdisches und du bist ganz Geist geworden und webest unkörperlich im Weiten, in den Geistern und Herzen der Menschen.

Nicht so weithin wirst du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen aufschmücken. Du warst nicht und wirst nicht sein berühmt bei Jenen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das dir bei deiner Geburt die sanfte Geisterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter sinnet und meint, wenn er aus Licht und Aether magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in Ein Ganzes geheimnißvoll zusammenschlingt, — die es nicht fassen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieser und nicht von dieser Welt ist, daß er in diese unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinstellt, — die ihn nicht verstehen, den Flor aus zartem Goldgespinnst, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.

Aber es gibt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein, — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren,

hellen, ſeligen Träumen und die hohe Wahrheit ſchaut in dieſen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach redneriſchen Worten ſchätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus urſprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und ſie wird wachſen, dieſe Gemeinde, ſich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird ſich bilden von Einverſtandenen in deinem Verſtändniß und du wirſt ihnen nicht ferne ſein in der

— ſtillen Himmelsenge,
Wo Lieb' und Freundſchaft unſers Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit dir ſein, dir ins Auge ſehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geiſtertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unſagbares Weh. Denn da iſt ein guter Menſch geſchieden, — gut, wenn Gutſein doch etwas Anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichverſetzen in jeden fremden Zuſtand, in Alles und Jedes, was Menſchen ſind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der ſprachloſen Kreatur. Er verſtand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn ſie kaum auf die Lippen traten.

Dieſes Verſetzen, Eingehen, Theilen, Geben und Wiedergeben, und dazu ſein Geiſt und der ſprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geſchärft, milde hinlächelnd über

menſchliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widerſinn der Thorheit hervorſtellend, dieß zuſammen ſchuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüther in einen Strom des Wechſelverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem Keiner anders als erfriſcht, getröſtet, verjüngt hinweggieng.

Gut — weich — auch etwa zu weich —, aber dafür auch gut im Sinne jenes ſtolzen geiſtigen Adels, von dem es geſagt iſt:

Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keuſche Scheue iſt vor eitler Selbſtbeſpieglung in ſich und Andern, eine ſtrenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir ſind, auch zu ſpielen oder gar zu ſpielen, was wir nicht ſind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt ſchwarz zu ſehen. Mein letztes Geſpräch mit ihm galt Jenen, die das Daſein für ſchlecht und für das Beſte das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich ſagte, wir machten ja die Welt, falls ſie ſchlecht wäre, noch ſchlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gut der ſchönen Täuſchung über die Uebel des Daſeins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Feſtes zerſtörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Weſen hat, weil es unſichtbar iſt. Und ſo, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun in's Gedächtniß geſchrieben.

Wir ſehen dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in deine weiche Hand die unſrige

legen; das Herz ſteht ſtill, das die Welt ſo innig in ſich hereinzog und ſo innig in ſie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unverſehrt erhalten, dieſes Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebſt du, bis auch unſere Augen ſich ſchließen.

Leb wohl, lebenſchaffender Dichter, der den Schatz der geiſtigen Güter unſerer Nation um ächte Perlen vermehrt hat; leb wohl, bejahender, reicher Geiſt, leb wohl, du lebendiger, du guter Menſch, theurer, lieber Freund, leb wohl!"

Rede bei der Einweihung des Denkmals.

„Hochgeehrte Verſammlung! Vor fünf Jahren, als wir ihn begruben, da lautete mein Wort: „So biſt du nun geſchieden, ganz Geiſt geworden und lebſt und webſt unkörperlich im Weiten, in Geiſt und Herzen der Menſchen." Doch nicht ſo ganz nur Geiſt wollteſt du bleiben. Du erſchienſt einem Künſtler, der dich mit Augen nie geſehen, erſchienſt ihm, wie du leibteſt und lebteſt, und der Künſtler hat dein Bild erfaßt und hingeſtellt, daß es hier leuchte, daß der Freund wieder in unſerer Mitte ſei und daß wir ihn ſchauen. Es falle die Hülle!" (Enthüllung, Geſang.)

„Und ſo biſt du wieder bei uns, du Guter, du Treuer, biſt wieder bei uns, fleiſchlos, blutlos, kalt wie Schnee, eine reine Form. Aber dieſe Form geknüpft an einen Träger aus feinem milchweißem Korn nnd durchdrungen wie von einem zarten Lichtgeiſt, ſo daß du unter uns erſcheinen mögeſt wie ein Geiſt im Erdenthale, der aus ferner Lichtwelt

herniedergeſchwebt zu uns. Dieß ſind ſeine Züge, dieß iſt die Stirn, über deren ſanfte Hügel die geheimnißvollen Geiſter ſchweben, dieß ſind die beredten Lippen, als ob ſie zu freundlichem Wort mit ihrem ſympathiſchen Laut ſich öffneten, das ſind die zarten, weichen, ahnungsvollen Schläfen, das iſt dieſes Haupt, bekränzt von den gerollten, einſt ſo reichen, nun ſpärlich gewordenen Locken, und auch den warmen Seelenblick, noch einen Abglanz von ihm, hat der Künſtler dem Stoff des Geſteines abgewonnen. So ſei nun gerne hier in dieſem ſtillen Halbkreis im Grünen, an dieſem Platze, den wir dir auserſehen und mitwirkend mit uns wohlwollende, geiſtliebende Männer, für den Schmuck der Stadt bedacht, und in ihre forgſame Obhut wird die Stadt dich nehmen, in der du ſo manches Jahr gelebt haſt. Du warſt gern einſam. Doch ja! Du warſt auch gerne unter deinen Menſchen. Du wirſt hier nicht immer einſam, du wirſt in manchen Stunden unter dem Volke ſein. Sonntags, „wenn die Bürgersleute ruhig vor der Stadt ſpazieren gehen“, werden ſie dich begrüßen und du wirſt gern ſein unter deinem Volke. Warum auch nicht? War doch der Hauch und Duft des Volksliedes der Athem deiner Lieder und war doch deine Muſe zu Hauſe in der Sagenwelt, der Märchenwelt der Volksphantaſie, der Welt der Elfen, Nixen und Erdmännlein. Du warſt auch ein echter Sohn deines Stammes, ſoweit du auch über ihn ragteſt ins allgemein Menſchliche. Wohl auch Mancher wird vor dich treten, wird dich betrachten und wird nicht wiſſen, wen er betrachtet und wen er da verehren ſoll. Es wird dich nicht verdrießen, du wirſt lächeln; denn du haſt auch gerne gelächelt, haſt den Scherz

geliebt. Fremdlinge auf Erden lieben es, zu lächeln, denn sie haben helle Augen und sehen scharf neben dem Großen das Kleine, hart neben dem Hellen das Dunkle, neben dem Bewußten die Welt des Unbewußten. Aber auch Eingeweihte und nicht wenige, Gemüther und Geister, die dich verstehen, werden dich hier besuchen und Zwiesprache mit dir führen von hohen Dingen, ernste und erfahrungsreiche Männer und Frauen werden zu dir treten und wohl auch die ahnende Jungfrau wird dir gern das Wohl und Wehe ihrer Seele vertrauen, dir, dem Sänger. Doch ja, du wirst auch viel einsam sein und dann, gerade dann erst recht nicht einsam, denn du warst ja nie einsam; du wirst dir Berg und Wald und Luft und Wolken und Himmel und Thal und Feld betrachten, du wirst dich erfreuen der „flaumenleichten Zeit der dunklen Frühe", wirst erglühen, „o Morgenroth, von deinem Jugendblut." Willkommen wird es dir sein, „wenn der erste Hahnschrei emporglänzt", wenn Fink und Amsel ihr Lied beginnen, „wenn Morgenglocken wach werden und wie ein Gott beginnt der Tag die königlichen Flüge." Der Abend wird kommen, es wird still werden und Wasser und Lüfte werden dann sich erzählen „vom Tage, vom heute gewesenen Tage" und die Nacht wird kommen „mit leisem Tritt auf schwarzem Sammt", es wird noch stiller werden, daß man „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge" vernimmt, „wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal, dazwischen hört man weiche Töne gehen von seligen Feen, die im blauen Saal zum Sphärenklang und fleißig mit Gesang silberne Spindeln hin und wieder drehen." Der Mond wird aufsteigen, der Dichterfreund, und dich, den

Freund des Mondes, den Dichter, mit hellem Strahle freudig begrüßen. Und der Wechsel des Jahres, jeder wird dir lieb sein in seiner Art und in seinem Sinn. Dir wird der Frühling willkommen sein, wenn er „sein blaues Band durch die Lüfte flattern läßt", wenn die Seele in Erinnerungen träumt und denkt an „alte unnennbare Tage." Du wirst dich des Sommers erfreuen, wenn der Segen in Aehren und Beeren reift für dein Volk, deine Brüder. Dich wird der Herbst erquicken, wenn „herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fließet." Und auch der Winter wird dich nicht erschrecken, du wirst betrachten „des Vogels zierlichen Schritt im Schnee", und die kalten Wirbel und Stürme, sie werden dich so wenig entsetzen, als Blitz und Donnerschlag in Sommershitze; denn du kennst auch den Schrecken, du kennst auch das Wilde, das in der Natur und das im Busen des Menschen. Du kennst die Welt der Aengste, die Abgründe in der Seele und die Klüfte des Lebens, du kennst Schauer und Grauen und wußtest, was Unheimliches die Welt des Verbrechens, der Untreue, des Mords, der Verzweiflung umwittert und umhaucht, doch nie versankst du in dieses Grauen, stets siegte der schöne Gleichmuth der reingestimmten Seele. So werdet ihr ja viel mit einander zu verkehren haben, du und die Elemente, das Umgebende, was uns als unbeseelt erscheint, — mehr zu reden als andere Menschenkinder; denn ein Geheimniß ist der Genius, in den dunklen Urschooß der Dinge, in unbegriffene Tiefen reichen seine Wurzeln; daher sieht er, wo uns die Augen versagen, und daher ist uns oft, als weilen wir andern nur am Rande des Kreises, während er in den

Mittelpunkt blickt, er, der Liebling, der Vertraute des Weltgeiſtes. Und ſo mit der Natur einig, ſo immer rein, naturkeuſch und naturvoll, ſo war auch deine Dichtung; wie ſollte ſie auch anders ſein, die Dichtung eines Mannes, dem die Natur vergönnt hatte, „in ihre tiefe Bruſt wie in den Buſen eines Freunds zu ſchauen!“ Naturvoll und doch kunſtvoll; denn hier war Natur Kunſt und Kunſt war Natur. Ganz und wohlgegliedert ſprangen deine Lieder aus deinem Haupte, innig empfangen mit und in dem Sinne Wort, Rhythmus und Klangfarbe des Lauts. Haßteſt du etwas auf der Welt, ſo war es das Gemachte, alles Geſpreizte, ja, gründlich verhaßt war dir die Muſe, die ſich vor dem Spiegel putzt. Und weil dem ſo war, weil dir Natur Kunſt war und Kunſt Natur, ſo werden noch andere Gäſte dich beſuchen. Sie werden kommen von blauen Küſten und von blauen Inſeln, aus Lorbeer- und Olivenhainen; ich ſehe ihn herſchweben zu dir, Anakreon mit dem leichten honigſüßen Liede auf den Lippen, ich ſehe ſie kommen, Sappho mit der ſanften Glut im Griechenauge, er wird dich begrüßen, der Hirtenfreund Theokrit und Einer wird erſcheinen, bei dem ſehr ins Gedächtniß kehren jene Worte, die du von einem Künſtler geſagt haſt: „Mit traurig ſchönen Geiſtern im Verkehr“, — es iſt Sophokles. Und endlich Einer noch, ein ſehender blinder Greis, ein uralter Graubart, den du kennſt und der dich kennt und den wir mit ſeinem ſterblichen Namen Homeros nennen. — Was du noch erleben wirſt hier an deinem ſtillen Platz? Ob wohl Stürme der Weltgeſchichte über deinem Scheitel hinwegſauſen werden? Deine Muſe liebte es, ſich ferne zu halten vom lauten, drängenden

Menſchenozean, nicht ihre Art war es, große, mächtige, wuchtige Stoffe mit ſtarker Hand zu faſſen und zu geſtalten. Aber darum nicht ein ſtumpfer, nicht ein kalter Zeuge warſt du dem Großen, was du erlebt haſt, und wir haben dich geſehen tief und hoch bewegt, als von Heldenblut getränkt der Baum deines Volkes den ſtolzen Wipfel und die ſtolze Krone endlich entfalten durfte. Dunkel iſt die Zukunft, wir können es nicht wiſſen, was hinwehen wird über dieſe Marmorlocken, über dieſe helle Stirne. Eines gebe dir der Himmel: du müßteſt nie erleben, daß deine Nation ſinkt, daß ſie herniederſinkt ins Kleine und ins Gemeine, oder ſetzen wir ſchmerzlich hinzu: gebe der Himmel, du dürfeſt ſehen, daß ſie raſch und ſchnell und ganz genest aus den ſchweren Fieberträumen, worin ſie Jahre lang gelegen. — Auch dieſe Form wird verfallen, der Marmor wird ſich in ſeine Körner auflöſen und dieſe Körner werden zu Staub werden und du wirſt wieder ganz Geiſt ſein und bei der unſichtbaren Schaar, bei der Geiſterſchaar, die wir nicht entbehren können. Sei mit ihr auch bei uns, mitten unter uns, die wir hier unten athmen und ſtreiten und die wir der mitſtreitenden Geiſterſchaar bedürfen, daß es ſei wie es war im Feld von Marathon, als man Theſeus, den lange Todten, vorſtreiten ſah im Kampfe gegen das Babarenthum. Das Leben, das wirkliche Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiſerne, auch das Reich der Muſe verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, verlangt Kräfte mit Adlerſehnen und mit breiterem Schwunge der Fittige. Aber darum möchten wir nicht und können wir nicht wiſſen die Geiſter mit weicher, träumeriſcher, mit

ſanfter Bewegung der Schwingen, die Geiſter, deren Träume aber darum keine hohlen Träume ſind, ſondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantaſien, womit ahnende Völker ſich das Räthſel der Welt zu deuten geſucht. Wir können ſie nicht entbehren, damit nicht alles ſei der Drang, der Qualm, der Lärm, der Dunſt, die Hitze und das Geſchrei des Marktes, des Tages, damit noch ſei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Bruſt. Mögen ſie dir nie gebrechen, ſolche Geiſter, du theurer Theil des Ganzen, nie gebrechen dir, du theureres Ganzes, Deutſchland! Dieſer hat einmal geſagt: „Einſt wird es kommen, daß auf Erden ſich höhere Geſchlechter freu'n.“ Man kann zweifeln, aber Eines iſt gewiß: die alſo denken, die alſo glauben und die alſo wirken, ſind ſelbſt dieſe höheren Geſchlechter und dieſe höheren Geſchlechter, ſie ſind die Pfleger, ſie ſind die Menſchenbildner, ſie ſind der Hort der Menſchheit.“

Der Traum.

Eine Studie zu der Schrift: Die Traumphantaſie von Dr. Johann Volkelt.

Stuttgart Meyer und Zeller 1875.

(Unter dem Titel: Studien über den Traum erſchienen in der Augsb. Allgem. Zeitung Beilage 1875.)

Vorbemerkung.

Ich nehme dieſe Studie in die gegenwärtige Sammlung auf, ohne ſie gegen Angriffe, die ſie erfahren hat, durch Zuſätze zu ſchützen. Es iſt nichts hinzugefügt, als ein gutes Beiſpiel von Sinnenreiz-Traum, das mir nach dem Erſcheinen des Artikels erzählt worden iſt. Auch verbeſſernden Ueberarbeitens habe ich mich enthalten, ausgenommen kleine unwichtige Nachhülfen. Ich würde jetzt Manches vielleicht anders ſagen, mehr auseinanderſetzen, gedeckter, beſchirmter hinſtellen; wem gefällt eine Arbeit ganz, wenn er ſie nach Jahren wieder lieſt? Allein man weiß auch, wie leicht mit nachbeſſerndem Eingreifen mehr verderbt als beſſer gemacht wird. Die Arbeit mag ihren mitunter bis zur Härte conciſen Charakter behalten. Er hat es zum Beiſpiel mit ſich gebracht, daß ich der beſchloſſenen Kürze zu lieb ein paarmal den Ausdruck: „myſtiſch

im guten, myſtiſch im übeln Sinn“ gebrauchte. Man hat gefragt, was ich denn damit meine, die ironiſche Frage kam aus dem Lager, wo man auch fand, ich ſei nahe daran, in den Spiritismus hineinzuſegeln. Ich ſollte meinen, der Aufſatz biete Anhalts genug, um jene Frage vollauf zu beantworten und dieſe Sorge zu ſtillen; freilich, brächte er deſſen auch zum Ueberfluß, es reichte nicht hin für diejenigen, die erſchrecken oder ſpotten, wenn eine Weltanſicht vor ſie tritt, die ihre Vorausſetzung nicht theilt. Wer ein für allemal gewiß weiß, daß die Welt aus einer Vielheit von Monaden beſteht, die in ihrem Daſeinsgrunde ſchlechthin ſelbſtändig, fremd, unflüſſig und undurchdringlich gegeneinander beharren, dem wird man vergeblich wiederholen, daß man die feſten Unterſchiede, Schranken und Ordnungen der Natur darum nicht umſtürzt, dem Wahne die Pforten nicht öffnet, wenn man den Beruf der Philoſophie darein ſetzt, die ſpröde Verſtellung vom Außereinander der Dinge flüſſig zu machen, lebendige Einheiten und hinter dieſen eine höchſte Einheit zu ſuchen.

Was über Du Bois-Reymond geſagt iſt, wurde auf Grund ſeines Vortrags: Ueber die Grenzen des Naturerkennens geſchrieben. Derſelbe enthielt die bekannte Stelle von der unüberſteiglichen Kluft, vor welche die Naturwiſſenſchaft ſich da geſtellt ſehe, wo auch im geringſten thieriſchen Weſen die erſte Regung von Empfinden, von Schmerz und Luſt ſich einſtelle; dadurch hatte ſich der Verfaſſer ſcharf losgeſagt von der materialiſtiſchen, mechaniſchen Naturanſicht, ohne freilich einen Wink zu geben, wie der hiemit ſich ergebende Dualismus zu vermeiden, zu überwinden ſei.

Dieſen Dualismus, die Befeſtigung einer abſoluten Kluft zwiſchen der Welt der Seele, des Geiſtes und der Natur beſtreitet meine Studie, doch erkenne ich ihn als relativ höheren Standpunkt an gegenüber dem ſogenannten Monismus, deſſen Eins und Alles die Materie und die Cauſalität iſt. Spätere Vorträge desſelben Naturforſchers ließen in unbeſtimmter Ausſicht eine Neigung erblicken, den Dualismus als lösbar zu denken, doch ohne Auskunft darüber, wie der Redner die Löſung ſich denke; der letzte dieſer Vorträge ſchrieb in eigenthümlich zugeſpitzt weiſem Tone den mechaniſchen Erfindungen einen culturgeſchichtlichen Werth erſter Klaſſe zu; mir will ſcheinen, man habe durch die Anerkennung des Geiſtes als Geiſtes wenig gewonnen, wenn man ſo über die Werthſtufen ſeiner Entwicklung denkt.

Es hat ſich dem Traume neuerdings die Forſchung wieder zugewendet, nachdem ſie dem dunkeln Poeten lange den Rücken gekehrt hatte. Er war in Verruf gekommen, nachdem die Romantik das wache Thun der Poeſie auf ihn hatte anweiſen wollen, nachdem er durch die myſtiſche Naturwiſſenſchaft und Pſychologie für eine wahre Offenbarung, Beſeſſene und Somnambüle für ihre Prophetinnen erklärt waren. Schuberts einſt vielgeleſene „Symbolik des Traums“ iſt vergeſſen, doch auch nicht ganz mit Recht, da ſie trotz ihren bekannten Irrthümern manche gute Blicke enthält. Im Jahr 1861 erſchien ein geiſtvolles Buch: „Das Leben des Traums von Scherner.“ Es lieſt ſich nicht leicht; die Sprache zeigt in der ſeltſamen Art, wie ſie aus Ahnungstiefen aufgährt, zwar

etwas kraftvoll Originales, aber auch eine gewiſſe ſtrotzende Uebernährung, die der Ueberſchätzung des Gegenſtands entſpricht, von welcher dieſe Arbeit nicht freizuſprechen iſt. Trotzdem iſt ſie echten Gehaltes voll, trotzdem ſo reich an ſcharfſinnigen Beobachtungen und bahnbezeichnenden Unterſcheidungen, daß das lange Ueberſehen unſerer Literatur eben nicht zum Ruhme gereicht. Sie iſt aus der Vergeſſenheit hervorgezogen in der kleinen Schrift: „Ueber das optiſche Formgefühl. Ein Beitrag zur Aeſthetik von Robert Viſcher, 1873.“ *) Scherner hat namentlich das Verdienſt, die früheren vereinzelten Beobachtungen über den Leibreiztraum zu einem beſtimmten Begriff geſammelt, ungemein erweitert, die ſtarke Herrſchaft dieſer Traum-Erſcheinung und ihre tiefe Bedeutung aufgewieſen zu haben. Einige kleine Beiträge, die Forſchung über die helldunkle Religion weiter zu führen, brachte 1874 die Broſchüre von Strümpell: „Die Natur und Entſtehung der Träume.“ Sie ſucht feſteren Fuß auf dem Boden des Exacten zu faſſen, indem ſie durch Analogien mit dem Wachen Licht zu gewinnen ſtrebt; allein es kann bei der Forſchung über den Traum Erkleckliches nicht herauskommen, wenn man ſich ſcheut, dabei auf den Unterſchied zwiſchen der reproduktiven und produktiven Phantaſie einzugehen, den Antheil der letzteren am Traume zu unterſuchen und namentlich ihre ſymboliſirende Thätigkeit ins Auge zu faſſen, endlich aber dieſes helldunkle Thun der Seele auch auf ſeine letzte pſychologiſche und auf ſeine metaphyſiſche Bedeutung anzuſehen. Man kann über den Traum nicht wie über einen Käfer ſchreiben, an deſſen

*) Furcht vor rohem Vorwurf des Nepotismus darf wohl nicht abhalten, den eigenen Sohn zu erwähnen, wenn es die Sache fordert.

Unterſuchung man gewiſſe letzte Fragen über das Weſen der Dinge darum freilich nicht knüpft, weil man ſolche für wichtigere Stellen des Daſeins aufſpart. Eine ſolche iſt aber der Traum. Wie es unſere jetzt ſo beſonderer Nüchternheit ſich Bewußten halten, wenn ihnen ſolche Kühnheit unterkommt, mag die Anzeige erweiſen, mit welcher Strümpell das Buch von Volkelt bedacht hat (Jen. Lit.-Z., 1876, Nr. 4). Er ſtellt zuerſt einige Sätze zuſammen, welche Volkelt am Schluſſe ſeiner mit ganz ruhigem wiſſenſchaftlichen Takte geführten Unterſuchung in gehobener Sprache über die Grundbedeutung des Traumes wagt, fügt dazu die einzige Stelle, worin die unbefangene Studie dem Traum wohl zu viel zutraut (wir werden ſie ſeines Orts berühren), und kommt dann mit den Worten: „die Arbeit werde werthvoller, wenn man mit dem Verfaſſer von den metaphyſiſchen und dichteriſchen Höhen herabſteige," zum beſtimmten Inhalt der Schrift, um nun billiger von ihr zu ſprechen. Der Verfaſſer ſteigt aber auf, nicht herab; es iſt unrecht, den Schein zu erregen, als haben wir es mit einer aprioriſchen Conſtruktion zu thun, und zwar mit einer verrückten, indem man Sätze, die ohne ihre Mittelglieder zu kühn erſcheinen, mit Weglaſſung derſelben zuſammenſtellt. Sodann wird ihm vorgeworfen, er mache die Phantaſie zu einer Perſon, weil er die Operationen einer der Qualitäten des Traumverfahrens (der ſelbſtthätig dichtenden) unter dieſem Namen befaßt. Da gäbe es viel Mythologie aus der Wiſſenſchaft auszuweiſen, wenn wir anfiengen, alle Zuſammenfaſſungen in Begriffseinheit als Perſonificationen zu verbannen. Die Annahme einer ſymboliſirenden Thätigkeit der Traum-Phantaſie will dieſe Kritik

nicht verwerfen, mißtraut ihr aber vorerſt ſo, daß ſie ſich ſcheut, ſie anzufaſſen. Es wird ſich zeigen, wieweit man kommt, wenn man dieſen Schlüſſel nicht friſchweg zur Hand nimmt. Es iſt auch von „erregter," einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung nicht anſtehender Ausdrucksweiſe die Rede. Das iſt eine eigene Sache. Der Gegenſtand iſt helldunkel, die Forſchung über ihn ſoll hell ſein; um hell über das Helldunkle zu denken und zu ſchreiben, wird aber der Mann, der das will und ſoll, doch im Helldunkel ſeines Gegenſtandes zu Hauſe ſein, durch eigene Erfahrung ihn reichlich kennen und etwas von ſeiner Natnr im wachen Denken ſelbſt lebendig nachfühlen müſſen; das wird ſich in ſeine Arbeit nun nothwendig hineinziehen, und ſo wird ſie eben doch ſelbſt auch etwas Helldunkles bekommen; es wird ſich nur fragen, ob ſie dennoch licht iſt und Licht bringt, und mir will es ſcheinen, es ſei ein gutes Zeugniß für die in Rede ſtehende Arbeit, daß dieſe in der Sache liegende Paradoxie auf ſie zutrifft. Hier erkennt man ein Talent, das die hinreichende Kraft der Phantaſie beſitzt, um das Element, dem der Traum angehört, lebendig zu ſchauen, ſein ahnungsvolles Weſen zu verſtehen und aus der Darſtellung herausfühlen zu laſſen, — ein Talent, das aber mit dieſer Kraft zugleich die genügende Schärfe des Denkens vereinigt, um das Objekt, den Traum, nicht zum Subjekt ſeiner Betrachtung werden zu laſſen, nicht in unfreie Myſtik zu gerathen, die den Traum ſo überſchätzt, als wäre er neue Offenbarung.

Die Phyſiologie hat inzwiſchen natürlich nicht verſäumt, ſich mit dieſem Dämmerleben des Gehirns im Schlafe zu beſchäftigen. Mit wenig Erfolg. Wir kennen den Schlaf

als den Zustand, worin das Gehirnleben und die Reizempfänglichkeit des ganzen Nervensystems gegen den vegetativen Lebensprozeß zurücktritt, dessen Funktionen ihm den Stoff ersetzen, an den seine psychische Thätigkeit gebunden ist, und der durch sie periodisch erschöpft wird; wir wissen, daß im Schlaf die Sinne (relativ) geschlossen sind, daß jene Aktionen des Gehirns ruhen, welche die klare höhere Geistesthätigkeit — vermitteln, wollen wir zunächst oberflächlich sagen; wir wissen daher, daß, wenn dennoch gewisse geistige Aktionen in diesem Ruhezustande fortwirken, ihnen die Leitung der Vernunft und des Willens, sowie die Controle der offenen Sinne mit ihren Wahrnehmungen abgeht. Allein, was bei diesen gewissen Aktionen, deren Fortwirken der Traum bestätigt, im Gehirne vor sich geht, wissen wir nicht und werden wir nie erfahren. Es ist in Wahrheit eine furchtbare Lücke. Wir kennen das seltsame Associationsspiel der Vorstellungen im Traum: welche Schwingungen, Strickungen, elektrische, magnetische Strömungen, Hinüber- und Herüberzuckungen mögen ihnen zu Grunde liegen? Was geschieht überhaupt in diesem Nerven-Centrum, wenn ein Bild innerlich gesehen wird? Was, wenn zwei oder mehrere zusammenschießen? Wie mag es in ihm hergehen, wenn dieß so wild geschieht wie im Traume, und wie dagegen im wachen Zustande, wo andere Partien des Gehirns so fungiren, daß diesem Spiel der ungeordneten Contakte Einhalt geschieht, Maß, Ordnung, vernünftiger Zusammenhang geboten wird? Wir wüßten, wenn wir dieß Physiologische wüßten, nichts anderes, als was wir psychologisch von Traum und Wachen wissen; aber wir wüßten, was wir wissen, vollständiger, nämlich

eben auch pſychologiſch vollſtändiger. Gewiß iſt es richtig, wenn Volkelt im Eingang den Schlaf aus dem periodiſchen Löſungsbedürfniß der Spannung erklärt, in welcher das Subjekt dem Objekt, das Ich ſeiner Innenwelt und zugleich der unendlichen Außenwelt mit dem unendlichen Bemühen gegenbüergeſtellt iſt, beide zu umfaſſen, in ſeine Einheit umzubilden. Nur dieß kann die innerſte und letzte Bedeutung des Schlafes ſein. Dennoch hätte er ſein Buch günſtiger eingeführt, wenn er mit der phyſiologiſchen Erklärung des Schlafes, dann mit dem Hinweis auf jene Fragen begonnen hätte. Es iſt nicht Materialismus, worauf dieſe Bemerkung führt. Ich ſtimme nicht ganz mit Volkelt, wenn er (S. 171) von eigenthümlichen Leiſtungen der Seele und (S. 173) von den materiellen Vorgängen, die dabei ſtattfinden, nur als begleitenden ſpricht; die Seele, als oberſte Einheit aller Vorgänge, kann allerdings nicht im Leibe lokaliſirt ſein, obwohl ſie anderswo als im Leibe nicht iſt; dennoch muß jede der Aktionen, wodurch ſie in den Vorſtellungen Einheit ſchafft, mit einem materiellen Vorgang identiſch ſein, den wir ſo wenig kennen, als jene Vorgänge, die mit dem bewegten Spiele der Bilder-Vielheit identiſch ſind. Identiſch ſind: nicht bloß als Träger, als Vermitter, als Organe dienen; dieſe Ausdrücke ſetzen eine Zweiheit voraus, ſind dualiſtiſch, und indem ſie die Seele dem Leibe principiell entgegenſtellen, machen ſie dieſelbe gerade erſt recht zu einer materiellen Subſtanz; denn ſie müßte ja, wäre ſie ein Anderes, Zweites, neben allen ſeinen Räumen wieder etwas für ſich, alſo ſelbſt etwas Räumliches ſein. Ich weiß, daß dieſe Trennung nicht Volkelts Standpunkt iſt; die genannten Stellen liegen nur nicht ſtreng

in der Consequenz seiner eigenen Grundansicht. Volkelt erklärt sich ausdrücklich gegen den Schluß auf einen leibfreien Geist, den man, z. B. J. G. Fichte, gern aus dem Traume zieht. Volkelt ist Idealist, wie auch seine übrigen Schriften zeigen*); er ist es in dem Sinne, daß er Geist-Natur der Materie behauptet. Der Satz von der Identität der Seele und des Leibes ist nicht Materialismus; dieser kennt nur einen Leib und die Seele ist ihm bloßer Schein. Wem die Seele nicht bloßer Schein ist, und wer sie doch mit dem Körper identisch, als seine unkörperliche Einheit, faßt, der muß zu dem Satze gelangen — oder von ihm ausgehen: daß die Materie von unten auf etwas anderes sein muß, als was der Stoffglaube Materie nennt. Wir kommen darauf zurück, wenn wir zu Volkelts metaphysischen Schlußsätzen gelangen. Das Erfreuliche an seinem Werk ist vor allem dieß: daß hier eine neue lebendige Kraft sowohl gegen die Lehre von Atom und bloßer Causalität als Grundwesen des Universums, als gegen die Verwandlung der Philosophie in Mathematik auf den Plan tritt.

Der Verfasser weiß, daß sein Buch in eine Zeit fällt, die ihm aus mehr als Einem Grund Ungunst entgegen bringt, und schildert beredt den Hinfall der Geister unter das Gebot der Materie, den unsere Zeit eben recht als Frucht der unendlich erweiterten Herrschaft über die Materie erntet, das Erschlaffen der Persönlichkeit, ja des Gewissens, das Verlangen nach einer Popularisation der Wissenschaft, worin

*) Pantheismus und Individualismus im System Spinoza's, 1872. — Das Unbewußte und der Pessimismus 1873. — Kants kategorischer Imperativ und die Gegenwart (ein Vortrag), 1875. — Imm. Kants Erkenntnißtheorie u. s. w. 1879.

dem Leſer ſeine eigene Waſſerklarheit entgegenrinnt, den Mechanismus und Atomismus der Naturauffaſſung, der ſich als Philoſophie aufwirft, endlich die Beunruhigung und ſammlungsfeindliche Aufregung des Sinnes gegenüber ſo vielen ungelösten politiſchen Fragen; er befürchtet, daß eine Forſchung, die auf das Centrale geht und ſich mit einem dunkeln, zarten, intimen Gebiete beſchäftigt, als myſtiſch im verwerflichen Sinne werde beiſeite gelegt werden, während ſie myſtiſch im guten allerdings iſt und ſein muß. Es drängt ſich als Pflicht auf, eine Arbeit, welcher von den geſchilderten Neigungen der Zeit allerdings dieſes Schickſal zu drohen ſcheint, in das Licht ihres Werthes zu ſtellen. Ich kann mir ſogar denken, daß über manches Komiſche, was der Verfaſſer aus der Traumwelt anführen muß, da und dort gelacht werde, als ſei es nicht im Objekt, ſondern entſchlüpfe als unfreiwillige Komik dem Subjekt, dem Verfaſſer. Wer ſo lacht, der gehört nun freilich nicht in die Räume der Wiſſenſchaft, ſondern in die Kindsſtube.

Die Verſuchung, den Traum geringſchätzig zu behandeln, liegt allerdings der Philoſophie nahe, denn ſie geht auf Ordnung und Einheit, der Traum aber iſt Wirrwarr. Sein herrſchendes Element iſt die geſetzloſe Verknüpfung von Bildern der nur reproduktiven Einbildungskraft. Es verbindet ſich, ja erſcheint als identiſch, was nicht zuſammengehört. „Im Einſchlafen und leichten Fieber iſt mir ſchon oft ein Mann wie eine Einmaleins-Tafel vorgekommen, und die Ewigkeit wie ein Bücherſchrank. — Er müßte vortrefflich kühlen, ſagte ich und meinte damit den Satz des Widerſpruchs, den ich ganz eßbar vor mir geſehen hatte“, ſagt

Lichtenberg in den „Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers über sich selbst.“ Volkelt erzählt Vieles der Art. Mir geschah es neulich, daß ich keuchend von einem Ritt schwieriger Art erwachte. Ich hatte mich bemüht, auf einem Kamm, dem ein paar Zinken fehlten, die Königsstraße hinauf Galopp zu reiten; die Bestie wollte durchaus nicht ansetzen und fiel links und rechts; vergebens drückte ich mit aller Macht die linke Wade an; ich fühlte nach dem Erwachen noch einen Krampf im linken Bein. Ich entsann mich nun, daß ich Tags zuvor mit flüchtigem Verdruß gebrochene Zinken an meinem Kamm bemerkt, daß ich ferner am Abend mich an einem frischen Wort eines Reiter-Offiziers erfreut hatte, der mir von mancherlei Umständen erzählte, die in der letzten Zeit wohl geeignet waren, seinen Lebensmuth niederzuschlagen; er habe aber, als er sich von dieser Stimmung angewandelt fühlte, sich gesagt: das muß man nicht aufkommen lassen, man muß sich die linke Wade geben. Es leuchtet ein, wie der Traum diese zwei Momente auf seine Weise combinirt und zugleich beide fortgebildet hat. Vielleicht war ein Leibreiz im Schlafe hinzugekommen, krampfhafter Zustand des linken Beins; diese Seite aber verfolge ich hier noch nicht; auf die Leibreiz-Träume ist in anderem Zusammenhang zurückzukommen. — Eine junge Frau erzählt Morgens ihrem Mann: sie habe sich im Traume besonnen, was sie ihm Gutes kochen könnte, habe ihm Mehreres vorgeschlagen, nichts habe ihm gefallen wollen; endlich habe sie rathlos gesagt: jetzt weiß ich nichts mehr — doch ja, das fällt mir noch ein: ich habe oben auf dem Boden eine Großmutter im Salz liegen, sie wird aber noch zäh sein. Der

Träumerin hat sich in die sehr natürliche Vorstellung von Küche und Vorsorge für den Gaumen des Mannes irgendwoher aus einer andern Gedankenlinie die Vorstellung Großmutter eingeschoben.

Dieß sind nun die puren „Associations"-Träume; gerade sie sind es, welche uns die Frage so besonders nahe legen, was wohl dabei im Gehirne vor sich gehe; denn hier schießen wie mechanisch oder magnetisch Vorstellungen zusammen, welche so sich nicht verbinden sollten; im wachen Zustande muß irgend eine Partie, Funktion des Gehirns, worin sich logisches Ordnen vollzieht, interveniren und diese falschen Verbindungen hindern. Diese Träume sind nun Erzeugnisse der nur reproduktiven Phantasie; nur ganz relativ und entfernt kann man das Verbinden selbst, so falsch wie es ist, eine Art von Produktivität nennen. Der Galopp auf dem Kamm und die Einsalzung einer Großmutter sind immerhin auch Erfindung, Dichtung in ihrer Art; das Aktive darin ist ein Fortspinnen. Jeder auf seine Träume Aufmerksame wird auch beobachtet haben, daß der Traum es namentlich liebt, Vorstellungen, die im Wachen momentan eintraten, nicht verfolgt werden konnten, weil sie von Anderem unterbrochen wurden, noch einmal aufzunehmen und weiterzuspinnen. Es begegnet mir jemand, während ich rasch über die Straße gehe; er ist vielleicht schon vorüber, bis ich mich auf seine Person besinne; ich denke etwa: ich hätte ihn freundlicher grüßen sollen, hätte ihn etwas zu fragen gehabt; aber ich habe keine Zeit, weiter daran zu denken, die Vorstellung wird schnell von anderen verdrängt. Diesen abgerissenen Faden ergreift nun der Traum und bildet

ihn auf ſeine Weiſe fort, aber in den meiſten Fällen närriſch.

Es galt nun, das Gebiet der bloßen Aſſociationsträume beſtimmter zu charakteriſiren. Ihr wirres Spiel nimmt mit den Vorſtellungen Verſchiebung, neue Verbindung, Uebergang jeder Art vor, aber ohne Kern und Mittelpunkt; der Zug der krauſen Bilder hat keine Richtung nach einem wirklichen Inhalt. Der bloße Aſſociationstraum weiß auch von keines Dinges wirklichen Maßen, von keiner Ordnung des Raumes und der Zeit, in deren Rahmen ſeine Bilder ſich doch bewegen müſſen, von keiner geſetzmäßigen Urſächlichkeit, ja nichts vom logiſchen Geſetze der Identität; denn jegliches Weſen kann eben ſo ſehr auch ein anderes ſein, in ein anderes übergehen; nichts iſt feſt, Alles beſtändiger Fluß; „der Traum hat alle Sicherheit des Bleibens und Beharrens verloren.“ Mit den logiſchen Werthen, dem richtigen Begriff des Zweckes und der Bedeutung der Dinge kommen dem Traum auch die moraliſchen Werthe abhanden. Volkelt findet mit gutem Grund unbegreiflich, wie Schopenhauer behaupten kann, die Traum-Perſonen handeln ſtets ihrem Charakter gemäß. Der Traum hält ihn feſt und vergißt ihn, wie es kommt. Jetzt iſt er wahr, gerecht, edel; jetzt urtheilslos, ungerecht, ſchamlos, ſchändlich; ſchon Platz weiß ſehr wohl, wie ekelhaft er werden kann.

Das Fallenlaſſen des Identitätsgeſetzes zeigt ſich nicht nur in tollen Verwandlungen, ſondern auch in Verdopplungen: wir ſehen und wiſſen dieſelbe Perſon, ja uns ſelbſt gleichzeitig an zwei Orten; wir ſtehen z. B. vor unſerem Bett und ſehen uns krank darin liegen, wir ſind todt und

denken unſern Tod („ſeltſamer Traum, der Todte denken läßt", ſagt Romeo), oder ſind als zweite Perſon daneben lebendig vorhanden. Dieſes Selbſtobjektiviren hat nun freilich ſchon tiefere Bedeutung, auf welche zurückzukommen iſt; vorerſt mag hiezu noch angeführt werden, was auch Volkelt nicht unerwähnt läßt: daß wir, wenn ſich im Schlaf ein wirklicher Schmerz einſtellt, ehe wir daran erwachen, häufig im Traume dieſes Leiden einem Zweiten beilegen. Der da neben mir hat arges Zahnweh, Leibweh, denkt der Träumende, oft nicht ohne Schadenfreude, bis er erwachend inne wird, daß er ſelbſt der Leidende iſt. Dies ſind nun aber Leibreiz-Träume, und hiemit ſtehen wir in einem andern Gebiete.

In dieſes Wirrſal der Bilderwelt, wie ſie die nur reproduktive Einbildungskraft durcheinander wirft, ſchiebt ſich, wiewohl nie getrennt, ſtets auch umgaukelt von ihr, die ſelbſtthätige Phantaſie, die dichtende Kraft des Geiſtes hinein. Ihre Bilder haben Sinn und Einheit, ſie ſchafft aus einem Kern heraus, ſie verarbeitet einen Inhalt. Dieſer iſt ein Reizzuſtand des Körpers während des Schlafes oder ein pſychiſcher Zuſtand, eine beſtimmte Vorſtellung, ein Gedanke, womit wir wachend uns getragen haben.

Die Erſcheinungen aus erſterer Quelle führen ſogleich zu höchſt weſentlichen und bedeutungsvollen Grundzügen des „Phantaſie-Traums" (wie Volkelt in richtiger Einfachheit den Traum der produktiven Einbildungskraft nennt). Daß Scherner der Entdecker dieſes ſo wichtigen Gebiets genannt werden darf, iſt ſchon geſagt. Der eine Zug, wodurch ſich der Leibreiz-Traum charakteriſirt, weist ganz eigen-

thümlich in die ganze Tiefe des Traumgeheimniſſes: wir wiſſen im Traume mehr vom Innern unſeres Leibes als im Wachen; dieſer Thatſache, die ſo viel zu denken gibt, widmet Volkelt einen beſonderen Abſchnitt (Nr. 9), vergleicht das Gefühl und (ſoweit es nicht durch Wiſſenſchaft vermittelt iſt) das Wiſſen von unſerer Geſtalt und ihrem Innern, das wir im Wachen, mit dem, welches wir im Traume haben, und bereitet hier namentlich die tiefen Folgerungen vor, die er am Schluſſe zieht. Obwohl nun dieſes Blicken in unſeren Leib dem Umfange nach, verglichen mit dem wachen leiblichen Selbſtgefühl, ein Mehr zeigt, iſt es doch der Form nach nie direktes Einſchauen, ſondern hier eben tritt nun die Symbolik ein und ſchiebt ſtatt der Sache ein Bild vor. Iſt aber dieſe Symbolik nach der einen Seite, eben als bloß indirektes Vorſtellen, eine Einſchränkung, ſo iſt ſie nach der andern ein nicht minder bedeutender Zeuge vom Phantaſie-Werth des Traumes, der noch weiterhin in ſeiner Wichtigkeit betrachtet werden muß. Zunächſt einige Beiſpiele vom Leibreiz-Traum: Störungen des Herzſchlags und Blutumlaufs ſpiegeln ſich in den bekannten Angſt- und Verlegenheitsträumen, die der alte Glaube dem Albdruck zuſchrieb; dabei ſpielt eine ſehr häufige Rolle die Vorſtellung einer unterbrochenen oder in Kreuz und Quer gehenden Wagenfahrt, offenbar ein Bild des hohlen Herzmuskels und ſeiner geſtörten Bewegung; dazu treten ſehr häufig Bilder von Flammen, hochrothe Farbe, die auf das Blut und den Zuſtand der Hitze hinweiſen; bei Zahnweh erſcheinen halbkreisrunde Flächen, Plätze, Schubladenreihen, Säle, die gewölbt ſind, mit hellblonden Knaben oder Mädchen als Bilder der

Mundhöhle und Zähne; zerbröckelte zackige Stufen einer Treppe, die der Träumende dann ſteigen muß, geſellen ſich etwa dazu und deuten auf den Sitz des Schmerzes. Die Lunge wird, wenn eine Störung ihrer Reſpiration ſich zu fühlen gibt, ſehr häufig unter dem Bilde des Ofens angeſchaut; man hört die Flamme ſprühen, es dringt Rauch und Aſche heraus u. dergl. Bei gehemmter Verdauung haben wir im Wachen niemals eine Vorſtellung von ihren Organen und dem darin angehäuften Stoff, nämlich niemals eine unmittelbare (denn die durch Wiſſen vermittelte gehört, wie ſchon angedeutet iſt, in allen dieſen Fällen nicht hieher); dagegen iſt es ein ganz beſonders merkwürdiges Beiſpiel von dem myſtiſchen Sehen des Traumes, daß uns bei dem Gefühle ſolcher Hemmungen die Eingeweide ſehr oft als geringelte Schlangen, als Labyrinth von Gängen, Gäßchen und die Infarkte als Koth auf dem Boden erſcheinen; bei Harnreizen tritt immer das Bild von Waſſer, häufig die Form der Blaſe als Kanne, aufgedunſene Taſche, Strickbeutel, Kürbiß, der Drang als Gefahr-Scenen am Waſſer, das Stechende des Reizes aber oft gleichzeitig als Feuer auf. Die Vorſtellung des Fliegens iſt Lungenreiz-Traum; das Ein und Aus des Athmens, die zwei Flügel der Lunge ſpiegeln ſich ſinnbildlich als Auf- und Niederſchweben in der Luft mit den gedoppelten Bewegungsorganen.

An die Leibreiz-Träume ſchließen ſich, obwohl ſehr zu unterſcheiden, die Sinnesreiz-Träume. Die Sinne, nicht ganz verſchloſſen, nehmen Eindrücke von gewiſſer Stärke auch im Schlaf auf, und ehe dieſe ſo zunimmt, daß ſie uns weckt, verarbeitet ſie auf ſeine Weiſe der Traum. Natürlich

ſind es am häufigſten Gehörsreize, welche dieſe Wirkung haben. Volkelt erzählt einen ſehr intereſſanten Fall. Der Träumende hält Schule, ein Knabe antwortet auf eine Frage ſtatt Ja „Jo.“ Er ärgert ſich, verlangt reines Deutſch; aber der Knabe ſagt jetzt: Urjo. Der Lehrer wird noch aufgebrachter und nun ruft ihm gar ein Schüler nach dem andern Urjo, dann Eurjo entgegen; endlich erwacht er und hört draußen Feuerjo rufen. Wer könnte ſo ſtumpf ſein, in dieſem Traume, ſo höchſt abſurd er iſt, nicht die dramatiſch bildende Art der Phantaſie zu bewundern! — Noch ein hübſches Beiſpiel: eine Frau aus Stuttgart beſucht ihre Schweſter, Pfarrerin auf dem Lande. Ihr träumt, ſie gehe mit dieſer dem Schwager in die Predigt. Nach Beendigung des Geſangs beſteigt der Pfarrer die Kanzel, verliest das Evangelium und beginnt hierauf beide Arme wie Flügel zu ſchwingen und zu krähen. Die Träumende ſagt leis zu ihrer Schweſter: du, das iſt aber doch ſonderbar gepredigt, worauf dieſe antwortet: ja, das geſchieht infolge einer neuen Verordnung des Conſiſtoriums, welche ſo zu predigen vorſchreibt. — Darauf erwacht die alſo Belehrte an einem wirklichen lauten Hahnenſchrei. —

Tiefer natürlich geht das Weſen der produktiven Phantaſie im Traume, wenn Stimmungen der Seele ſeinen Inhalt bilden. Er wird auf dieſem Felde nicht immer des Symbols bedürfen, weil das klare Bewußtſein des Stimmungsgrundes als Reminiſcenz in den Traum übergeht, aber im Wachen ſelbſt ſchon verläuft ja das Bewußte in die Dämmerung des Gefühls, der Hoffnung, Furcht, Sehnſucht, des Ahnens, und daran hat der Traum reichen Stoff doch auch

in dieſem Gebiete zu ſymboliſchem Bilden. Sorge, daß man die Geliebte, den Freund verlieren werde, Kummer über den wirklichen Verluſt ſpiegelt ſich oft genug als ein angſtvoll vergebliches Nacheilen hinter der in langen Corridoren, Höhlen verſchwindenden Geſtalt; der Traum der Gräfin Terzky im „Wallenſtein“ iſt aus ſehr richtigem Gefühl dieſer Symbolik gedichtet, aus noch viel tieferer Kraft der Verſetzung in ſolches Element der ſchreckliche Todesangſt-Traum des Clarence in „Richard III.“ Ein verſtorbener Freund von mir befand ſich in ſonderbarer Gemüthslage zu zwei Schweſtern, die ihn beide liebten und zwiſchen die ſeine eigene Neigung ſich räthſelhaft unklar vertheilte. In dieſer Zeit träumte ihm, er finde einen Roſenſtock, den eine der Schweſtern ihm geſchenkt hatte, verwelkt; er erſchrickt, und in dieſem Augenblick ſieht er die andere aus einer dunklen Ecke des Zimmers hervorſpringen und jubelnd in die Hände klatſchen. Hier, ſieht man, tritt die Symbolik in noch ungleich bedeutenderem Wirken, ein als im Leibreiz-Traum; eine ſolche Traum-Scene erinnert doch unabweislich an das Verfahren des Dichters. Volkelt erzählt einige ſehr ſchöne Beiſpiele und vergißt nicht, anzuführen, daß wir beſonders oft von theuren Verſtorbenen träumen und daß der Traum in dieſen Fällen mit eigenthümlicher Kraft die verklärende Natur der Phantaſie offenbart. Wir werden die Frage nach dem äſthetiſchen Werthe des Traumes, d. h. nach ſeiner Fähigkeit, ſchöne Form zu ſchaffen, im Verlauf aufnehmen; hier, wo vom Seelen-Inhalt als Stoff des Traums die Rede iſt, darf zunächſt die Erſcheinung der moraliſchen Macht des Gewiſſens auf ſeinem Schauplatze nicht übergangen werden.

Gewiß ist der Traum auch im Gebiete des sittlichen Bewußtseins von sich und andern unsicher, phantastisch. Wie er die moralischen Werthe der Geträumten verkennt, so den des Träumers; in Angstzuständen, die oft nur einen körperlichen Grund haben, erscheinen wir uns als Mörder und besteigen als Verurtheilte das Schaffot; aber dieses Irren hindert nicht, daß der Traum ein andermal hierin sehr sicher gehe, und Macbeth weiß, warum er und sein Weib „in der Qual solch grauser Träume schlafen, die uns allnächtlich schütteln." Gewissen und Traum! Die Frage über ihre Verbindung ist von solcher Tiefe, daß sie einer besonderen Behandlung werth wäre. Hier nur Einiges über diesen Punkt. „Es kann vorkommen," sagt Volkelt, „daß das böse Gewissen seine mahnende Stimme im Traume stärker und öfter als im Wachen erhebt: so erschien mir ein Freund, mit dem ich unrechterweise den Briefwechsel abgebrochen hatte, sehr häufig im Traum und immer in beunruhigender Weise; es war, als ob sich mein Gewissen in den Traum geflüchtet hätte." Wenn oben vom bloßen Associationstraum gesagt ist, daß ihm die moralischen Schätzungsmaßstäbe abhanden kommen, so wird demnach allerdings dem Phantasie-Traum mehr Sicherheit zuerkannt werden müssen. Wenn wir im Traume Verbrechen ausüben, so dürfen wir uns nach dem Erwachen wohl der Nichtigkeit des Traumbildes erfreuen, immerhin aber doch auch fragen, ob nicht der Traum seinen Stoff in einem schwachen Keime gefunden habe, der wirklich in unserer Seele heimlich treibe (z. B. Haß, Gewinnsucht), und somit wird F. W. Hildebrandt („Der Traum und seine Verwerthung fürs Leben", 1875), unter andern feinen Be-

merkungen nicht ganz Unrecht haben, wenn er dem Traum eine warnende Bedeutung beilegt. Auch eine ſittlich antreibende ſchreibt er ihm zu, ſofern er uns das innere Glück, die Seligkeit bei guten Handlnngen zu fühlen gibt. Das Merkwürdige iſt aber nun, daß dieſer innere Richter, der gehört ſein will und muß, wenn ihn die Selbſtbeſchönigung nicht hört, ihn zurückdrängt, unterdrückt, noch zu einer andern furchtbaren Form greift: er tritt mitten im Wachen als Traumviſion auf. Dieß iſt die Geiſterſtimme, welche Macbeth hört, während er den Duncan ermordet, dieß die Erſcheinung des gemordeten Banquo. Als Macbeth beſchloß, vom beſchloſſenen erſten Mord abzuſtehen, hörte er ſein Gewiſſen an: es ſprach frei aus ihm als ſein eigenes Sprechen. Er hat es niedergedrückt, hat ihm die Thüre gewieſen, und nun kommt dieſe Macht — denn ſie iſt eine abſolute — ſcheinbar von außen an ihn mit der völligen Täuſchung eines objektiven Phänomens; ſie tönt mit Poſaunenſchall als Geiſterſtimme durchs ganze Schloß, ſie ergreift die Maske des zweiten Opfers und ſchüttelt die blutigen Locken gegen den Mörder. Man wird nicht einwenden: Shakeſpeare habe ſicherlich ſelbſt Geſpenſter geglaubt und wolle doch offenbar kein bloßes Symbol geben. Ja und nein! Nein und ja! Die Schauer, welche ſeine Geſpenſter umwehen, hätte er freilich ſo nicht können hervorrufen, wenn er den beſtehenden Geiſterglauben nicht getheilt, ſein Grauen nicht an ſich erlebt hätte. Aber ſo, wie er es gethan, hätte er die Gebilde dieſer Vorſtellung nicht verwendet, wenn er nicht zugleich frei über ihr geſchwebt wäre; denn wie hätte er ſonſt ſo rein nach dichteriſchem Zweck über ſie zu ſchalten vermocht! Der Glaube

daran muß nur so in ihm gesteckt sein, wie ein schon lockerer Kern in einer Nuß, oder, wenn man ein anderes Bild will, er stand mit dem einen Fuß darin und hatte den andern haußen. So werden diese Erscheinungen zu Symbolen und sind doch poetisch lebendige, glaubhafte Wesen. — Ich habe zum Auftreten des Geistes Banquo's zwei höchst merkwürdige Thatsachen als belehrende Belege beizubringen. Ein Raubmörder verhielt sich während seines ganzen Processes vollständig roh, zeigte von Reue keine Spur, beschwerte sich nur mißmuthig über häufige lästige Gegenwart des Gemordeten in seinem Gefängniß, ganz wie man sich über einen zudringlichen Gast ausläßt; noch der Geistliche, der ihn zur Hinrichtung begleitete, vermochte sein rohes Gemüth nicht zu erschüttern, nur beklagte sich der Verurtheilte auch unmittelbar vor dem letzten Gang über den geisterhaften Eindringling: „Sehen Sie, dort beim Ofen steht er wieder.“ Soweit auch der gemeine Raubmörder von dem heroischen Macbeth absteht, so ist dabei doch besonders interessant, daß beiden die Gewissens-Erscheinung wie ein aufdringlicher lästiger Besuch erscheint, welchen Macbeth wegzuschelten versucht, endlich auch wirklich wegschilt. Damit ist er verloren; er hat in dem Gewissen die Mahnung zur Umkehr, zur Rettung seiner Seele weggescholten. — Der andere Fall: bei einem Geistlichen erschien der Schultheiß seines Ortes, ein geachteter Mann, und eröffnete ihm in großer Anfechtung der Seele: am letzten Abend sei ein Kind mit blutender Wunde unten an seinem Bette gestanden, als er zu Ruhe gehen wollte. Er bekannte ihm eine wohl vor zwanzig Jahren begangene That: er war als Soldat bei der Erstürmung von Sens,

das die Württemberger nach blutigem Kampf einnahmen; nachdem sie eingedrungen, wurden sie von den Bürgern aus den Häusern beschossen; man weiß, zu welcher Wuth dieß den Soldaten reizt, so daß er, wenn ein solches Haus genommen ist, keine Schonung kennt. In einem solchen Moment hatte der damals junge Mann ein Kind niedergestochen. Er habe die That sich aus dem Kopf geschlagen, endlich vergessen, sagte er dem Geistlichen. Dieser durfte dem Schuldigen mit Hinweis auf sein folgendes braves Leben Trost zusprechen, allein die Erscheinung kehrte wieder, der Unglückliche verfiel in einen Zustand von Schwermuth, in dem er sich erhängte. Beide Fälle verlieren alles tiefere Interesse, sie werden nur geistlos betrachtet, wenn man die Erscheinungen für wirkliche Geister hält. Denn faßt man sie so, dann wird die Anfmerksamkeit auf eine Reihe von schwer lösbaren Denk-Problemen abgelenkt; es melden sich die Zweifel über Vereinbarkeit von Erscheinung Verstorbener mit den Naturgesetzen, auf welche, wer Geister glaubt, zu antworten versuchen mag so gut er kann; sodann wäre die Frage, ob das erstochene Kind als Kind im Jenseits fortgelebt, oder, nach Menschenart dort erwachsen, nur als Geist seine Kindsgestalt wieder angenommen habe; kurz, es wird alles in ein Gebiet des Disputablen hinübergezogen, das nur sehr mittelbar wieder mit dem Ethischen in Zusammenhang zu bringen ist, um was es hier sich handelt. Dagegen vom tiefsten ethisch-psychologischen Interesse sind die Erscheinungen, wenn man sie als bloße, jedoch bis zum vollen Scheine der Objektivität gesteigerte Seelen-Phänomene betrachtet. Das Gewissen spricht in jedem, auch im Rohesten,

und es duldet nicht, daß es ungehört bleibe. Es sprach zweifellos auch in jenem Mörder und er hörte es nicht an; auch jenem Soldaten wird die blutige Erinnerung öfter aufgestiegen sein, als er sich gestehen wollte, und er wird sie gewaltsam zurückgedrängt haben. In beiden Fällen hat sich das Gewissen in die Traum-Region geflüchtet, hier die Gestalt der Opfer des Mordes angenommen und ist in ihr wie leibhaft mitten im Wachen dem Thäter erschienen. Der zweite Fall freilich ist eigenthümlich tragisch, weil die That in einem Momente der höchsten Leidenschaft verübt und, wenn eine solche gut gemacht werden kann, durch ein ehrenhaftes Leben und Wirken gesühnt war; nur müßte dieß sicher verbürgt sein; war dieses Leben in der Folgezeit kein sehr gewissenhaftes, so erregt der späte vernichtende Durchbruch des Gewissens weniger Mitleid.

Noch eine andere furchtbare Form dieses Durchbruchs bietet Shakespeare im Endschicksal der Lady Macbeth. Von Macbeths erster Mordthat an, zu der sie ihn aufgestachelt und wobei sie mitgewirkt hat, muß ihre erste Sorge sein, vor dem Gatten stark zu erscheinen; seine innere Qual macht sich Luft (Akt. 3 Sc. 2), die ihrige darf es nicht; sie muß dem Verstörten noch Trösterin sein und vor allem, wenn der Mann sich in Gegenwart Anderer verräth, den Schein, die Form zu retten suchen. Macbeth aber schreitet auf der Bahn des Verbrechens, auch die furchtbarsten Gewissensphänomene zurückstoßend, fort, Shakespeare läßt errathen, daß sie, von ihm weit überholt im Verbrechen, furchtbar leidet; sie kann es nie gestehen, sie schluckt das Gewissen hinab und es tritt zurück, schlägt sich auf die dunkle Nerven-

region, packt, ergreift im Schlafe die eigene Geſtalt der Schuldigen und erſcheint in ſie gekleidet vor ſchauernden Zeugen; Macbeth ſieht Geſpenſter, ſie wird ſelbſt Geſpenſt: ein Naturphänomen, das ein ſittliches iſt, ein Beiſichſein und ein Außerſichſein, ſie iſt ſie ſelbſt und iſt nicht ſie ſelbſt, ſondern in das Grauenbild ihrer blutigen Erinnerung verwandelt: eine furchtbare Magie des Gewiſſens. Zugleich eine Ironie der höchſten tragiſchen Art: das Geheimniß zu hüten war all ihr Streben, und nun muß ſie es nicht wollend offenbaren.

Wie das Gewiſſen, ſo kann auch die böſe Luſt, unbewußt genährt, traumartig wie eine von außen herantretende Geſtalt erſcheinen. Die Zwiſchenglieder, die Stufen ihres Wachsthums, ſind unbeobachtet geblieben, der heimlich gereifte Gedanke ſcheint ganz unvermittelt plötzlich im Innern aufzufahren und wird nun als fremde Eingebung, als Einflüſterung einer böſen Macht vorgeſtellt. Der Teufelsglaube verdankt zwar nicht ſeine Entſtehung, gewiß aber ſeine ſpätere Ausbildung dieſer Art von Erfahrungen, wo uns iſt, als hätte der Satan es uns eingegeben, und ſo bleibt Schleiermachers Satz: die Vorſtellung vom Satan bezeichne die Gränze unſerer Selbſtkenntniß, ein ſehr wahres und tiefes Wort. In Macbeth treten an die Stelle des Teufels ſeine Verbündeten, die Hexen. Ihr prophetiſcher Gruß iſt nur ein Luftzug, der den längſt glimmenden Funken des Mordgedankens in Macbeth plötzlich zur Flamme anbläst, eine Berührung, bei welcher er, ſtille großgezogen, ſo dämoniſch emporfährt, daß Macbeth wie entrückt daſteht und all ſein helles Wollen und Denken in Träumen ſchwindet.

In einer italieniſchen Zeitung las ich kürzlich vom Criminal-proceß eines Soldaten, der ſeinen Unteroffizier beim Exer-cieren erſchoſſen hatte. Das Motiv war, daß er ſich von ihm gedrückt glaubte; er gab durchaus nicht zu, daß er den Mordgedanken ſelbſt ausgeheckt habe, ſondern behauptete feſt, es habe mehrmals eine Stimme in ihm gerufen: erſchieße ihn!

Wir kehren zum eigentlichen Traum zurück und hätten zunächſt das wichtige Kapitel „die Denkformen im Traume“ zu beſprechen. Wir müſſen jedoch, ſo beſonders wichtig auch dieſer Punkt iſt, uns hier auf wenige Bemerkungen einſchränken. Logiſch zuſammenhängende Denk-Reihen im ſtrengeren Sinne des Worts kommen im Traume vor, ſie werden jedoch nur als Reminiſcenzen wacher Denkproceſſe anzuſehen ſein und ſie pflegen ſchnell und ſinnlos abzu-brechen. Löſung von Denkproblemen im Traum erklärt Volkelt gewiß ſehr richtig aus einem völligen Bereitliegen der Factoren, das im Wachen unbewußt ſich vollzogen hat. Auch der Philoſoph vereinigt Gedanken-Momente zu einer Idee nur durch einen Akt des genialen Schauens, der ja ſchlechthin traumverwandt iſt, übrigens in der Wiſſenſchaft natürlich werthlos bleibt, wenn ihm nicht der logiſche Beweis nachfolgt; es kann nicht unmöglich ſein, daß der wirkliche Traum noch getrennt liegende Beſtandtheile eines Gedanken-Ganzen mit einem Schlag ineins ſchaut.

Volkelt nimmt in dieſem Zuſammenhang — (es hätte ihr wohl auch ein eigenes Kapitel gehört) — die Frage über Hellſehen des Traumes in die zeitliche und räumliche Ferne auf. Er läßt ſie offen und iſt übrigens nicht ab-geneigt, eine Möglichkeit anzunehmen. Dieſe folgert er aus

der innern Einheit der Dinge und der Seele, wie ſie der Pantheismus annimmt. Hier iſt der Punkt, der, wie oben angedeutet, auch mir bedenklich erſcheint. Mich dünkt, aus dem Princip des All-Einen ſollte ſich eine beſondere Neigung zur Annahme von Ueberſpringungen der naturgeſetzlichen Schranke und Ordnung nicht ergeben. Wir müſſen uns ſehr vor dem Schein und Vorwurf des Zuſammenſchüttens hüten. Eine Philoſophie, die im Princip nur von „vielen Seienden“ weiß, iſt, wie die Aufnahme dieſer Schrift in jenem Lager gezeigt hat, nur zu bereit, eine Forſchung, die im übrigen auf nüchterner Grundlage im guten Sinne myſtiſch iſt, für myſtiſch im üblen Sinne zu erklären; um ſo bedächtiger muß in ſolchem Gebiete wie die Fragen über mögliche Durchbrüche der innern Einheit durch die feſten Zwiſchenwände des Vielen unſere Forſchung vorgehen. Wunder ſind Motive für Kunſt und Poeſie, ſoweit ſie ſymboliſche Auffaſſung zulaſſen, wie wir an Shakeſpeare's Geiſtern geſehen haben; jene verlieren, was die Phyſik durch Erweiterung in Metaphyſik zu gewinnen ſcheint. Was die Richtung nach der Zukunft betrifft, ſo iſt über den alten Glauben an die prophetiſche Natur des Traumes im weſentlichen zu ſagen: es kann nicht genug gemahnt werden, den Traum auf das Rückwärts, nicht auf das Vorwärts anzuſehen. Hier muß wirklich als Regel gelten: die Traumdeutung ſoll am Schwanz aufzäumen. Denn der Traum beſteht aus Erinnerungsbildern. Allerdings aber iſt doch auch nicht zu läugnen, daß hier etwas Aehnliches ſtattfinden könne, wie es Volkelt bei der Frage über Denkprobleme mit gutem Grund annimmt. Ahnung iſt möglich als dunkler

Gefühlsſchluß aus gegebenen Prämiſſen, die der Inſtinct richtiger erkannt hat, als der Verſtand, und im Traume kann dieſer Akt hervortreten als ſymboliſches Schauen. So weit, in dieſem Sinn, wird ein Hellſehen angenommen werden dürfen.

Wir verfolgen den dichtenden Traum („Phantaſie-Traum"). Volkelt gibt, auf Grund namentlich von Scherners Studien, eine Reihe von Zügen zur näheren Kenntniß ſeines Verfahrens: Vergrößern, Erweitern, in die Ferne Schweifen, fortbildend Steigern, zwei Bilder Ineinanderſchieben (nämlich ſinnvoller, als der bloße Aſſociations-Traum), Verdoppeln u. ſ. w. Ich hebe nur heraus, was durch Gleichheit des Verfahrens prägnant auf die Dichtkunſt hinweist, was den Charakter des anſchaulichen Objektivirens trägt. Der Traum läßt nichts abſtract. Ich empfange einen Brief, und ſogleich ſteht der Abſender vor mir; ich frage einen Freund nach dem Preiſe ſeines Zimmers, und ſchon trete ich auch in dasſelbe ein. Zu dieſer vergegenwärtend dichtenden Natur rechne ich, was ich ein motivirendes Voranſchicken nennen möchte. An anderer Stelle erzählt Volkelt ein Beiſpiel: er ſah im Traume Knaben ſich balgen und rief ihnen dann einen abgeſchmackten Schulmeiſter-Vers über den Werth der Bildung zu; natürlich ſummte ihm dieſer Vers von der Tageslectüre her im Kopf, und der Traum erfindet eine Scene, um die Erinnerung anzubringen. Vieles derart wäre beizubringen, z. B. wie wir im Traum einen Reim machen und einem Zweiten, um uns darauf führen zu laſſen, vorher das Wort in den Mund legen, worauf wir reimen. Hier iſt nun, als auf einen beſonders intereſſanten

Zug des dichtenden Objektivirens, wieder auf jene Form des Leibreiz-Traumes zu weisen, wo wir Zustände des eigenen Leibes in einen erfundenen Zweiten hinüberdichten. Ich füge zu dem oben Erwähnten noch das Beispiel von einem meiner Bekannten, welchem träumte, einer der wilden Männer des preußischen Wappens liege neben ihm und lege ihm das eine seiner starken Beine über den Schenkel; er erwachte an einem Krampf im Bein: der Schmerz war sehr treffend objektivirt worden.

Kann der Traum wirklich Schönes erzeugen? Von innerer und äußerer Ordnung eines Kunstwerks kann natürlich keine Rede sein; Volkelt erklärt sich namentlich hier gegen die Ueberschätzung dieses Gebiets bei Scherner, der doch im übrigen so viel Verdienst in seiner Durchforschung hat. Es tauchen im Traum einzelne beseligend schöne Gestalten, Scenen, Landschaften auf, allein doch wohl nur in der Seele von Schläfern, die im wachen Leben den Schönheitssinn ausgebildet haben, und doch mehr als Reminiscenz, denn als Schöpfung. Ausnahmsweise mag es vorkommen, daß Menschen ohne jede höhere Phantasiebildung ideale Träume haben; es ist am Ende möglich, daß diese reine Schöpferkraft der Seele den Bedingungen ihres Reifens vorspringt und vereinzelt aufblitzt, wo für sie kein Boden zu sein scheint. Jedenfalls verschwinden diese Gebilde nicht nur so schnell wie sie erschienen, sondern ihre Schönheit würde auch die Prüfung des wachenden Auges doch wohl nicht aushalten; es ist das Ahnungsvolle, der Zauberhauch des Traumes, es ist seine Stimmung, welche ihnen den Unendlichkeitscharakter leiht. Es kommen bekanntlich Träume

vor, worin man förmlich und eigentlich dichtet; ich erinnere mich, daß meiner Mutter träumte, der damals vor kurzem verstorbene dicke König Friedrich von Württemberg stehe hinter ihr und zwinge sie bei Todesstrafe, ein Gedicht auf seinen Tod zu machen, und — merkwürdig — sie konnte am Morgen einen langen Vers von dem so entstandenen Kunstprodukt aufschreiben. Er war jedoch nur passabel; im Traum war er ihr sehr schön vorgekommen. Uebrigens ist der Traum weit mehr ein Leben in der Angst und Bangigkeit, als in der seine Gebilde verklärenden Seligkeit. Die vom hellen Bewußtsein ungehütete Einbildungskraft verunendlicht noch weit mehr die Schrecken, als die Wonnen; der Traum kennt eine Todesangst, wie sie im Wachen nur ein Delinquent vor der Hinrichtung fühlen kann, und wir sind in seinen Bangigkeiten alle feig, weil Vernunft und Wille uns keinen Panzer gegen sie geben.

Von ganz anderer Wichtigkeit als die Frage: wie viel Schönes der Traum dichten könne, ist die Vergleichung seines Verfahrens überhaupt mit dem der wachen ästhetischen Auffassung und Produktion, der Kunst und der Dichtung. Die eine Seite der tiefen Verwandtschaft ist das Symbolisiren, auf das wir hier zurückkommen müssen. Es sind für unsern Zusammenhang zwei Formen zu unterscheiden. Die eine derselben ist jener Akt, wodurch allein alle Objekte aus der unorganischen und vegetabilisch organischen Welt für uns zu ästhetischen werden: wir verlegen uns selbst in den Gegenstand, leihen ihm unsere Stimmungen, schieben sie ihm unter, wachsen in ihn hinein, kommen uns aus ihm entgegen; diese „Einfühlung“ (s. die oben erwähnte Schrift von

Rob. Vischer „Ueber das optische Formgefühl“) hat ganz Traumcharakter und erinnert namentlich an die Leibreiz-Träume, die allerdings zugleich das klarste Beispiel für die andere Form sind, nämlich für das eigentliche Symbolisiren: das Ausdrücken eines Inhalts durch ein Bild aus anderer Sphäre. Dieß geschieht im Traume so dunkel, daß Bild und Sache blind verwechselt werden, ganz ähnlich wie in der Symbolik der Naturreligionen; in Kunst und Dichtung geschieht es heller, sehender, bewußter, doch lebendig auch hier nur dann, wenn das Bild nicht durch trockenes Suchen gefunden, wenn das Sehen, das Bewußte dabei noch grundverschieden ist vom farblosen Vorstellen der gewöhnlichen nüchternen Bewußtheit. Beide Formen sind ein Objektiviren, die erstere als Einwohnen des Subjekts in ein gegebenes Objekt, die zweite als Veranschaulichung eines an sich irgendwie abstrakten Inhalts. Ein noch ganz anderes Objektiviren ist nun aber das Schaffen von Gebilden, welche wie selbständige freie Wesen außerhalb ihres Schöpfers zu wandeln scheinen, seinen Ursprung aus ihm völlig verbergen. Dieses eigentliche produktive Objektiviren haben wir am Traume bereits kennen gelernt, und hierin nun liegt die allgemeine wesentliche und große Aehnlichkeit zwischen ihm und der Dichtung, und zwar vorzüglich ihrer koncentrirtesten Form, der dramatischen, und — da alle Kunst nach dieser Spitze zielt —: mit dem Verfahren der schaffenden Phantasie überhaupt. So „zerfließend, zerflatternd“ die Traumbilder auch sein mögen, der Traum ist und bleibt Dramatiker. Der Dichter vereinigt in seinem wirklichen poetischen Thun den Traum mit dem Wachen. Seine Gestalten kommen ihm, er sieht sie, als

könnte er ſie greifen, ſie ſcheinen ihm einzugeben, was er ihnen eingibt, und zugleich weiß er doch hell, daß ſie ſeine Geſchöpfe ſind, und dirigirt ſie wie und wohin er will; ſie ſind ſo täuſchend leibhaft wie im Traum und ihre Leibhaftigkeit täuſcht ihn doch nicht wirklich. Dieſe Entſtehung der echten Gebilde der Dichtung verräth ſich auch durch den traumähnlich wunderbaren Hauch, der ſie umwebt, und zwar ſowohl die ganz deutlichen, als auch jene, welche der Aufgabe gemäß unbeſtimmt verſchwebende Umriſſe haben, muſikaliſch verklingen. Kein Dichter iſt, weſſen Gebilde nicht dieſen Traumzauber haben. Wie könnte man alſo eine Aeſthetik ſchreiben, ohne den Traum herbeizuziehen! Vorangegangen iſt hierin, wie Volkelt anzuführen nicht verſäumt, mit ſchlagend geiſtreichen Bemerkungen Jean Paul in ſeiner „neuen Vorſchule der Aeſthetik“, und ihm folgend habe ich die Lehre vom Traum iu die Pſychologie des Schönen eingeführt. Hervorheben möchte ich namentlich noch, wie merkwürdig die Poeſie mit dem Traume das Hervorbilden aus einem gegebenen Keime theilt. Einem echten Dichter ſproßt das Bild eines Charakters, wie er ihn an dieſer oder jener Stelle ſeines Gedichtes braucht, aus dieſer im Zuſammenhang gegründeten Forderung von ſelbſt wie eine Pflanze aus dem Saatkorn; wir ſagen: die Gründe, dieſen Charakter ſo und ſo zu halten, ſind die und die; was wir Gründe nennen, iſt in ihm eine traumähnlich ſchauende Triebkraft. Als Beiſpiel führe ich den Charakter der Desdemona im Othello an und was ich über ſeine Entſtehung geſagt habe Krit. Gänge. Neue Folge. Heft 6, S. 87. 88.

Für die Wichtigkeit der Bedeutung des Traums iſt

aber noch auf ein anderes, ganz dem Leben angehörendes Gebiet hinzuweiſen. Wer den Traum nicht des Studiums werth achtet, wird die Leidenſchaft nicht verſtehen. Sie geht nie einfach auf das Objekt, ſondern auf ein Phantaſiebild desſelben, das als ein Unendliches erſcheint, von jenem Zauberlicht vergoldet und von jenem Zuge zur höchſten Sehnſucht umweht iſt, wie Traumbilder. Die ſchönſte dieſer Verwechslungen, der ſchönſte dieſer Träume iſt die Liebe. Daher träumt auch niemand mehr, niemand ſeliger und wehmuthsvoller, als der Liebende. Sehr wohl weiß es das Weib, daß ſie in der Liebe dem Manne zu einem Geiſt aus unbekannten Sphären, zum Traumbilde wird; es iſt ihr höchſter Wunſch, dieß zu werden, ihr einziges Glück, wenn ſie es wird. Beiher ſei geſagt, daß alle verrückten Mittel, ihre Erſcheinung zu heben, alle unſinnigen Trachten aus dieſer Wurzel wachſen. Könnte ich vielleicht damit dem noch nicht Gefundenen als Genius, als Fee, als Geiſt aus ſeligen Fernen erſcheinen? denkt das Weib vor dem Spiegel und friſirt ſich einen wahnſinnigen Thurm, einen waldigen Kithäron, einen Orteles, einen Uri-Rothſtock auf den Kopf. Doch ich wollte nicht ſpotten, eher noch entſchuldigen; es iſt ein an ſich natürlicher und ſchöner Drang, der zu dieſen Auswüchſen führt. Auch der unglücklichen Liebe iſt hier zu gedenken. Das Weib kann auch zum hölliſchen Geiſte werden, der das Leben eines Liebenden aus dem Reiche des Lichts in eine Dämonenwelt grauſiger, banger Träume verſenkt. — Die niedrigſte unter den Traumbildungen im wirklichen Leben iſt diejenige, die der Geldwuth zu Grunde liegt; nur eine ſchlechte Seele verunendlicht ſich Geldhaufen und

Papierfetzen. Wie viel höher steht selbst die Leidenschaft des Hasses, die den Gehaßten in umgekehrter Idealisirung zu einem Teufel hinauf- oder eigentlich hinabträumt! Ja, der ekelhafteste Infarkten-Traum ist idealer, als der wache Leidenschaftstraum des Geldjuden, Schwindlers, Gründers.

Zum Schlusse nimmt nun Volkelt unter der Bezeichnung: „der Traum ein Miskrokosmus" die Frage nach dem metaphysischen Hintergrund des Traumes auf: pflichtgemäß, denn nur diejenigen werden davon nichts wissen wollen, die den Menschen vom All trennen. Wir sinken im Schlaf in die Natur zurück, aus welcher auch der Geist aufsteigt, und schaffen unbewußt wie sie, nur daß wir blos Bilder der Dinge schaffen, sie aber Dinge. Man wird das Wunderbare dieses Rücktritts in den Schoß des Naturlebens übersehen, wenn man nicht das „Unbewußte in der Traum-Phantasie" genau ins Auge faßt, womit sich schon ein früheres Kapitel von Volkelts Schrift speciell beschäftigt hat. Der Traum bildet, wie wir gesehen, so unbewußt, daß wir unsere Gebilde als eine fremde, unabhängig von uns dastehende Wirklichkeit ansehen. So vollständig ist ja das Nichtbewußtsein des eigenen Erzeugens, daß wir selbst auf dem innern Theater mitspielen, ohne irgend zu merken, daß ja hier der Schöpfer mitten unter seinen Geschöpfen steht. Dieses geträumte Ich hat im Traum ein Bewußtsein, wir fühlen in ihm und stellen uns Objekte und uns selbst vor; es handelt auch danach und greift in die andern Traumbilder bestimmend ein, aber es weiß nicht, daß es nur geträumt ist, das träumende Ich nicht, daß es bloß träumt. Diese völlige Täuschung von Objektivität ist nun natürlicherweise die Folge der völligen

Subjektivität: das Ich ist im Traume für sich allein, weil jede Controle mit der wirklich objectiven Welt und jede wahrhaft ordnende Vernunftthätigkeit fehlt; weil ihm dieses Vergleichen und Unterscheiden abgeht, eben darum schlägt es für sich selber in lauter Objektivität um, sieht sich selbst als etwas fremdes und objektives an.

Nun besteht zwar der unendliche Unterschied, daß der Traum aus diesem Grunde wirr und ungeordnet, die Natur geordnet und gesetzmäßig schafft, aber gemein ist beiden das Unbewußte. Woher schließlich jener Unterschied? Warum geht der Mensch im Unbewußten hier so unsicher, die Natur in demselben Elemente durchaus so sicher? Man kann doch die Vergleichung nicht damit abweisen, daß man sagt: der Traum schaffe ja nur Bilder, die Natur Dinge. Der Natursphäre gehört auch der Instinkt in Thier und Mensch an, der doch nach einem vorschwebenden Bilde handelt, und der Instinkt handelt doch sicher; übrigens ist die Ansicht noch nicht widerlegt, daß auch das Hervorbringen der Natur selbst nach einem vorschwebenden Bilde vor sich gehen müsse. Genug: die Natur im Unbewußten sicher, der träumende Mensch so unsicher; warum? Nun, darum, weil der Mensch ein bewußtes Wesen ist. Weil dieß, so streifen Lichter aus seinem bewußten Leben auch in sein unbewußtes, die gerade dadurch nur hinreichend sind, es zu verwirren, daß sie ja nicht das Ganze seines bewußten Lebens sind. Nach dieser Seite ist der Traum, wie Volkelt sehr wahr sagt, nicht unbewußt genug. Man kann auch sagen, im Traum strafe sich das Heraustreten des Menschen aus der Natur, indem die Halbheit: unbewußt mit Resten von Bewußtsein die große

Verwirrung anſtiftet. Sehen wir auf das wache Leben hinüber, ſeine Klarheit nnd Ordnung, ſo ſcheint dieß dagegen ein Triumph über die Natur, tiefer: ein Triumph der Natur über ſich ſelbſt, da ſie in ihm zum Bewußtſein kommt. Allein dieſer Triumph wäre nur dann ein voller und wahrer, wenn nun das Bewußte das vorher Unbewußte ganz erfaßte und erreichte, ſich mit ihm deckte, d. h. wenn die Natur, Menſch geworden, durch dieſen ſich ganz erforſchen könnte, ganz erfahren, wie ſie es angefangen hat bei jenem unbewußten Schaffen. Allein ſo iſt es ja nicht: verwirren im Traume die vereinzelten Lichter die Sicherheit des unbewußten Schaffens, ſo verwirren im Wachen die Schatten des Unbewußten, die in das Bewußtſein hineinſtreifen, die Sicherheit des Denkens, ſo daß dieſes zu dem höchſten Ziele: eben dem Punkte, wo das Bewußte, das Denken ſeinen Gegenſtand erreichte, zu dieſer Einheit des durchdringenden Bewußten und durchdrungenen Unbewußten nicht gelangen kann. Und ebendaher rührt es ja, daß wir die Natur, die doch mit uns weſenseins iſt, wie etwas ganz Fremdes, durch eine totale Kluft Geſchiedenes uns gegenüber ſehen: ganz wie im Traum. Beiher ſei hier noch einmal auf die Poeſie, die Kunſt verwieſen. Ihr hoher Werth muß an dieſer Stelle ganz einleuchten. Sie bildet naturähnlich, die Natur bildet in ihr als Menſchengeiſt, unbewußt im Bewußten, ein erhöhtes reineres Bild ihrer ſelbſt; relativ holen in dieſem Gebiete die zwei getrennten Welten ſich ein; die Wiſſenſchaft ſteht höher durch ihre reine Bewußtheit, niedriger, weil ſie mit ihr nie zu Stande kommt, den Gegenſtand, das Unbewußte, einzuholen, nie ſo mit ihm ſich deckt, wie es

der Kunſt gelingt. Würde es ihr ſo gelingen, wie dieſer, ſo wäre ſie das ſich begreifende Weltgeheimniß, alſo ſchlechtweg das Höchſte. — Was aber den Traum betrifft, ſo erhellt nun, daß wir nicht viel Urſache haben, ſtolz gegen ihn zu thun, da er ein ſo belehrendes Gegenbild der freilich ungleich geringeren, doch aber beſtehenden Wirrniß unſeres wachen Zuſtandes iſt. Man wird, wie ſchon geſagt, dieß alles nur dann ſonderbar finden, wenn man das Unbewußte, in das wir träumend zurückkehren, vom Unbewußten der ganzen Natur getrennt halten zu können meint; man ſollte aber doch nicht vergeſſen, daß der Traum ein Kind des Schlafes iſt, der Schlaf aber daher kommt, daß wir dem vegetativen Leben anheimfallen; das vegetative Leben iſt aber doch Leben der Natur. Wir gehören alſo doch zu ihr, „alſo nimmt unſer eigenes Weſen doch an dem Werden der großen Welt theil, alles, was uns umgibt, iſt doch Fleiſch von unſerem Fleiſch.“ Als Träumende können wir freilich nur die gewordenen Dinge in Scheinbildern nachſchaffen; dies — um es noch einmal zu ſagen — hindert aber nicht, den Traum als ein unbewußtes Naturſchaffen, ein Zurückſinken in das Unbewußte des Naturbildens, eine Rückkehr an die Wurzel des Lebens aufzufaſſen und es ſtaunenswerth zu finden, daß der ſonſt bewußte Geiſt hier ſelbſt Natur wird.

So führt der Traum mitten in das ewige Räthſel hinein, mitten in das Grundproblem der Spaltung des ewig Einen in die Natur und den Geiſt und ihres ewigen ſich Suchens und niemals völligen Wiederfindens, ſo denn auch mitten hinein in die Verſuche der neueren Philoſophie, dieſe

Grundfrage zu lösen. Nur sehr richtig, in gewissem einzuschränkendem Sinne allerdings, finde ich, was Volkelt zunächst für Hegels Princip gegen die Principien: Materie (wie es die jetzige Empirie aufstellt, sofern sie Philosophie sein will), Wille (Schopenhauer), die vielen Realen (Herbart) vorbringt: „Die Vernunft, die Idee als Weltprincip ist nicht, wie der Urwille nach Schopenhauer, die „Realen" nach Herbart, ein derb dastehendes bloßes Factum; sie ist nicht bloß unendliche Substanz und unendliche Macht, sondern sie trägt zugleich in ihrem Begriff den Grund der Existenz, sie hat also eine Wirklichkeit, die sich in sich selbst und durch sich hält u. s. w." Das Letzte, worauf die Philosophie alles gründet, darf nicht ein undurchsichtiges Etwas, nicht ein Klotz sein. Doch nur in einzuschränkendem Sinne richtig ist diese Aussage für Hegel; er meint, in seiner Weltvernunft die Natur mit dem Begriff beisammen zu haben, aber er hat ihre scheinbar absolute Spaltung, ihre Diremtion, er hat aus der Idee das „Andersein" nicht erklärt; daher, weil das Andersein unerklärt daneben liegen bleibt, fallen sie doch auseinander und ist die Wesensfülle in seiner Vorstellung von der Weltvernunft nur seine ehrliche Vorstellung. Ist also die Natur nicht wirklich abgeleitet, so ist es auch der mit ihr gegebene Zufall nicht, und hieraus folgt zugleich, daß Hegel vom Zufall in der Naturseite des Geistes, also auch vom Traume, geringschätzig wie von allem Zufälligen, nur flüchtig und beiläufig redet.

Wir kommen darauf zurück und folgen erst den weiteren tiefen Blicken Volkelts. Sehr treffend erinnert er bei Hegel an Faust, dessen Streben ein glühendes Suchen nach der

Weſens-Identität des Subjekts und Objekts iſt, alſo auf tiefwahrem Grunde ruht. Bei Schopenhauer zeigt er, wie ſehr ſeine Welt einem Traume gleicht, da nach ihm die Anſchauungsformen Raum und Zeit mit dem Weſen des Willens als Weltprincips nichts zu thun haben, rein ſubjektiv ſind. In der camera obscura des Traumes dichten wir auf dem Grund dieſer Anſchauungsform: der Traum ſetzt ſeine Bilder in den Rahmen eines inneren Raumes und einer inneren Zeit, aber freilich nur wirr, die wirkliche Welt dagegen erſcheint in dieſem Rahmen als eine geordnete; allein dieſe Ordnung iſt für eine Philoſophie, welche die ganze Weltgeſchichte bloß für planloſe Komödie, die Menſchenwelt für Wolken im Winde hält, eben auch nur Schein und alſo doch um nichts beſſer, als der eigentliche Traum: was in uns unſinnig träumt, baut in eben ſolchem Unſinn durch das principium individuationis die Welt, die in ihrer ganzen Weite wirklich nur ein ewiger Traum des all-einen Willens iſt — der Schleier der Maja. Dieß lenkt natürlich den Blick des Verfaſſers nach Indien zur älteren Vedanta-Philoſophie, von da zum Buddhismus, der Lehre vom Nichts als der Wahrheit, die hinter dem Welttraum verborgen iſt.

Auch Fichte durfte nicht vergeſſen werden; Volkelt faßt ihn an dem Widerſpruch, daß er in einzelnen Stellen hinter ſeinem Ich ein unbekanntes X annimmt, das die Gegenſätze Ich und Nicht-Ich als identiſch enthalte, und daß er trotz dieſem Anlauf wieder zum puren Ich als Weltprincip zurückkehrt, daß hiemit die Welt im Grund als ein von allen Ich gemeinſchaftlich geträumter Traum gefaßt wird. Nennt ja Fichte ſelbſt den Akt, wodurch das Ich ſein Nicht-Ich ſetzt,

eine Realität sich gegenüberstellt, ein Thun der produktiven Einbildungskraft. Nun beachte man, wie merkwürdig dieß ist! Das Ich wirkt, um als klar bewußt handeln zu können, vor und hinter diesem klaren Bewußtsein (eben als Phantasie) so, daß eine Welt vor seiner Anschauung entsteht, auf die es handeln kann. Da wäre ja Fichte eigentlich doch wieder bei jenem unbekannten X hinter dem Ich angekommen, denn das ist doch nicht das spitze Ich, das so schafft! An diesen Punkt hat ja Schelling angeknüpft, welchen Volkelt nicht hätte übergehen sollen, und dieser hat der Natur einen solideren Grund gegeben, hat die Normalität der Naturordnung doch besser erklärt, wiewohl er den Erklärungsgrund nicht erklärt hat. Wir kommen auf ihn zurück. Fichte, da er — durch den genannten Widerspruch in seinem Denken — jenen Akt doch immer wieder nur subjektiv versteht, läßt es unbegreiflich, warum der Phantasie-Traum, der die Welt der Objekte setzt, im Unterschied vom wirren eigentlichen Traum so klar geordnet ist; denn daraus, daß die Welt von der Phantasie des Ich zum Zwecke des bestimmten sittlichen Handelns gesetzt wird, läßt sich doch nimmermehr die strenge Gesetzmäßigkeit der Naturordnung ableiten. Hier gelangt Volkelt zu der interessanten kleinen Schrift von Ernst Krey: Zum Problem der Materie, 1873, der den Fichte'schen Idealismus dahin revidirt, daß er als einzigen Unterschied zwischen dem Traum und der Welt des Wachens diesen aufstellt: die causa efficiens der Traumgebilde ist das individuelle Subjekt, während die Vorstellungsgebilde der wirklichen Welt von der Gattungs- oder Menschheitsperson, vom Ich in allen Ich producirt werden.

Der Verfaſſer ſchließt mit einigen ſchlagenden Worten gegen Fr. Schlegel und ſein bekanntes Programm vom ſouveränen, in traumartiger Phantaſtik ironiſch ſpielenden Ich. Eben hier, meine ich, hätte er noch auf Schelling eingehen ſollen, denn die Romantiker pflanzen ſich, beide mißbrauchend, zwiſchen ihn und Fichte. Der Erſtere bot freilich auch dem Mißbrauch einen bedenklichen Punkt zum Anſatze dar, und von dieſer Seite müſſen wir ihn nun anſehen. In Schellings Abſolutem als Identität iſt der Dualismus von Geiſt und Natur ausgelöſcht; er läßt ihn aus der Identität (wie? wer weiß?) hervorgehen, und nun erſcheinen ſeine beiden Glieder als gleichwerthig. Die Natur iſt wieder in ihre Bedeutung als Realität eingeſetzt dem Geiſte gegenüber. Da beide Welten im Abſoluten Eines ſind, ſo muß jede von beiden die andere enthalten, es muß Geiſt in der Natur, Natur im Geiſt ſein. Der Geiſt in der Natur kann nur ein bewußtlos thätiger ſein, und ebenſo iſt diejenige Seite des Geiſts, worin er Natur iſt, bewußtloſes Leben. Die Natur iſt aber hiemit auch zu hoch geſtellt, ſowohl die wirkliche, als die Natur im Geiſte; ſind Natur und Geiſt in der Identitätsphiloſophie gleichwerthig, ſo folgt für dieſe zweite Seite, die bewußtloſe Geiſteswelt, daß auch ſie mit der bewußten gleichwerthig iſt. Und hieran hat ſich nur ſehr natürlich eine Neigung geknüpft, ſie noch höher zu ſchätzen und über die bewußte zu ſtellen. Die Nachtſeite des Seelenlebens kam nun, wie man weiß, in den Schwang, wurde zum Loſungswort gegen die „platte Aufklärung“; Ahnung, Traum, Hellſehen wurden in das Licht göttlicher Wunderwelt und wahrer Offenbarung gehoben, und in dieſem Sinne ſchrieb Schubert

ſeine Symbolik des Traums. Was den myſtiſchen Naturphiloſophen wenigſtens ein Ernſt war, das nahm nun Fr. Schlegel hinüber zum Fichte'ſchen Ich, machte dieſes Ich aus einem ernſten zu einem windigen und verflüchtigte die Welt, die es ſich nach des Meiſters redlicher Meinung als „Material für ſaure Arbeit" aufbaut, in ein Traumſchattenſpiel, worin es ſich ironiſch halb verſteckt, halb offenbart, um inhaltslos ſich ſelbſt zu genießen. Unſchuldiger iſt Novalis; ſeine tiefſinnige Traum-Schwindelwelt iſt ein ebenſo trauriger als intereſſanter Beleg der Folgen einer Anſicht, welche die Wahrheit vom Traum-Charakter der Poeſie wahnſinnig in Unwahrheit überſteigert. Volkelt hätte ihn wohl erwähnen dürfen.

Wie ſoll der wahre Monismus dieſen Gefahren entgehen? Es kann doch nur Ein Weltprincip ſein. Im Lager der Naturwiſſenſchaft, wie ſie jetzt die Stelle der Philoſophie einzunehmen ſucht, unterſcheidet ſich ſcharf von jener Mehrheit, welche das Univerſum auf das Atom und die blinde Cauſalität baut, eine kräftige Minderheit, am klarſten vertreten von Du-Bois Reymond. Sie erkennt (ſ. die Vorbemerkung) die Geiſteswelt — begonnen von der erſten Regung der Empfindung im niedrigſten Thier an — als eine Welt, die nicht aus bloß mechaniſchen Faktoren zu begreifen iſt. Soll nun die Natur, obwohl die Welt der Empfindung, des Gefühls, des Geiſtes, kurz jene Welt, welche das Viele der Natur in ideale Einheit zuſammenfaßt, aus ihrem Schoß aufſteigt, dennoch einen andern Urſprung nicht haben, als das undurchdringliche Atom und die Cauſalität, ſo hat dieſe Minderheit im naturwiſſenſchaftlichen Lager zwei abſolut verſchiedene Welten, müßte

ſich alſo rein zum Dualismus bekennen. C. G. Reuſchle („Phihoſophie und Naturwiſſenſchaft. Zur Erinnerung an D. Fr. Strauß.") wollte dieß nicht zugeben, während ihm doch der Geiſt Geiſt war, d. h. Denken des Allgemeinen, des Einen im Vielen, demnach abſolut verſchieden von dem, was nach dem Atomismus die Natur iſt. Will man aber den Dualismus vermeiden — und man muß es, denn noch einmal: das Weltprincip kann doch nur Eines ſein — und will man nicht in Schellings Theorie zurückfallen, aus deren eigenſchaftsloſer Identität Natur und Geiſt als zwei gleichwerthige Welten hervorſprangen, die alſo im Grund einen nur ſcheinbar ausgelöſchten Dualismus enthielt, ſo kann nur entweder der Geiſt oder die Natur das Weltprincip ſein. Iſt es die Natur, ſo iſt es, weil der Geiſt ausgeſchloſſen, die Natur als blinder Mechanismus, alles nur Atom und Cauſalität, und man muß ſich frei zum Materialismus bekennen, alſo den Geiſt für Schein, für bloßen Dunſt aus Stoff erklären. Iſt es der Geiſt, ſo kann die Natur ſchlechtweg nichts anderes ſein, als Reich des unbewußten Geiſtes, in der Form ſtrenger Selbſtändigkeit dem bewußten gegenüberſtehend, aber nicht mit dem Werthe, welchen Schelling ihr beigemeſſen, vielmehr muß Ernſt gemacht werden, wie er ſelbſt ihn nicht machte, aus ſeinen anders lautenden Sätzen, nach denen der Geiſt ſich ſein Naturdaſein voranſchickt, um aus ihm als wahrer bewußter Geiſt aufzuſteigen; die Natur kann nichts anderes ſein, als ſtreng und ſtumm verhüllter Geiſt.

Wir wären hiemit wieder bei Hegel angekommen, aber nicht bei dem ganzen Hegel. Hat Schellings Identitäts-

princip durch die Gleichſchätzung der Natur und des Geiſtes eine Ueberſchätzung der Nachtſeite des Seelenlebens zur natürlichen weiteren Folge gehabt, ſo ſteht bei Hegel die Natur und im Menſchen die Ahnungswelt und der Traum zu niedrig, werden unterſchätzt. Fragt man nun, wie Hegel zu verbeſſern, zu revidiren ſei, ſo muß einfach bekannt werden: wir wiſſen nur das Wo, nicht das Wie. Das Wo iſt die Stelle, an welcher die Natur als unerklärtes „Andersſein“ oder „Außerſichſein“ des Geiſtes bei Hegel eben auf einmal da iſt und nichts geſchieht, den machtvollen Schein ihrer total ſelbſtändigen Realität der Geiſteswelt gegenüber zu begründen, zu erklären. Die Natur muß in ihrem Grunde Geiſt ſein, ſonſt entſteht aufgezeigtermaßen Dualismus. Aber welcher Denker wird es ergründen, wie es kommt und zugeht, daß, was dem Weſen nach Prius, der Zeit nach Posterius iſt, d. h. daß der Geiſt ewig ſich die Natur als Prius voranſchickt, um als Posterius aus ihr hervorzugehen? Kein Geiſt, wo kein Nerven-Centrum, wo kein Gehirn, ſagen die Gegner. Kein Nerven-Centrum, kein Gehirn, ſagen wir, wenn es nicht von unten auf unzähligen Stufen vorbereitet wäre; es iſt leicht, ſpöttlich von einem Umrumoren des Geiſtes in Granit und Kalk zu reden, — nicht ſchwerer als es uns wäre, ſpottweiſe zu fragen, wie ſich das Eiweiß im Gehirn zu Ideen aufſchwinge. Der menſchlichen Erkenntniß ſchwindet die Meſſung der Stufenunterſchiede. Es wird Geheimniß bleiben, wie es kommt und zugeht, daß die Natur, unter welcher doch der Geiſt ſchlummern muß, als ſo vollkommener Gegenſchlag des Geiſtes daſteht, daß wir uns Beulen daran ſtoßen; es iſt eine Diremtion von ſolchem

Schein der Abſolutheit, daß mit Hegels Andersſein und Außerſichſein, ſo geiſtreich die Formel, doch ſo gut wie nichts geſagt, die Schroffheit der ſcheinbaren Scheidewand einfach verdeckt iſt. Die richtige Anerkennung der Schneide und des Stoßes in dieſem Gegenſchlag findet man bei Fichte, aber keine Erklärung dafür. Er braucht für ſein handelndes Ich ein ſtrenges Objekt, aber deſſen unerbittliche Macht iſt doch nicht durch den Urſprung aus dem Ich begreiflich. Fichte's beſter Gedanke war, den Akt der Setzung des Nicht-Ich als einen Akt der produktiven Phantaſie zu faſſen: dieß iſt, wenn man den Begriff des Ich vorher zu einer allgemeinen Weltkraft erweitert, nichts anderes als Hartmanns „Unbewußtes." Die Philoſophie des Unbewußten, geiſtvoll und tief, theilt aber doch mit der Schelling-Schule die Ueberſchätzung der Welt, die durch dieſen Namen bezeichnet iſt. Der bewußte Geiſt, ſo arm er einerſeits erſcheint, da es ihm nie gelingt, das unbewußte Thun, durch das er die Natur baut, mit ſeiner Erkenntniß einzuholen, und da ſein Handeln aus Reflexion tauſendmal durch den ſicheren Schritt jener unbekannten helldunkeln Macht beſchämt wird, — der Geiſt iſt doch das unendlich Höhere, weil er eine ganze zweite Welt baut, die Welt der Wiſſenſchaft, des Staates und der Sittlichkeit. Wir wiſſen z. B. nicht, wie wir als Natur eine Hand bauen, aber unſere Maſchinen, lauter Auseinanderlegungen der Hand und ihrer Leiſtungen, erweitern doch das Können der Hand ins Unendliche, — und in höherer Sphäre: große Gedanken der Menſchheit ſchaffen in der Welt noch ganz andere Veränderungen, als die Sonnenaufgänge und Gewitter, welche die Weltſeele in

der Region ihres unbewußten Naturseins schafft. Die sittlichen Ordnungen, die der Mensch errichtet, sind sehr unvollkommen, dennoch beschämen sie die Natur; diese ist eben so grausam als liebevoll, in der Menschenwelt gibt es Handlungen der Liebe und Verbindungen für ihre Zwecke, wogegen die instinktive Liebe in der Natur sehr arm ist.

Das ewige Räthsel also bleibt so gewiß stehen, als — die Nothwendigkeit, ewig danach zu forschen. Denn Forschen ist Pflicht, weil die Natur durch uns erfahren will, wer sie sei und wie sie es angefangen; sie wird es nie erfahren, und dennoch will sie, daß wir forschen, denn sie läßt uns sinken, wenn wir vom Forschen lassen. Ein Eines, das sich ewig aufs neue, in unendlichen Formen ein Blindes, scheinbar grob Materielles unterbaut, um ihm ein Helles, Bewußtes überzubauen, — ein geistiges Princip, das im Menschen zu sich kommt und in ihm denselben Gegensatz in einem unerforschlich reichen System von Graden und Stellungen vertieft wiederholt: dort muß das ewige Räthsel liegen; auch der Gang der Culturgeschichte ist nichts anderes, als ein Prozeß, das scheinbar höchst Bewußte (die reifste Bildung) in immer neuen Steigerungen zu einem Naiven herabzusetzen, indem eine bewußtere Culturstrafe ihm übergebaut wird. Der Traum aber in seiner reichen Armuth und in seinem armen Reichthum, in seiner dummen Genialität und genialen Dummheit, ist und bleibt ein staunenswerther Zeuge und Bürge für die Einheit der scheinbar so ganz entgegengesetzten zwei Welten, der Natur und des Geistes; denn in ihm dichtet der Geist unbewußt, wie er unbewußt in der Natur schafft, und doch ist es der Geist und strahlen Lichter seines

bewußten Thuns auch in ſein Helldunkel: ein Geiſterreich, das nur der höchſt Geiſtloſe unwerth finden kann, es zu erforſchen.

Zuſatz.

Es erſcheint mir als Pflicht, zum letzten Abſatze einen Forſcher nicht unerwähnt zu laſſen, der uns vor Kurzem tragiſch entriſſen worden iſt: Karl Planck. Ich ſtehe nicht an, meine Ueberzeugung zu bekennen, daß ſein leitender Gedanke den Weg zeigt, auf welchem wir nach dem Welträthſel ſuchen gehen müſſen. Ich habe ſeine Schrift über J. Paul beſprochen: Krit. Gänge N. F. B. II., ihn auch erwähnt in der Anzeige von Reuſchle's oben, Seite 228, erwähnter Broſchüre; dieſe Anzeige ſoll in einem der nächſten Hefte der gegenwärtigen Sammlung wieder zum Abdruck gelangen. Beidemal habe ich nicht verſchwiegen, wodurch dieſer Philoſoph das Eindringen in ſeine Ideen ſo fühlbar erſchwert. Mir aber will ſcheinen, daß er durch ſeinen Grundgedanken: ſtetige peripheriſche Theilung und ebenſo ſtetige Concentrirung den Begriff der Immanenz und das Verhältniß der Natur und des Geiſtes als ein Verhältniß des Unterbaus und Ueberbaus mit einer Tiefe begründet und entwickelt hat, wie noch Keiner. Näher einzugehen iſt hier nicht der Ort. Ein letztes Werk, als Manuſcript hinterlaſſen, wird wohl bewirken, daß dieſer bedeutende und edle Geiſt endlich die verdiente Aufmerkſamkeit findet.

Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Zweites Heft.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1881.

Druck von Adolf Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875 1

Gottfried Keller 135

Ein italienisches Bad 217

Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien 265

Vorwort.

Es ſind im laufenden Jahre zwei neue Schriften über Goethes Fauſt erſchienen, welche im erſten Stücke dieſes Heftes nicht mehr erwähnt werden konnten; ein kurzes Vorwort iſt daher diesmal nöthig, — nicht um dieſelben zu einläßlicher Beſprechung zu bringen, ſondern im Grunde nur, um zu zeigen, daß ich ſie nicht überſehen habe. Der Leſer hat hier (ſ. S. 3) keine Kritik der neueren Fauſt-Literatur überhaupt zu erwarten, mein Zweck iſt nur Erwiderung auf Kritik, die gegen meine Schrift über Goethes Fauſt gerichtet iſt. Eine ſolche könnte herausgefordert ſcheinen durch die Schrift: Goethes Fauſt. Erſter und zweiter Theil. Erklärt von Oswald Marbach. Gleich in der Einleitung findet ſich eine Stelle von den „vielen Mißurtheilen, welche über den zweiten Theil der Tragödie gefällt worden ſind, ſelbſt von ſolchen, die ſich zu Stimmführern der öffentlichen Meinung aufwerfen und von der leichtgläubigen Menge als ſolche anerkannt wurden.“ Da der Verfaſſer unmittelbar vor dieſen Worten ausſpricht, wie er ſich zur Bewunderung des zweiten Theils als prophetiſcher Verkündigung einer neuen Phaſe der Menſchheit bekehrt habe, ſo iſt wohl zu

vermuthen, daß dies vor allem mir gilt, der ich nicht zu den Bewunderern gehöre. Um erſt zu erkennen, welches Geiſtes Kind der Verfaſſer ſei, habe ich zunächſt nachgeſehen, was er über einige wichtige Stellen des erſten Theils der Dichtung ſagt, und habe z. B. gefunden, daß er die Beſchwörung und Erſcheinung des Erdgeiſtes ſo verſteht: Fauſt beſchwört eigentlich ſein eigenes Ich, und weil in jedem Menſchenkind der Teufel ſteckt, ſo iſt der Beſchworne zugleich der Teufel und in dieſem Sinne das Geſpräch mit dem Erdgeiſt ein Selbſtgeſpräch. Es iſt wohl verzeihlich, wenn man nach ſolcher Probe die Geduld verliert, bis dahin weiter zu leſen, wo es an den zweiten Theil geht und ſich ergeben müßte, wie viel des Widerlegenswerthen dort etwa vorkommt. So viel ich für jetzt urtheilen kann, ſcheint es mir ein wohlmeinendes, kurioſes Buch zu ſein, das da und dort Zeugniß gibt, daß dem Verfaſſer die philoſophiſche Bildung nicht abgeht, um ſich gewiſſe Gegenſätze dialektiſch aufzulöſen, in welche das gewöhnliche Bewußtſein feſtgefahren iſt, als wären ſie abſolute, wie der Gegenſatz zwiſchen Subjekt und Objekt, Diesſeits und Jenſeits, daß er aber zu Gedankengeſpinnſten, ſublimen Ausdeutungen hinneigt wie die alten hyperphiloſophiſchen Fauſterklärer: eine Neigung, die ihn nicht abhält, gerade über ſolche Stellen, die recht beſonders zu denken geben, zu kurz und leicht hinwegzugehen.

Eine objektiv verfahrende, wahrhaft wiſſenſchaftliche Schrift iſt dagegen: Fauſt von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erſter Theil. Streng kritiſch behandelt die Einleitung ihre Aufgabe: die Geſchichte

der Entſtehung des Gedichts, die Zeitbeſtimmung und Bedeutung ſeiner verſchiedenen Schichten, und trifft in den Reſultaten dieſer Unterſuchung an wichtigen Punkten mit meinen Anſichten zuſammen, ſo insbeſondere mit meinen Einwürfen gegen K. Fiſchers Meinung von Mephiſtopheles (als nicht teufliſchem Weſen) und der Wette. Gegen mich iſt vielleicht die Mahnung (S. XLVIII) gerichtet, es dürfe der hohe Stil in Goethe's reifſten Werken in ſeinem vollen Werthe darum nicht verkannt werden, weil Goethe durch die Wendung zu demſelben von ſeinem Fauſt abgezogen wurde. Das kam mir jedoch nicht in den Sinn, als ich dieſe Abziehung und den Manierismus beklagte, in welchen Goethe durch den klaſſiſchen Stil-Zug nach und nach hineingerieth, und übrigens verweiſe ich auf Schröers eigene nachfolgende Sätze über den Werth der Gretchen-Scenen, die doch ganz dem germaniſch-charakteriſtiſchen Jugendſtil Goethes angehören; ſo S. L: „die Scenen mit Gretchen ſind das Herrlichſte, was je die Dichtung eines Volks darzuſtellen vermocht“ und S. LII über die Schluß-Scene des erſten Theils: „und damit iſt wohl das Höchſte erreicht, was der tragiſchen Muſe zu erreichen möglich iſt.“ — Näher einzugehen iſt hier nicht der Ort, um ſo weniger, da der zweite Band von Schröers Schrift, alſo auch ſeine Anſicht vom zweiten Theile des Gedichts noch nicht vorliegt. Nur Einen Punkt im vorliegenden erſten Bande greife ich noch für eine Bemerkung heraus. In dem Abſchnitt: „Fauſt in Proſa“ wird Schröer gegen W. Scherer wohl Recht haben, wenn er die Vermuthung beſtreitet, daß der ganze urſprüngliche Fauſt in Proſa geſchrieben ſei, er läßt ſich aber von ſeinem abweichenden

Standpunkt beſtimmen, in mehreren reimloſen Stellen ſpätere Einſchaltung zu vermuthen, wo ſolche gewiß nicht anzunehmen iſt; dieſe Stellen ſind auch ohne das kein Beweis für die Anſicht W. Scherers, denn ſie ſind, obwohl ohne Reim, doch rhythmiſch genug, um ſich als Ausnahmen, als Oaſen, wo in einem Zuſammenhang, in welchem übrigens der Reim herrſchte, die höher erregte Stimmung den Reim abwarf, leicht erkennen zu laſſen, während ihr ganzer Ton dafür ſpricht, daß ſie mit dieſem Zuſammenhang gleichzeitig gedichtet ſind. — Seit v. Löpers Kommentar erſchien, iſt die Fauſt-Forſchung fortgeſchritten und in manchem Einzelnen zu neuen Einblicken gelangt; ich führe als Beiſpiel nur W. Scherers intereſſante Entdeckung an, daß die Stelle vom Baden der Bruſt im Morgenroth unverkennbar auf Worte Herders und ſeinen Geiſt hinweiſt. Schröer hat dieſe Fortſchritte benützt, ſelbſtändig verarbeitet und ſomit ein ſehr dankenswerthes, insbeſondere auch dem nachhülfe-bedürftigen Leſer dienliches Werk geliefert.

Ein Nachtrag zu S. 218. 219 mag hier noch Platz finden. Die Stadt Frankfurt hatte die Barbarei des Hunde-Einſpannens ſtreng verboten; kürzlich mußte ich dort bemerken, daß der rohe Unfug wieder aufgekommen iſt, und ein Frankfurter Freund — kein Unzufriedener, ein gern Annektirter — gab mir mit Leidweſen den Aufſchluß, daß Preußen das Verbot wieder aufgehoben habe.

April 1881.

Fr. Viſcher.

Zur Vertheidigung meiner Schrift:

Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875.

Erste Abtheilung.

(Deutsche Revue Februar und März 1880.)

Es ist keine Kritik der neueren Faustliteratur, was ich hier der genannten Schrift nachfolgen lasse. Der Hauptzweck ist Selbstvertheidigung gegen Einwürfe, Vorwürfe, Mißverständnisse, welche einem Buche widerfahren sind, das überhaupt kein Glück gemacht hat. Es war das Mühevollste, was ich je geschrieben; freilich ist eben die Sichtbarkeit der Mühe wohl die eine der Ursachen, warum es keine bessere Aufnahme gefunden. Gewiß nicht die einzige. Man erwartete eine gefällige, leicht eingehende Arbeit über einen unendlich schweren Gegenstand, und man war enttäuscht, als man sich aufgefordert sah, dem Verfasser auf dornigen Gedankenwegen zu folgen. Darüber ist weiter nichts zu sagen, aber wo man falsch gedeutet, falsch wiedergegeben, wo man mich angegriffen, da darf ich, ja soll ich meiner mich annehmen. Man wird mir Recht, ja Pflicht der Selbstvertheidigung im Felde der Wissenschaft, hoffe ich, nicht be-

ſtreiten, auch dann nicht, wenn ich dem Leſer neue Mühen zumuthe. Der Sinn und Bau der Dichtung, um die es ſich handelt, iſt ein für allemal nicht auf kurze, leicht verſtändliche Formeln zu bringen, die Aufgabe iſt und bleibt höchſt dialektiſch. Dazu kommt diesmal, daß ich es mit Gegnern zu thun habe: ich muß ihnen in ihre Gänge folgen, muß, was gegen mich gerichtet iſt, zum Theil aus zerſtreuten Stellen ihrer Arbeiten zuſammenſuchen, ich muß ſie zu Worte kommen laſſen, darf ihre Meinung nicht, kann ſie wenigſtens bei verwickelten Punkten nicht verkürzt, in anderen, wenn auch nach beſtem Vorſatz ſinngetreuen, Ausdruck überſetzt wiedergeben. Da verwickelt ſich dann die Dialektik, in deren Netze der Gegenſtand an ſich ſchon führt, noch mit den Maſchen der Gründe und Gegengründe im Zwiegeſpräch der Polemik, und ſo kann es nicht ausbleiben, daß ein nicht einſichtiger, nicht ganz gerechter Leſer in manchen langen Auseinanderſetzungen der folgenden Blätter ein ermüdendes Gezerre ſehen, darüber die Geduld verlieren, ja im Verdruß mir das Recht der Gegenwehr lieber ganz abſtreiten wird. Ich appellire an die, welche verſtehen. Dieſe werden erkennen, daß hier mehr vorliegt als Disput, als fortgeſponnener perſönlicher Zank. Ich gebe auch nachdrücklich zu, daß das Recht literariſcher Gegenwehr ein bedingtes iſt. Die Sache muß dabei gewinnen, neue Lichter müſſen auf den Gegenſtand fallen, die ſchwierige Unterſuchung muß, auf einigen Stellen wenigſtens, einen Ruck bekommen. Ich darf ſagen, daß ich um meinetwillen allein, nur damit dieſer Ich Recht behalte, die Fehde nicht führen würde. Findet, wer mir mit der nöthigen Geduld folgt, ſich im Verſtändniß

des räthſelvollen Gedichtes nicht gefördert, ſo will ich Unrecht haben.

Lauter bloße Polemik wird man übrigens nicht finden. Wo ich erkenne, daß ich etwas nicht recht gemacht habe, wird man mich zur Einräumung oder auch zum freiwilligen Eingeſtändniß bereit ſehen.

Was man aber, wie geſagt, nicht erwarten darf, iſt eine Kritik der Schriften und Abhandlungen an ſich, die hier in Rückſicht kommen. Mein Zweck iſt nur Antikritik der Kritik, welche ſie gegen mich richten. Ich gebe hier keine beurtheilende Ueberſicht der neuen Fauſtliteratur, dennoch kann es natürlich nicht ganz ausbleiben, daß auch einige Kritik geübt wird, die nicht blos Antikritik iſt, daß über Charakter und Werth der mehr oder minder gegneriſchen Schriften an ſich ein Urtheil ſich ergibt. Auch auf Vollſtändigkeit iſt es nicht abgeſehen; ich denke nicht alles zu berückſichtigen, was ſeither über Goethe's „Fauſt" erſchienen iſt, ſondern nur, was ſolches enthält, das mir Widerlegung zu fordern ſcheint, und mein Schweigen über dieſe oder jene Anzeige, Abhandlung, Schrift will kein Urtheil bedeuten. Das eine und andere aus der Klaſſe von Aufſätzen, die (zunächſt wenigſtens) in Zeitſchriften kamen, werde ich bei Beſprechung ſelbſtändiger Schriften berückſichtigen, je nachdem es der Zuſammenhang bringt.

Ich wende mich zuerſt zu G. v. Löpers Kommentar, einer Schrift, ſeit deren Erſcheinen (1871) nicht mehr (mit Dingelſtedt) beklagt werden ſollte, daß uns immer noch eine Volksausgabe mit kurzen erläuternden Noten unter dem Text abgehe.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Von G. v. Löper. (Zweite Bearbeitung 1879.)

Das Buch gibt in bündigen Einleitungen und Anmerkungen auf Grund umfassender und gediegener Studien alles Wesentliche, das der Leser bedarf, und unterstützt sein Urtheil mit feinen und tiefen Gedanken, denen allerdings die apologetische Tendenz in einem Umfange zu Grunde liegt, mit dem ich nicht einverstanden sein kann. Meiner Schriften über den Faust wird bald freundlich, bald feindlich gedacht; ich werde nicht auf alles Einzelne eingehen, halte es aber doch für Pflicht, bei einigen Ausfällen zum Schilde zu greifen. Ich lege dabei die zweite Auflage („Bearbeitung") zu Grunde.

In der Einleitung zum ersten Theil (S. XIX. u. XX.) wird aus der Entstehungszeit der Schlußscene (1798) ein Beweis geschöpft, daß ich Goethe Unrecht thue, wenn ich in der Stilrichtung, in die er mehr und mehr sich einlebte, der des klassicirenden Idealismus, eine der Ursachen davon sehe, daß er auf seinen Faust um seines derben Naturstils willen anfieng in manchen Momenten geringschätzig herunterzusehen, daß er diese Jugenddichtung eine barbarische Komposition nannte, und dies offenbar nicht blos wegen der Lücken und Sprünge in der Zusammensetzung, kurz, daß er sich ihr entfremdete und sie endlich in so ungenießbarer Manier fortführte und abschloß. Eben den Stil, den ich verlange, den Stil, der realistisch und doch ganz idealistisch ist, sagt von Löper, habe Goethe in der besten Zeit der Wechselwirkung mit Schiller, in der Zeit der Balladendichtung zu seiner Höhe ausgebildet, und so sei er nun dem

Faust zu gute gekommen. Zunächst ist zu antworten, daß jenes Kleinod der Dichtkunst, die Kerkerscene am Schluß, um die genannte Zeit nicht überhaupt erst entstanden ist, sondern ihr Entwurf und ihre theilweise Ausführung unzweifelhaft der Jugend Goethe's angehört. G. v. Löper selbst nimmt an, daß Goethe sie jetzt nur aus Prosa in Vers umbildete; es ist vielleicht mehr anzunehmen, es ist ebenso möglich, daß sie bereits in Versen angelegt war, denn nicht der ganze Faust war ja in Prosa geschrieben, nur einige Scenen, wie der Auftritt: trüber Tag, Feld, wo der Dichter mit so gutem Grund die ungebundene Form beibehielt. Nun ist natürlich einzuräumen, daß das Umbilden in Verse kein nur äußerliches Thun ist, aber getragen war er dabei doch von der jugendlichen Vollkraft, aus welcher der erste, herrliche Wurf entsprungen war; in Verse umdichten ist, wie wenig nur ein formelles Geschäft, doch kein Schaffen. Allein ich lege nicht mehr den Werth auf diese Antwort, wie in meiner Schrift S. 64, wo ich bereits auf die frühere Entstehung der Schlußscene (wie auch der Scene: trüber Tag, Feld) mich berufen habe. Die Valentinscene ist ja um dieselbe Zeit, sogar ein wenig später (1800) gedichtet und sie ist ja ebenfalls ein Stück Poesie voll Saft und Mark. G. v. Löper sagt von ihr: „daß ein prosaischer Entwurf vorhanden war, möchte man annehmen wegen des so überaus realistischen Tons und solcher Züge wie der Erwähnung der Sakristei und der Feuerleitern, worin bestimmte vaterländische Erinnerungen gefunden werden". Ich könnte diese Annahme für mich benützen, es gälte dann für diese Scene, was für die Kerkerscene gilt, und die letztere Hinweisung auf noch nahe

liegende lokale Reminiscenz ist eigentlich ganz Wasser auf meine Mühle. Allein ich benütze es nicht, ich bin geneigt, die Valentinscene ganz, nach Entwurf wie nach Ausführung, in diese spätere Zeit zu setzen. Ich bezweifle gar nicht, daß Goethe im Alter von 49—51 Jahren in das Geleise des germanischen Stils energisch wieder einfahren konnte, wenn er nur recht wollte, und zwar so, daß nun der Bewegung der Rosse die inzwischen errungene Kunst der Lenkung, die ganze Feinheit der Hand, die Reife des Meisters zu gute kam. Ich habe ja nie gemeint, die hellenisirende Richtung (und die überwachsende Contemplation) habe Knall und Fall Goethe's Feuer abgelöscht. Die Abkühlung ist fühlbar nur in manchen, zwar den Ton einhaltenden, aber für die Forderung des dramatischen Moments zu weichen, dem nöthigen Ausdruck der Leidenschaft nicht genügenden Stellen des ersten Theils aus der späteren Zeit (s. m. Schr. S. 61—63); meine ausdrücklichen Worte hierüber sind (S. 61): „Die Erscheinung ist zunächst nur sporadisch; an manchen Stellen flammt uoch in voller Gluth das alte Feuer auf" u. s. w.

Nun sagt G. v. Löper, dem Anscheine nach sehr schlagend, gegen mich: „„Da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopfe"" — „der klassicirende Stil hätte es nicht zu sagen gewagt, meint Vischer, aber gerade dieser hat es 1798 gewagt, obschon den Kopf gefüllt mit der Achilleis; im alten Manuskripte konnten diese Verse noch nicht stehen" u. s. w. Für das letztere wüßte ich zwar keinen Grund, doch das beiseite! Ich antworte: nein! der klassicirende Stil hat es nicht geschrieben, sondern der Goethe, der zwar bereits diesem einseitig sich zu ergeben begonnen,

aber glücklicher Weiſe noch manche Stunden hatte, wo er den Marmormeißel weglegte und nach der Palette des A. Dürer, Rubens und Rembrandt griff, wo er nicht Sophokles ſein wollte, ſondern Shakeſpeare war. Goethe iſt ja nicht = der klaſſicirende Stil, ſondern ein Menſch, und dieſer Menſch hatte, wie jeder, ſeine unterſchiedlichen Stunden und Stimmungen, konnte vom betretenen Wege ja gar wohl zeitweiſe auf den alten zurücktreten. Aber wann folgte denn die „Natürliche Tochter“? Ich denke, bald genug: 1801 wurde ja der erſte Akt gedichtet! Und konnte der Goethe, der ſo alle Kanten des individuellen Lebens ausrundete, glatt ſtriech, wie hier, konnte der an ſeinem Fauſt eine Freude von einiger Continuität haben und mit Liebe ihn weiterführen? Daß dieſe Marmoriſirung ſeines Künſtlergefühls ihn um die Stimmung brachte, ſeinen Fauſt endlich fortzuſetzen, ins größere praktiſche Leben zu werfen, das hauptſächlich iſt ja meine Klage. Bis zur „Pandora“ verlaufen allerdings ſechs weitere Jahre, doch muß eine Geſchmackswendung um ein Geraumes früher unterwegs geweſen ſein, um nun Sprachfriſuren zu lieben, wie „allſchönſt und allbegabteſt“ — „Fiſche, ſie wimmeln da, Vögel, ſie himmeln da“ — „gegliedert ſchnürten goldne Riemen ſchleifenhaft“ und andere Schnörkelchen, die man mit Valentinsfauſt abzauſen möchte. — Daß aber den Hochbejahrten endlich doch der alte Humor in ſeinem Antikenkabinet wieder beſucht und ihm ſo frohe Dinge eingibt, wie die komiſchen Scenen im zweiten Theil des Fauſt, wie ſo manches heiterderbe Xenion, das habe ich ja nie verkannt, das iſt Goethe's wahre Natur, die ſich nicht austreiben ließ und zu deren Un-

verwüſtlichkeit der Genius Germaniens ſich die Hände reiben wird voll immer neuer Freude, ſo oft ihm ſcheinen wollte, dieſer ſein geiſtvollſter Sohn ſei ihm untreu geworden.

Ich wende mich jetzt zu einer Gloſſe G. v. Löpers bei den Worten des Mephiſtopheles: „wir ſehn die kleine, dann die große Welt“; er bemerkt, der Ausdruck ſei im vorigen Jahrhundert geläufig geweſen im Sinn: die bürgerliche und die Welt der Höfe, und ſetzt hinzu: „Viſcher hat dieſen Ausdruck (S. 59 folg.) völlig mißverſtanden“. Die hier citirte und ſo kurzweg cenſirte Stelle meines Buches bezieht ſich aber nicht auf die Worte des Mephiſtopheles. Ich habe nie gezweifelt, daß hier wie bei anderen faſt oder ganz gleich lautenden Aeußerungen des Mephiſtopheles, wie: „doch ſo iſts nicht gemeint, Dich unter das Pack zu ſtoßen“ und (zu dem Schüler): „ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt“ einfach an den Unterſchied der Geſellſchafts-Sphären zu denken iſt. Ich begründe ja wiederholt auf dieſe Stellen den Vorwurf gegen den Dichter, daß er ſeinen Helden nicht dem klaren Verſprechen gemäß raſcher auf den größeren Schauplatz geführt habe, um ihn hier *handeln* zu laſſen, denn das geſchieht ja erſt im letzten Akte des zweiten Theils, während in den früheren Akten der höhere Schauplatz zwar betreten wird, aber nicht als Schauplatz handelnden Lebens, ſondern nur zu dem Zwecke, das humaniſtiſche Bildungsthema in undramatiſcher, poetiſch unerquicklicher Weiſe des klaſſicirenden und allegoriſirenden Stils aufzunehmen. Es ſind nicht Stellen des Gedichts, ſondern eine Stelle in einem Briefe Goethe's an A. E. Schubarth, worauf ſich bezieht, was von Löper als völliges Mißverſtehen bezeichnet. Dort

ſchreibt Goethe: „daß man ſich dem Ideellen nähern und zuletzt darin gefallen werde, haben Sie ganz richtig gefühlt, allein meine Behandlung mußte ihren eigenen Weg gehen, und es gibt noch manche herrliche reale und phantaſtiſche Irrthümer auf Erden, in welche der arme Menſch ſich edler, würdiger, höher, als im erſten gemeinen Theile geſchieht, verlieren dürfte.“ Nun, von dieſem „gemein“ ſage ich (S. 59 ff.), es könne ſich unmöglich „blos“ auf die Schlichtheit der Verhältniſſe in Fauſts erſtem Lebensgang beziehen; „Goethe kann Gretchen nicht gemein nennen, auch Valentin nicht; es muß auf die Behandlung gehen“ u. ſ. w. Man ſollte denn doch nicht überſehen, daß durch das Prädikat „gemein“ in dieſer Briefſtelle etwas hinzutritt, was in den Gedichtſtellen, welche einfach die Sphären der Geſellſchaft durch klein und groß unterſcheiden, nicht enthalten iſt, daß Goethe zu der Zeit, als er den erſten Theil ſchrieb, ein ſolches Prädikat in einem Briefe darüber ſicherlich nicht gebraucht hätte, daß vielmehr erſt der hochadelige Stilbegriff des Goethe von 1820 ihm eingeben konnte, ſtatt: die kleine Welt im erſten Theil zu ſetzen: der gemeine erſte Theil. Zweifelt Herr von Löper, ob ich die Gedichtſtellen einfach in dem Sinne nehme, den er wie jedermann darin findet, ſo möge er nur z. B. S. 163 meines Buches nachleſen.

Völlig verdutzt ſtehe ich vor einer Anmerkung zum Geſpräch des Mephiſtopheles mit dem Schüler; Stelle über die Medicin:

Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren u. ſ. w.

Hierzu Gloſſe: „Der Sinn iſt: Das ewige Klagen der Frauen läßt ſich in ſo vielen Fällen (in der Regel tauſendfältig) aus einem Punkte, d. h. auf dem Wege zum Herzen kuriren“ u. ſ. w. Da ſind drei Fälle möglich. Entweder dieſe Deutung iſt ein Scherz; kaum denkbar, der Verfaſſer nimmt es doch durchaus ernſt mit ſeiner Aufgabe. Oder er berückſichtigt leſende Unſchuld und will ihr Augenmerk ins Unverfängliche ablenken; auch nicht denkbar, denn dann hätten gar manche Stellen im Texte ſelbſt, die eine unſchuldige Deutnng ſchlechtweg nicht zulaſſen, geradezu geſtrichen werden müſſen. Oder er verſteht die Satansworte wirklich ſo harmlos, wie die Gloſſe beſagt: dann würde die Frage, wie er damit die folgenden, unmöglich harmlos zu verſtehenden, reimt, und wie gewiſſe Verſe und Situationen in der Walpurgisnacht. Da es doch faſt ſcheinen will, es gebe keinen Ausweg, ſolche Deutung zu begreifen, als dieſen dritten, ſo will mir die Vorſtellung auftauchen: es könnte eine Art von Pietät geben, welche nicht zuläßt, daß der Dichter ſelbſt durch den Mund des Teufels etwas Frivoles ſage, und welche über den Widerſpruch mit anderen Stellen, der bei ſo zarter Scheu entſteht, einfach hinwegſieht. Damit wäre ein gewiſſer Anhalt gegeben, auch das Zurechtlegen ſo mancher Partieen im zweiten Theil, die nicht unkeuſch, aber unerquicklich und geſchmacklos ſind, begreiflicher zu finden. Iſt aber auch dieſe dritte Auffaſſung unzuläſſig, ſo befinde ich mich einfach rathlos im Dunkeln.

Was ich früher und ſpäter gegen die Brockenbeſteigung vorgebracht, dagegen ſagt v. Löper (LXII), meine Unzufriedenheit komme wohl daher, daß ich unbewußt das Ideal

einer philoſophiſchen und bürgerlichen Tragödie in mir trage, während Goethe eine ariſtophaniſch-phantaſtiſche ſchuf; ich ſcheine dem reinen Humor darin und der Freude am Bildlichen, auch wenn es keine ſymboliſche Bedeutung hat, weiter nichts als Bild bezweckt, zu wenig gerecht zu werden. Dies heißt denn doch meiner Kritik wenig gerecht werden. Ein wahrhaft poetiſches Bild trägt ſeinen Sinn ſo in ſich, daß man ihn von ſelbſt mitempfängt, wenn man es genießt. Das Bild darf darum, weil ganz Bild, nicht leer, nicht müßig ſein. Es mag allenfalls nur epiſodiſch fungiren. Ich habe dem Dichter heitere, ihren Sinn in ſich tragende Anſchauungsbilder, wenn auch ſehr nur Epiſoden, immer zu gute gehalten. Die Scene in Auerbachs Keller z. B. iſt entbehrlich; ſie erfreut darum nicht minder und man erinnert ſich wohl, wie ich mit den allegoriſchen Erklärungsphiliſtern gefahren bin, die ihr literariſchen Geheimſinn unterlegen. Es ſteht ſchlimm mit dem, der das Bildliche nicht als reines Bild genießen kann; er iſt für die Poeſie, die Kunſt verloren. Iſt aber ein Bild nicht mit ſeinem Sinn geſättigt, iſt er ihm nicht immanent, dann iſt es etwas anderes, dann beginnen die Erklärungsmühen; iſt er ihm dagegen zwar immanent, aber beſonders reich, tief, weitzeigend, dann beginnt nach dem erſten, rein poetiſchen Eindruck die Arbeit, ihn zum Zweck gedankenmäßiger Klarlegung herauszuziehen. — Ebenſo habe ich phantaſtiſche, mythiſch-ſagenhafte Motive im Fauſt ſtets für ganz zuläſſig erklärt, habe ausdrücklich geſagt, in dem Zerſtreuungsleben, in welches Fauſt nach der Flucht aus Gretchens Nähe von Mephiſtopheles geſchleppt werden muß, damit er ſie und ihr Loos vergeſſe, ſei Dä-

monisches, Geisterhaftes nur ganz natürlich gegeben. Bürgerlich kann man nicht nennen, was ich für die Fortsetzung des Faust immer verlangt habe: großen politischen Schauplatz, man verstände denn unter bürgerlich eben wieder die Ausschließung des Phantastischen, des Mythischen, die mir also vielmehr gerade nicht beifällt. Für den Moment, wo sie nach Valentins Ermordung steht, fordert nun aber die Handlung vorerst doch offenbar das Bild eines naturgemäßen psychologischen Hergangs. Faust muß sich um Margaretens Schicksal kümmern und Mephistopheles — etwa nachdem er, dem Carlos in „Clavigo" ähnlich und mit Anschluß an das Volksbuch, ihm den Gedanken an eine Heirath auszureden gesucht —, muß, da dies nicht verfängt, glänzende Mittel ergreifen, ihn drastisch zu zerstreuen. Schon dies, daß Faust zu Anfang der Brockenscene die Unglückliche glattweg vergessen hat, ist ein Sprung aus allem innern Zusammenhang heraus; die nachfolgende Gewissens-Vision, die Erscheinung von Gretchens Todtenbild, dieses Meisterstück der Poesie voll erschütternder Gewalt, dürfte den Charakter des unvermittelt Plötzlichen natürlich nicht verlieren, er bliebe aber hinreichend bewahrt, wenn zwischen jenes von mir verlangte Gespräch und diese Erscheinung einige starke Scenen eingeschoben wären, die zu Fausts Zerstreuung dienen sollen. Was nun diese, die Zerstreuungen betrifft, in welche Faust gezogen wird, so kann doch wahrhaftig der ekelhafte Tanz mit nackten Hexen der poetischen Forderung nicht genugthun. Freilich ist zu vermuthen, daß das stellvertretende Symbol für die betäubenden Reize, die hier eintreten sollten, eigentlich in die Lilith gesteckt ist; dies ist aber ein rein momen-

tanes, ganz unentwickeltes, obſcures, commentarbedürftiges Bild. Was einen Mann wie Fauſt in ſolchem Moment allein zerſtreuen kann, das ſind Glanzerſcheinungen voll Reiz und mit trügeriſchen Scheinlichtern von Geiſt ausgeſtattet, wie er ſie noch nicht kennt, das iſt eine Formenwelt, deren äſthetiſcher Schein-Adel es begreiflich macht, daß er Gretchen vergißt. Dies iſt es, was als dämoniſches Trugbild ihm Mephiſtopheles vorführen müßte, und dies leitet auf Helena; ſie iſt es, die im Puppenſpiel Mephiſtopheles dem Fauſt zuführt, wie er ein Bürgermädchen heirathen will, eine Teufelin ſteckt unter der Maske der ſchönen Griechin. Man wird mir ſtark einwenden, die Helena ſei ja von Goethe dem zweiten Theil vorbehalten und ebenſo in der Skizze eines zweiten Theils, wie ich ſie einſt (Krit. Gänge. Neue Folge Bd. 1) zu entwerfen verſucht habe. Allein hierauf ſteht mir doch die Antwort frei: da mag der Dichter ſorgen; er mag einen Akt mit der Valentinſcene abſchließen, in einem folgenden das Zerſtreuungsleben Fauſts mit der dämoniſchen Truggeſtalt Helena als Mittelpunkt ſchildern, dann, nachdem Fauſt in dieſer ſchließlich ein Gerippe umarmt hat, ſein furchtbares Erwachen (Trüber Tag, Feld) eintreten laſſen, den zweiten Akt dann ſchließen und hierauf ſeinen Helden durch läuternde Gewiſſensqualen auf einen Schauplatz bedeutenden Handelns überführen, — er mag dies oder anderes vorziehen, der Wege gibt es mannigfache, gewiß iſt nur, daß Fauſts Vergeſſen durch gefülltere Bilder zu motiviren war. So wenig ſei ihm vorgegriffen, daß ich mich ſelbſt bereit erkläre, meine Bedenken gegen das Motiv einer Brockenbeſteigung fallen zu laſſen. Mephiſtopheles könnte etwa Fauſt

an ſeinem Wiſſenstrieb faſſen und ihm große Enthüllungen der Natur und des Böſen auf dem Brocken verſprechen, um ihn vom Andenken an Gretchen abzuziehen. Was in den Worten liegt: „Da muß ſich manches Räthſel löſen“, wäre dann bedeutender zu entwickeln. In den Paralipomena findet ſich allerdings ein Stück, worin es in gewiſſer Art entwickelt wird, nämlich in koloſſal cyniſcher und obſcöner. Das Fragment von Scene: Satan auf dem Thron, iſt wahrhaftig nicht ſchlecht; in dieſen ungeheuren Zoten ſteckt ja freilich eine Offenbarung über den Untergrund des Böſen: den dunkeln Zug im Menſchen zum Schmutz des Urſchlamms. Allein der Geſtank dieſer Scene iſt ſo ſtark, daß Goethe nie ernſtlich meinen konnte, ſie ſei für das Gedicht verwendbar. Eine Metaphyſik des Böſen ließ ſich nicht geben, ohne ins Abſtrakte oder ins grenzenlos Cyniſche zu gehen. Aber dies war ja auch gar nicht gefordert; die Handlung verlangte nicht, daß dem Fauſt die gewünſchte Offenbarung werde, das poetiſche Intereſſe fiel mit dem, was der Inhalt bedingt, ganz zuſammen, wenn der Dichter etwa die Wendung nahm: Mephiſtopheles verſpricht dem Fauſt Löſung von Räthſeln, ſtatt ihn mit den Worten abzulenken: „doch manches Räthſel knüpft ſich auf“, aber ſein Wort zu halten fällt ihm nicht ein, vielmehr läßt er ihm von Geiſtern ein verführeriſch ſchönes Schauſpiel aufführen, das ihn in wahnſinnige Aufregung ſtürzt, ſtatt ihn zu klären. Dies, irgend ein Motiv dieſer Art, irgend etwas, das phantaſievoll, traumhaft, geiſterhaft ſein durfte, ja mußte, aber den Zuſammenhang einhielt, — man darf ja für einen Goethe nicht bange ſein, daß er es nicht erfinden könnte, — was immer: nur kein *mit*

Satyren, die aus der Handlung fallen, untermiſchtes, wenn auch im Einzelnen noch ſo ſtimmungsvolles Quodlibet von Genialem und Häßlichem!

Da mich der Zuſammenhang auf die Paralipomena geführt hat, ſo ergreife ich die Gelegenheit, auf eine Stelle darin hinzuweiſen, welche zeigt, daß Goethe doch auch Stunden gehabt hat, wo er dem Fauſt noch eine andere politiſche Rolle geben wollte, als die eines Herrſchers. Ich habe behauptet, das Thema verlange, daß Fauſt auch als Revolutionär auftrete, v. Löper, Köſtlin und andere haben es beſtritten. Nach einem Fragment der Paralipomena ſollte Fauſt allerdings in eine Revolution ſich miſchen; das kurze Bruchſtück ſchließt ſich an das Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles vor der Schlacht zwiſchen Kaiſer und Gegenkaiſer (jetzt Theil 2, Akt 4). Fauſt will aufrühreriſchem Volke Vernunft predigen, Mephiſtopheles prophezeit ihm, er werde matt und lahm zurückkehren: „Der Menſch vernimmt nur, was ihm ſchmeichelt, ſprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn, ſprich mit Ixion von der Wolke, mit Königen vom Anſehn der Perſon, von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke“; Fauſt läßt ſich nicht irre machen, er ſagt: „Die Menſchheit hat ein fein Gehör, ein reines Wort erreget ſchöne Thaten, der Menſch fühlt ſein Bedürfniß nur zu ſehr und läßt ſich gern im Ernſte rathen“, und geht weg in der Hoffnung, bald triumphirend wiederzukehren. Ich dachte es mir zwar anders: Fauſt müßte Führer in einer Revolution (etwa Bauernkrieg) werden; doch war auch meine Meinung, er ſollte nicht blind darein gehen, vielmehr, er ſollte die Bewegung rein von Blut und Verbrechen zu er-

halten ſuchen und allerdings erfahren müſſen, daß er es nicht könne; Goethe, ſeiner Stimmung gemäß, wollte ihn dagegen ſchlechthin nur abmahnend auftreten laſſen, aber gefühlt hat er alſo doch wenigſtens vorübergehend, daß es eine Conſequenz des Themas ſei, den Fauſt in einer Freiheitsbewegung thätig auftreten zu laſſen. — Ich danke es der feinen Arbeit von Wilh. Scheerer: „Der erſte Theil des Fauſt“ („Aus Goethe's Frühzeit, Bruchſtücke eines Commentars zum jungen Goethe“ u. ſ. w. 1879), auf dieſen Punkt aufmerkſam gemacht zu ſein.

Die Paralipomena enthalten außer der genannten Brocken-Scene: Satan auf dem Thron, auch die Skizze eines Auftritts, worin das Hochgericht erſcheint und Gretchen vorbildlich hingerichtet wird. Ein Geiſtergeſang begleitet die Scene, dann heißt es: „Der Kopf fällt ab. Das Blut ſpringt und löſcht das Feuer. Nacht, Rauſchen, Geſchwätz von Kielköpfen. Dadurch Fauſt erfährt.“ Dies iſt ein großartiges Phantaſiebild, in dieſem Ausſchwatzen durch Kielköpfe liegt eine Verbindung des Entſetzlichen und Komiſchen von wahrhaft ungeheurer Wirkung. Hätte Goethe dies ausgeführt, ſo hätte ſeine Walpurgisnacht einen andern Schluß bekommen, als durch das läſtige lyriſche Intermezzo.

Nun noch weniges zur Diatribe über den zweiten Theil:

Vor allem bin ich Herrn von Löper eine Erklärung ſchuldig. S. 117, 118 meines Buches ſteht eine Randbemerkung über die Stelle im erſten Akte des zweiten Theiles: Pulcinelle (läppiſch, faſt täppiſch). Dieſes „läppiſch, faſt täppiſch“ war mir immer als ſchlagendes Beiſpiel der Manierirtheit von Goethe's Altersſtil erſchienen und ich hatte

es in dem Aufſatz über die Fauſtliteratur, der zuerſt in den Halliſchen Jahrbüchern 1839, dann in den „Krit. Gängen“ erſchien, darnach behandelt. G. v. Löper meinte in ſeinem Commentar S. 21, es ſei die Zweiheit der Prädikate und ihr Gleichklang, was ich angreife, und führte zur Vertheidigung des Dichters das Lied Georgs im „Götz von Berlichingen“ an („der freut ſich traun ſo läppiſch und griff hinein ſo täppiſch“), nannte es das Lied vom dummen Buben und ſagte dann: „Weßhalb ſollen die Bezeichnungen weniger auf die italieniſchen Pulcinelle, als auf den dummen deutſchen Buben paſſen?“ Mir wollte in dieſer Stelle die Wiederholung des „dummen Buben“ auffallen und ich geſtand dies in der genannten Randbemerkung meiner Schrift von 1875 (S. 117, 118); ich ſetzte übrigens hinzu: „ich habe jedoch ſchnell erwogen, daß die Achtung vor der Perſönlichkeit meines Gegners, wie ſie in ſeinen Leiſtungen ſich kundgibt, mir verbiete, einen Argwohn aufkommen zu laſſen.“ Dieſer Zuſatz hat, wie man ſieht, nicht ganz auslöſchende Wirkung, denn er läßt dem Leſer übrig, zu denken: hätte die nachfolgende Erwägung den Verdacht, daß hier eine beleidigende Spitze ſtecke, ganz erſtickt, ſo wäre ſeine Möglichkeit überhaupt nicht ausgeſprochen worden. Ein Brief, den ich hierauf von Herrn G. v. Löper erhielt, hat mich ſo ganz vom Unrecht meines, obwohl nur augenblicklichen und ſchwebenden, Verdachtes überzeugt, daß ich ihm verſprach, ihm bei nächſter Gelegenheit eine Ehrenerklärung zu geben. Was hiermit gern und ohne jeden Rückhalt geſchieht. — Daß es übrigens nicht die zwei Worte läppiſch und täppiſch ſind, was mir ſo ſenil manierirt vorkommt, ſondern

das „fast“ dazwischen, dies ist bereits in jener Randbemerkung mit den Worten gesagt: „Dieses ‚fast‘ ist possirlich pretiös, weil es sich anstellt, als sei die Kühnheit einer Steigerung zu entschuldigen, die doch schlechthin nicht stattfindet.“

Es sind scharfe Spitzen, die der Verfasser in der Einleitung und den Noten zum zweiten Theile da und dort gegen mich richtet. Dies soll mich nicht verleiten, mit mehr als ein paar Bemerkungen auf den alten Streit über den ästhetischen Werth dieses Spätlings hier einzutreten. Es wird an anderem Ort noch Anlaß dazu sein und ich werde mich auch dann auf das Nöthigste beschränken. Ein Zug von Animosität weht von Anfang an in diesem Streit, und zwar von beiden Seiten. Warum sollte ich mich schämen, hiermit meinerseits dies zu bekennen? Goethe, sage Goethe, der Vertraute, der Liebling der Natur, er, dem vergönnt war, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes zu schauen — er ein Manierist geworden: das thut weh, das unbewegt anzusehen müßte man kein Mensch sein. Wohl uns, daß sein wahrer Genius immer wieder durchschlug! Das ist Trost, der aber nicht ausreichen kann, wo so stark, so bunt und kurios das Schnitzelkräuseln waltet, wie in diesem zweiten Theil Faust. Soll man das noch gar bewundern, so schlägt sich dieser weitere Verdruß zum Verdruß auf das Objekt, die Bewunderer aber spüren natürlich, daß das Mehr von Verdruß doch eigentlich ihnen gilt, und wehren sich gleich scharf, wie man sich für eine Herzenssache wehrt, für ihren Gott. Ein Streit, der mit Gründen nicht ausgefochten werden kann, muß bitter werden; das ist nicht anders. Man

ſucht, man meint mit Gründen zu kämpfen, und der Puls in den Händen der Fechter empfängt doch ſein Tempo aus einem andern Quell. Eine Geſchmacksfrage habe ich es genannt, das ſagt zu wenig. Es ſticht zwar ſchon dies genug, wenn man ſich gegenſeitig den Geſchmack abſpricht, aber es handelt ſich um etwas, das tiefer ſitzt, als Geſchmack. Ihr fühlt nicht, was Natur iſt, ſo klingt es vernehmlich aus dem einen, — was? wir nicht fühlen, was Natur iſt? ſo klingt es vernehmlich aus dem andern Lager; gereizt iſt der Gegner, gereizt der Gegner des Gegners.

Ehe ich Einzelnes aus G. v. Löpers Polemik herausgreife, ſei auf einen Punkt hingewieſen, den ich bereits in meiner Schrift S. 142 ff. bei der Beſprechung der Auffaſſungen Senglers behandelt habe. Es iſt die Anwendung der Begriffe: objektiv und ſubjektiv auf die beiden Theile. G. v. Löper (Einl. S. VIII.) meint den zweiten Theil „Fauſt“ damit zu decken, daß er ſagt, im erſten wirke ein ſubjektives Element vielleicht noch anziehender, als der Inhalt des Stückes ſelbſt, im zweiten Theile verhalte es ſich umgekehrt, da walte der Geiſt der Sache, da ſei lyriſche Empfindung, pathetiſcher Erguß, „der Hauch einer den Gegenſtänden nicht ſchon immanenten ſchönen Seele“ dem Ausdruck meiſt fremd. Ich verweiſe hiegegen auf das, was ich an der genannten Stelle geſagt habe, und ſetze nur ein Beiſpiel hinzu. Daß beim Anblick der Helena Fauſt in der Weiſe ſein Entzücken ausſpreche, wie beim erſten Anblick Gretchens, das fordern wir nicht, aber war darum nicht hier doch das tiefe Staunen des nordiſchen Mannes darzuſtellen, dem in dieſem Anblick eine völlig neue Welt,

die Welt der antiken, der griechiſchen Schönheit aufgeht, und war dies nicht ſo darzuſtellen, daß man das ganze Staunen der ganzen nordiſchen Menſchheit beim erſten Aufgang dieſer Wunderwelt herausfühlte? War das nicht von der Lage, alſo der Sache gefordert? Und kann v. Löper finden, daß das Aufkeimen und ſchnelle Aufblühen der Liebe in beiden Perſonen irgend zur Anſchauung gebracht iſt? Oder können hiezu die paar (an ſich zwar ſchönen) Verſe genügen, worin Helena, ſchnell die Kunſt des Reimens lernend, dem neuen Beſchützer in der Geſchwindigkeit ihre Hand verſpricht? Oder enthalten das die erſtaunlich ungenirten Liebkoſungen, da die beiden auf dem Throne ſitzen? Wenn ja allerdings der Zuſammenhang und Goethe's Wille einen geſtrengeren Stil forderten, als der im erſten Theil oſcillirt, war es dem Dichter darum erlaſſen, das Geforderte mit Kraft und Feuer zu leiſten? — Es wäre nicht ſchwer, habe ich ſchon gegen Sengler geſagt, das „Subjektiv“ und „Objektiv“ umzudrehen. Wo die Sache Leben der Leidenſchaft fordert, iſt der erſte Theil objektiv und der zweite, weil man da nur den verſagenden Griffel herausſpürt, gerade recht nur ſubjektiv. — Glaubt man nun ſchon auf Grund dieſer individualitätsloſen Feierlichkeit der Helena nicht, daß ſie eigentlich lebt, ſo wird ſie durch die plötzliche Brautnacht, durch deren merkwürdig alsbaldige Frucht, das Purzelkind Euphorion, endlich durch ihr Verſchwinden unter Zurücklaſſen ihres Kleids und Schleiers vollends und unzweifelhaft zur bloßen Hülſe, worin ein Begriff ſteckt, d. h. zur Allegorie. Sceniſch, für das Auge, mag das alles, ausgenommen die Hüpfungen, Schnellungen des Euphorion, ſich ja ganz ſchön

machen, dadurch wird an der Sache, d. h. dem poetisch todten Verhältniß zwischen Bild und Idee, rein nichts verändert.

„Das Wesen eines Dichters kann sich nicht widersprechen," sagt G. v. Löper und folgert, daß der zweite Theil vom ersten so nicht abfallend sein könne, wie ich behaupte. Damit ist auch nicht geholfen. Daß in Momenten der ursprüngliche Goethe auch hin und wieder auftaucht, habe ich ja, ich wiederhole es, nie geläugnet; wenn man im übrigen den wahren Goethe nicht wiedererkennt, wenn es ist, als spräche da ein Anderer: nun, die Erfahrung wird man allemal machen, wenn man Werke eines Künstlers aus sehr verschiedenen Perioden vor Augen hat, die Zwischenstufen, die Geleise aber, auf denen er sich in Manier verfahren, mit ihren Stationen nicht vor Augen hat. Uebrigens habe ich nicht versäumt, die frühen Spuren von Manier aufzuzeigen, die doch auch schon im ersten Theil, in dessen späteren Schichten nämlich, zu Tage liegen.

„Wer sich distributiver Gerechtigkeit" (gegen beide Theile) „befleißigt, wird verdächtig," sagt G. v. Löper und citirt dazu die Seite meiner Schrift, wo es heißt: „begreife ein anderer als ich, wie man die Sprache im ersten Theile bewundern kann und die Sprache im zweiten noch genießen und verdauen." Wird verdächtig? Das klingt ja, als deutete ich an, er schiebe silberne Löffel ein, will sagen, er unterschlage, verläugne sein lichteres Erkennen. Wo wäre mir ein so giftiger Wink aufzuweisen? Ich sage eben, was ich sage: ich begreife nicht, wie man jetzt so richtiges, jetzt so mangelhaftes Naturgefühl haben kann. Zu meinem Nachweis des manierirten Sprachstils durch Beispiele sagt v. Löper

S. XVII: „Man kann einsichtsvolle Männer wie Fr. V., die sich abmühen, im zweiten Theil des Faust Abweichungen vom allgemeinen Sprachgebrauch nachzuweisen, nur ebenso bedauern, wie jemand, der sich Shakespeare verleiden ließe wegen seiner Antithesen, Wortspiele, Quibbles der Narren und vielen Obscönitäten."

Ich habe einige Sprachkräuselungen Goethes herausgestellt als greifbare Beispiele für seinen Manierismus. Eigentlich wimmelt es davon, aber die Erscheinung zieht sich durch das Ganze des Stils so hindurch, daß sie nur da und dort in solchen stärkeren Proben der Wortbildung in Kürze faßbar ist. Auf Schritt und Tritt begegnen Wendungen, Wortstellungen, Konstruktionen, die den Sinn krumm biegen, peinliche Schwierigkeit mit sich führen, Mißverständniß nahe legen, begegnet etwas, das eben so, wie es gesagt ist, nicht gesagt werden kann, man liegt in dieser Sprache wie in einem Ameisenhaufen, sie kitzelt, daß man nicht weiß, soll man lachen oder seufzen. Dies alles läßt sich aus dem Zusammenhang so wenig herausdröseln, als man bei einem Zeichner oder Maler all' die Punkte aufzeigen kann, wo Strich und Pinsel von der natürlichen Linie sich abschlängelt. Da ist denn der Beweis im Grund eben auch nicht zu führen; es kommt somit alles auf jenes nicht weiter disputable Etwas hinaus, das ich Naturgefühl nenne und von dem ich nicht zu begreifen gestand, wie man es dort haben könne, hier nicht. Und also Shakespeare? Ich denke, wenn man sich durch seine bekannten Flecken die Bewunderung nicht trüben läßt, so ist es, weil zwischen denselben andere Lichter und Farben aufleuchten, als die ungeläugneten, aber seltenen und

matten zwiſchen den Manierſchnörkeln im zweiten Theil Fauſt. Habe ich doch an mehr als Einer Stelle ſchon geſagt, man thäte auch Dante und Shakeſpeare einen Gefallen, wenn man dem unbefangenen Leſer durch ausdrückliches, aufweiſendes Zugeſtändniß ihrer Schwächen über ſein rathloſes Stutzen weghälfe!

Noch eine Einzelheit. S. L ſagt v. Löper, wo von dem Kampfe mit dem Meer um Landgewinnung die Rede iſt: „es iſt nicht blaſſe Philantropie, wie Viſcher meint". Wo denn? Wo ſoll ich es ſo ausgedrückt haben?

Doch genug! Der Worte ſind genug gewechſelt! Kein „fern und ſo ferner weit"!

Eine Fauſt-Trilogie. Dramaturgiſche Studie von Franz Dingelſtedt. 1876.

„Giftig". Das iſt doch ein böſes Wörtchen. Wie kommt der Verfaſſer dazu, es gegen mich zu ſchnellen? Denn mir gilt es. Die Stelle heißt (S. 158): „Der giftige Vorwurf, welchen man gegen das kirchliche Element in dieſem Schluſſe (— des zweiten Theils —) erhoben hat, der proteſtantiſch anfangende Fauſt endige katholiſch, bringt in die volltönende Harmonie des herrlichen Finales keinen Mißlaut." Mein Vorwurf ſteht ſchon in den älteren Krit. Gängen 1844 (Bd. 2 S. 104), dann in der neuen Folge (Heft 3 S. 173), hat vielleicht Nachfolger gefunden, eines Vorgängers erinnere ich mich nicht. Warum aber ſoll er denn giftig ſein? So etwas ſagt man doch nicht ohne Grund, wo aber auf aller Welt ſoll ſich ein Grund dazu finden?

Es ist doch kaum möglich, daß Dingelstedt etwa meinte, es stecke dahinter eine Verdächtigung Goethe's als eines verkappten jesuitischen Propagandisten.

Weil wir gerade an dem Punkte sind, so darf ich auf den Abschnitt meiner Schrift verweisen, welcher von dem: zu schön, von dem Schön auf Kosten der Wahrheit handelt und die Vorliebe zu katholischen Motiven unter diesen Standpunkt rückt, die bei Goethe und Schiller in einer gewissen Periode eintrat (72 ff.). Man darf nicht vergessen, daß beide Dichter sich zu den Einflüssen der romantischen Schule nichts weniger als ganz abwehrend verhielten. Das ist, je nachdem man es nimmt, auch nicht zu verlangen; jene Schule hat eine vorher zu wenig bekannte Fundgrube von Stoffen, Motiven, Stimmungstönen eröffnet. Aber es kommt eben sehr auf das Wie und Wo und auf die Grenzen der Verwerthung an. Wilh. Scheerer verweist (a. a. O. 118) bei der letzten Scene des zweiten Theils Faust auf die ihrer Entstehung gleichzeitige Blüte des Kalderon-Kultus, erinnert daran, daß Goethe damals ein christliches Martyrium dramatisch behandeln wollte, daß er mit Zach. Werner verkehrte und dessen Stücke aufführen ließ. Wer das konnte, diesen hirnverbrannten Menschen aushalten, diesen Wahnwitz aufs Theater bringen, dem war vieles möglich. Dabei behauptet niemand, Goethe sei ernstlich getäuscht gewesen, es war der pure ästhetische Schein, der es ihm anthat, so anthat, daß er darüber vergaß, welch fragliche Sache es um die Brauchbarkeit der Symbolik einer Religionsform ist, die noch lebt, Glanz hat, aber auch unserer Vernunft widerstrebt; brauchbar ist sie gewiß nicht zum Schluß eines Drama, dessen

Held ihren Grundlagen kurz vorher energisch widersprochen hat und den nicht unwahrscheinlich der Dichter in einem früheren Plane als Kämpfer für den freien Gedanken gegen Wahn und Kirchenherrschsucht rühmlich untergehen lassen wollte.

Es ist eine neue Bearbeitung des Faust für die Bühne, worauf Dingelstedts Schrift abzielt und wozu sie den Entwurf gibt. Der Verfasser schickt geistreiche Bemerkungen über die Sage und über den Inhalt und Werth des Dramas voraus, bespricht auch die Faust-Literatur und sagt hier (S. 53): „Philosophische Streitschriften für und wider aus allen Richtungen, jedoch keine reine und volle ästhetische Würdigung des ganzen Werkes, so lange derjenige, der allein oder doch am besten unter den Lebenden eine solche zu geben möchte, Fr. Vischer, von seiner leidenschaftlichen Voreingenommenheit gegen den zweiten Theil nicht ablassen mag.“ Auch dies soll mich nicht zur ausführlichen Wiederholung des oft Gesagten verleiten; ich erlaube mir nur, zu behaupten, daß ich mein Urtheil begründet habe, soweit man ein Geschmacksurtheil zu begründen vermag. „Voreiingenommenheit“ —: ich habe seiner Zeit nach diesem zweiten Theil mit der redlichen Begierde gegriffen wie jeder andere Bewunderer des großen Dichters, es fiel mir nicht ein, vorauszusetzen, das Werk werde ungenießbar sein darum, weil der Dichter es im Alter geschrieben habe. Ich bin daran erlegen, wieder erlegen, erliege jedesmal, so oft ich daran kaue, man kann mir denn doch nicht zumuthen, den Grund davon in mir, in einer Verdrehtheit meines Kopfes zu suchen, und so muß man mir eben vergönnen, daß ich meinem gründlichen Verdruß

Worte gebe wie ein andrer auch, wenn er ſich immer aufs neue fruchtlos quälen muß. Etwas ſpecieller muß ich, wie ſchon geſagt, bei andrem Anlaß im Folgenden eingehen, daher genug für jetzt; auch den Spott will ich unbeantwortet liegen laſſen, der S. 83 gegen meinen Vorſchlag losgeht, den Bauernkrieg als ein Motiv für politiſche Thätigkeit des Helden zu benützen; auch das führte zu müßiger Wiederholung, ich habe anderen Gegnern ſchon erwidert (ſ. Krit. Gänge Neue Folge H. 3 S. 142 ff. u. m. Schrift Goethes Fauſt u. ſ. w. S. 165 ff.). So will ich auch nicht wiederkäuen, was ich gegen Aufführungen des zweiten Theils ſchon geſagt habe, ſondern hier nur ſehr gern vermerken, daß Dingelſtedt Streichungen erlaubt, ja vorſchlägt, und zwar keine geringeren, als die des Homunculus („des zwerg- und ſchattenhaften, an dem ſich ſchon Hunderte den Kopf zerbrochen") und (neben dem, allerdings mit Leidweſen, zur Opferung beſtimmten Baccalaureus) auch des Euphorion. Soll dies, ſoll die Auslaſſung ſo integrirender Puppen geſtattet ſein, dann ſei mir auch vergönnt, vorzuſchlagen, man möge den zweiten Theil in der Art aufführen, daß man das Ganze wegläßt. — Dingelſtedt ſchlägt als Ort Bayreuth mit ſeiner Wagnerbühne, als Zeit den achtundzwanzigſten Auguſt, Goethe's Geburtstag, vor. Ich wünſche, daß es an dem Tag nicht heiß ſei.

Der Verfaſſer halte mir zu gut, daß ich auch ein wenig ſcherze. Sein Büchlein lieſt ſich friſch und angenehm. Man begegnet unter den Schwerbewaffneten in der Fauſtliteratur mit Vergnügen einem Weltmann und erfahrenen Bühnenpraktiker, der ſich leicht und gefällig und doch auch

mit Kraft und Nerv bewegt, so daß man es ihm nicht schwer aufrechnet, wenn begreifliche Lust, zu zeigen, was das Theater zu schauen geben kann, ihn dagegen verblendet, daß es im zweiten Theil des Dramas zwar zu schauen gibt, aber solches, wobei man gar zu oft nicht weiß, was man denken soll.

Goethe's Faust. Ueber die Entstehung und Composition des Gedichts. Von Kuno Fischer. 1878.

An mehreren Punkten wendet sich diese Schrift gegen mich, zuerst bei Besprechung des Volksbuchs vom Dr. Faust. Hier wird zwar mein Name nicht genannt, ich habe mich aber mehrfach gegen die Ueberschätzung des Sagestoffes, der dem Goethe'schen Drama zu Grunde liegt, so bestimmt ausgesprochen, daß folgender Satz offenbar gegen mich gerichtet sein muß: „In diesem Volksbuch ist schon das Rohmaterial zum Goethe'schen Faust enthalten, und ich begreife nicht, wie man an dem Bilde desselben den erhabenen Ausdruck vermissen konnte."

Zur Zeit, da ich die Reihe von Kritiken über die Faust-Literatur schrieb (Hallische Jahrb. 1839, wiederabgedruckt in den Kritischen Gängen, ältere Sammlung 1844), war es um die Hilfsquellen zur Kenntniß der Sage noch kärglich bestellt. Seit wir besser versehen sind, seit insbesondere das älteste Faustbuch, die „Historia von Dr. Johann Fausten" von Joh. Spies mehrfach, auch in der ersten Ausgabe durch Dr. Aug. Kühne (1868) herausgegeben ist, seit wir von Wilh. Creizenach auch eine Geschichte des nach Marlowe's Vorgang hieraus entstandenen Volksschauspiels besitzen (1878),

liegt das Material erſt vollſtändiger vor, um den Gehalt und Werth des Rohſtoffs zu beurtheilen, den Goethe geglüht und geſchmiedet hat. Immer, auch bei noch ſpärlicheren Mitteln habe ich mich in meinen Vorleſungen eingehend mit der Sage beſchäftigt, in meinen literariſchen Aeußerungen dagegen dem ergreifenden Hauch, der ſie umweht, zwar einige Worte geliehen (ſ. m. Schrift S. 184), im Weſentlichen aber mich überall auf einen Hauptpunkt beſchränkt, das Motiv des Bundes mit dem Teufel. Meine Stellung war mit gutem Grund polemiſch; die Sage wurde von vielen unzweifelhaft überſchätzt: „Sage der Menſchheit — Urevangelium der Menſchheit — die Sage umfaßt die Verzweiflung in allen ihren Richtungen, allen Zwieſpalt zwiſchen Können und Wollen, Freiheit und Nothwendigkeit, Subjekt und Objekt — Fauſt iſt das allgemeine Individuum der ganzen Menſchheit“ — ſo und ähnlich erklang es bei Göſchel, Roſenkranz und anderen. Es galt nun vor allem, dieſe Uebertreibung in ihrem Anſatze zu bekämpfen, nämlich zu zeigen, daß es in der Sage durchaus nicht reiner Erkenntnißdrang iſt, was Fauſt dem Teufel in die Arme treibt, daß vielmehr erſt Goethe das Grundmotiv in dieſer Reinheit herausgeſchmelzt hat. Er iſt mit Leſſing darin zuſammengetroffen, allein ſeine Expoſitions-Scenen waren lange gedichtet, ehe dieſer ſeine, leider nur in Fragmenten erhaltene, Dichtung aufnahm. Reiner Erkenntnißdrang: in gewiſſem Sinne iſt das Ausgangsmotiv auch bei Goethe nicht ſo zu nennen; Fauſt will den Erdgeiſt nicht nur begreifen, er will ihm weſensgleich ſein; wir werden darauf zurückkommen; aber relativ, im Gegenſatz gegen die ſinnlichen, egoiſtiſchen

Triebfedern Genußſucht und Stolz, kann es ſo bezeichnet werden. Nun fragt ſich, ob es die Meinung der Sage iſt, aus dieſen allein den Bund des Fauſt mit dem Teufel abzuleiten. Es ſchien einfach ſo, ehe man das alte Fauſtbuch von Johann Spies kannte. Seit man es kennt, will es zweifelhaft ſcheinen. K. Fiſcher hebt die Stellen aus, worin eine gewiſſe Großheit der Auffaſſung hervorleuchtet. Die eine heißt: „D. Fauſt hatte auch einen thummen, unſinnigen und hoffertigen Kopf und man nannte ihn allezeit den Spekulirer.“ Das „thummen“ konnte K. Fiſcher immerhin weglaſſen, wie er gethan. Tumm, mhd. tump, bedeutete früher nicht ganz, was jetzt „dumm“ bedeutet; es hatte zum Gegenſatz nicht: geſcheidt, ſondern: weiſe, es bezeichnete mehr Thorheit als Intelligenzloſigkeit, dann auch Unerfahrenheit aus Jugend, und ſo kam es, daß die Knappen im Unterſchied von den Rittern die Thumben hießen.*) Der jähzornige, ſtets kampfluſtige Wolfhart heißt im Nibelungenliede tump: „do garte ſich der Wiſe (Hildebrand) durch des Tumben Rat.“ Hier im Fauſtbuch wird man es überſetzen können: blind vermeſſen, im Grund faſt dasſelbe was: unſinnig, nur daß in dieſem ſchon etwas Poſitives mitausgedrückt iſt, was wir durch: phantaſtiſch bezeichnen würden. Beſtimmter liegt dies in: Spekulirer: phantaſtiſcher Brüter und Grübler. Wenn Spies gleich darauf ſagt, Fauſt habe die h. Schrift unter die Bank gelegt und ſich ganz auf das Studium magiſcher Bücher geworfen, habe ſich keinen Theologum mehr nennen laſſen, „ward ein Weltmenſch, nannte ſich Dr. Me-

*) Der Familienname Thumb hat wohl einfach die Bedeutung: Knappe.

dicinae", ſo will das: Weltmenſch nichts heißen, als: er habe ſich ganz auf weltliche, zeitliche Zwecke geworfen. In zwei Stellen allerdings will nun eine bedeutendere Auffaſſung durchbrechen; die eine heißt: „name an ſich Adlersflügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen; dann ſein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit ſtache und reitzte ihn alſo" u. ſ. w.; die andere begleitet die Abſchließung des Vertrags mit den Worten: „und iſt dieſer Abfall nichts anderes, dann ſein ſtolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermeſſenheit, wie den Rieſen war, davon die Poeten dichten, daß ſie die Berge zuſammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem böſen Engel, der ſich wider Gott ſetzte, darumb er von wegen ſeiner Hoffahrt und Uebermuth von Gott verſtoßen wurde." Allein der erſten Stelle geht vorher: „Fauſts Datum ſtunde dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war", d. h. die Weltluſt, und auf das obige „alſo" folgt einfach: „daß er auf eine Zeit etliche zauberiſche vocabula, figuras, characteres und conjurationes, damit er den Teufel vor ſich möchte fodern, ins Werk zu ſetzen und zu probiren im fürname", und der Teufel, ſo heißt es in mehr als Einer Stelle, ſoll ihm alles thun, was er begehrt und von ihm haben will; der von ihm geſandte Geiſt Mephiſtophiles verpflichtet ſich zu ſeinem Dienſt mit den Worten, Fauſt ſolle alles haben, was ſein Herz belüſte und begehre. In der Urkunde, die Fauſt ausſtellt, wird nun allerdings ſein Entſchluß ſo motivirt: „nachdem ich mir fürgenommen, die elementa zu ſpekulieren, und aber aus den Gaben, ſo mir von oben herab beſchert, ſolche Geſchicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde und ſolches

von den Menſchen nicht erlernen mag, ſo habe ich gegenwertigem geſandtem Geiſt, der ſich Mephiſtophiles nennt, mich untergeben.“ Darnach wäre Fauſts Zweck Erforſchung des Naturgeheimniſſes, und in den Artikeln, die er dem Geiſt nach der zweiten Beſchwörung vorlegt, ſteht zwar voran, dieſer ſolle ihm unterthänig und gehorſam ſein in allem, was er bäte, hierauf folgt aber allerdings: „fragte“, nur freilich dann ſogleich wieder „und zumuthe“, dann weiter: „daneben ſollt er ihm dasjenig, ſo er von ihm forſchen würd, nicht verhalten, auch daß er ihm auf alle Interrogatorien nichts Unwahrhaftiges reſpondiren wölle“; der Geiſt ſchlägt ab, weil er nur ein Diener des Lucifer ſei, erſcheint jedoch bald wieder, erklärt, er habe nun Vollmacht von ſeinem Oberſten, allein Fauſt begehrt jetzt keine Enthüllung von Geheimniſſen mehr, ſondern nur, „daß er alles das thun ſollte, was er begert und von ihm haben wolt.“

Man ſieht, daß hier zwei Auffaſſungen, eine bedeutendere, geiſtige und eine gröbere, ſinnliche durcheinanderlaufen; die erſte bricht da und dort durch, kann aber nicht aufkommen, die zweite entſpricht zu ſehr der Vorſtellungsweiſe der Zeit, wonach ein Bund mit dem Schwarzen nur aus ſchlechten ſinnlichen Triebfedern entſpringen konnte, als daß jene ſich beſtimmt herauszuſtellen vermöchte. Wäre Erkenntnißdrang als Motiv klar aufgefaßt und feſtgehalten, ſo müßten die folgenden Disputationen oder „Colloquia“ den Beweis liefern; aber in den Fragen, die Fauſt an den Geiſt richtet, iſt keine Spur von jenem Zweifel an geläufigen Vorſtellungen, der doch jedem tieferen Streben nach Erkenntniß zu Grunde liegt; er fragt nach Subſtanz, Ort und Erſchaffung der Höllen,

Regiment der Teufel und ihrem Prinzipal, Gestalt des Lucifer vor seiner Verstoßung, Gewalt des Teufels, Leiden der Verdammten, ihrer Erlösbarkeit, und bekommt Antworten nach dem Geschmacke der Zeit, gemischt aus theologischen Sätzen und kabbalistischen Phantasieen. Dabei heißt es ausdrücklich, Faust habe eigentlich Reue gespürt und gehofft, durch diese Gespräche so weit zu kommen, daß es ihm gelinge, sich durch Besserung wieder aus der Schlinge zu befreien (Kap. 16). Diese Hoffnung spricht er auch gegen den Geist aus, der aber nimmt sie ihm und erklärt unwillig, Faust solle ihn forthin mit solchen Fragen zufrieden lassen. Von da an nehmen die Gespräche allerdings eine Wendung zu der Naturwissenschaft; Faust, der inzwischen ein gelehrter und erfahrener Astronomus und Astrologus geworden, fragt den Geist nach dem Ursprung von Sommer und Winter, nach des Himmels Lauf, Zierd' und Ursprung, nach dem Wie der Erschaffung der Welt und des Menschen; dies wäre nun ein „Spekuliren der Elementa", allein wenn es dann (Kap. 21) heißt, es habe Faust wehe gethan, daß er nicht mehr von göttlichen und himmlischen Dingen fragen durfte, so übersehe man nicht, wie das erklärt wird: er habe auf diesem Wege gehofft, „mit Glimpf herauszukommen"; es ist eine Finte, ein Umweg, auf dem er zu erfahren sucht, was sein eigentliches Anliegen ist, nämlich ob er nicht doch noch rettbar sei; der kindlichen Antworten nicht zu gedenken, die er vom Geist auf diese physikalischen Fragen erhält. Auf die letzte gibt ihm der Geist absichtlich einen „gottlosen und falschen" Bericht, indem er lügt, die Welt sei „unerboren und unsterblich", das menschliche Geschlecht sei „von Ewig-

keit her geweſt“ und die Erde „habe ſich ſelbſten nehren müſſen“ u. ſ. w. Endlich macht der Geiſt ſelbſt dieſem Frage- und Antwort-Kurſus ein Ende, indem er den Fürwitz durch eine großartige Vorſtellung anſchaulicher Art vom Grübeln ablenkt: er erſcheint Fauſt mit ſeinen „fürnembſten Räthen und Geiſtern“ in Perſon; folgt eine Höllenfahrt, dann eine Fahrt durch den (phyſiſchen) Himmel mit Prachtſtücken damaliger Geographie, Natur- und Völkerkunde, die allerdings von dem Erwachtſein des Sinnes für dieſe weltlichen Dinge im Reformationszeitalter zeugen, nicht aber von einem Drang nach Erkenntniß des Weltgeheimniſſes als Motiv des Helden zu ſeinem verbrecheriſchen Bunde.

Vater der Fauſt-Dramen auf der deutſchen Bühne und der daraus hervorgegangenen Puppenſpiele iſt bekanntlich der Engländer Marlowe, Shakeſpeares Vorgänger und Zeitgenoſſe, durch ſeine Tragical history of Doctor Faustus, bald nach dem Erſcheinen des Buches von Spies, in den Jahren zwiſchen 1587—1593 entſtanden und faſt ganz, mit wenig eigener Zuthat, aus dem in Ueberſetzung ſchnell über den Kanal gelangten deutſchen Volksbuch erwachſen, bombaſtiſch, nur in einzelnen Scenen bedeutend. Von reinem Wiſſensdrang als Motiv der Wendung zur Magie ſteht in der Expoſition nichts; Fauſts Verlangen iſt Genuß, Ehre und namentlich Macht. Es iſt intereſſant, daß in der deutſchen Sage von dieſem letzteren Motive ſo gut als nicht die Rede iſt; Fauſt genießt zwar nicht blos ſinnlich, er befriedigt auch ſeine Eitelkeit durch Produktion ſeiner Zauberkunſt, es freut ihn auch, daß er ſo viel vermag, daß er ſich unter anderem an Solchen, die ihn beleidigt haben, zu rächen die magiſchen

Mittel beſitzt, aber ihn dürſtet nicht nach Herrſchaft. Dieſe Leidenſchaft iſt es, die der engliſche Fauſt ſchon im erſten Monolog mit feurigen Worten ausſpricht; gehorchen ſoll man ihm wie Königen und Kaiſern —

Ein guter Zauberer iſt ein halber Gott,
Drum ſtrebe, ſolche Gottheit zu erringen!

In veredeltem Sinne hat Goethe im letzten Akte ſeines zweiten Theiles dies Motiv aufgenommen.

Marlowe's Fauſt kam ohne Zweifel durch die engliſchen Komödianten, die um jene Zeit in Deutſchland auftraten, über den Kanal herüber; es entſtanden danach nicht nur Puppenſpiele, wie man lange gemeint hat, ſondern wirkliche Theaterſtücke; die erſteren ſind nur deren Ableger, von den Theaterſtücken aber wiſſen wir ſo wenig, daß wir nur durch jene, ſeit ihre Texte bekannt geworden, und vereinzelte Zuſchauerberichte uns eine annähernde Vorſtellung von ihnen machen können. Von Erkenntnißdrang als Grundmotiv finden ſich nun auch hier nur ſchwache Spuren, es klingt an, ohne entwickelt, ohne aus den ſinnlichen Wünſchen, mit denen es zuſammenfließt, mit irgend welcher Schärfe herausgeſtellt zu werden. Fauſt möchte die Natur ergründen: bald ſcheint es, da ſei Erkenntniß um der Erkenntniß willen gemeint, bald ſoll die Erkenntniß nur als Mittel dienen, um zu erreichen, was das Herz begehrt.

Kurz, hier iſt ein Durcheinander, ein verſchwimmendes gebrochenes Halblicht eines helleren Strahls in trübem Medium, das nicht erlaubt, den Ausgangspunkt im Volksbuch ſo bedeutend zu nehmen, wie K. Fiſcher es verlangt. Ganz anders verhält es ſich doch bei dem modernen Dichter. Der

Erkenntnißdrang miſcht ſich auch bei ihm mit anderen Faktoren, nicht nur, wie ſchon geſagt, mit einem Willen, dem Erdgeiſte weſensgleich zu ſein, ſondern von vornherein auch mit einem Lebenstriebe, der nach Genuß und That hindrängt; der Dichter ſcheidet dieſe Elemente nicht, aber er läßt ſie uns in ihrer Verſchmelzung klar unterſcheiden. Soviel für jetzt; ich habe geſagt, wir werden darauf zurückkommen, aber die genauere Analyſe bleibt einer anderen Stelle vorbehalten.

Ich habe mich in meiner letzten Schrift ſo wenig als in den früheren Arbeiten zuſammenhängend und eingehend über die Fauſtſage ausgeſprochen, bin auch bei der Begrenzung meiner Aufgabe nicht dazu verpflichtet geweſen. Daß ſie mit all' ihrer Romantik und ihren Schauern neben Goethes Drama roh erſcheint und zwar beſonders in ihrem graß finſteren Schluß, das habe ich geſagt und das darf man ſagen, ohne darum ihren tiefen Ernſt, ihr ſittliches Mark, den Geiſterhauch zu verkennen, der in ihr weht. Ich muß allerdings zugeben, daß es beſſer geweſen wäre, wenn ich irgendwo Anlaß genommen hätte, mehr darüber zu ſagen. Eine Stelle über den Zauber in meiner letzten Schrift muß ich hier jedenfalls ergänzend berichtigen: Goethe's Fauſt fühlt kurz vor dem Schluſſe eine Laſt auf ſeinem Bewußtſein, weil er vom Zauber nicht laſſen kann.

> Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
> Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
> Ständ' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
> Da wär's der Mühe werth, ein Menſch zu ſein.

Hierüber ſage ich (S. 176), es ſei hier ein ſehr dunkler Punkt: „bis dahin iſt die Benutzung der Zauberhülfe des

Mephiſtopheles nicht an ſich ſchon Schuld geweſen, ſondern Schuld lag nur in den Thaten, die Fauſt in den Situationen begieng, wie ſie durch dieſe Hülfe vermittelt waren.“ Dieſer Satz iſt zwar nicht abſolut hingeſtellt, vielmehr halb zurückgenommen mit dem hierauf Folgenden: „doch kann man etwa ſagen, der Bund mit Mephiſtopheles, der Entſchluß, ſich der Zauberkünſte der Hölle zu bedienen, ſei ja als Ausdruck eines Willens, der durch die Welt ſtürzen will, ohne ſich an Pflichten zu binden, an ſich ſchon Verbrechen; man kann dies ſagen, wiewohl immer unerklärt bleibt, warum Fauſt nicht die wirkliche Schuld der That, die an den alten Leuten (Philemon und Baucis) verübt worden iſt, wenigſtens auch und noch mehr verwünſcht.“ Dieſer einräumende Satz und die Einräumung beſchränkende Zuſatz bedarf jedoch einer klareren und ſchärferen Faſſung.

Die Kollektiv-Sage vom Doktor Fauſt glaubt feſt an den Zauber und hält ihn, weil er nur durch Verſchreibung der Seele an den Teufel möglich ſein ſoll, für ein fürchterliches Verbrechen (daß man auch an eine gute, die ſogenannte weiße Magie glaubte, davon iſt hier abzuſehen; es war eigentlich ein Widerſpruch, doch begreiflich, wie man dazu kam). Wir Neueren erkennen Zauber als unmöglich und müſſen doch zugeben, daß er ein ſehr wirkſames poetiſches Motiv iſt, womit wir auch zugeben, daß es dieſer Vorſtellung doch an innerer Wahrheit nicht ganz fehlen kann. Wie iſt dies zu reimen? Das Gelüſte, zaubern zu können, liegt in uns allen. Jeder wird ſich erinnern, daß er in Momenten heftigen Wunſches ein und das andere Mal der träumeriſch ungebundenen Einbildungskraft den Zügel

ſchießen ließ und ſich vorſpiegelte, Dinge verrichten zu können, die nach Naturgeſetzen unmöglich ſind; dieſe Schwäche befällt uns am leichteſten, wenn wir in großer Noth ſind, oder wenn wir gründlich haſſen und Rache oder Strafe nicht möglich iſt; einen Schatz graben, uns unſichtbar machen und den Verhaßten durchbläuen und dergleichen: dies ſind die kindiſchen Imaginationsſpiele der Phantaſie, denen wir uns hingeben. Von der eigenen Vernunft darüber ertappt, ſagen wir uns nun leicht: das ſind alberne Träume, ausgeheckt vom ſelbſtſüchtigen Willen im Bunde mit der niederen, der ungeläuterten, undisciplinirten Form der Phantaſie. Unſer ſittliches Bewußtſein mißbilligt ſolche Träumerei, ſie iſt unrecht; man darf die Vorſtellung nur etwas weiter verfolgen, ſo ſieht man ein: könnte ich hexen, ſo könnten andere auch hexen; dann könnte jeder ſein Gelüſte ſtillen, aber dann wäre niemand mehr vor dem anderen ſicher, kein Recht, kein Geſetz hätte noch Kraft und Beſtand, die Geſellſchaft, alle Ordnungen des Lebens kämen aus Rand und Band. Es folgt der Satz: angenommen, man könnte zaubern, ſo dürfte man es nicht thun, weil es Verbrechen wäre, Verbrechen aus geſellſchaftzertrümmernder Selbſtſucht. Dieſen Satz nun überſetzt eine Zeit, die den Zauber für möglich hält, in den anderen: Zauber iſt nur mit Hülfe des Teufels, durch einen Bund mit ihm möglich. Denn der Teufel, urſprünglich der Gott der zerſtörenden Naturkraft, iſt zu der ethiſchen Bedeutung gelangt, daß er die abſolute Selbſtſucht vorſtellt, die jede erhaltende Ordnung zerſtört. Die Zauberſage, in der Fauſtſage concentrirt, hat demnach allerdings innere Wahrheit, und daß ſie damit ſo furchtbaren Ernſt

macht, das ist hinter dem Reize der romantischen Schauer ihr großer ethischer Werth. Dennoch geht Faust auch in der Sage nicht allein durch dies Capitalverbrechen zu Grunde. Zwar ladet er auf seiner abschüssigen Bahn keine hoch criminelle Schuld auf sich, insbesondere keinen Mord; die Sage denkt darauf wohl eben darum nicht, weil jene erste Schuld schon so ungeheuer ist; er verübt nur Bübereien wie gegen den Ritter in Innsbruck, dem er ein Hirschgeweih auf den Kopf hext, gegen den Papst im Vatikan, dem er Ohrfeigen applicirt und die Schüsseln weghascht; er begeht einige Betrügereien, wie gegen Roß- und Schweinehändler und den borgenden Juden, größeres Gewicht wird darauf gelegt, daß er liederlich lebt, und die Spitze dieses Lasterlebens ist sein Wollustbund mit der Teufelin Helena. Goethe nun hat in jener Stelle des zweiten Theils also wirklich recht, wenn er Fausts Gewissen als schwer belastet schon durch den Zauber darstellt, und ich hätte dies nachdrücklicher einräumen sollen, als mit den Worten: „doch kann man etwa sagen“ u. s. w., ich hätte nicht blos das Verbrechen gegen Philemon und Baucis als „wirkliche“ Schuld bezeichnen sollen, denn wirkliche Schuld ist schon der Zauber. Aber wahr bleibt dennoch, daß die äußerst schwache Betonung jener an dem Greisenpaar begangenen bestimmten Thatschuld ein großer dramatischer Mangel, ja Fehler ist. Bei dem modernen Dichter ist der Zauber zwar auch schon Schuld, aber im Unterschied von der Sage durfte sein Held nicht blos einige muthwillige Späße verüben, nicht blos in Tiefen der Sinnlichkeit versinken, er mußte so schwere Schuld begehen, wie es im ersten Theil die Verführung Gretchens ist, denn auf die

Schuld, die auch hier schon in dem Zauber liegt, kann in vergeistigter Auffassung doch nicht so viel Gewicht fallen, wie in der Sage. Warum? Weil Faust einen Erziehungsgang durchs Leben macht und aus Schuld und ihren Folgen lernen soll; da muß also bestimmte Schuld in bestimmten Verhältnissen des Lebens begangen werden, und schwere, wenn Faust „erfahren soll, was das Leben sei.“ Sodann muß er die Schuld schwer bereuen, und zwar diese, nicht blos den Zauber; er muß zur Selbsterkenntniß gelangen und mit neuer Energie eine neue Bahn betreten. Es ist eine sittliche Erweiterung und Vertiefung, was nach dieser Seite die Faustsage durch den Dichter erfahren hat, und er hält diesen Weg ein bis zum Schluß des ersten Theils, wo Faust die klare große Schuld an Gretchen so furchtbar zu fühlen bekommt, daß man hoch gespannt ist, wie er im Anfang des zweiten Theils aus grimmiger Seelenpein zu sühnenden Thaten sich erheben wird. Dieser zweite Theil aber betritt erst im fünften Akte wieder den ethischen Boden, auf dem jedes Drama sich bewegen muß, und da vermag die ermattete Hand des Malers dem Schatten und der Farbe nicht die nöthige Kraft und Sattheit zu geben, um auszudrücken, was auszudrücken ist; der vierte Akt berührt das Ethische im Gespräche, da Faust sich von Mephistopheles nicht zu fürstlichem Genußleben verlocken läßt, dann folgt kriegerische Handlung, aber nur durch Mephistopheles und seinen Zauber, die drei ersten Akte drehen sich ermüdend um das rein humanitarisch verwendete Helena-Motiv. Ich wiederhole hier diese oft vorgebrachten Sätze, um der Sage ihr Recht angedeihen zu lassen. Sie hat darin einen Vorzug

vor Goethe's Drama, daß ſie die Helena in ethiſchen Zuſammenhang rückt. Der moderne Dichter hätte das gekonnt, ohne darum die großen äſthetiſchen Vortheile zu opfern, welche die Sage, ſchwach erſt ahnend, was klaſſiſch-plaſtiſche Schönheit ſei, ſich entgehen ließ. Helena konnte die ſchönſte, reizendſte aller Griechinnen ſein und doch ein Teufelsgeſpenſt. Ich verweiſe hierüber auf Krit. Gänge, Neue Folge, S. 26, ff.

Noch einen Nachtrag glaube ich der Sage ſchuldig zu ſein, eine Bemerkung zu den Stellen meiner früheren Kritiken, wo ich ihr Ende troſtlos finſter, graß und barbariſch genannt habe gegenüber dem Schluſſe des Goethe'ſchen Dramas. Das iſt es auch; roh iſt das Bild, wie Fauſt vom Teufel in Stücke geriſſen wird, daß das Hirn an den Wänden umherſpritzt; unendlich hoch ſteht darüber der Lichthimmel der Erlöſung im Drama unſeres Dichters; natürlich kommt das auf Rechnung des Unterſchiedes der Zeiten; aber ein furchtbarer Ernſt iſt doch in dieſer Rohheit, das Bild iſt barbariſch, aber der Sinn beſagt, daß das Böſe unerbittlich ſchreckenvoll ſich richtet. Dieſes Gericht hatte der moderne Dichter in das Innere, in das Gewiſſen zu verlegen, und es konnte ein furchtbares, in Verwerfung des Böſen kategoriſches ſein, ohne daß dadurch der verſöhnende Schluß aufgehoben wurde; Fauſt mußte nach ſeinen Verbrechen, zuerſt nach dem an Gretchen begangenen, dann nach anderer ſchwerer Schuld, womit ein wirkliches Drama ihn noch zu belaſten hatte, in der Hölle der Reue unendlich leiden, und gerade die Reue mußte ihn vor- und aufwärts führen. Dem gegenüber, daß Fauſt die Erlöſung doch zu leicht erkauft, da ſeinem verdienſtvollen Streben das geforderte ſtarke Schuldbewußt-

ſein nicht vorangeht: dem gegenüber iſt das Schlußbild der Sage, obwohl roh, doch von mehr Kraft des Ernſtes getragen. Mit dem ethiſchen Intereſſe fiel aber das poetiſche innig zuſammen, denn Seelenſtürme, Gewiſſensleiden, wie die geforderten ſind doch wahrlich dem Dichter ein fruchtbares Motiv, mächtiges Pathos in erſchütternden Scenen zu entladen.

Die Bedeutung der Sage iſt mit dieſen Bemerkungen nicht erſchöpft. In meinen Vorleſungen — die ich erwähnen darf, weil es ſich da nicht um Privates, ſondern um Oeffentliches handelt — habe ich ſtets auch die tieferen Ahnungen aufgezeigt, die in ihr anklingen. So wenig rein und ſcharf auch der Erkenntnißdrang hier als Grundmotiv in Fauſt hervortritt, man ſpürt dennoch den Zug zu tieferem Eindringen in das Geheimniß der Natur, welcher zur Zeit ihrer Entſtehung in myſtiſcher und phantaſtiſcher Geſtalt ſich regte; die Beſchwörungen antiker Geſtalten ſind naiver Ausdruck der humaniſtiſchen Bildung in ihrem Anfang, wo erſt von ferne ein Bild der antiken Schönheit dem barbariſchen Norden aufdämmerte. Der Reformation mochte man anfühlen, daß ſie noch anderes in ihrem Schoße barg, als eine neue Kirche, die ihren Glauben an die Autorität der Bibel band: einen unendlich kühnen Bruch mit allem, was Jahrhunderten heilig geweſen war, ein Wagniß ſo gefährlicher als erhabener Art, worin das Zeitalter des Freiheitſtrebens, der Revolution von Weitem ſich ſchon ankündigte. Was den letzteren fernen Anklang betrifft, ſo muß man ſich freilich ſehr hüten, kein Haar mehr zu finden, als eben nur dieſen, ſonſt geräth man wieder in die große Ueberſchätzung der früheren Fauſt-Commentatoren. Ich will nicht ſagen, daß dieſe bei K. Fiſcher

ſich zeige, doch um ein gut Stück nimmt auch er, wie wir geſehen, die Sage zu hoch.

Der Fauſt der Sage verfällt der Hölle, der vergeiſtigte Held in Goethe's Drama geht durch Schuld zum Siege, wird gerettet. Es unterſcheiden ſich aber, wie die Kritik längſt erkannt hat, zwei Pläne; im älteren, jugendlichen, bleibt Fauſts Endſchickſal dunkel, der zweite, lichte Plan, der die befreiende Ausſicht eröffnete, lag ſeit der Ausgabe von 1808 mit dem Prolog im Himmel klar vor Augen. Dieſe zwei Pläne ſcharf zu unterſcheiden, macht ſich K. Fiſcher zu ſeiner Hauptaufgabe. Man konnte, ſo lange der neue Plan nicht vorlag, ſogar meinen, Goethe habe zur Zeit, da er die älteſten Theile ſchrieb, Augenblicke gehabt, wo er ſeinen Helden der Hölle zuzuführen gedachte, wie die Sage thut. Manche haben angenommen, daß er das entſchieden wollte, z. B. Frau v. Staël: „Gretchen verliert das Leben, und rettet ihre Seele, Fauſt rettet das Leben und verliert die Seele.“ Ich habe nun (ſ. m. Schrift Goethe's Fauſt u. ſ. w. S. 7 u. 8) zwar nicht dies Letztere, wohl aber eine Ungewißheit zugegeben, dann hinzugeſetzt: man würde gerne ſagen, Göethe könne doch an ein ſolches Ende niemals gedacht haben, wenn nicht das Vorſpiel auf dem Theater mit den Worten ſchlöſſe: „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“; ſie ſtehen freilich mit dem Prolog in Widerſpruch, und da ſeien nun drei Fälle denkbar: entweder man läugne den Widerſpruch, indem man annehme, das: „zur Hölle“ bedeute weiter nichts als: es wird hölliſcher Spuck vorkommen, ſo werde es aber niemand nehmen, das „zur“ bedeute doch das Ende, wohin die Handlung führt, oder man gebe den

Widerſpruch zu und erkläre ihn aus einem Verſehen des Dichters, indem er die Reminiscenz eines früheren vorübergehenden jugendlichen Vorhabens hereinſpielen laſſe, wonach Fauſt der Hölle verfallen ſollte, aber ſo ſehr zu vergeſſen, was der Prolog in Ausſicht ſtelle, ſei doch faſt unmöglich geweſen; ſo bleibe nur die Annahme eines eigenthümlich ſtarken Scherzes möglich, den der Dichter mit dem Leſer treibe. K. Fiſcher wendet ſich gegen mich (ohne mich zu nennen, ſondern mit der Formel: „der Einwand, der hier entſtehen könnte, meint“ u. ſ. w.), er wählt die von mir für unmöglich erklärte erſte dieſer drei Löſungen; er ſagt, im Prologe ſpreche der Herr, im Vorſpiel nur der Theaterdirektor, dem der Dichter nicht die Idee ſeines Werkes, nur den Theaterzettel anvertraut habe, ferner, wenn man an die erſte Station auf der Fahrt, die Wette mit dem Satan denke, ſo dürfe ſelbſt der Theaterzettel ſagen: vom Himmel durch die Welt zur Hölle; überdies erſchiene am letzten Ende, wenn auch keineswegs der Sieg, doch das Reich der Hölle. Dieſe Gründe ſcheinen mir wenig zu verfangen. Wohl ſpricht nur der Theaterdirektor, aber ſeine Worte bilden den Schluß des Vorſpiels, und ſo fällt ein Accent auf ſie, der den Schein ausdrücklichen Ernſtes mit ſich führt; an das Wagniß der Wette mit dem Teufel, an dieſe bloße „Kopfſtation“ wird hier niemand, jedermann an die Endſtation denken, auch niemand an den vorübergehenden bloßen Scheinſieg, vielmehr jedermann an einen wirklichen Sieg wie im alten Volksdrama und ſeiner Höllenfahrt mit Heulen und Feuerregen. Und ſo wird wohl die dritte Annahme allein übrig bleiben, es iſt eben ein Spaß, eine Neckerei des Leſers, aber etwas

muthwilliger, als recht ist, weil sie die Mehrheit der Leser verwirren muß. — Sollte aber am Ende gar noch eine vierte Annahme möglich sein? Vorspiel und Prolog sind in den Jahren 1797 bis 1801 gedichtet; Genaueres weiß man nicht. Wie, wenn man nun annähme, das Vorspiel sei innerhalb dieser Zeit bedeutend früher als der Prolog entstanden, und zwar in einer Stimmung, wo Goethe gedachte, seinen Faust der Hölle verfallen zu lassen, und wohl um ein paar Jahre später sei Goethe zu der höheren, freieren Idee gelangt, das Leben seines Helden unter einen Standpunkt zu stellen, nach welchem er gerettet werden müsse? Doch eine sehr kühne Annahme! Voraussetzen würde sie, daß der Dichter sich bis dahin nicht nur dunkel darüber war, wie er seinen Helden sollte endigen lassen, sondern daß er — was etwas anderes ist — sich schwankend verhielt, daß er in diesem Schwanken wirkliche Momente hatte, wo er ihn untergehen zu lassen gesonnen war. — Ich zweifle; lassen wir den Knoten ungelöst liegen, wie er liegt. Auf die letztere Frage aber müssen wir noch zurückkommen, ein anderer Gegner wird uns dazu Anlaß geben.

Jetzt zu einem Knoten noch anderer Art, zum schwersten unter allen!

Die Stelle im Prolog:

> So lang' er auf der Erde lebt,
> So lange sei dirs nicht verboten,
> Es irrt der Mensch, so lang er strebt!

führt nach meiner Ansicht einen ganzen Knäuel schwer zu entwirrender Gedanken mit sich. Ich habe dieses dialektische Kreuz schon in den „Krit. Bemerkungen über den 1. Thl.

des Goethe'ſchen Fauſt und namentlich den Prolog im Himmel“ (Monatsſchrift des wiſſenſchaftlichen Vereins in Zürich 1857, ſpäter ſelbſtändig erſchienen), dann wieder in meiner letzten Schrift S. 230 ff. klarzulegen geſucht. K. Fiſcher gibt meine Ausführung wieder und beſtreitet ſie.

Sie iſt nicht richtig wiedergegeben.

K. Fiſcher ſagt, mein Einwurf treffe den Kern der Dichtung, es ſei daher nöthig, ihn näher ins Auge zu faſſen. Nimmt der Gegner ſelbſt es ſo wichtig, ſo wird ſich der Leſer gefallen laſſen, wenn ich ihm abermals die Geduldprobe auferlege, ſich mit dieſem Kreuz den Kopf zu zerbrechen. Gehen wir an die Arbeit!

Daß der Prolog auf den Schluß präludirt, auf die Himmelfahrt Fauſts, dies bezweifelt auch K. Fiſcher nicht und wohl überhaupt niemand. Der Dichter muß dieſes mythiſche Motiv als Symbol für die Wahrheit, daß Fauſt gerettet ſei, ſchon damals ins Auge gefaßt und in unbeſtimmten Umriſſen innerlich entworfen haben, in Umriſſen freilich, die gewiß einfacher waren, als der Riß zu dem ſtockgothiſchen Giebel, den er im ſpäten Alter aufgeſetzt hat. Er konnte dies Motiv nicht entbehren. Warum nicht? Ihm war, als er den Prolog ſchrieb, die löſende Idee für ſein Drama aufgegangen. Sie hieß: Entwicklung. Fauſts Leben ſollte ein Bild werden des Entwicklungsganges eines wild, dunkel, gefährlich ſtrebenden Menſchen durch Irrthum und Fehl zum Licht, zur Klarheit, zur ſittlichen Reife. Hierin ſollte zugleich eine univerſale Bedeutung liegen: ganz unbeſchadet der konkreten poetiſchen Perſönlichkeit wuchs ihm ſein Held zu einem Bilde der ſtrebenden Menſchheit empor. Dies ſieht

auch K. Fiſcher ſo an: „es handelt ſich um die Lebensfrage der Menſchheit“ und ähnlich (S. 140, 142).

In keinem Zeitmomente kann man von einem Menſchen mit mathematiſcher Gewißheit ſagen, er ſtehe im Vernünftigen und Guten ſo feſt, daß Rückfall nicht zu beſorgen ſei; ſollen wir aber in dieſem Einzelnen ein Bild der Menſchheit ſehen: die Menſchheit bewegt ſich ewig durch einen Wechſel von Aufſchwung und Rückfall, Verdienſt und Verbrechen, Stillſtand und Streben; daß ſie darum nimmermehr verloren ſein kann, dies iſt eine transſcendente Wahrheit, für die es einen handgreiflichen, realſinnlichen Beweis ſo wenig, noch weniger gibt, als dafür, daß ein Einzelner, ſo ſicher er ſcheinen mag, nicht wieder zurückſinken werde. Der Beweis, daß die Menſchheit nicht ewig verdammt, ſondern ewig gerettet ſei, iſt philoſophiſch zu führen aus dem Weſen des Guten und des Böſen (und Schlechten). Das Gute iſt nicht unbewegte Subſtanz, es iſt Bewegung, Thätigkeit, es iſt Streben, weſentlich Streben, und hiemit iſt der ewige Kampf geſetzt, gefordert. Das Schlechte, das Böſe, iſt weſenlos, iſt Selbſtzerſtörung, hat Sein nur als Objekt des Guten, als Ferment und Hebel des ewig neuen Werdens des Guten. Und hier liegt auch die Löſung der Frage nach dem Wohl. Das Wohl iſt zu ſuchen im Streben, Streben iſt Seligkeit, dem Streben Widerſtreben iſt Unſeligkeit.

Der Dichter iſt nicht Philoſoph, er kann dieſe transcendente Wahrheit anders als in einem ſymboliſchen Akte nicht darſtellen. Man verſuche es einmal, ſich als Schluß einer Handlung wie im Drama „Fauſt“ ein Geſpräch vorzuſtellen, wo mit Gründen und Gegengründen geſtritten wird,

wo der Herr gegen den Verſtand des Mephiſtopheles die Vernunft vertritt, indem er, im Fauſt das Bild der Menſchheit erblickend und aufzeigend, die philoſophiſche Wahrheit verficht, daß das Gute als ewiges Streben das einzig Weſenhafte und die ewig kämpfende Menſchheit ewig, zeitlos gerettet iſt. Die Vorſtellung iſt ſo abgeſchmackt, fällt aus aller Poeſie ſo ganz heraus, daß ſie gar nicht vollzogen werden kann. So etwas machen kann ja der Dichter nicht, auch wenn er wollte; er ſelber kennt ja ſolche transſcendente Wahrheit nicht in Begriffsform, er ſelber ahnt ſie nur in Bildern und nicht anders die unendliche Menge der Leſer. Der Poet braucht eine demonstratio ad oculos und es kann in dieſem Falle nur eine mythiſche ſein. Nur in himmliſchen Geſtalten, nur in einem Akte, worin das erhabene Phantaſiebild der Religion zu Hülfe genommen wird, kann eine Wahrheit von ſolcher Weite und Höhe zur Anſchauung werden. Das Schöne im Bilde des Aufſchwebens trägt über alle Scrupel hinweg. Im weſtöſtlichen Divan ſagt der Dichter zur Huri:

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Ebendieß dürfte in einem ſolchen Schluß der Himmel von und für Fauſt zu Mephiſtopheles ſagen.

Man wird — vorausgeſetzt, daß es ein wahrer Dichter iſt, der ein ſolches Motiv uns vorführt — dieſen großen Sinn auch ohne analyſirende Reflexion in ſeinem Bilde ſo ſicher finden, als er ſelbſt in der bildlichen Form ihn erahnte;

man wird alſo, wenn der Herr dem Mephiſtopheles, der auf ſeinem Rechte beharren und ſeine mit Blut unterſchriebene Urkunde vorweiſen wird, mit einer Erhebung Fauſts in den Himmel antwortet, ſtatt lange zu disputiren: man wird darin kein Unrecht, keinen Willkürakt, keinen himmliſchen Staatsſtreich ſehen, weil man erkennt, daß dieſer Akt ein mythiſcher Compens für eine philoſophiſche Beweisführung iſt, und Mephiſtopheles hat eben das Nachſehen. Eine der Zeit nach unendliche Linie — dieſe iſt das ewige Streben der Menſchheit — wird wie von oben, wird aus einem Jenſeits durchſchnitten. Das Jenſeits aber iſt die zeitloſe innere Wahrheit des Dieſſeits, der Himmel iſt ewig gegenwärtig im Innern, im Geiſtesleben der ſtrebenden Menſchheit. Dies ſchaut und fühlt der Dichter und der Leſer als den wahren Sinn der gewaltſamen Durchſchneidung, und Mephiſtopheles beruft ſich vergebens auf die Unendlichkeit der zeitlichen Linie.

Aus dieſer — nicht trügeriſchen — Illuſion wird man nun aber durch jene drei Zeilen:

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſei dirs nicht verboten:
Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt!

wenn man anders mit einigem Nachdenken dabei verweilt, heraus- und in das diskurſive Denken hineingeworfen, das ſich dieſe Illuſion nicht mehr gefallen läßt. Iſt Irren von Streben untrennbar, ſagt man ſich jetzt hell und ſcharf, ſo kann nie ein Zeitmoment eintreten, wo Feſtigkeit im Guten und Klaren vollſtändig, mathematiſch und augenſcheinlich geſichert iſt, und da der Fauſt, der immer ſtreben wird, unbeſtritten die ſtrebende, kämpfende Menſchheit repräſentirt, ſo

gelangt man auf dieſem Gedankenwege eben in die Bahn des reinen Begriffes, der vorhin ausgeſprochen und wonach das Jenſeits die innere Wahrheit des Dieſſeits iſt, die Menſchheit ewig kämpfend ſiegt, ewig verloren ſcheint und gerettet iſt. Dieſe begriffsmäßig erkannte Wahrheit iſt bildlos, ſie ſchließt die ſinnliche, die augenſcheinliche Entſcheidung in einem Zeitmoment aus, und wird ſolche vom Dichter doch eingeführt (oder wie im Prolog ſichtbar, vorbereitet), ſo ſcheint ſie nun Unrecht. Es iſt geſagt, es iſt herausgeſtellt und betont, daß der Menſch irrt, ſo lang er ſtrebt; einen Zeit-Moment, wo er trotzdem begnadigt iſt, kann es nicht mehr geben; ſomit geht man nicht mehr wie vorher leicht darüber hinweg, daß Mephiſtopheles ſich nie als geſchlagen bekennen wird; es iſt ja wahr, daß der Menſch vor Rückfällen niemals ſicher iſt, Mephiſtopheles darf und kann ſich darauf berufen, ſein „ſchon gut, nur dauert es nicht lange“ könnte nur noch mit philoſophiſchem Beweis, kann nicht mehr nur ſymboliſch mit einem ſinnlichen Akte beantwortet werden; ſolcher erſcheint jetzt als Durchhauung des Knotens. Eine Durchkreuzung des Rationellen und Mythiſchen habe ich dies (S. 232) genannt; ein Stück rationellen Gedankens tritt nun neben ein Stück mythiſcher Symbolik und beide ſind einander im Wege, denn durch jenes ſind uns die Augen ſo geöffnet, daß wir dieſer, der demonstratio ad oculos, nicht mehr recht glauben können. Wir ſind auf jene unendliche Linie des Lebens gewieſen, ein ſinnlicher Akt hebt uns nicht mehr aus ihr, über ſie hinweg, gilt uns nicht mehr als Aequivalent für eine Idee.

Hiermit iſt, nicht überall wörtlich, aber wie mir jeder

aufmerkſame Leſer bezeugen wird, richtig und treu mein Gedankengang wiedergegeben. Ich habe den Dichter darum nicht hart angegriffen; man leſe im Folgenden (S. 240) auch, wie ich ihm einen Schild vorhalte mit dem Satz: ein Poet, der ebenſoſehr ganz Philoſoph wie Dichter wäre, den es aber nicht gibt, hätte möglicher Weiſe einen leichteren Ausweg gefunden.

Und wie gibt nun K. Fiſcher meine Gedankenreihe wieder? Sie lautet nach ihm ſo: „ſoll die Sache zu Ende gebracht werden, ſo kann es nur geſchehen durch einen Machtſpruch des Herrn, durch eine Art himmliſchen Staatsſtreichs, den auch der Herr im Schilde führt; er hat bei ſich beſchloſſen, in einem gegebenen Zeitpunkte einzuſchreiten und Halt zu gebieten, er wird dem Teufel zurufen: es iſt genug! den Fauſt verklären und emporſteigen laſſen zu den Seligen; daher konnte die Dichtung nur mit einer ſolchen mythiſchen Himmelfahrt ſchließen; ihre Vollendung iſt nicht das naturgemäße Ziel einer tragiſchen Entwicklung, ſondern das Werk einer göttlichen Machination, und es konnte nicht anders kommen unter der Vorausſetzung des Prologs und der Idee der neuen Dichtung. Dies iſt der Einwurf mit allen ſeinen Gründen, der die neue Dichtung in der Wurzel angreift und ihren mythiſchen Charakter verwirft“ (152, 153).

Ich habe die mythiſche Löſung für ein ganz gutes und richtiges poetiſches Motiv, als unentbehrlichen Compens für eine philoſophiſche Wahrheit erklärt und nur gefunden, daß durch jene drei Verſe dieſer nicht leere, ſondern inhaltsvolle Schein geſchädigt wird. — Man vergleiche nun!

Ich ſage: das mythiſche Motiv iſt recht und gut, nur

durchlöchert es der Dichter, zerwirft den poetiſchen Schein durch jene drei Verſe. K. Fiſcher läßt mich ſagen: das mythiſche Motiv iſt aus falſchen Prämiſſen nothwendig gegeben und alſo ſelber falſch.

Sehen wir nun, wie K. Fiſcher gegen mein angebliches Unrecht den Dichter rechtfertigt. Er führt nach dieſer Wiedergabe die Worte des Herrn an:

> Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Deß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren

und fährt fort: „das heißt doch wohl, die Läuterung des Fauſt iſt Frucht ſeiner naturgemäßen Entwicklung, die der Herr nur durchſchaut, nicht fabricirt, ſie iſt keine Verklärung von außen herein, keine Transfiguration, die dem Fauſt mit Wolken unter die Arme greift.“ Der Satz faßt zwei verſchiedene Punkte, nicht genug unterſcheidend, zuſammen: Fauſts Läuterungsgang bis zu ſeinem Ende und dieſes Ende, die Erhebung in den Himmel. Was den erſten dieſer zwei Punkte betrifft, ſo war es des Dichters guter Wille, ſeinen Fauſt auf ſchweren Erfahrungswegen durch harte Kämpfe zur Läuterung gelangen zu laſſen; das genügt für den Zuſammenhang gegenwärtiger Erörterung; daß Goethe es nicht geleiſtet hat, dies gehört in einen andern und iſt in ſolchem von mir beſprochen; in dieſem, im gegenwärtigen Zuſammenhang iſt die Rede vom Ende, von der Verklärung, und mein Einwurf gilt nur dem Verhältniß zwiſchen Gedanken und Bild in der Ankündigung des mythiſch-ſymboliſchen Schluſſes durch den Prolog, wovon ich behaupte, dieſes

Verhältniß ſei durch die drei Verſe zerſprengt, aus den Fugen geſchoben.

Von da nimmt nun K. Fiſcher den Uebergang zum Hauptſatze ſeiner fehltreffenden Widerlegung meiner Anſicht. Er ſagt, das Wort des Herrn, „es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt" ſpreche keineswegs gegen eine naturgemäße Läuterung; Fauſt müſſe es nicht bis zur Unfehlbarkeit gebracht haben, um der Aufnahme in den Himmel würdig zu ſein, es genüge, wenn er einen Grad der Läuterung erreiche, der zwar nicht Irren, aber tiefen Fall in die Strudel der Sinnlichkeit ausſchließe; „auch der Meiſter irrt, der große Denker, wie der große Künſtler, ſie ſtreben und irren, aber der Irrthum des Meiſters macht ihn nicht zum Stümper und nicht zum Schüler, wirft ihn nicht zurück in die Probezeit. Wird eine ſolche Läuterung erreicht, ſo iſt die Wette gewonnen, gleichviel ob Mephiſtopheles Ja ſagt oder nicht."

Zunächſt muß ein Bedenken gegen dieſen Satz ausgeſprochen werden, das zwar in der Frage, um die es ſich jetzt handelt, nicht entſcheidend iſt. Fauſt geht von einem Denkerleben, dann leidenſchaftlichem Weltleben, dann humaniſtiſch-äſthetiſchen Bahnen zum handelnden, politiſch-thätigen Leben über und erſcheint zuletzt auf einer Höhe, von der wir einen Fall in das Meer der Sinnlichkeit allerdings nicht mehr befürchten, auf welcher er aber vor Verbrechen eines herriſchen Willens nicht ſicher iſt. Der Dichter ladet ihm die Tödtung des alten Paares Philemon und Baucis auf das Gewiſſen; energiſcher Herrſcherwille, wie ſehr auch für das Wohl eines Volkes thätig, ſchwebt ſtets in Verſuchung zu eigenmächtigem Handeln. „Irren" bedeutet doch mehr

als Fehltritte der ſinnlicheren Leidenſchaft, es bedeutet auch ſchwere Verirrung durch rückſichtsloſe, Recht verletzende That, und gerade dieſe ſtarke Schuld alſo wird dem Fauſt noch in ſeinem letzten Stadium, in ſeinem relativen Reifeſtand, aufgebürdet. Und der Dichter thut Recht daran; daß er es auf ſchwache Weiſe thut, davon ſehen wir jetzt ab. Verloren darf Fauſt auch dadurch nicht ſein, nur freilich müßte er ſich aus dieſer letzten Schuld etwas entnehmen, wir müßten ſehen, wie ſie ihm tief zu Herzen geht und wie er große Vorſätze der Selbſtbeherrſchung faßt. Auch davon aber, daß der Dichter auch dies letztere nicht geleiſtet, ſehen wir, wie ſchon geſagt, jetzt ab, denn noch einmal: das hat mit dem Tadel, der in Rede ſteht, mit der Sprengung des poetiſchen Scheins durch jene drei Verſe nichts zu ſchaffen. Der Dichter wollte einen wahren Läuterungsgang vorführen, und wir rechnen ihm ſeinen Willen als That an, er würde uns im Prolog durch jene auf die unendliche Zeitlinie des ganzen Menſchheitlebens hinweiſende Stelle ebenſo verwirren, wie ich gezeigt, auch wenn er im Verlauf uns überzeugte, daß ein ſehr ſchuldiger Fauſt doch der Vergebung würdig iſt.

Von dem Vorwurf verwirrender Wirkung gegen die drei Zeilen: „Solang — — ſtrebt“ könnte man die dritte, „es irrt der Menſch, ſolang er ſtrebt“ dann ausnehmen, wenn ihr etwas anderes vorangienge, als was in den zwei Verſen vorangeht. Jedermann denkt oder möchte denken bei dieſen Worten an dunkle und gefährliche Jugendgährungen im Gegenſatz gegen die Reife und Willensſtärke des Mannes, und jedermann wäre geneigt, in dem Bilde eines ausgereiften,

klar und ſtetig ins Große, obwohl nicht ſchuldfrei wirkenden Mannes die Gewährſchaft zu ſchauen, daß es auch mit der Menſchheit, die er zugleich repräſentirt, trotz ihrer ewigen Schwankungen nicht ſchlecht ſtehen könne, denn, in der That, große Männer ſind ja nicht der kleinſte Beweis dafür, daß die Menſchheit nicht des Teufels ſein kann. Dieſe Auffaſſung wird ja nun aber aufgehoben durch die vorangehenden Worte, eben die oft genannten: „ſo lang er auf der Erde lebt, ſolange ſei dirs nicht verboten.“ Nach dieſen Worten kann unter Streben nicht mehr nur das dunkle, verworren gährende Jugendſtreben des vorbildlichen Einzelnen verſtanden werden, ſondern ſie bedeuten das Streben in allen Zeiten, allen Lebensaltern, das Streben aller Nationen, der Menſchheit, und indem dies ganze unendliche Feld dem Mephiſtopheles preisgegeben wird, iſt geſagt, daß in aller Geſchichte, in allem Dieſſeits Mephiſtopheles eine Gewalt habe, welche die Rettung der Menſchheit erſt in einem Jenſeits möglich mache; und dies, um es nochmals zu wiederholen, erſcheint dann als himmliſcher Staatsſtreich. Alſo: an dieſer Stelle müßte nichts ſtehen, was Erde und Himmel einander gegenüberſetzt, wir würden nicht irre, wenn — ſo habe ich geſagt — etwas anderes vorangienge, und dies andere müßte beſtätigen, daß hier nur von dunkeln Jugendgährungen eines Kämpfers die Rede iſt, deſſen in Ausſicht geſtellte ſieghafte Manneshöhe uns unbefangen hoffen ließe, daß die Menſchheit überhaupt nicht verloren ſein könne. Der auszudrückende Gedanke hätte ſein müſſen: ſo lang er in dunkeln Jugendgährungen lebt, ſo lange ſei dirs nicht verboten; dafür zu ſorgen, daß dies in fließendem Verſe geſagt werde, wäre des

Dichters Sache gewesen, jeder Versuch, unsrerseits es zu thun, würde nur ungeschickt und wohlweis herauskommen. Wir sind, — auf diesen Ausdruck komme ich hiemit abermals zurück —, durch jene Worte auf die unendliche Linie gewiesen, auf dieser Linie aber hat Mephistopheles, wie ich gezeigt, einen Grad von Recht, der mit philosophischen Gründen widerlegt werden müßte, nicht mehr mit einer Himmelfahrt zu widerlegen ist.

Wir stehen, wo wir standen. Ehe jene Worte des Herrn gefallen sind, liegt die Aussicht vor uns, daß Mephistopheles von der Klarheit, in welche sich Faust nach überstandener Gährung erheben wird, verstummen, beschämt abziehen werde, und daß wir, die Zuschauer, dann in diesem Faust die ganze Menschheit als ewig gerettet erblicken werden.

Auch die Worte des Herrn: „so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen" habe ich, sofern sie getrennt festgehalten werden, nie als beirrend angesehen. Sie stellen eine Assistenz des Himmels in Aussicht, ja mehr als dies: die Klärung Fausts erscheint einfach als (künftiges) Werk des Himmels. Allein bei „Klarheit" denkt man doch so gern an das natürlich menschliche Klarwerden, daß hier kein Skrupel aufkommen könnte, wenn sich die Stelle vom Folgenden trennen ließe. Gewiß kommt es bei der Wette zwischen dem Herrn und Mephistopheles wesentlich darauf an, ob Faust sich durch eigene Willenskraft hindurchwinden werde; aber es wird an dieser Stelle niemand einfallen, daran zu zweifeln, daß die Führung Fausts durch den Herrn als gleichbedeutend mit Fausts eigenem Wollen und Thun zu nehmen sei; diese Führung durch den Herrn ist identisch mit Fausts idealem Ich, hinzu-

genommen die fördernden Umstände, welche neben allen Hindernissen die Welt auch ohne Wunder doch immer dem redlich Strebenden entgegenbringt. Auch hier also *nicht*, sondern dort, wo ich ihn finde, liegt der Knoten; durch ihn wird diese Betrachtung auseinandergeworfen, denn der folgende: „solang er auf der Erde lebt", macht dem Leser oder Hörer unmöglich, an jenes menschlich natürliche Klarwerden zu denken, weist ganz auf jenseitige Hülfe, ja auf eine solche, die den Faust, *statt* ihn diesseits von innen rettend in die Klarheit zu führen, von außen rettend ins Jenseits entrückt.

Hiermit hoffe ich denn, ist die Sache endlich klar gelegt, und also sei abermals in Kürze gesagt: alles liegt in Ordnung, wenn man seinen Standpunkt *hinter* der Stelle nimmt, die uns so sauer bemüht hat; so beruhigend, wie es nach K. Fischer steht, so steht es, *ehe* jene Verse dazwischentreten und das abstrakte Denken aufrütteln.

Es wären nun auch die nachfolgenden Worte des Mephistopheles: „Da dank' ich euch" u. s. w. noch zu besprechen, weil die vorhergehende Noth sich in sie fortsetzt. Da sie aber K. Fischer zwar anführt, aber gegen mich nicht weiter verwendet, so darf ich einfach auf S. 246—248 meiner Schrift verweisen. Ich führe nur noch an, daß diese Stelle selbst einen so ruhigen Blick wie den Wilh. Scherers irregeführt hat. Er sagt in dem mehrerwähnten Aufsatz „Der erste Theil des Faust" — ich möchte ihn eine geologische Untersuchung nennen — (S. 112): „*Dieser* Mephistopheles" (der Mephistopheles des Prologs *vor* der, später gedichteten, Wette) macht auf das Jenseits keine Ansprüche." Dies ist noch schwerer zu verstehen, als die schwere Textstelle, denn

was nützt ihm sein Operiren, wenn die Seele, die er verderbt zu haben glaubt, kurzweg im Jenseits rein gewaschen wird? Ein Mephistopheles, der nach der Seele Fausts im Jenseits nicht fragt, ist, wenn je, gewiß dann nicht denkbar, wenn ihm, wie im Prolog, der Gegensatz von Diesseits und Jenseits markirt ist. Nein! er versteht das Jenseits des Herrn als einen für die ideale Schätzung doch evidenten Sieg des Guten und hofft im Diesseits Faust doch so herunterzubringen, daß der ideale Gegenbeweis in seinem Symbol, einer Himmelfahrt, abgeschnitten, bildlich gesprochen: daß die Himmelfahrt als gewaltsame Durchhauung des Knotens, als offenbares Unrecht ausgeschlossen sei.

Der Prolog im Himmel führt uns als späterer Bestandtheil auf den Unterschied der ungleichzeitigen Schichten zurück, aus denen das Drama besteht. Es ist bereits gesagt, daß K. Fischer sich zur Hauptaufgabe macht, diesen Unterschied strenger zu ziehen, als bisher geschehen ist; er führt die Linie so scharf, daß er eine alte und neue Dichtung einander gegenüberstellt. Doch theilt auch er die oben von mir ausgesprochene Ansicht, daß nach dem alten Plane das Ende Fausts nur dunkel bleibt, daß eine Läuterung und Rettung Fausts nicht in bestimmte Aussicht genommen, doch auch nicht, schon damals nicht ausgeschlossen war. Wenn ich für möglich halte, daß der Dichter vielleicht Momente hatte, wo er Faust opfern wollte, so begründet dies keine starke Differenz, denn dabei ist eben nur an Momente zu denken. Jedenfalls war sich der Dichter in den gewiß vorwiegenden Stimmungen, in denen er seinen Faust zu retten gedachte, über das Wie der Rettung so ungewiß wie über

ſeine eigene Zukunft in jener gährenden, titaniſchen, klippenreichen Jugendzeit. Auf das Dunkel, worin dem Dichter zur Zeit der erſten Dichtung die eigene Zukunft noch lag, weist auch K. Fiſcher hin. Hierin alſo wären wir einverſtanden, dieſer Punkt bleibt ſchwebend. Wirklich wird jeder nachdenkende Leſer an ſich die Erfahrung machen, daß er, ſobald er ſich den Prolog wegdenkt, ins Ungewiſſe geräth, ob er am Schluſſe des erſten Theiles Fauſt verloren geben ſoll oder nicht. In der neuen Dichtung iſt das Ziel erkannt, Fauſt muß in die Klarheit geführt werden. Nun aber zieht K. Fiſcher die trennende Linie allzu ſcharf, indem er ſich bemüht, zu zeigen, Mephiſtopheles ſei in der alten Dichtung als Sendling des Erdgeiſtes — als der er dort allerdings erſcheint — kein Teufel, ſondern nur ein Kobold, ein Elementargeiſt, ſie habe keiner überirdiſchen und keiner unterirdiſchen Mächte, nicht des Himmels, nicht der Hölle bedurft. Dieſe Anſicht theilt neuerdings Wilh. Scherer und führt als Grund dafür an, daß Mephiſtopheles nicht alles vermag, „nicht alle Macht im Himmel und auf Erden hat.“ Allein auch ein Teufel; ſelbſt der Teufel (beides wechſelt im Gedichte) vermag nicht alles, und heißt Mephiſtopheles ſchon in einer der älteſten, gewiß dem erſten Plan zugehörigen Scenen der Schandgeſelle, der ſich am Schaden weidet und am Verderben ſich letzt, ſo läuft Fauſt mit ihm dieſelbe Gefahr wie mit einem oder dem Teufel und würde nichts verändert, wenn ſich nachweiſen ließe, daß die Namengebung Teufel etwas (jedenfalls nur wenig) ſpäter iſt, als die älteſte, die proſaiſche Schichte des Gedichts. K. Fiſcher verwendet nun aber als Beweis gegen die ſataniſche Natur

des Mephiſtopheles namentlich die Stellen, wo derſelbe bald monologiſch, bald im Geſpräch mit Fauſt Wahrheiten ausſpricht, welche dieſem als heilſame Warnung und Lehre zu dienen geeignet ſind; ſolche ſoll nur ein Sendling des Erdgeiſtes ſprechen können, der nicht ein Teufel iſt. Da ich im Gegentheil beſtrebt war, zu zeigen, daß Mephiſtopheles, obwohl Teufel, gar vieles ſpricht, ſprechen kann und darf, was eine klare Einſicht in das Wahre und Gute verräth und was in Fauſts Gemüth wie ein Samenkorn fallen kann, das ſeiner Zeit aufgeht, da der Punkt nach dieſer Seite wichtig iſt, und ich glaube, ihn aufmerkſamer als andere behandelt zu haben, ſo iſt hier einiges Verweilen nöthig, um eine Bemerkung zu begründen, die ſich mir aufgedrängt hat: K. Fiſcher wendet ſchnurgeraden logiſchen Maßſtab an, wo es gilt, zu bedenken, daß eine lebendige Perſönlichkeit mit Schlangenlinien, mit ſcheinbar ganzen, in Wahrheit lösbaren Widerſprüchen vor uns ſteht.

„Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt!"

Dies ſoll nur ein irdiſcher Dämon ſagen können, nicht der teufliſche, nicht der Mephiſtopheles, der im Prolog die verächtlichen Worte von der Vernunft ſpricht. Dagegen wäre zunächſt auf die Worte hinzuweiſen, womit Mephiſtopheles dort ſeine Spottrede auf die Vernunft ſchließt; er ſagt von dem Menſchen, nachdem er ihn mit einer ſpringenden Cikade verglichen:

Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe!

Er traut alſo dem verachteten Scheine des Himmelslichtes doch nicht ſo ganz, iſt nicht ſo ganz überzeugt, daß der Menſch ihn nur brauche, um thieriſcher als jedes Thier zu ſein. Zwar das iſt blos eine Spur von Zweifel, die ihm unfreiwillig entſchlüpft, während jene Monologworte die ganze helle Einſicht kund geben. Warum ſoll aber nicht ein Teufel denkbar ſein, der die klare Einſicht in den Werth der Vernunft hat, nur daß ſie in ihm rein unfruchtbar bleibt? Von jeher iſt dem Satan dieſe Reminiscenz aus dem Stande vor ſeinem Fall geliehen worden, von anderen Dichtern als Quelle unendlichen Seelenſchmerzes, im Volksbuche, das bereits den spiritus familiaris unter der Hand in einen Teufel verwandelt, in den „Colloquiis“ mit Fauſt ebenſo, von Goethe, dem Schöpfer des humoriſtiſchen Teufels, als kalte Helle im Hintergrunde ſeines ironiſchen Bewußtſeins. Der Teufel iſt doch ſo geſcheidt, daß er auch das kennen muß, nicht blos die Verſtandeswahrheit, auch die ideale; er braucht das ſchon dazu, um einen Menſchen ganz unſelig machen zu können. Denn unſelig iſt der gefallene Menſch durch ſein Bewußtſein, durch das Bewußtſein, aus der Wahrheit, aus der Geiſtwelt, die doch ſeine Heimat iſt, verſtoßen zu ſein, dieſes Bewußtſein mit ſeinem Inhalt muß demnach der Teufel kennen, wenn er ihn verderben will.

So findet denn K. Fiſcher auch in den Stellen, wo Mephiſtopheles ironiſch und ernſt den wilden Idealiſten auf die Mittelſtraße des Maßes weist, einen Widerſpruch zwiſchen den beiden Dichtungen. Der irdiſche Dämon und nur er im

Sinne des Erdgeiſtes, der ihn geſendet, könne wohlmeinend dem Fauſt ſagen: „euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt“, nur er die wahren, lehrreichen Worte ſprechen: „O glaube mir, der manche tauſend Jahre an dieſer harten Speiſe kaut — —“, nur er ihm heilſam ſpottend empfehlen, ſich mit einem Dichter zu aſſociiren, der alle widerſprechenden, im Individuum unvereinbaren Vollkommenheiten auf Ein ideales Phantaſiegebilde häuft. Alle dieſe Ausſprüche ſeien unmöglich im Munde des Satan, möglich und natürlich aber in dem des irdiſchen Dämon, der, ein Schalk zwar, doch vom Erdgeiſt mit einer Führerrolle beauftragt ſei. Von hier aus fällt dann ein Vorwurf auf ein Hauptmoment in meinem Verſuch, auseinanderzuwickeln, was alles in die Figuren des Fauſt und Mephiſtopheles niedergelegt iſt, und auf letzte principielle Gegenſätze zurückzuführen; mit Unrecht hätte ich im Mephiſtopheles einen Vertreter des Realismus geſehen, wenn er Teufel wäre: „jetzt ſieht man, woher im Mephiſtopheles jener realiſtiſche Grundzug kommt, den man in der Analyſe dieſes Charakters ſo nachdrücklich hervorgehoben und in einem Umfange geltend gemacht hat, als ob in Fauſt der ‚Idealismus‘, in Mephiſtopheles, als dem ergänzenden Gegentheil, dem alter ego des Fauſt, der ‚Realismus‘ repräſentirt ſei; es iſt die Vertretung der irdiſchen Vernunft und des irdiſchen Maßes, denen Mephiſtopheles als Bote des Erdgeiſtes das Wort redet.“ (S. 210, 211.)

Der Teufel, ſage ich dagegen und habe ich längſt geſagt, kann recht wohl Maß, Ziel, Verſtand predigen. Man darf nur, man muß nur zwiſchen ſeiner Erkenntniß und ſeinem Zweck richtig unterſcheiden. Er iſt klar genug, das Richtige

zu erkennen, bös genug, es dem Fauſt mit der Abſicht zu ſagen, daß er ſich das Verkehrte daraus entnehme; er ſagt ihm übelmeinend, was dem Inhalt nach wohlmeinend wäre. Gemeine Zufriedenheit mit dem Richtigen ſoll dieſer als Ergebniß, als Lehre, als Rath aus der Maß- und Moralpredigt ſaugen, nicht vernünftige Beſchränkung in tüchtigem Streben; Mephiſtopheles *kann* das hoffen, weil dieſer Mann des Ueberſturzes jetzt nur Extreme kennt. Es iſt dennoch dumm, weil Fauſt mitten in ſeiner Phantaſie-Hetze einen höheren Compaß in ſeinem Geiſte trägt; Mephiſtopheles glaubt, nicht fürchten zu dürfen, daß er wider Willen dadurch ſein Erzieher ſtatt ſein Verderber werden werde, er würde es aber fürchten, wenn er nicht ein ebenſo dummer, als grundgeſcheidter Teufel wäre. Das blitzt ſo in einander hinüber, die Einſicht und dieſe Dummheit; das eben macht ihn zum lebensfähigen Weſen: ironiſch durch und durch und dennoch naiv, ſelber blind, während er den Blinden zu durchſchauen, zu überliſten glaubt, nicht ahnend, daß eine Zeit kommen könne, wo die Wahrheiten, die er zu böſem Zweck ausſtreut, als gute Saat aufgehen. Warum ſoll er nun nicht den Realismus vertreten? Eben auch als Teufel? Scharfe Verſtändigkeit, ganz beſonderer Sinn für das „was gehn und ſtehen mag“, können ſich mit geiſtverachtender, geiſthöhnender Frivolität, ja Bosheit doch leicht vereinigen, obwohl ſie in dem ſkeptiſchen Merck, der einige Züge zu Mephiſtopheles leihen mußte, nur ein ſchneidiges Inſtrument in guter Hand eines treuen Freundes waren.

Die höchſt wichtige Scene: Trüber Tag, Feld, hat K. Fiſcher nicht für ſich benützt, wie er hätte können. Mehr

noch, als irgendwo, hat Mephiſtopheles hier in ſeinen Gegenreden Recht. Er predigt Fauſt keine geringere Wahrheit als die, daß er nicht die verführende Hölle, daß er nur ſich ſelbſt verklagen darf, daß er die Schuld an Margaretens Schickſal rein und ganz auf ſich zu nehmen hat, ja er ſpricht die höhere Vernunftwahrheit aus, wie heilſam es ſei, daß den elenden Sterblichen nicht gegeben iſt, in die Weltordnung einzugreifen, wenn ſie die Schuld der Uebel, die ſie ſelbſt ſich zugezogen, wenn ſie den Unwillen, den ſie gegen ſich ſelbſt fühlen ſollten, auf den wälzen, der ihnen ihre Schuld vorhält, und wenn ſie ihn in ihrer Wuth zerſchmettern möchten. Dies wäre ja, ſollte man meinen, ganz Waſſer auf die Mühle von K. Fiſchers Anſicht, und die Scene gehört, wie niemand mehr zweifelt, zum früheren Plan, zu den älteſten Theilen. Aber freilich, derſelbe Mephiſtopheles, der ſo heilſame Wahrheit ſagt, iſt in dieſer Scene Teufel durch und durch, die ſataniſche Mitleidsloſigkeit mit Gretchen vergiftet den Wahrheitskern ſeiner eiſig ſchneidenden Antworten, er hat mit dieſem Kern nichts weniger vor, als Fauſt zu mahnen und zu beſſern, er begnügt ſich, ihn zu martern, und hofft, er werde ihn ſchon zu neuen Verbrechen verführen, wenn er ihm durch Befreiung der Unglücklichen über die nächſten Folgen des erſten hinweghelfe.

Folgerichtig muß K. Fiſcher die ſchon von Weiße aufgeſtellte Anſicht theilen, daß in der alten Dichtung die Wette zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles unmöglich vorkommen konnte. Sieht ſich Fauſt keinem Teufel gegenüber, ſo markirt ſich dem Bewußtſein nicht der Begriff einer unendlichen Gefahr in dieſem Bunde, ſo ſpitzt ſich die Lage nicht dahin zu,

daß formulirt werden muß, auf was es ankommt. Auch in der Volkssage ist dies nicht nöthig; da kommt es auf nichts mehr an, Faust ist mit seinem Teufelsbündniß verloren, verspätete Bekehrungsversuche werden, das sieht man voraus, unfruchtbar bleiben. In der Vertiefung aber, die der moderne Dichter mit der Volkssage vorgenommen, schon im jugendlichen Plane vorgenommen hat, steht es anders, da ist eine Accentuirung gefordert, wodurch ein geistigeres Licht auf diesen Wendepunkt fällt. Nur so ohne Weiteres kann auch der wildere Faust des jungen Goethe nicht dem Teufel um etliche Jahre Genuß seine Seele verschreiben. — Dies nur eine vorläufige Bemerkung; wenn ich jetzt weiter eingienge, würde ich mich wiederholen, denn ich muß jedenfalls bei Anlaß direkter Angriffe eines anderen Gegners auf diesen Punkt zurückkommen.

K. Fischer findet nun überdies einen Widerspruch, und zwar einen großen, „klaffenden", zwischen der alten und neuen Dichtung auch in der Fassung der Wette, der Bedingung, um welche sie sich drehen soll. Wird aber einmal gewettet, um was anderes kann dann gewettet werden, als darum, ob Mephistopheles Fausts Seele wirklich in seine Macht bekommt, und dies ist der Fall, wenn Faust keine anderen Güter mehr wünscht, als die Mephistopheles bieten kann. K. Fischer verstrickt sich hier ähnlich wie in der Frage, ob Mephistopheles Teufel ist oder nicht, durch falsche Anwendung schnurgerader Logik auf das volle Lebensbild der Poesie. „Es ist undenkbar, daß der von Lebens- und Weltdurst verzehrte Faust, der den Erdgeist beschwört, mit diesem oder, was dasselbe bedeutet, mit einem Diener des Erdgeistes

— nichts anderes ist hier Mephistopheles — eine Wette eingeht auf die Bedingung: du wirst mich nie befriedigen! Eben diese Befriedigung ist es ja, was er dem Erdgeist gegenüber mit allen Kräften begehrt.“ Darauf ist zu sagen: ja wohl liegt hier ein Widerspruch, und dieser Widerspruch ist vom Dichter gewollt, denn er ist natürlich, ist ein Widerspruch, in den ein Mensch wie Faust, der hoch- und wildbewegte Faust, wie er schon in den ältesten Scenen angelegt ist, gerathen kann, gerathen muß. Nicht logisch geht es her in einer solchen Natur, ihre Wogen, ihre Wolken gehen wie bei Sturm in Luft und Meer nicht einfach hintereinander, sondern auch gegeneinander. Faust will in allem, was er will, ein Unendliches, im Erkennen, im Leben. Er greift, er hastet nach Erfüllung dieses Wollens und, da nichts Bestimmtes, was der Mensch anfaßt, unendlich ist, wirft er es weg. Er wollte die ganze Wahrheit in die Hand bekommen, er stürzte beschämt zurück, er will leben, er will das Ganze des Lebens durchkosten, und er weiß, daß alles, in was er sich einlassen, was er zum Genuß heranraffen wird, doch nie das Leben selbst, nie das Ganze des Lebens sein kann. Dennoch weiß er jetzt, auf dem Punkte, wo er steht, nichts anderes, denn zurück zum Forschen nach Wahrheit führt ihn jetzt kein Weg:

Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.

Es folgt, daß er genießen will und nicht will, daß er verachtet, was er begehrt, und begehrt, was er verachtet. Sein Fluch auf alle Freuden: „Wenn aus dem schrecklichen Gewühle“ u. s. w., sowie die vorhergehende Begründung der Täuschungslosigkeit, woraus dieser Fluch hervorgeht: „In

jedem Kleide werd' ich wohl die Pein" u. ſ. w., dieſe Stellen gehören zwar nicht dem alten Fragment an, doch aber nach Stimmung und Ton zu denjenigen, worin der Dichter mit ungetheilter Sicherheit unverkennbar in ſeinen urſprünglichen, jugendlichen Gedankengang ſich zurückverſetzt hat. Um den Widerſpruch zu verſtehen, worin dieſe ſtürmiſch bewegte Seele ſich umwirbelt, muß man hinter ihr dunkles Bewußtſein zurücktreten und die Begriffe aufſuchen, um die es ſich handelt, die ihr dämmernd vorſchweben und die ſie nicht, jetzt noch nicht klarzuſtellen und zu ordnen vermag. Es handelt ſich um Illuſion, Güter und Gut, ſchließlich um den Begriff des Wirkens als des wahren Guts, den Fauſt, jetzt noch Eudämoniſt und Egoiſt, nach langen und ſchweren Prüfungswegen erſt finden ſoll. Ich habe mich bemüht, den Knäuel zu entwirren, die Fäden klarzulegen und zu zeigen, welche Ahnung des Wahren im Hintergrunde der Verwirrung ſchwebt und welche Hoffnung für die Zukunft des verſtörten Mannes ſich darauf gründen läßt (ſ. m. Schr. S. 287 ff.); ich glaube mich berechtigt, die Mühe der Wiederholung mir zu erſparen und darauf zu verweiſen. Ein anderer Gegner hat dieſe Auseinanderſetzung nicht ſchweigend übergangen, ſondern verhöhnt, davon wird ſeines Orts die Rede ſein.

Einen zweiten (unlösbaren) Widerſpruch findet K. Fiſcher darin, daß, ſo wie die Theile der alten und neuen Dichtung nun neben einander ſtehen, Mephiſtopheles eigentlich beſchließe, die Wette zu verlieren. „Fauſt erklärt: du wirſt mich nie befriedigen, nie erquicken; wenn du es fertig bringſt, haſt du gewonnen. Und derſelbe Mephiſtopheles, der auf dieſe Wette ſoeben: Top! geſagt, ſoll bei ſich im Stillen beſchließen:

ich werde alles aufbieten, daß er nie befriedigt, nie erquickt wird, ich werde alles thun, um zu verlieren! Er müßte ſagen: „„Fauſt ſoll um Erquickung betteln und ſie dann haben!““ Er ſagt das Gegentheil: er ſoll ſie *nicht* haben. „„Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn!““ Dieſe Worte ſind *nach* der Wette unmöglich; wir leſen ſie *nach* der Wette, aber ſie waren lange vorher gedichtet. Der Mephiſtopheles der Wette gehört in die neue, der des Selbſtgeſprächs in die alte Dichtung.“

Auch dieſen Schein von Widerſpruch glaube ich in meiner Auseinanderſetzung (vergl. namentl. a. a. O. 322—324) aufgelöst zu haben. Mag man dieſe als nicht geſchrieben behandeln; ich ſpreche nicht an, daß man meiner Analyſe bedürfe, um über die hier vorliegende Schwierigkeit hinwegzukommen; ſie iſt in der That nicht groß, die Löſung ergibt ſich unſchwer aus den Worten des Mephiſtopheles: „er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben“ u. ſ. w. Fauſt verachtet den Genuß, weil er keinen wahren Kern hat, will ihn aber doch, indem er die fehlende Qualität durch Quantität, durch fortſtürmende Häufung zu erſetzen vorhat. Dies iſt Unſinn; denn hat der eine Genuß keinen wahren Kern, ſo hat der andere auch keinen; der richtige Schluß wäre ja: alſo hinaus aus dem bloßen Genußleben in das Element des Guten, des Wirkens, das allein wahre Luſt bringt! An dieſem Unſinn will Mephiſtopheles ihn faſſen und ihn dahin bringen, namentlich durch zeitweiliges *Vorenthalten* bringen, daß er ſich auf den Genuß, den er verachtet, doch erpicht, als bärge er einen wahren Kern, daß er alſo in ihm eine Erquickung ſucht, die er doch nicht darin findet, daß er ſie ſucht,

während er weiß, daß er ſie darin nicht findet. So will er ihn zum Tantalus machen, aushöhlen, ihm die Seele ausbrennen. Es kann niemals Goethe's Abſicht geweſen ſein, den Zweck des Mephiſtopheles einfach darein zu ſetzen, daß er den Fauſt durch Sinnengenuß herunterzubringen, in Erſchlaffung zu verſenken gedenkt. Das wäre ein ſeichter Gedanke geweſen; aus dem flachen Gegenſatze: Geiſt oder Sinnlichkeit läßt ſich das Drama Fauſt nicht erklären; das heißt noch nicht zur Hölle fahren, wenn man in den Sumpf der Sinnlichkeit verſinkt; edel angelegt ſein, im tiefen Fall den Reſt des Adels bewahren, alſo verachten, wonach man lechzt, und lechzen nach dem, was man verachtet, dem Genuſſe ſtolz den Rücken kehren, weiter eilen und doch immer zu ihm zurückkehren, ihn nicht wollen, ſeine Leerheit durchſchauen, aber doch nichts anderes wollen, dem armen Finken auf der Leimruthe gleichen, der immer die Flügel ſchwingt und doch feſtklebt, — das heißt erſt hin ſein, das erſt iſt Hölle und das hat Goethe's Teufel von Anfang an gewiß im erſten Plane ſchon mit Fauſt vorgehabt.

Dritter, von K. Fiſcher entdeckter Widerſpruch: Mephiſtopheles ſchließt ſein Selbſtgeſpräch mit den Worten:

„Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn."

„Alſo Fauſt beſorgt und bewirkt ſelbſt, was zu beſorgen und zu bewirken des Teufels Meiſterſtück ſein ſollte! Wo bleibt der Triumph des Satans?" u. ſ. w. — Dies iſt eine der manchen Stellen, wo Goethe die poetiſche Täuſchung, als gäbe es einen Teufel, in freiem poetiſchen Spiele gleichzeitig aufhebt und gleichzeitig feſthält. Es braucht keinen

Teufel, den Faust zu verderben: und der es sagt, ist doch der Teufel, ist gewillt, doch es zu machen, herbeizuführen, und der Teufel spricht so lebendig, so geistreich frivol, steht so ganz vor uns, daß wir seine Existenz glauben, während wir sie nicht glauben. Auch das haben andere und ich schon oft gesagt! Und diese Ironie, dieses Ineinanderschwimmen von Aufhebung und Herstellung gehört so unzweifelhaft zu den feinsten Leistungen des großen Dichters!

Endlich der Widerspruch zwischen dem, was die nach dieser Ansicht unorganisch eingeschobene Wette enthält, und zwischen dem, was *nachher geschieht*: Faust, der gewettet hat, er werde nie zu einem Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so schön! verweilt doch schon in der Hexenküche, da das entzückende Bild im Zauberspiegel ihn so fesselt, daß er sich nicht davon trennen will, und dann im Verlaufe der Liebesgeschichte mit Gretchen (— „Gretchen-Episode" sagt K. Fischer; ist dies eine Episode? —) erscheint er ja ganz in Leidenschaft gefangen. Nach dem Wortlaut der Wette hätte Mephistopheles, so scheint es, ein gutes Recht, nun zuzugreifen, und K. Fischer hält sich natürlich an diesen Schein als einen gewichtigen Beweis für seinen Satz. Der Schein ist nicht zu läugnen: hat Faust nach dem alten Plane die Freude, die Leidenschaft nicht verflucht, nicht verschworen, in das Netz ihrer Täuschungen zu fallen, so hat es für Mephistopheles keine Eile, in solchen Momenten die Wette für gewonnen zu erklären, er denkt nur darauf, dieselben zu mehren so lange, bis Faust in diesen Fluten untergeht; hat aber Faust jenes gethan, so sollte man auf den nächsten Anblick meinen, Mephistopheles müsse sich beeilen, im ersten

Momente, wo Fauſt ſich in Leidenſchaft verfängt, die Hand auf ihn zu legen. Dennoch, obwohl nicht ſo leicht zu löſen wie die andern, iſt auch dieſer Widerſpruch nicht unlösbar. Nehmen wir einmal an, ſetzen wir den Fall, Goethe hätte, als er das Motiv der Wette in ſein Gedicht einführte, die Liebeshandlung mit Margarete nicht bereits gedichtet gehabt, ſo hätte er ſich doch unmöglich durch jenes vorausgeſandte Motiv können verhindern laſſen, den Helden öfters von Leidenſchaft ſo ſtark hingeriſſen darzuſtellen, daß es ausſah, er ſei nun von Illuſion ganz gefangen genommen, finde ſein volles Glück in einem einzelnen Lebensgute wie die Liebe, daß alſo ein augenblicklicher Schein entſtand, Mephiſtopheles habe gewonnen. Er hätte ja ſonſt das Drama überhaupt nicht fortführen können; ſollte es in Gang kommen und bis zum geſteckten Ziele in Gang bleiben, ſo mußte Fauſt auf allen Fahrten durch die Welt der Verſuchungen ſeine feurige Natur darin erweiſen, daß er, ſeiner Verfluchung zum Trotz, in der erſten Trunkenheit jede gegebene Genußform momentan enthuſiaſtiſch auffaßte. Nothwendig mußte der Dichter alſo die Freiheit anſprechen, daß man, wie es auch öfters einen Augenblick ſcheinen möchte, Mephiſtopheles habe bereits gewonnen, dies nicht ſo genau nehme, oder — und wohl richtiger — er durfte anſprechen, daß man es *genauer nehme*, um es recht zu verſtehen, daß man ſich namentlich genauer vorſtelle, was Mephiſtopheles denken wird. Dieſer weiß in Momenten, wo Fauſt ſo ganz hingeriſſen erſcheint, ſehr gut, daß wieder Momente, Stunden, Tage kommen, wie die, wo Fauſt ſich in Wald und Höhle zu reiner Contemplation zurückzieht; er muß eine Zeit abwarten, wo Fauſt das Gefühl

eines Vollglücks nicht nur leidenſchaftlich intonirt, ſondern mit einer bewußten Ausdrücklichkeit eingeſteht, die er, Mephiſtopheles, als fixe Formel, als exakten Beweis verwenden kann ſo gut, obwohl nicht geſchrieben, wie die mit Blut unterzeichnete Urkunde. Man kann ſich in proſaiſcher Umſchreibung die Sache ſo vorſtellen: in einem ſolchen Augenblicke der Hingabe an die Leidenſchaft, als brächte ſie das volle Glück, ſagt Mephiſtopheles, um ſich rechtskräftig zu ſichern, zu Fauſt: biſt du bereit, mir förmlich zuzugeben, daß du ein höheres Glück nicht mehr wünſcheſt? Gewiß würde Fauſt ſtutzen, ſich beſinnen und weigern. Der Dichter überläßt es uns, dies als ſelbſtverſtändlich zu ſubintelligiren, und beſtätigt unſere Löſung der in Rede ſtehenden Schwierigkeit durch die letzten, den Wortlaut der Wette buchſtäblich aufnehmenden Worte Fauſts im zweiten Theil: „Solch' ein Gewimmel möcht' ich ſeh'n — — Zum Augenblicke dürft' ich ſagen: verweile doch, Du biſt ſo ſchön! — Im Vorgenuß von ſolchem hohen Glück genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick!"

Durfte nun der Dichter, falls er nach Niederſchreibung der Wette das Folgende erſt auszuführen hatte, durch einen Skrupel, wie der von K. Fiſcher vorgebrachte, ſich nicht binden laſſen, nun, ſo folgt, daß ihm erlaubt ſein mußte, nach ſpäterer Einfügung jener Scene das früher ſchon Gedichtete ſtehen zu laſſen wie es ſtand, obwohl darin die Gefühlswogen Fauſts oft ſo hoch gehen, daß er ein volleres Glück nicht mehr zu kennen ſcheint. Recht beſonders nicht iſt ein Beleg für Widerſpruch zwiſchen dem Alten und Neuen eine Stelle, die K. Fiſcher recht beſonders als ſolchen aufführt;

ſie ſteht in der Scene, wo Mephiſtopheles den Fauſt zur Zeugnißablegung über Schwertleins Tod beredet; es ſind die Worte Fauſts: „Laß das, es wird! Wenn ich empfinde — — — — und dieſe Gluth unendlich, ewig, ewig nenne, iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?“ Die Worte ſtehen in einem Zuſammenhang, wo der Leſer gar keine Zeit hat, ſie nach der Frage hinzubeziehen, ob Fauſts Wette nicht als nun verloren zu betrachten ſei. Mephiſtopheles gibt dem Fauſt Anleitung zu der Kunſt, das Gewiſſen, das einen falſchen Eid verbeut, durch ſophiſtiſche Trugſchlüſſe zu beſchwichtigen. Fauſt erkennt dies, nennt ihn Lügner, Sophiſten.. Jetzt ſagt Mephiſtopheles: morgen wirſt du Gretchen bethören, indem du ihr alle Seelenliebe ſchwörſt. „Und zwar von Herzen“, erwidert Fauſt. Jetzt vertauſcht Mephiſtopheles das Wort „alle“ (Seelenliebe) mit den Worten: ewig und einzig, überallmächtig und fragt, ob das auch ſo von Herzen gehen werde. Fauſt bejaht lebhaft; er betheuert, nicht zu lügen, wenn er nach den höchſten Worten greife und die Gluth, von der er brennt, unendlich ewig, ewig nenne. Mephiſtopheles antwortet: „ich hab' doch Recht!“ Was liegt in dieſer Antwort? Fauſt täuſcht ſich über den Doppelſinn der Ausdrücke hinweg und wird Gretchen darüber hinwegtäuſchen. Mit Unendlich und Ewig bezeichnet er enthuſiaſtiſch, aber ehrlich einen Intenſitätsgrad, dabei macht er ſich vor, als ſei in dem Worte unendliche Zeitdauer mitbegriffen, oder vielmehr er erſpart ſich, ſich zu fragen, ob dieſe mitbegriffen, und er ſpringt mit ſeinem Bewußtſein darüber weg, daß Gretchen, wenn er bei ihr dieſe großen Worte braucht, die Hoffnung auf bleibende Treue daraus entnehmen

muß. Faust kann wissen, daß dies falsch ist, denn das muß ihm ja sein Vorgefühl sagen, daß er sich nicht binden kann. Dies Bewußtsein ruft ihm die kurze Antwort des Mephistopheles wach: „ich hab' doch Recht.“ Mephistopheles hat nur halb Recht, denn, wie gesagt, nach der einen der zwei Bedeutungen *darf* Faust sein Gefühl für Gretchen unendlich nennen, aber er hat Recht im Sinne der zweiten dieser Bedeutungen. Dies fühlt Faust, beruft sich nun auf die Gewalt seiner Leidenschaft wie auf eine Naturnothwendigkeit (— „denn du hast Recht, vorzüglich weil ich *muß*“ —) und gibt nach. Die kleine Scene ist sehr wichtig für die Charaktere, für den Fortgang der Einwirkung des Mephistopheles auf Faust, also auch der ganzen Handlung. Mephistopheles ist wiederum Wahrheitsprediger, nur natürlich wieder mit böser Absicht. Faust kann sich nach seinen Erwiderungen nicht mehr helldunkel über die Doppelbedeutung von „Unendlich“ hinwegtäuschen, er ist aufmerksam gemacht auf die logische Unterschiebung; er weiß, daß er eben *doch* nicht besser handeln wird als andere Verführer auch; geht er *also* vorwärts auf diesem Wege, so steht es sehr bedenklich mit ihm, denn er kann sein Gewissen nicht mehr *belügen*, er muß es *abstumpfen*. — Dies die Beziehung, in welche durch den Zusammenhang der Handlung die Scene gestellt ist; durch eine entfernte Möglichkeit, sie anders zu beziehen, nämlich so wie K. Fischer sie bezieht, durfte doch der Dichter sich nicht abhalten lassen, ein so organisches Motiv in der dramatischen Steigerung, eine Scene so voll psychologischer Wahrheit seinem Drama zu entziehen.

Dies wären denn einige Beispiele davon, wie man fehl-

gehen kann, wenn man zu genau nimmt, was häufig gleichbedeutend ist mit einem zu ungenau nehmen der Seite, nach welcher etwas wirklich genau zu nehmen ist.

Einfach zu ungenau hat K. Fischer nach meiner Ansicht die Erdgeist-Scene genommen, wenn er das Verlangen Fausts mit Worten bezeichnet wie: „Faust will die Natur erleben," „den Erdgeist erleben" — „will eintauchen in die Fluten der Erdenwelt" u. ähnl. Es ist in dem Drange Fausts ein Ineinander von zwei Wünschen enthalten, welche die Analyse genau unterscheiden muß, wenn nicht die scharfe Linie verwischt werden soll, welche die zweite Phase im Leben des Helden von der ersten trennt; der Magier Faust, der den Erdgeist beschwört, ist doch ein anderer, als der Faust, der die Zauberkunst des Mephistopheles benützt, um die Welt zu genießen. Da aber K. Fischer sich bei diesem Punkte nicht gegen mich wendet, der ich jene Analyse vorgenommen habe, so sei auch dieser Punkt zurückgestellt, um ihn erst aufzunehmen, wenn ich es mit einem Gegner zu thun habe, der in dieser Frage ausdrücklich gegen mich auftritt.

Es sei in diesem Zusammenhang nur noch gesagt, daß K. Fischer gewiß ganz richtig gesehen hat, wenn er aufstellt, nach dem alten Plane habe der Erdgeist noch mehr als einmal erscheinen sollen. Die stehengebliebenen Spuren jenes Plans begründen entschieden diesen Schluß, nur ist derselbe kein weiterer Beweis für die Ansicht, Mephistopheles sei kein Teufel. Der Erdgeist kann mit Faust ebensogut in Verbindung bleiben, wenn ein Teufel, der aber seinen Zwecken dienen muß, dessen Führer ist, als wenn ein Elementargeist diese Rolle spielt. Aber jene Zwecke erkannte Goethe später

als zu hoch, um sie dem Erdgeist zu leihen, er beschloß, in einem Prolog den Herrn einzuführen, ließ aber die alten Spuren stehen.

Ich will meinem Vorsatze treu bleiben, hier auf den zweiten Theil so wenig als möglich einzugehen. Ich lasse daher die Wendungen dahingestellt, womit sich K. Fischer der so vielfach dunkeln Allegorien annimmt; nur die eine kann ich nicht unerwähnt lassen, worin er das Dunkel für ein nur scheinbares erklärt. Durch eine Notiz, Scholie, einen Wink, sagt er, werde, was auf den ersten Blick räthselhaft scheine, die verständlichste Sache von der Welt. Als Beweis hiefür greift er aus dem Maskenzug die Gruppe heraus: Victoria auf dem Elephanten, Furcht und Hoffnung gefesselt daneben, Zoilotherfites dahinter. Diese Gruppe freilich ist leicht zu deuten; niemand behauptet, alle Allegorien im zweiten Theil Faust seien unverständlich. Man macht sich die Arbeit leicht, wenn man gegen den Vorwurf des lästigen Dunkels in vielen dieser geheimnißkrämerischen Gespinnste eines der wenigen leicht zu erklärenden ins Feld führt. Weiß K. Fischer ebensogut, was das Anbrennen des kaiserlichen Barts bedeutet, die dadurch verursachte Feuersbrunst, die Löschung durch Plutus? Ich bekenne, nach Lesung aller Deutungsversuche es nicht zu wissen, so auch immer noch nicht zu wissen, was der Homunculus bedeuten soll, und überdies an vielen Stellen nicht einmal zu wissen, wie weit das Sinnbild reicht und wo das Nichtsbedeuten anfängt. Wem die Dinge sämmtlich klar sind, ich darf mich nicht mit ihm messen, mir ist eben manches nicht klar.

Zweite Abtheilung.

(Noch ungedruckt.)

Julian Schmidt: Goethe's Faust. Ein Versuch.

(Preuß. Jahrbücher. B. XXXIX. 1877. April.)

Der Verfasser unterscheidet drei Versionen des Faust und lobt die dritte in einer so kuriosen Art, daß er die klaren Gedanken, die er über die zwei ersten vorgetragen, fast um den Werth bringt. Durch dieses Lob wird eine Rüge begreiflich, womit er mich bedenkt, während er in Anderem, Wesentlichem mit mir übereinstimmt.

J. Schmidt beurtheilt zuerst das Ganze der zwei Theile als solches, legt den Maßstab der dramatischen Poesie daran und stimmt mir bei gegen v. Löper, der einen organischen Fortschritt der Handlung darin findet. Keine fruchtbringende Reue Fausts über die an Gretchen begangene Schuld, am Hof des Kaisers kein Fortrücken der Handlung, die Helena-Scenen als rein humanitarisch (ja nach v. Löper rein intellectuell) nichts weniger als eine motivirende Vorbereitung für die Thätigkeit des Helden im letzten Akt, die Schlacht im vierten zu nichts gut, als die kaiserliche Landschenkung zu motiviren, das Wirken im Herrscheramte nicht exponirt, über neue Schuld wieder keine Reue, kein Lernen daraus; kein Charakter wird lebendig fortgeführt, weil keiner eigentlich handelt.

Es folgt die Auseinandersetzung über die drei „Versionen". Die erste ist das Drama, wie es 1790 vorlag; lebensvoll, ein Bild titanisch stürmender Sehnsucht, wild übermüthig und

wieder humoriſtiſch, „tragiſch gedacht wie der Werther, doch nicht, daß den Fauſt der Teufel geholt hätte wie im Volksbuch, aber abſchließend mit einer ungelösten Frage, einer ſchreienden Diſſonanz.“

Auf Einzelnes gehe ich hier nicht ein, erwähne nur kurz, daß J. Schmidt unter dem Erdgeiſt die Geſchichte und unter dem erhabenen Geiſt, den Fauſt in Wald und Höhle anredet, den Spinoza verſteht; die erſtere Deutung iſt gewiß zu eng, der Erdgeiſt bedeutet das Naturleben und unbeſtimmt nur auch die Geſchichte; die andere darf als unſchwer widerlegbar angeſehen werden, mag auch die Einwirkung dieſes Philoſophen auf Goethe in dieſer Stelle als mitanklingend zu betrachten ſein.

Die zweite Verſion, vorliegend in der Ausgabe 1808, entſtanden von 1797 (Austauſch mit Schiller über den Fauſt) bis 1806, bringt als Wichtigſtes unter dem Neuen den Prolog im Himmel und die Wette zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles und hiemit die Angelpunkte der Handlung, wie ſie jetzt gewendet wird; Fauſt wird Bild der ſtrebenden Menſchheit. In derſelben Periode wird aber nicht nur auch Helena ſchon concipirt, gewiß zum Theil auch ausgeführt, ſondern geht überdieß (nach einer höchſt intereſſanten Stelle eines Briefs an Boiſſerée) dem Dichter der Gedanke des ausgezeichneten expediens der Schluß-Scene auf, d. h. ihres weſentlichen Motivs: vorläufiger oder vielmehr Schein-Gewinn des Mephiſtopheles, Sieg des Himmels gebaut auf das große Wort: wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen. Ein ſolches Ende iſt mit dem Prologe ſchon feſt in Ausſicht genommen, als Repräſentant der ſtrebenden Menſchheit muß Fauſt

gerettet werden. Dies alſo ſind die Kardinalpunkte, welche in der neuen Verſion hinzutreten. J. Schmidt gebraucht ein treffendes architektoniſches Bild: es ſind nachträglich untergeſchobene Stützen. Es iſt, was man im Bau „Unterfahren“ nennt. Den zweiten der drei Knotenpunkte, die Wette zwiſchen Mephiſtopheles und Fauſt, kann man, wie ich, für ein Motiv halten, das Goethe ſchon früher vorſchwebte, ohne daß dadurch dieſe Anſicht im Weſentlichen umgeſtoßen wird, denn in der Jugendzeit, als Goethe noch nicht völlig eins mit ſich war, ob er Fauſt retten ſolle, konnte er doch ſchon damit umgehen, Fauſts Schickſal auf die Frage zu ſtellen, ob Mephiſtopheles ihn zu befriedigen, geiſtig zu knicken vermag; ſchwankte er, ſo ſchwankte er eben auch darüber, ob Fauſt nicht eben in dieſem Sinn der verlierende Theil ſein werde.

Mit tiefem Verſtändniß beleuchtet J. Schmidt die Bedeutung der Helena, wie das von Goethe und Schiller gemeinſam ausgebildete helleniſtiſch-äſthetiſche Humanitäts-Ideal in ihr ſymboliſirt iſt: geboren aus dem Schattenreich der Phantaſie die Geſtalt, die reine Form. Die Vermählung Fauſts mit Helena als die Aufnahme des reinen griechiſchen Schönheit-Ideals in den nordiſchen Geiſt wäre ein allegoriſches Motiv für ein Drama, das verſuchte, die Entwicklung eines Künſtlers oder Dichters zur höchſten Reife (nach Goethe's Standpunkt) darzuſtellen; J. Schmidt hat Recht, wenn er findet, daß Fauſt hier behandelt iſt, als wäre er ein Künſtler: damit nimmt er die Vorwürfe, die er in der Einleitung gegen das Drama erhoben hat, nicht zurück, ſondern beſtätigt ſie ausdrücklich, indem er hinzuſetzt: „Helena hatte Fauſt in einen Venusberg bannen ſollen, er bannt ſie in das Ge-

wölbe der absoluten Kunst.“ Jedem Mißverständniß beugt er auch dadurch vor, daß er das Helena-Motiv nicht, wie v. Löper u. And., als den Gipfel der Tragödie, sondern nur als eine Etappe im Leben des Helden auffaßt, daß er zeigt, wie der Dichter selbst aus dem Schattenreich der reinen Formen wieder ins Leben zurücklenkt, sich erinnert, daß das Drama um ethische Grundfragen sich drehen, menschlich rühren und erschüttern soll, wie er demgemäß seinen Helden in eine bedeutende Wirkenssphäre einführt und mit dem erwähnten großen Motive die Schicksalsfrage löst, — alles nach bestem Willen; die Mängel der poetischen Leistung kommen in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Dies sei hier contra Gwinner gesagt, der J. Schmidt verhöhnt, als fände dieser es an sich für gut, daß Faust behandelt wird, als wäre ein Künstlerleben zu dramatisiren.

Die dritte Version, entstanden hauptsächlich in den zwanziger Jahren, hat zum Mittelpunkt die klassische Walpurgisnacht. Man erwartet, zu lesen, daß J. Schmidt diese Wendung als eine ganze Wendung zum Uebel auffasse oder, da er wie gesagt die Einführung der Helena, unethisch wie Goethe sie behandelt, doch insofern wenigstens auch schon als dramatisches Uebel erkennt, als eine Wendung zu noch größerem Uebel. Aber da kommt nun das Kuriose. „Löst man sie“ (die klassische Walpurgisnacht) „von dem Ganzen ab, so hat man das köstlichste Possenspiel, das die Welt seit Aristophanes gesehen“ — „bunte Reihe mythologischer Bilder voll Geist und Witz, aber aus der Traum- und Märchen-Sphäre mit einem komisch-phantastischen Leitton.“ Mir ist noch kein Mensch untergekommen, der bei dieser peinlich bemühenden

Epiſode, die ſich faſt zu einem ganzen Akt aufwirft, auch nur einmal hätte lachen können anders als wie man vor Verdruß aus Nervenabſpannung lacht. J. Schmidt ſieht in dieſer vertrakten Phantasmagorie den Niederſchlag jener Periode, da Goethe ſich zum Orient wandte, die romantiſche Schule alle Mythologieen miſchte, um eine neue herauszudeſtilliren; dieſer Durcheinander und mit ihm die ſchillernde Schwankung der Zeit zwiſchen Transſcendenz und Naturalismus ſollen hier dargeſtellt ſein, alles ein ſouveränes Gaukelſpiel der Ironie mit der „Werdeluſt des im modernen Leben an ſich vorhandenen, aber noch nicht geſtaltungsfähigen Idealismus.“ — „Jetzt, wo Mephiſtopheles als humoriſtiſcher Romantiker ſeine alte Aufgabe ganz vergißt und uns in eine luſtige Märchenwelt drängt, in der jeder Ernſt ſchwindet, da dünkt uns zuweilen, als ſei Gretchen auch nur eine Geſtalt aus dem Nebel des Blocksbergs wie Helena eine Geſtalt aus der klaſſiſchen Walpurgisnacht, als ſei ihr Schickſal nur ein ſpuckhafter Traum, aus dem man erwachen könnte.“ Ja wohl! Ja wohl! Eben! Helena unter den „Frazzen“ (Goethe) macht die geſunden Geſtalten zu Frazzen und wird freilich darüber ſelbſt Frazze. Und nun vergleicht J. Schmidt dies Frazzenſpiel auf der Ebene von Pharſalus mit Hegels Phänomenologie. Ich überlaſſe es dem Leſer, nachzuſehen wie die Vergleichung geführt wird, und ſage nur, daß er durch dieſe Zuſammenſtellung mit einem ſehr tiefen, aber auch ſehr dnnkeln Werke der Philoſophie dem Dichter ein großes Kompliment zu machen glaubt; wobei noch zu unterſuchen wäre, ob die Vergleichung, angenommen, ſie ſei empfehlend, auch irgendwie zutreffe.

Nun gibt J. Schmidt allerdings auch zu, daß mit der Schlußredaktion des Gedichts allerlei „matte, zum Theil recht schwache Ingredienzien“ hinzugekommen seien. Er bezeichnet nicht näher, was er dabei im Auge hat, — vielleicht doch auch einiges in der klassischen Walpurgisnacht, gewiß mehr noch Parthien, Motive in andern Akten des zweiten Theils, denn die Helena gehört zwar theilweise der zweiten Version an, aber in ihrer weiteren Ausführung gewiß der dritten, in welcher unter Anderem auch der Homunkulus erst verfertigt wird. Zu diesem Herrchen sei gelegentlich bemerkt, daß zwei Aeußerungen auf eine eigenthümliche Deutung schließen lassen: „auch in seiner Wiedergeburt als Euphorion geht es ihm nicht besser“ — bezieht sich auf das Zerschellen —, und nachher: „der Dichter als Homunkulus spielt souverän“ u. s. w. — Dieser dritten Version gehört ferner unzweifelhaft der Schluß des Schlusses an, das christkatholische Oratorium. Nun wird sich also das „matt“, das „zum Theil recht schwach“, wie gesagt, zwar etwa auch auf Bruchtheile der klassischen Walpurgisnacht, doch mehr noch auf diese und andere Dinge beziehen, und ebenso das „unzulänglich“ in folgender Stelle zu Anfang des Aufsatzes: „Zuweilen läßt er (Vischer) sich verleiten, den Verdruß über die Kommentatoren, die auch das augenscheinlich Unzulängliche preisen, auf den Dichter zu übertragen und Ausdrücke auf ihn anzuwenden, die sich nicht ziemen; wem das aber nie passirt ist, der hebe den ersten Stein auf ihn; ich bin der letzte dazu.“ — Das Hüpfen des Euphorion, der Zuruf seiner Mama: „o denk, o denke, wem du gehörst!“ das Auf- und Abschweben des Pater Ekstatikus, das Insichhineinnehmen

der ſeligen Knaben durch Pater Seraphikus, das Prädikat: „Und wär er von Asbeſt, er iſt nicht reinlich“, das die vollendeteren Engel von Fauſts „Unſterblichem“ ausſagen, und ebenſo die „höchſte, reinlichſte Zelle“ des Doktor Marianus: dieſe Dinge ſind nicht *matt*, nicht *unzulänglich*, ſondern — man muß unwahr beſchönigen, oder man muß es ſagen: ſie ſind abſurd. Und dem, der ſo das Kind beim rechten Namen nennt, muß man nicht kommen mit „Ausdrücke, die ſich nicht ziemen;“ das angehängte Selbſtbekenntniß macht das nicht gut, es iſt einmal geſagt und es iſt hofmeiſterlich, tantenhaft, gouvernantiſch weiſe — kurz, mit Verlaub, Berliniſch. Und es hat zugleich einen tieferen Grund, eben den, den ich nun aufgezeigt habe: J. Schmidt ſtimmt mir bei in meiner Kritik, ſofern ſie die Frage nach dramatiſchem Fortſchritt der Handlung im Auge hat, nicht im Geſchmacksurtheile; dieß geht ſchon daraus hervor, daß er die klaſſiſche Walpurgisnacht ariſtophaniſch findet und als Produkt philoſophiſchen Tiefſinns ſo hoch belobt. Er führt dies eigentlich zu der Frage, ob ſeine Zählung von drei Verſionen nicht anders zu beſtimmen iſt. Allerdings, wie ſchon bemerkt, fallen die Anfänge der Helena-Scenen, die ſchöneren Parthieen des dritten Akts in dieſelbe Zeit zwiſchen 1790 und 1808, worin der Prolog mit ſeiner großartig löſenden Idee nebſt den weitern Zuſätzen des erſten Theils der Tragödie entſtanden: aber *dieſe* waren unzweifelhafte Förderung, *jene* waren, wie bedeutend auch *an ſich* als Bild des menſchlich ſchönen Kulturideals, ein Hemmſchuh für die Handlung, und zudem führte das Helena-Motiv, nur äſthetiſch, nicht ethiſch gefaßt, wie es war, unaufhaltſam in das Allegorienweſen und hie-

mit in das poetiſch Unerquickliche und Geſchmackloſe, wie denn die Prinzipienhochzeit mit Fauſt gewiß ſchon gleichzeitig mit dem Auftreten der Helena in Sparta koncipirt, wohl auch angelegt war. Nach dieſer Seite befand ſich Goethe gleichzeitig mit dem hohen Gedanken des Prologs ſchon auf der ſchiefen Linie, die dann ſpäter den Greis in die noch unglücklicheren Geburten des zweiten Theils hineinführte: Maskenweſen am Hof, Mütter, Homunkulus, klaſſiſche Walpurgisnacht. Daher thut man wohl beſſer, die Helena-Dichtung von der Prologdichtung, obwohl ihre Anfänge chronologiſch mit ihr zuſammenfallen, doch zu trennen und ſo zu zählen: erſte Verſion der urſprüngliche Fauſt von 1790, zweite der Fauſt mit der löſenden Prolog-Idee und den bekannten übrigen Zuthaten 1808, dritte der ganze zweite Theil. Dieſe Zählung folgt chronologiſch den Editionen, aber nicht ganz den Entſtehungszeiten, doch das Wort Verſion drückt ja auch nicht weſentlich eine Zeitbeſtimmung aus; die Schichten, woraus der Fauſt beſteht, greifen ineinander über, frühere in ſpätere und ſpätere ſofern in frühere, als ihre Anfänge dort liegen. — J. Schmidt aber kann dieſe Zählung nicht wohl acceptiren, weil er zwar, wie wir geſehen, mit mir die Anſicht theilt, daß das Helena-Motiv den Gang der dramatiſchen Handlung aufhält, aber von der Geſchmacksſeite nichts dagegen einzuwenden hat, alſo auch kein Bedenken gegen eine Zuſammenſtellung desſelben mit der genialen Prologs-Idee in Eine Verſion.

Seine Charakteriſtik der klaſſiſchen Walpurgisnacht ſchließt er mit einer dithyrambiſchen Schilderung der Zeit-Epoche, worin die dritte Verſion entſtand. Daß viel Werdendes

darin gährte, ist nicht zu bestreiten, aber es war ja doch eigentlich eine kranke Zeit, als die romantische Schule am Brett war, krank an Uebersättigung mit subjektiven Bildungselementen, krank an Schöngeistwesen, und der heilsame Durchbruch zum Handeln in den Befreiungskriegen wurde ja durch die heillose Reaktion wieder so gestaut, daß Rückfall erfolgte. Die späteren Bestandtheile des Faust spiegeln im großartigen Schluß-Motiv ahnungsvoll das Werden einer besseren Zukunft, in ihren Barockschnörkeln aber die Krankheit.

Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung

von

Karl Biedermann.

(Nord und Süd. November 1877.)

Der Verfasser dieser gediegenen, durch klare Besonnenheit ausgezeichneten Studie bekämpft wie J. Schmidt jene Ueberschätzung, die in unserem Gedicht lauter organische Einheit findet, und weicht in seinem Urtheil über die älteste Schichte, Fragment von 1790, nur soweit von ihm ab, als er hier noch keinen Plan, sondern blos eine Reihe von Stimmungsbildern sieht, vorherrschend lyrischen Ergüssen, worin sich mit der Stimmung des Dichters die Gesammtstimmung jener Zeit der geistigen Revolution, der titanischen Geniezeit spiegelt. Ich ziehe vor, hierauf erst nachher einzugehen und einen andern, wichtigeren Punkt voranzustellen.

Er betrifft die zweite Schichte, Version oder wie man es nennen will. Biedermann nimmt J. Schmidts Bild von

den nachträglich untergeſchobenen Stützen auf und führt es mit der Wendung fort, daß er ſagt, nun ſei die Frage, ob eine ſolche Stütze nicht entweder den Bau, dem man ſie unterſchob, auseinanderſprengen oder aber durch die Wucht dieſes Baues zerdrückt oder doch verſchoben werden mußte?

Er findet, daß das letztere geſchehen iſt; der ſtarke Schub des alten Baus hat die Stützen ſchiefgedrückt. Es handelt ſich zunächſt um eine derſelben, hievon hängt aber auch die Standfähigkeit der andern ab. Sie betrifft den Charakter Fauſts. Er mußte verändert werden; im Fragment 1790 iſt der Held ein Kind der Stimmung, thatenloſer Träger der Seelenbewegungen des Dichters und der Sturm- und Drangperiode, jetzt ſollte er Träger einer wirklich dramatiſchen, fortſchreitenden und an einen beſtimmten Abſchluß gelangenden Handlung werden. Dies war vielleicht (Biedermann betont ausdrücklich das Vielleicht) möglich auf zwei Wegen.

Der eine Weg: Fauſt bewegt ſich zuerſt weiter in der Welt des leidenſchaftlichen Genuſſes, wird eine Art Don Juan, dann geht er, unbefriedigt, enttäuſcht, vielfach ſchuldig geworden, in die poliſche Sphäre („die große Welt") über, und auch dahin begleitet ihn ſein Grundzug, die Unerſättlichkeit; er wird Egoiſt im großen Styl, Eroberer von unſtillbarem Ehrgeiz, blutiger Tyrann, gleicht einem Nebukadnezar, Nero, Attila oder Napoleon I.

Für dieſe Wendung, glaubt Biedermann, würde aber der Rahmen des Drama kaum ausreichen, ſie taugte mehr für den breiteren des Epos, auch war Goethe, der politikſcheue, nicht dazu angelegt, am wenigſten in der Zeit, da die klaſſiſche Schönheit und Harmonie ſein Ideal geworden. Gegen meinen

Vorschlag, den Bauernkrieg als Motiv zu benützen und Faust eine Führerrolle zu geben, bemerkt der Verfasser, hier würde das Kriterium der Unersättlichkeit fehlen, ohne das er sich einen rechten Faust nicht denken könnte.

Der andere Weg: aus der Stimmung der wild überspannten Forderungen als einem Krankheitszustande des Individuums, das, der Wahrheit des Lebens abgewendet, sich zu einem All aufblähen will, arbeitet sich Faust heraus, wie seine Nation sich herausgearbeitet hat, und reift zu einer auf bestimmte reale Ziele gerichteten Thätigkeit, zu gemeinnützigem Wirken. „Aber da ein solcher Umbildungsprozeß in einer ganzen Nation und damit zugleich in ihren einzelnen Individuen nur durch große weltgeschichtliche Wandlungen sich vollzieht, konnte derselbe auch poetisch nicht, selbst von einem so gewaltigen Genius wie Goethe nicht antizipirt werden in einer Zeit, wo diese geschichtliche Wandlung noch nicht begonnen hatte, vielmehr kaum erst sich vorbereitete."

Da nun beide Wege unmöglich waren, das Drama aber doch fortgeführt werden sollte, so mußte Goethe „wohl oder übel in den ursprünglichen Charakter des Faust, der an sich keiner Entwicklung fähig war (wenn nicht etwa in einer von jenen zwei Richtungen) etwas neues hineintragen, gleichsam ein Ferment, wodurch derselbe aus seiner Passivität heraus zu einem wirklichen Handeln und Vorwärtsschreiten getrieben wurde." Dies Neue ist nun das Streben. Streben, im Streben Irren, aber sich Entwickeln zum fruchttragenden Baum („weiß doch der Gärtner" u. s. w.) dies ist „das völlig neue Motiv", das nun als nachträgliche Stütze untergeschoben wird. Hier ist es denn, wo Biedermann jenes

gute Bild J. Schmidts acceptirt, treffend zu der ſchon oben angegebenen Alternative fortführt und findet, daß der zweite der beiden als möglich angenommenen Fälle eingetroffen ſei: der alte Bau war ſtärker und hat die untergeſtellte Stütze zerdrückt oder doch verſchoben. Denn Fauſt, der urſprüngliche Fauſt iſt kein Strebender, ſondern ein Unerſättlicher; dieſe ſeine wahre Natur ſieht überall ſo unverkennbar noch heraus, daß die Reden vom Streben als Widerſpruch erſcheinen, ſoweit ſie nicht als pure Aeußerungen eines leidenſchaftlichen Begehrens, Sehnens ſich auffaſſen laſſen.

Hierauf iſt zu erwidern:

Erſtens. Es iſt nicht abzuſehen, warum das Motiv des Strebens von der zweiten jener zwei Wendungen, welche Biedermann als etwa möglich aufgeführt hat, ſich ſo unterſcheiden ſoll, daß es als etwas völlig anderes, neues bezeichnet werden kann. Hätte Biedermann bei dieſer Wendung nicht ſo ſpeziell die neuere Geſchichte der deutſchen Nation im Auge gehabt, ſo hätte ſich ihm nicht verborgen, daß, was er ein völlig neues Motiv nennt, nichts anderes iſt, als eben dieſer zweite Weg, nur etwas anders, nur in bewegterer, raſcherer Linie gedacht. Soll Fauſt zum thätigen, wirkenden Manne reifen, ſo muß es doch durch Streben geſchehen; warum ſoll alſo ein Strebender von einem zur konkreten Thätigkeit Fortſchreitenden ſo grundverſchieden ſein? Und Fauſt bleibt ja nicht ein bloß Strebender, ſondern wird am Schluß in der That zu einem großartig Wirkenden, freilich ſo, daß er auch als Wirkender ein Strebender bleibt, was ja das Wahre iſt. Dabei muß ſehr ausdrücklich wiederholt werden, was nicht oft genug wiederholt werden kann: daß

man Wollen und Leistung des Dichters unterscheiden muß; freilich hat Goethe weder das Streben noch das Wirken, — dieses zuletzt immerhin ein wenig heller als jenes — ins Licht gesetzt; uns aber genügt hier: es ließ sich leisten, wenn man nur nicht so bestimmt an eine, freilich unmögliche Anticipation der deutschen Geschichte denkt. Uebrigens dennoch kann man sagen: der großartige Wurf, den Goethe mit dem Schluß-Motiv gethan hat: Faust als Herrscher eines mannhaft sich aufringenden Volkes, darin können wir ungesucht auch eine entfernte Art von Divination der Zukunft Deutschlands finden, ihm symbolisch diese Beziehung geben, sofern wir nur jeden Begriff von bewußter Symbolik ferne halten.

Zweitens: Faust ist auch im alten Fragment mehr als nur ein Unersättlicher. Wenn er im Monolog nach Wagners Abgang noch vor Thaten scheut, weil sie auch hemmen, verengen, warum soll er immer davor scheuen? Wenn er den Selbstmord eine That der Manneswürde nennt, warum soll die in diesem Entschluße noch fehlgehende Kraft nicht besseren Schritt lernen können? Nicht verstehe ich, warum Biedermann sich bemüht, Fausts Worte im vordern Theile des Gesprächs mit Mephistopheles, worin der Pakt geschlossen wird: „das Streben meiner ganzen Kraft ist grade das, was ich verspreche“ und: „nur rastlos bethätigt sich der Mann“ blos als Ausbruch ungeduldigen Sehnens nach Betäubung durch die, doch verachtete, Luft zu erklären. Diese Stellen gehören ja der neuen Ausgabe (1808) an; Biedermann hätte einfach sagen müssen, diese Worte passen nicht zum alten Theile des Dialogs, werden von dessen Inhalt widerlegt. Er hätte es sagen müssen in der Konsequenz

seiner Ansicht; richtig wäre es nicht, denn Faust will nicht bloß Betäubung, will nicht bloß Genuß im gewöhnlichen Sinn. Bei Anführung der Stellen: „Schmerz und Genuß" — „schmerzlichsten Genuß" — „in meinem innern Selbst genießen" unterstreicht Biedermann das Wort genießen, Genuß, allein ebenso, wenn nicht mit mehr Recht, wäre zu unterstreichen: Schmerz, schmerzlichsten Genuß, und: „mein Busen — — soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen." Statt diese schlagenden Stellen näher zu beleuchten, darf ich hier auf meine Auseinandersetzung (s. meine Schrift: Goethe's Faust u. s. w., S. 287 ff., besonders 308 ff.) verweisen und werde dies wieder dürfen und müssen, wenn Gwinners Angriffe zur Besprechung kommen und zu zeigen ist, welch richtiges Bewußtsein von der wahren Natur des Geistes doch wie aus einem halbverdeckten Hintergrund zwischen all diesen wilden Reden hervorschimmert. — Auch in dem Losungswort der Wette findet Biedermann nur den Ausdruck der Unersättlichkeit des Verlangens nach Genuß. Da er das Motiv der Wette mit J. Schmidt zu den neuen Stützen zählt (— ich halte es für früher schon beabsichtigt —), so müßte er auch hier etwas höheres ausgesprochen finden und dann einen Widerspruch nachweisen, der zwischen dem alten Stück des Monologs und dieser Zuthat entstanden sei; allein er wendet die Sache nun so, daß er annimmt, das ursprüngliche Bild des Faust, wie es Goethe in seiner Jugend entworfen, dieser ächte Typus des Sturms und Dranges, habe sich in dem Dichter, wie spät er sich auch darein zurückversetzte, wieder mächtiger erwiesen, als das neue Wollen. Angenommen, dies sei richtig, so wird dadurch der zu be-

weiſende Satz aufgehoben: die Stützen ſind nicht ſchief gedrückt vom alten Bau, ſondern ſind wider Willen ſtilgemäß und richtig tragend ausgefallen. Sie ſind es auch (dieſe Hauptſtützen), aber in einem ganz anderen Sinn, als nach dieſer Vorausſetzung; dem wilden Fauſt durften tiefere Ahnungen, Anſätze, auf die man Hoffnung für ihn bauen kann, darum nachträglich untergelegt werden, weil ſelbſt im wilden Fauſt, wenn ſein Inneres und die ganze Handlung mit einem Gewölbebau verglichen werden darf, ſchon urſprünglich Platz war für ſolche Stützen ſeiner Zukunft. Man muß bange für ihn ſein und der Dichter war, wie ſchon eingeräumt, ſichtbar ſelbſt bange für ihn, aber auch nur dies und dies nicht in jedem Moment; fühlt man dies ſchon dem urſprünglichen Fauſt an, ſo entſtand kein Widerſpruch, wenn der Dichter in der Folgezeit die Lichtmomente ſtärker hob.

Hieran läßt ſich leicht der Nachweis knüpfen, daß es allerdings thunlich war, den Helden eine Führerrolle in einer revolutionären Bewegung antreten zu laſſen. Mit der Unerſättlichkeit geht dies ganz gut zuſammen *dann*, wenn man ſie nicht bloß ſinnlich nimmt. Fauſt will alle bedeutenderen Lebensformen der Menſchheit, ihr Wohl *und Weh*, in wirklicher Erfahrung durchkoſten; ſein Unendlichkeitsdrang ragt kräftig auch in ſeine verzweifelte Stimmung hinüber; man ſetze ihn in eine Lage, wo er auch dies erfahren will, wie es dem leidenden Volke zu Muth iſt, nehme dann dieſen Unendlichkeitsdrang auf und laſſe ihn denſelben auf die Freiheits-Idee übertragen, ſo hat man die Bedingungen beiſammen, ihn in eine Revolution zu ſtürzen mit dem ehrlich idealiſtiſchen Irrthum, er könne die rohen Kräfte, die für

Menſchenrechte kämpfen, vor blutiger Ausſchreitung behüten, die Idee, für die er ſich begeiſtert, rein erhalten. Daß Goethe in den Jahren, da ſein Fauſt auf Fortſetzung harrte, hiezu nicht geſtimmt war, habe ich nie überſehen, aber darauf will ich hier noch hinweiſen, daß er in ſeiner Jugend ein ähnliches Motiv, freilich ſchon damals mit wenig Intenſität, behandelt hat: in ſeinem Göz, der in die Lage gedrängt wird, eine Bauernſchaar zu führen, ſie von Ausſchreitungen zurückhalten will und die Erfahrungen von Weinsberg und Miltenberg machen muß.

Biedermann ſagt am Schluße dieſes Theils ſeiner Unterſuchung, das neu eingeſchobene Motiv (Streben, Entwicklung, Rettung) habe einen etwas trocknen moraliſirend lehrhaften Beigeſchmack und ſehe faſt einer bloßen dichteriſchen Verſinnlichung des bekannten Themas von Kant ähnlich: „der Kampf des guten mit dem böſen Prinzip im Menſchen;“ das alte Fauſtmotiv in ſeiner titaniſch pantheiſtiſchen Ueberſchwenglichkeit ſei unendlich poetiſcher. Hat aber Goethe das Wunderbare vermocht, ein an ſich ſo abſtraktes Motiv wie das Streben nach Erkenntniß ganz in Feuer und Leidenſchaft umzuſetzen, ſo wäre er wohl auch der Mann geweſen, einen Erziehungsgang, der ein mächtiges, gutes, dem Wohl eines Volkes dienendes Wirken zum Ziel hat, in die ächte Farbe der Poeſie zu tauchen, wenn er nur bei noch voller Kraft ſeiner Phantaſie das Thema rüſtig angepackt hätte. Fehlte es doch dieſem Stoffe wahrlich nicht an Motiven zu Bildern gewaltiger Leidenſchaft, erſchütternder Seelenkämpfe!

Einen Nebenpunkt will ich hier noch berühren. Biedermann iſt geneigt, den Geſang des Geiſterchors in der Vertrag-

Scene: „Wehe, wehe! du haſt ſie zerſtört“ u. ſ. w. als einen Zuruf guter Geiſter aufzufaſſen, die den Fauſt mahnen, ſich durch ernſtes Streben eine Welt großen Wirkens zu ſchaffen; er erinnert für dieſe Deutung an die warnende Engelſtimme im Puppenſpiel. Sollen es Geiſter ſein, die der Erdgeiſt ſendet? Nicht wohl anzunehmen, der alte Plan mit dem Erdgeiſt war ja aufgegeben. Oder Engel des Herrn? Der Ton in den Verſen iſt ganz dagegen. Mephiſtopheles würde mit den Worten: „Dies ſind die Kleinen von den Meinen“ u. ſ. w. lügen und den Sinn des Geiſterworts in ſein Gegentheil verkehren, wie auch Biedermann annimmt: allein da müßte er doch vorher ein wenig ſtutzen, ein paar Worte für ſich ſprechen, woraus man ſähe, wie er ſchnell beſchließt, die Mahnung, womit der Himmel ihm in die Quere kommt, durch Verdrehung für ſich zu benützen. Aber zudem: der Himmel *darf* ihm nicht ſo in die Quere kommen, denn der Herr hat im Prolog verſprochen, den Mephiſtopheles ganz walten zu laſſen, und die Gewißheit des Siegs einfach auf die Güte der menſchlichen Natur gebaut; er darf nicht mit Hilfe ſeiner Engel eingreifen. Kurz, dieſe Deutung iſt zu künſtlich, der ganze Zuſammenhang iſt dagegen.

Meinem Urtheil über die Schwäche des zweiten Theils ſtimmt Biedermann ſo ungetheilt bei, daß ich mich nur freuen kann, eine neue Stimme auf der Seite der Unbefangenen verzeichnen zu dürfen.

Am Schluſſe der ganzen Betrachtung kehrt der Verfaſſer zu ſeinem Ausgangsſatze zurück: Fauſt ein Zeitbild, Bild der Stimmung der Geiſter in der Sturm- und Drang-Periode, aber kein Weltbild, kein Bild des Normalmenſchen,

der Menschheit und ihrer Entwicklungsgeschichte. Biedermann faßt hier den Begriff, den er ausschließt, in der abstrakt weiten Form, in welcher er von den Ueberschätzern ausposaunt wird, und weil er diese Abstraktheit bekämpft, so gelangt er nicht dahin, zu entwickeln, was er doch gewiß eigentlich zugibt: daß Zeitbild und allgemein menschlich wahres Bild einander nicht ausschließen. Es kommt nur darauf an, daß die allgemeine Bedeutung nicht vorschnell, nicht unvermittelt herausgestellt werde. Der ursprüngliche Faust spiegelt allerdings zunächst eine Zeitstimmung, und zwar eine solche, die man krankhaft nennen kann, wenn man dabei nicht bloß an Krankheit asthenischer Art denkt. Aber diese Krankheit war doch keine bloße Spezialität, sondern selbst eine ganz normale Krisis, hat also typische Bedeutung für immer. Heut und in alle Zukunft liegt jedem starken Aufstreben jugendlicher Geister ein Ueberſturz nahe, der, blutsverwandt dem wildgenialen Faust, seine Gefahren theilt, leicht schuldig wird und aus Schuld und Leiden lernen soll wie Faust. Es ist Menschenart, jugendlich ins Grenzenlose zu streben, wie es Menschenart ist, zeitweise zu stagniren. Also erkennt sich doch auch im wilden Stürmer die Menschheit wieder, wie sie sich hoffentlich wiedererkennen darf in dem reifenden Faust, der aus den Folgen seines Zuvielwollens lernt und ein Mann wird. Nehmen manche mit dem Austrompeten dieser allgemeinen Bedeutung den Mund zu voll, so folgt daraus nicht, daß sie gewaltsam in das Gedicht hineingelesen wird, wie wahr es auch ist, daß sie in den späteren Schichten desselben nur matt schimmernd zu Tage tritt.

Dr. W. Gwinner.

Jüngſte Phaſen der Goethe'ſchen Fauſt-Idee.

(Augsb. Allg. Zeitung 1879. Beilage N. 157 ff. Schluß N. 175.)

Nach einer Einleitung, die ſich zuerſt mit den Uebertreibungen und mit den grellen Widerſprüchen der Auffaſſung in der Fauſtliteratur beſchäftigt, dann über die Bedeutung der „Idee" in einem Gedichte viel Beherzigenswerthes ſagt, wird zuerſt meine Schrift mit einem beſondern Artikel bedacht, hierauf kommen J. Schmidt, Biedermann und K. Fiſcher an die Reihe; übrigens macht ſich Herr Gwinner auch außer dem Abſchnitt, womit ich beehrt bin, mehrfach in den andern mit mir zu ſchaffen.

Ich glaubte anfangs, einem Gleichgeſinnten zu begegnen, da mir Ueberſchraubung und Schwulſt, Sachen wie „Fauſt iſt das poetiſche Werk an ſich, — ſteht da, als ſei er nirgends gewachſen, ſondern fertig vom Himmel gefallen" (H. Grimm) nicht weniger gegen den Mann ſind, als dem Verfaſſer, und da ich im Umblättern öfters fand, daß wir in dieſer und jener Anſicht zuſammentreffen, aber als ich im Zuſammenhang las, fand ich, daß ich es hier mit dem galligſten aller Gegner zu thun habe.

Ich halte mich nicht bei dem auf, was er über den erſten Theil meiner Schrift, der die Urſachen der langen Verzögerung des Gedichts und als erſte unter dieſen den Stilwechſel zum Gegenſtand hat, theilweiſe anerkennend, theilweiſe widerſprechend, vorbringt; ich nehme hier nur Gelegenheit, aus freien Stücken, nicht veranlaßt durch eine auf dieſen Punkt

gerichtete Polemik, zu bekennen, daß ſich in dieſem Abſchnitt meiner Arbeit eine Lücke findet. Ich habe zuerſt ausgeführt, wie Goethe durch die Wandlung in ſeinem Stilprinzip einer Dichtung entfremdet wurde, die im derb realiſtiſchen Jugendſtil begonnen war und in dieſem fortgeführt ſein wollte; ich habe im folgenden Abſchnitt: „die philoſophiſche Schwierigkeit“ aufgezeigt, wie ſchwer, ja faſt unmöglich es dem wachen, von lauten und gewichtigen Stimmen, der Stimme Schillers vor allen, ſcharf geweckten Bewußtſein werden mußte, mit der Reflexion die helldunkle Ahnung einzuholen, die in der Jugend mit ſicher taſtendem Schritte vorgegangen war; aber ich habe nicht genug hervorgehoben, daß Goethe in ſeinem ganzen Seelenleben während der langen Zwiſchenzeit überhaupt zu ſehr ein andrer geworden war, um ſich in jene jugendlichen Gährungszuſtände, da „ein Bild des Unendlichen in ihm wühlte“, ſo lebendig zurückzuverſetzen, als eine organiſche Fortführung des Drama verlangte. Es leuchtet ein, daß dies ein Hinderniß anderer Art war, als jene, die ich aufgezeigt habe: jene ſind formell pſychologiſcher, dieſes iſt real pſychologiſcher Natur: das Sein, die Perſönlichkeit ſelbſt hat ſich verändert und kann ſich des früheren Seins nicht mehr deutlich erinnern; Goethe war beruhigt, die Gährung im geiſtigen Blut hatte ſich geſetzt; im Suchen nach Wahrheit hatte er gelernt, ruhig den Weg der induktiven Naturforſchung zu wandeln, im Sittlichen fühlte er die wachſende Harmonie, und hatte er als Dichter in der deutlichen Sonnenwelt des Südens, Angeſichts der Antike und einer plaſtiſchen Natur begriffen, daß die Loſung der Kunſt Objektivität iſt, ſo mußte ſich dieſe löſende Stimmung über

ſein ganzes Weſen ſo verbreiten, daß überhaupt der Zug der mit dem Objekt dunkel verwachſenen Subjektivität der klaren Diremtion wiech, welche allen Weltinhalt auffaßt, wie das Auge auffaßt: Subjekt dem Objekt hell blickend gegenüber. Nun mußte es freilich des Dichters Aufgabe ſein, auch den dunkelſuchenden Fauſt durch ſchwere Kämpfe, Schuld und Leiden in dieſe Helle überzuführen, deren Höchſtes die klare ethiſche Thätigkeit, das gemeſſene Wirken des Mannes ſein ſollte, aber es galt, die Mittelſtufen zu finden; um ſie zu finden, mußte der Ausgangspunkt dem Dichter noch gegenwärtig ſein und es war doch zu lange Zeit verfloſſen, jene Zuſtände waren zu ſehr vergangene geworden, als daß es möglich war, der Forderung noch zu genügen. Goethe muß es oft verſucht haben und wieder abgeſtanden ſein, weil es zu ſchwer war. So tritt alſo zu den Urſachen der Verzögerung noch eine neue oder vielmehr eine reziproke Rückwirkung: die Verzögerung wird Urſache der Verzögerung; weil zu lange gezögert war, wird weiter gezögert, bis es zu ſpät iſt, bis der Dichter keine Leidenſchaft mehr darzuſtellen vermag, wie ſie in wechſelnden Formen einen ſchwer zur Klarheit ſich durchringenden Geiſt beſtürzen muß.

Freuen könnte ich mich auch darüber, im Verfaſſer einen Beiſtand im Geſchmacksſtreit gegen die zähen Bewunderer des zweiten Theils gefunden zu haben, aber die Freude iſt mir verſalzen, da Herr Gwinner ſeiner Beiſtimmung nachſchickt: „nur ſollte dieſes Urtheil den Schwerpunkt nicht auf die Form, ſondern auf den Inhalt legen.“ Er ſetzt nun zwar hinzu: „freilich hängen beide in Sachen der Poeſie untrennbar zuſammen und das Verdienſt Viſchers, die ganze

Schwäche jener zuerſt mit Entſchiedenheit dargelegt zu haben, will ich durchaus nicht ſchmälern.“ Ein Beiſpiel, wie der Verfaſſer zugeſteht, zuerkennt, dann wieder zurücknimmt, dann die Zurücknahme wieder halb zurücknimmt. Ich habe entweder mit und in der Form den von ihr, wie der erſte dieſer zwei Sätze zugibt, nicht trennbaren Inhalt einer richtigen Kritik unterzogen oder nicht, ein Drittes zwiſchen Ja und Nein gibt es hier nicht. Die Wahrheit iſt, daß ich ſehr ausdrücklich nicht bloß die poetiſche Form als ſolche angegriffen, ſondern an mehr als Einer Stelle meiner Beurtheilung auch gezeigt habe, wie ſehr der Dichter gegen die ethiſchen Prämiſſen ſeiner eigenen Dichtung handelt, indem er ganz in das humaniſtiſche Gebiet abſchwenkt und drei Akte hindurch darin ſich umtreibt; insbeſondere habe ich in dieſem Sinne ſogleich die Elfenſcene im Eingang wiederholt als ein Schönmachen auf Koſten der Wahrheit charakteriſirt und dieſen Vorwurf dann ebenſo gegen das ganze Helena-Motiv gerichtet, wie es von Goethe als ein bloß äſthetiſches behandelt iſt; ich habe behauptet und begründet, daß es nicht wahr iſt, wenn man ſich und anderen vormacht, der Held des zweiten Theils bewege ſich aufſteigend durch wahre, den ganzen Menſchen umbildende Läuterungsprozeſſe. Dieſes „Verdienſt“ will nun alſo Herr Gwinner „nicht ſchmälern“, wiewohl er es juſt vorher geſchmälert hat.

Zum Schluß nennt er die Form, worin ich mein Urtheil ausgeſprochen habe, burſchikos. Hier möge der Leſer ſich erinnern, was ich zu einer ähnlichen väterlichen oder profeſſorlichen Rüge J. Schmidts bemerkt habe; die Herrn kommen mit ihren erzieheriſchen Winken eben zu ſpät.

Doch nun zum Mittelpunkte, zum Kern der Tragödie! Ich habe ihn unter der Aufschrift: „die inhaltschweren Stellen“ behandelt und diese unzulängliche Bezeichnung mit Gründen entschuldigt, habe nachgewiesen, warum keine bessere sich finden läßt. Danach fragt H. Gwinner nicht, führt sie nur spöttlich an und geht so zur Kritik meiner Grundauffassung über. Nur dankbar kann man ihm sein dafür, daß er an die Spitze dieser Kritik einen Satz stellt, welcher rechtzeitig ein erwünschtes Licht auf die Quelle wirft, woraus all der Aerger auf mich und meines Gleichen fließt; er lautet:

„Zu der auch von Vischer versuchten speculativen Beleuchtung des Faust genügt sein „„Monismus““, d. i. die altbekannte, nur umgetaufte Spinozistisch Hegelsche Alleinslehre eben durchaus nicht, mag sich sein ästhetischer Scharfblick und Geschmack auch in reichem Maße betheiligen. Daher sehen wir denn auch ihn der ausgetretenen Spur derer folgen, welche in jeder wirklichen oder scheinbaren Abweichung Goethe's von der Sage eine „„Vergeistigung““ derselben erkennen wollen und dem Dichter „„Vertiefungen““ imputiren, wo mit größerem Rechte von Verflachungen die Rede sein könnte, wenn ihre Auslegung die richtige wäre.“

Hinc illae lacrymae! H. Gwinner ist kein Freund des Pantheismus, er hat ihn abgethan. Pantheismus oder Monismus oder Alleinslehre, — wie man will; es gibt bekanntlich auch Versuche, Theismus und Pantheismus zu vereinigen; H. Gwinner sagt nicht, wie er sich zu diesen verhält; er ist wohl nicht weniger schlecht auf sie zu sprechen, als auf den ganzen Pantheismus, und zwar schwerlich deßwegen schlecht, weil er zweifelt wie wir, ob man neben der

wahren Immanenz einen transeunten Gott übrig behalten kann, sondern darum, weil diese Versuche doch — konsequent oder nicht — die innere Einheit aller Wesen, die Einheit des menschlichen Geistes mit der Natur, die Einheit von Subjekt und Objekt festhalten. Nun haben wir wohl nicht erst zu beweisen, was jedem Denkenden in die Augen springt: daß der ganze Feuerdrang Fausts, der das Ausgangsmotiv des Dramas bildet, auf einer mächtigen, tiefen Ahnung dieser Wesenseinheit beruht; nicht erst zu beweisen, daß Faust in Wald und Höhle darum sich so hochbeglückt fühlt, weil ihm nun Schritt um Schritt helle, wirklich erkennende Blicke in diese Einheit zu thun vergönnt worden ist. Was anderes kann denn wohl gemeint sein, als dies, wenn Faust sagt: „gabst mir die herrliche Natur zum Königreich — nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur, vergönnest mir, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen", wenn er in den Reihen der Lebendigen, wie sie der Geist an ihm vorüberführt, nun „seine Brüder" kennen lernt. Wer dürfte hier einwenden, daß ja diese Scene später gedichtet sei, als die Anfangsscenen! Kein späterer Theil der Dichtung faßt sich so klar und fest mit der helldunkeln Aussicht zusammen, worauf die glühenden Blicke Fausts in den ersten, ältesten Scenen gerichtet sind. Es ist der Puls der Tragödie, der hier schlägt. Die Wendung zu Schuld und Leiden durch Schuld, wie kein Drama sie entbehren kann, sie hat in dieſem Drama hier, in einem Drang des Erkenntnißtriebs, der tief und wahr und berechtigt ist, aber vermessen sich überhebt, ihren Ausgangspunkt. Man muß dieser Dichtung den Rücken kehren, wenn man von der Wesen-

einheit nichts wiſſen, nicht verſtehen will, wie dieſem Fauſt ſein eigenes Selbſt fehlt, ſo lang er nicht ins Innere der Dinge erkennend dringen und ſich darin das Bewußtſein der Weſensgleichheit mit ihnen geben kann. Man kann nichts für ihn fühlen, ſich nicht für ihn rühren, nicht ihm das tragiſche Mitleid bewahren, wenn man die Leidenſchaft, die ihn dann zur Schuld führt, nicht in dieſe ihre reine Quelle verfolgt. Sie gleicht einer unglücklichen Liebe; Liebe ſehnt ſich nach Weſensergänzung; Erkenntnißdrang ebenſo, nur auf ungleich höherer Stufe.

H. Gwinner thut uns nicht den Gefallen, uns direkt etwas über ſeinen philoſophiſchen Standpunkt zu ſagen. Er hat über Schopenhauer geſchrieben (Schopenhauer aus perſönlichem Umgang dargeſtellt 1862 und: Schopenhauer und ſeine Freunde 1863); eine Stelle in dieſen Kritiken klingt auch Schopenhaueriſch: „wir halten es mit Fauſt, wenn derſelbe, einmal irre geworden an ſeiner wahren Lebensaufgabe, von der illuſionsſeligen Streberei für einen trügeriſchen Weltzweck nichts mehr wiſſen will, ſondern die ganze Komödie und „„vor allem die Geduld““, ſie mitaufzuführen, verflucht.“ Er ſcheint dann Schopenhauers Urwillen und jedem andern Syſtem, das nur Ein Grundweſen in allem annimmt, Valet geſagt und — wir wiſſen ja nicht, wohin zunächſt — etwa vielleicht zu Herbarts „vielen Seienden“ oder Leibniz Monadenlehre ſich gewendet zu haben; er wollte nun nichts mehr wiſſen von dem Eins in Allem. Dies muß ihm aber auch nicht genügt haben oder irren wir überhaupt, wenn wir eine ſolche Uebergangsphaſe annehmen: genug, er wurde ſchließlich, wie ſich des Weiteren nun zeigen wird, ſtark poſitiv.

Die Weſen der Welt darf kein lebendiges inneres Einheitsband zuſammenſchlingen, aber ein Oben und Unten mit recht perſönlichen transcendenten Weſen, eine Ueberwelt und Unterwelt muß ſein, aus welcher gnädig oder fürchterlich Himmel und Teufel in die Welt hereinwirken. Dabei ſcheint doch ein ſtark Stück Schopenhauerſtimmung nachzuklingen, wie aus der angeführten Stelle hervorgeht; es läßt ſich zur Noth auch reimen, auch das iſt einem Kopfe möglich, die wirkliche Welt und Geſchichte als lächerlichen, öden Mummenſchanz zu betrachten und damit ein Jenſeits zu kombiniren, wo das rechte Leben zu Hauſe iſt. Der Leſer kann ſchon aus dem Wort: illuſionsſelige Streberei entnehmen, wie leer unſerem Kritiker Begriffe ſind, die uns als inhaltsvoll gelten; er wird auch fernerhin ſehen, wie heftig derſelbe gegen die Ideen: Streben, Läuterung, Entwicklung als ethiſch indifferente angeht und wie er die philoſophiſchen Ausleger beſchuldigt, den Ernſt des Böſen zu verkennen, wenn ſie meinen, Läuterung ſchließe Erlöſung in ſich. Mit dem Pantheismus iſt Ernſtnehmen des Böſen unvereinbar: dies iſt ein Hauptſatz, dem wir begegnen werden, und wohl ein Hauptausgangspunkt von H. Gwinners Bekehrung zu gründlich verdichtetem Transcendenzglauben.

Zunächſt verweilen wir bei dem Punkte, wo wir ſtehen: Fauſts urſprünglichem Motiv, dem Wiſſensdrang.

An Kuno Fiſchers Auffaſſung dieſes Punktes, ausgeſprochen mit den Worten, Fauſt wolle die Natur erleben, den Erdgeiſt erleben, habe ich ausgeſetzt, daß hier eine Nichtunterſcheidung von zwei Wünſchen liege, welche zur Folge habe, daß der Uebergang Fauſts von ſeiner erſten zur zweiten

Phaſe, der Verbindung mit Mephiſtopheles, nicht genügend als neuer Schritt markirt werde; die Begründung dieſes Einwurfes wurde bis hieher aufgeſchoben, wo ein Gegner auftritt, der ſich in dieſem Punkt ausdrücklich gegen mich wendet.

Herr Gwinner beſtreitet nicht, daß ein mächtiger Wiſſensdrang in Fauſt lebe, aber er beſtreitet, was ich behaupte: daß es Wiſſensdrang noch in ſeiner Reinheit ſei, was Fauſt zur Beſchwörung des Erdgeiſtes hintreibt. Er ſieht in der Gluth, welche der Dichter dieſem ſtürmiſchen Akte geliehen hat, nicht eine Sehnſucht, ſich mit der ſchöpferiſchen Weltkraft durch ein ſchauendes Erkennen ineinszuſetzen, ſondern bereits die Lohe wilden Uebermuths und ſinnlicher Leidenſchaft. „Fauſt glaubt in Wahrheit nur noch an ein Naturleben und die dahinter verborgenen Mächte“, — „ihm will kein Licht von oben mehr leuchten“ — „er fällt tief, weil er ſich zu hoch gebläht“ — „er, dem lange vor allem Wiſſen ekelt, hat ſich ein Licht von unten angezündet, um in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenſchaften zu ſtillen und ſein beſſeres Selbſt im Rauſchen der Zeit, im Rollen der Begebenheit zu betäuben.“ — „Dem reinen „„Wiſſensdurſt““ folgt alsbald der Bund mit Mephiſtopheles, dem „„Flüchtling der Hölle““.

„Alsbald“ —: alſo zwiſchen der Beſchwörung des Erdgeiſtes und dieſem Bunde kein Einſchnitt, kein Unterſchied von zwei Stationen; was bei Kuno Fiſcher nur ein Nichtunterſcheiden iſt, das liegt hier als ausdrückliches Vermengen vor.

Der näheren Erörterung ist noch voranzuschicken, daß in H. Gwinners Sätzereihe, auch nur mit sich selbst verglichen, eine logische Verwirrung vorliegt. Er gibt, wie gesagt, einen mächtigen Wissensdrang zu, läugnet aber nachher, daß Richtung auf (rein theoretisches) Wissen mit einem Drange verbunden sein könne. „Der über seinen Zirkeln brütende Gelehrte ist stillvergnügt und selbstvergessen“ u. s. w. „Um sich nach etwas zu sehnen, muß man es kennen und lieben, wenigstens daran glauben“, und hierauf folgt dann, was vorhin schon ausgehoben ist: Faust glaubt nicht an die obern Mächte, sondern ergibt sich den untern u. s. w. — kurz, man sieht, was H. Gwinner an die Stelle von Goethe's tiefen und schweren Gedanken setzt und wodurch ihm die Lichtung derselben, aus welchen der spätere Plan des Dramas hervorgieng, als frivol erscheint: gut glaubige, erbauliche Vorstellungen von einem Oben und Unten. Natürlich kann nun auch der Erdgeist nicht der personifizirte Inbegriff des Naturlebens, sondern nur der Gottseibeiuns selber sein. Davon mehr im Folgenden!

Um aus diesem Nest von Verwirrung herauszukommen, muß denn also ein scharfes Unterscheiden vorgenommen werden, und zwar, so habe ich zunächst gesagt, eine Unterscheidung zwischen zwei Stadien oder Formen von Fausts Seelenzustand und Verhalten; dabei ist aber genau zu merken, daß die erste derselben zwei, wenn man will drei ebenfalls genau zu unterscheidende Momente enthält.

Erste Form und erstes Moment derselben: reiner Wissensdrang. H. Gwinner gibt ihn zu und läugnet ihn, erklärt ihn für unmöglich; in der auf Werthbestimmung nicht ge-

richteten, rein theoretiſchen Sphäre — ſo begründet er näher ſeine Negation — findet kein Drang ſtatt, dazu dann das ſchon angeführte: „um ſich nach etwas zu ſehnen, muß man es kennen und lieben.“ Hier gilt es, feſtzuſtellen, daß allem Erkennenwollen ein Realverhältniß zwiſchen Subjekt und Gegenſtand zu Grunde liegt, ausgeſprochen in dem alten Worte des Griechen: Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Sind der denkende Geiſt und ſein Objekt weſenhaft verſchiedene, einander ſchlechthin fremde und undurchdringliche Weſen, hat Leibniz mit ſeinen Monaden und Herbart mit ſeinen „vielen Seienden“ Recht, ſo gibt es kein Erkenntnißbedürfniß und kein Erkennen. Gegen diejenigen aber, die eine Allweſen-Einheit behaupten, wende man nicht ein, wenn Subjekt und Objekt ſich doch gleich ſeien, ſo ſei es zu verwundern, daß nicht dieſes von jenem zum voraus und von jeher auch erkannt ſei, vielmehr das Subjekt ſich ſehne, erſt zu erkennen. Man betrachte nur einfach das Verhältniß zwiſchen Erkennen und Sein innerhalb der Perſönlichkeit: wir ſind doch wir ſelbſt, ſind doch uns ſelbſt gleich; dennoch ſind wir uns dunkel, ringen nach Selbſterkenntniß, erringen ſie niemals ganz, ſind aber beglückt bei jedem klaren Einblick in uns ſelbſt, — freilich oft auch erſchreckt, bei richtigem Fortſchritt aber, wie ſehr das Entdeckte uns beſtürzen mag, dennoch über die Entdeckung beglückt. Es folgt, daß die Weſensgleichheit zwiſchen Erkennendem und Gegenſtand kein todtes, fertiges, ſondern ein lebendiges, ſtets werdendes, ein implicirtes, ſtets erſt ſich explicirendes Verhältniß iſt. Und das Geſagte gilt nun unbeſtreitbar wie von der Selbſterkenntniß, die hier als überzeugendes Beiſpiel angeführt iſt, ſo von

der Erkenntniß des sogenannt äußeren Objekts. Daß es ein äußeres sei, das ist ja nur ein Wort, ein Schein. Subjekt und Objekt ist eine Kategorie, die sich stets aufstellt, um stets zu verschwinden, der tieferen Einsicht zu weichen. — Das Lebendige in dem Verhältniß, die Wesensgleichheit, die sich dahin erst vollziehen soll, daß die Erkenntniß mit dem Wesen sich deckt, äußert sich nun nothwendig darin, daß es eine Aktion des Erkennens ohne Hinzutritt eines Werthgefühls für das Zusammenkommen von Subjekt und Objekt gar nicht gibt, nicht geben kann. Wenn ich auch nur sage: erkennen Wollen, so ist in dem Wollen schon ein Drang, ein Durst, ein Sehnen wie in der Liebe ausgesprochen. Famulus Wagner freilich, stillvergnügt und selbstzufrieden, kennt dieses Sehnen nicht, aber er will ja nicht erkennen, will nur wissen, für ihn gibt es keine Erkenntnisse, nur Kenntnisse; immerhin fühlt auch er eine Art von Sehnen: „zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen", dies aber kommt hier nicht in Rechnung, denn es ist Wunsch der bloßen Eitelkeit. „Werthbestimmung" und: „um sich nach etwas zu sehnen, muß man es kennen und lieben": ja sicherlich! Wenn Subjekt und Objekt gleichen Wesens, aber, weil das kein todtes Verhältniß ist, einander erst noch fremd sind, so muß es dem Subjekt doch werthvoll erscheinen, daß die Fremdheit aufhöre, daß das Verhältniß kein bloßes Ansich bleibe, sondern sich vollstrecke. Dieses Ziel kenne ich in Form der Ahnung und weil Einheit beglückt, weil Einheit schön ist, so liebe ich es, ehe ich es erreicht habe, also sehne ich mich danach.

Es folgt, daß Fausts anfängliche Seelenlage sehr wohl

eine feurige myſtiſche Leidenſchaft und doch zugleich ein reiner Erkenntnißdrang ſein kann. Er will begreifen und im Begreifen zugleich geheimnißvoll weſenhaft ergreifen. Sein Durſt iſt urſprünglich ein heiliger Durſt und man entſtellt das Drama, wenn man ſchon in dieſem erſten Stadium Fauſts nur Hochmuth, unreine Begierde, Frevel findet, denn man raubt ſich die Sympathie mit ihm, die ihm doch auch in ſeiner Schuld bleiben ſoll wie jedem tragiſchen Helden. Darum habe ich ſo ſtarkes Gewicht darauf gelegt, daß alles vom Begreifenwollen ausgehe, darum zu der Scene der Erſcheinung des Erdgeiſts geſagt, der Erdgeiſt wehre mit den Worten:

„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir“

das Gleichſein ab aus dem Grunde des Nichtbegreifens, der nächſte Accent liege zwar auf dem „gleichſt“, der ſtärkere aber auf dem „begreifſt“, Fauſt glaube zu gleichen, weil er zu begreifen glaube, das erſte ſei und bleibe alſo der Erkenntnißdrang.

Vor dem Uebergang zu einem andern Momente iſt nun feſtzuſtellen: durch dieſen Zuſatz edler Leidenſchaft in jedem Erkenntnißſuchen iſt nicht ausgeſchloſſen die Geduld, die beſonnen Schritt für Schritt geht, und nicht ausgeſchloſſen die Beſcheidung, welche weiß, daß wir nie ganz erkennen werden, was „die Welt im Innerſten zuſammenhält.“ Es hat noch keinen großen Forſcher gegeben, der dieß nicht bezeugte. Ferner: wir haben das Wort: myſtiſch gebraucht. Es gilt in gutem, nur ganz berechtigtem Sinne von jeder Annahme einer lebendigen Einheit, wo der Verſtand nur

getrennte Exiſtenzen ſieht; aber es hat noch einen andern Sinn, der nun hervortritt, wenn wir zum zweiten Momente der erſten Form von Fauſts Seelenlage übergehen. Hier liegen die Anſätze, durch welche der reine Erkenntnißdrang ſich trübt und dann die Wendung eintritt, die zum Bunde mit Mephiſtopheles führt. Unmittelbar einleuchtend iſt, daß Fauſt die Geduld fehlt, aber das iſt ja nicht der einzige Fehler und H. Gwinner irrt ſehr, wenn er findet, mein „Räſonnement“ laufe nur darauf hinaus. Fauſt kennt auch die Beſcheidung nicht, er verlangt unbedingte, vollkommene Erkenntniß eines Ganzen. Beide Mängel ſind Verfehlungen im Maße, von beiden aber, und insbeſondere vom zweiten führt ein ſehr kurzer Weg zu einer andern Verirrung, die ganz qualitativer Art iſt, einer Verirrung, die unter der Einwirkung von Zeitvorſtellungen, wie der Dichter ſie dem Stoff gemäß vorausſetzt, nothwendig hervorſpringen muß. Fauſt verkehrt das berechtigt Myſtiſche in ein falſch Myſtiſches. Iſt es wahr, daß das Erkennen ein Zuſammenkommen, Zuſammenſchluß von zwei Weſensgleichen iſt, ſo folgt ja daraus nicht, daß dies wie ein ſinnliches Amalgam aufgefaßt werden darf; der Alchemiſt in Fauſt trägt den Begriff einer chemiſchen Miſchung auf ein Finden und Faſſen über, das idealer Art iſt; der leidenſchaftliche Freund der Wahrheit in Fauſt ſtellt ſich dies Finden wie eine Brüder-Umarmung vor und der Stolz in Fauſt will die ganze Wahrheit, das ganze Geheimniß des Naturlebens auf Einmal erſtürmen. Daher genügt ihm das Bild des Makrokosmus nicht, weil es objektiv bleibt, zu myſtiſcher Verſchmelzung ſich nicht darbeut, daher muß der Dichter den kabbaliſtiſchen Glauben

benützend das Objekt persönlich als Planetargeist fassen. Und nun geht die Ueberhebung in den wirklichen und vollen Frevel über, dem Erdgeist an Kraft real gleich sein, mit ihm schaffend wie allmächtig wirken und weben zu wollen; hiemit schlägt der qualitative Irrthum in eine neue, noch größere, vermessnere Maßverletzung um, die wir auch als drittes Moment der ersten Phase bezeichnen können, weil sie in der That in starkem Unterschied sich hervorstellt.

Alles dies habe ich in meiner Schrift bereits auseinandergesetzt, (S. 160 ff.), die ersteren Punkte weniger genau, als im Obigen, den letzteren bereits in genügender Schärfe.

Nun ist als einleitendes Motiv der zweiten Form oder Phase in Fausts Verhalten aus dem Anfangs-Monolog ein Zug heraufzunehmen, wodurch zu dieser Ueberhebung etwas relativ Neues hinzukommt. In einer so feurigen Natur muß auch der Lebenstrieb stark sein. „Auch" will sagen: dieser Trieb steht zwar natürlich nicht außer dem Zusammenhang mit der Gewalt der Leidenschaft, die dem Erkenntnißtrieb den geschilderten Zusatz gibt, er schlägt sich zum Streben nach Erkenntniß, aber er macht sich außerdem geltend als Trieb, die Welt durchzugenießen, nicht schlaff, nicht bloß rezeptiv, sondern auch aktiv, in kühnen Thaten und Kämpfen. Man erinnere sich an Stellen, wie: „Auch hab ich weder Gut noch Geld" u. s. w. „Verfluchtes dumpfes Mauerloch" u. s. w. Es läßt sich — wie ich längst gezeigt habe — voraussehen, daß, wenn dieser Trieb aus seiner Gesellung zum Erkenntnißtrieb herausgeworfen einmal für sich agirt, die Idealität des Erkenntnißtriebs sich umgekehrt gefährlich zu ihm schlagen und ihm die Idee eines Unendlichen, eines

göttergleichen Ganzen so zuführen wird, daß Faust genießend, handelnd, auch leidend sich zur Menschheit wird erweitern wollen. Der Lebenstrieb in diesem Sinne bricht mit dem Erkenntnißtriebe, vorerst noch in dunkler Verschlingung mit ihm, hervor im Anblick des Zeichens des Erdgeistes, in welchem gewiß nicht in erster Linie das Geschichtsleben, sondern das Naturleben, aber doch offenbar das erstere mitpersonifizirt ist. Dieser Durchbruch liegt in den Worten:

Schon glüh ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Faust will dem Erdgeist gleich sein an schaffender Kraft, aber überdies auf seinen Wogen stolz wie ein Erdgott im offenen Meer der Genüße und Thaten hinschwimmen.

Dies ist das Konvolut in Fausts Seelenlage bis zur Beschwörung und darauf folgenden Beschämung. Ich glaube nun hinreichend gezeigt zu haben, wie nöthig es ist, die Fäden in dieser Verschlingung sorgsam auseinanderzulesen, wie ungenügend also, einfach zu sagen: Faust will den Erdgeist, die Natur leben, wie K. Fischer, oder wie Gwinner nach tonloser Einräumung, daß Faust bis dahin auch von Wissensdrang geführt sei, ohne weiteres abstrakt ethisch nur an gottlosen Frevel zu denken, wo Verirrung, Schuld und reiches, tiefes Seelenleben so bedeutend, so dunkel sich ineinanderschlingen.

Und nun, nachdem er vom Erdgeist in das Gefühl der Nichtigkeit zurückgeworfen ist, nun, aber wahrlich nicht „alsbald," sondern nachdem er zum Selbstmord schreiten gewollt,

nachdem Glockenklang und Oſtergeſang ihn in die einfach menſchlichen Rührungen des Lebens zurückgezogen, nachdem das Bild heiterer Menſchheit auf dem Spaziergang ihm die Bruſt gelüftet, der Auftritt mit den Bauern ihn aufs neue in ſeinen Schmerz geworfen, nachdem das Gefühl unerträglicher Zuſchnürung, Einengung in ſein zwieſpältiges Ich den Wunſch hervorgepreßt, mit Zauberhilfe fliegen zu können, nun und dennoch auch nun nicht in Einem Tempo folgt:

Die zweite Form, der Bund mit Mephiſtopheles. H. Gwinner kann für ſein „alsbald“ vorbringen, daß der Spaziergang vor dem Thor und das erſte Geſpräch mit Mephiſtopheles der ſpäteren Bearbeitung angehören. Allein unzweifelhaft zum Aelteſten gehört das Geſpräch mit Wagner, entſcheidende Gründe ſprechen dafür, daß ſchon nach dem alten Plan ein Selbſtmordverſuch folgen und in dieſem Moment erſt Mephiſtopheles eintreten ſollte, deſſen Aufgabe es nun war, mit ſeiner Art von Beredtſamkeit dem Fauſt ein ſo appetitliches Bild der Welt vorzuhalten, ſeinen Lebenstrieb ſo ſtark zu reizen, daß er nun aus der früheren Vermengung mit dem Erkenntnißtrieb noch ſtärker, als ſchon die Zurückſchreckung durch den Erdgeiſt dies bewirken mußte, herausgeſchüttelt und zum entſcheidenden Motiv wurde, ein neues Leben, ein Leben der Weltluſt anzutreten. Das Entſcheidende liegt in dem Verzichten auf die Forſchung nach Wahrheit; dieſen Unterſchied zwiſchen den zwei Phaſen verliert man ja, wenn man ſchon vorher nur Lebensdrang oder nur Frevel ſieht.

Nun iſt zwar dieſer Fauſt freilich ein anderer geworden, als er vorher war, da ſein ideales Selbſt mit ſeinem Kern,

dem Durst nach Erkenntniß, noch als Grundmotiv wirksam war. Aber nicht ganz kann er ein anderer werden; er bringt in die neue Stimmung das Bewußtsein des Wesens des Geistes hinüber, das Bewußtsein, daß der Geist reine Bewegung, über jedes Einzelne übergreifende Aktion ist, daß daher nichts Einzelnes ihn befriedigen kann. Daher die Wette, auf die wir bei der Besprechung von K. Fischers Schrift uns vorbehalten haben hier noch einmal zurückzukommen. Sie gehört auch nach H. Gwinner nicht zum ursprünglichen Plan, sondern ist in Anlehnung an das später hinzugekommene Programm des Prologs nachträglich, so gut es eben gieng, mit der Bündnißscene verflochten. Dies: „so gut es gieng" erläutert H. Gwinner dahin: Faust beschönigt mit seiner Behauptung, er werde nie befriedigt sein, renommistisch den verbrecherischen Bund, worin er sein Jenseits preisgibt, vor sich selbst; er vermißt sich, das unausbleibliche Ende noch abzukürzen, d. h. schon in dem Augenblicke des Teufels zu sein, wo er befriedigt sein werde; der Sinn wäre demnach: „gelingt es dir, mich vor meinem Ende zu sättigen, so bin ich dir verfallen, gelingt es dir nicht, so hast du mich nach meinem natürlichen Tode einfach kraft der Verschreibung." Und an einer andern Stelle sagt H. Gwinner — nicht übel auf dem Boden seiner Voraussetzung —, die schönen Reden Fausts von seiner Unbefriedigung, von der Unmöglichkeit, ihn je zu sättigen, vertragen sich recht gut mit seinem Lebensdrang und Weltdurst, er könne nie ohne die Einsicht gedacht werden, daß in den Tiefen der Sinnlichkeit keine Stillung seiner glühenden Leidenschaften zu finden sei, allein er gehe den Bund ein quand

même, d. h. er sei gewillt und gefaßt, auch unbefriedigt zu zerscheitern; er werde freilich unbefriedigt bleiben und so die Wette scheinbar bequem gewinnen, aber es sei damit — nichts gewonnen, so lange er nicht „Magie von seinem Pfad entferne."

Die Auskunft ist fein erdacht, aber so künstlich, daß niemand sie glauben wird; man thut besser, die Wette als ein später eingeschobenes, zum Alten nicht passendes Motiv einfach zu verwerfen, wenn man, wie H. Gwinner, dem Dichter nicht erlaubt, das Bündniß mit Mephistopheles anders, als recht kraß zu fassen, nicht erlaubt, in einen Schritt des Helden, der nach der Sage nur wilder Frevel ist, helle Lichter hinüberzuleiten, wodurch dieser Schritt aufhört, einfach nur ein pechschwarzes Verbrechen zu sein, vielmehr eine universale Bedeutung gewinnt, ohne die poetische Bildmäßigkeit zu verlieren. Faust, wie er gestimmt ist, weiß von keinem Glück und sucht keines in dem Bunde; in wilder Verstörung läßt er es darauf ankommen, zu „zerscheitern." Aber unter dem Zerscheitern versteht er nicht, dem Mephistopheles, der Hölle zur Beute werden; dem Teufel verfällt er — dies steht ihm fest, — nur dann, wenn er je im Einzelgenuß ganz befriedigt wird. Warum er im vollen Widerspruch damit dennoch den Bund eingeht, warum er die Güter sucht, die er verachtet, die er für keine hält, das zu erklären ist nicht leicht, wenn man aber die Auseinandersetzung, die ich (s. m. Schrift insbesondre S. 307 ff.) gegeben habe, nicht gelten läßt, so darf ich billig verlangen, daß man sie erst widerlege. Der Widerspruch in seinem gleichzeitigen Wollen und Verschmähen ist wild und höchst gefahrbringend, aber durch den Knäuel in seinem Innern schimmert eine

Wahrheit durch; sie heißt: du kannst und sollst den Geist nicht unterkriegen, denn sein Wesen ist Fortbewegung; gehe ich zu Grund, so gehe ich zu Grund unbesiegt von dir, du wirst nicht gewonnen haben, meine Seele gehört dir nicht, sie hat nur aufgehört, zu sein, weil sie aufgehört hat, Bewegung zu sein.

In der Volkssage ist die Verbindung mit Mephistopheles eigentlich kein Vertrag, wenn man unter Vertrag doch zu verstehen hat, daß beide Theile eine Leistung versprechen; hier verspricht nur Mephistopheles eine Leistung, nämlich seine Zauberdienste, dafür verfällt ihm nach 24 Jahren Fausts Seele von selbst, Faust wird dann nicht mehr gefragt, ob er sie geben will. Dies ist eigentlich nur ein in Vertragsform gefaßter Tausch: Seele gegen Genuß, Genuß für Seele. Der jugendliche Goethe, noch der Goethe der ersten Zeit in Weimar, dem es im Strudel der Tollzeit oft um die eigne Seele bang war, wird ja, wie ich schon bei der Besprechung von K. Fischers Schrift zugegeben, noch geschwankt haben, ob er seinen Faust nicht der Hölle überantworten solle. Aber derselbe jugendliche Goethe hatte auch schon andere Momente, wo er trostreich aus dem Dickicht hinaussah; die hiefür oft angeführte Strophe: „Hoffnung“ mit dem Schluß:

Nein, es sind nicht leere Träume,
Jetzt noch Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

ist spätestens von 1777; in solchen Momenten mußte ihm bereits aufdämmern, was später der Prolog als lösendes Wort aussprach, und in solchen Momenten konnte ihm die

schwere Frage des Faustthemas unmöglich so kraß plan liegen, daß er einfach meinte, Faust müsse des Teufels werden; sein Faust sollte nicht gemeint sein, gegen Freuden, die ihm keine Freuden sind, die Seele hinzuwerfen; ob diese verfalle, darauf soll es erst ankommen. Hier ist ein Wenn, das in der Volkssage nicht ist; hier wagt es Mephistopheles, am Schluße der Frist vergeblich gedient zu haben, denn er soll nach allem Dienst die Seele Fausts erst einthun, wenn sie durch diesen Dienst zerrüttet wird, und Faust wagt es ebendarauf. Diese hypothetische Zuspitzung: hier liegt die Wurzel der Vergeistigung der Sage. So erhält der Bund die Form der Wette, und in dieser Wette sitzt das erahnte Bild der unverwüstlichen Elastizität des Geistes, des Geistes überhaupt, und so hat Goethe frühe schon in seinem Faust, obwohl er Individuum ist und bleibt, das Bild des Menschen, der Menschheit gesehen. Dies ist die Durchsichtigkeit, die der Rohstoff schon in seiner jungen Hand zu gewinnen begann. Dies, diese Durchsichtigkeit ist es, was H. Gwinner gründlich haßt und verachtet. Seinem verdickten Vorstellen ist jede flüßige Idee zuwider; wo es nicht heißt: Himmel, Hölle, Sünde, höllische Verdammniß oder zur Noth Gnade, da wird er unangenehm.

Ein Thema von großartiger Einfachheit lag in der Sage dem Dichter vor. Bezeichnen wir es mit H. Gwinners Worten: „die deutsche Version der Magus-Sage, die Sage vom hochbegabten, aber hoffärtigen Doktor der Theologie, der ein Weltmensch wird und, um der verschloßenen Natur alles abzuzwingen, wonach ihn gelüstet, sich der Magie ergibt, dem Bösen seine Seele verschreibt und nach einem tollen

Leben mit Schrecken endet.“ H. Gwinner behält sich am Schluße seiner Artikel vor, ein andermal auseinanderzusetzen, wie dieses Thema sich hätte gestalten müssen, wenn der Dichter seiner ursprünglichen Konzeption treuer geblieben wäre. In dieser, sagt er nun mit Gervinus, sei jener Grundgedanke, nur zeitgemäß verändert, stehen geblieben. K. Fischer nimmt, wie der Leser sich erinnert, an, über das Endschicksal Fausts habe der Dichter in der ersten Konzeption ein bestimmtes Bild sich noch nicht festgestellt, ich habe in jenem Zusammenhang und vorhin wieder angenommen, Goethe müsse geschwankt, sein Vorstellen müsse gewechselt haben; H. Gwinner also nimmt dagegen an, es sei beschlossen gewesen, Faust der Hölle verfallen zu lassen. Hiefür scheinen namentlich die Stellen zu sprechen in der Kontraktscene: „und wie sie selbst am End auch ich zerscheitern“, ferner (Wald und Höhle):

Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mags gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Und am Schluße das: „Her zu mir“ des Mephistopheles scheint danach nur der Einen Deutung fähig: nun bist du mein!

Ich will jetzt nicht premiren, daß in der vorletzten dieser Stellen Mephistopheles auf die angeführten Worte Fausts eine ironische Antwort gibt, worin er durch dessen tragisches Pathos keineswegs zufriedengestellt erscheint; er wünscht ihn erst dahin zu bringen, daß er mit kalter Ruhe den Folgen der Verführung zusieht, daß er Virtuos im Verführen wird.

Auch dies führt in einfachem Gedankengang zu der Wahrheit, daß durch ein einzelnes Verbrechen Faust noch nicht der Hölle verfallen sein kann, daß es erst darauf ankommt, seine Seele zu lähmen. Doch sehen wir jetzt vom Einzelnen ab und fassen die Frage an der Wurzel!

Eine „zeitgemäße" Veränderung gibt H. Gwinner mit Gervinus als gefordert zu, sosehr er übrigens verlangt, daß der Dichter am finstern Schluß der Sage festhalte; darunter kann er von seinem Standpunkte nichts verstehen, als eine Steigerung des Seelenzustands des Helden ins Geistreiche; seiner Ueberhebung sollte etwas von modernen Ideen untergelegt werden, Anklang an Philosopheme, die sich leicht dahin verkehren lassen, daß sie den absoluten Egoismus zu rechtfertigen scheinen, Anklang an romantische Selbstbespieglung und Beschönigung hohlen Genußlebens; dadurch sollte, eben weil es falsche Genialität ist, seine Schuld vertieft, verstärkt erscheinen. So etwa ungefähr; aber stehen sollte bleiben in knolliger dogmatischer Kompaktheit Teufel und Hölle.

Es ist nicht meine Schuld, wenn ich nun abermals, wie schon in anderem Zusammenhang bei K. Fischer, auf den wichtigsten Abschnitt meiner Schrift: „Zweites Gespräch des Faust und Mephistopheles: Die Wette, der Bund" verweisen muß, es bemüht aber den Leser weniger, als wenn ch nur auf die Verweisung verwiese. Also noch einmal: ich habe mich bestrebt, den tiefen, weiten Inhalt, den der Dichter in die konkrete Person seines Faust, in deren Stimmungen und Wollen, den er in die Person seines Mephistopheles, in die Wechselwirkung beider, in die Wette, den Bund versenkt hat, herauszugraben, bloßzulegen, flüßig zu

machen, das poetiſch Geahnte in gedachte Begriffe zu faſſen, beſonders in dem genannten Abſchnitt S. 285 ff. Es war der ſchwerſte wie der wichtigſte Theil meines Ringens und man dürfte wohl erwarten, daß mit Ernſt geleſen und geprüft wird, was mit ſo ſichtbarem Ernſt erarbeitet iſt. Lieſt man mir darüber mit aufgerecktem Kinn und aufgezogenem Mundwinkel hinweg, verachtet und verhöhnt man mir das, weil man zum Voraus beſchloſſen hat, ſolches Grabgeſchäft als lächerliches Unternehmen zu verurtheilen, ſo mag man das Buch nur ganz liegen laſſen und nicht den kleinſten Theil daran loben.

Schon ehe H. Gwinner vortrat, hat mir ein übrigens nicht Voreingenommener, nicht Uebelwollender, den ich ungern auf ſolchem Wege finde, dieſe Frucht mühevollen, den Kern ſuchenden Schälens leichtweg mit einem kurzen ironiſchen Lächeln abgethan; Emil Feuerlein (Unſere Zeit. Neue Folge. Heft 11 S. 805): „Dieſe Scenen ſind mit einer Akribie, die beim himmliſchen Prolog und beim Teufelsbündniß zu einem förmlichen mit Wort und Wort angeſtellten Examen wird, behandelt, wie ſie an den alten braven Boccaccio und ſeinen Dantekommentar erinnert.“ Warum fährt er dann fort: „Ueber die Maſſe von Aufſchlüſſen und das hohe Maß geiſtigen Genuſſes, die uns dieſe Blätter gewähren, kein Wort weiter“? Wenn dieſer Mittel- und Springpunkt meines Werkes komiſch iſt, ſo will ich keinen Aufſchluß, keinen geiſtigen Genuß gewährt haben. — Anführen will ich noch, daß Feuerlein das ſchöne griechiſche Wort vom Tode, das ich S. 274 angeführt habe, als „Ausfluß blaſirter epikuräiſcher Skepſis“ bezeichnet. Dies macht mir die ironi-

sche Stellung zur philosophischen Hauptparthie meiner Schrift einigermaßen erklärlich.

Noch anders klingt es nun freilich bei H. Gwinner, eine ganze häßliche Hohnlauge gießt er mir über meine Blätter aus, natürlich nicht nur mich, sondern mit mir alle treffend, die in Goethe's Faust etwas mehr finden, als was greiflich vor Augen liegt. Was Streben, strebende Menschheit, die in Faust repräsentirt sein soll! „Hat nicht Goethe selbst gesagt, es sei dies keine „„Idee"", die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im Besonderen zu Grunde läge?" Wir haben nie gemeint, noch gesagt, Goethe habe diese „Idee" in ihrer weiten Allgemeinheit vor sich genommen und sinnbildlich zu verkörpern beschlossen, wir haben unter Idee verstanden, was H. Gwinner selbst in der Einleitung zu seinen Artikeln darunter versteht, einen Keim, einen Kern, der als treibende Seele im ahnenden Dichter unbewußt mit und in seinem konkret erschauten Gebilde großwächst und es geistig ausweitet, ohne es aus seinen Fugen zu treiben; das kennt H. Gwinner, um es nachher zu vergessen, denn ein solcher Kern, Keim, solche treibende Seele ist der Gehalt nicht, den er in der ursprünglichen Konzeption findet: kein Strebender, sondern ein unersättlicher Sünder, den billig der Teufel holt. Also aber: was Streben! Da gibt es nur sündhafte Unersättlichkeit! — Was Fortschritt im Streben, was Läuterung, worin Versöhnung, Erlösung an sich schon liegen soll! Faustdick von außen Strafe für das Teufelsbündniß oder, wenn es sein soll, wenn der Poet später vorzieht, harmonisch zu schließen, Gnade von oben, dem Oben, das für Köpfe wie H. Gwinner kein Innen ist! Dabei setzt freilich auch er voraus, daß Faust

nicht unvermittelt zu jenen „höheren Sphären“ gehoben würde, nicht ohne daß er vorher dahin aus eigener Kraft gedrungen wäre. Dies letztere sind Worte aus dem Schluß der Gwinnerschen Artikel und hier scheint er mit mir zusammenzutreffen, der ich ja nachdrücklich dem zweiten Theil vorwerfe, daß Faust zu leichten Kaufs in den Himmel erhoben wird, weil da keine Reue, kein neues Handeln, keine neue Schuld, keine Umkehr und Ermannung aus alter und neuer Schuld zu sehen ist; er aber kann dabei nur an eine von oben unterstützte ordentliche Bekehrung denken, nicht an Seelenprozesse, die ins Licht setzen, daß wahres Weiterstreben allerdings schon Erlösung, Versöhnung, Seligkeit in sich schließt, er weiß ja nichts, will nichts wissen von einem solchen Ineinander von Himmel, Hölle und Menschenseele; sie müssen sinnlich, örtlich getrennt sein. Nach dem neuen Plane, wie der Prolog im Himmel ihn ankündigte, mit der „Licenz“: „es irrt der Mensch, solang er strebt“, und mit dem leichten Trost: „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“ werde, so meint er, der Kampf mit dem bösen Prinzip zum bloßen Spiel herabgesetzt, bei dem der Held „dreist drauf lossündigt, immerfort im „„dunkeln Drang““ und mit dem Bewußtsein des rechten Weges, weil er schließlich auf die allerbequemste Art, durch den bloßen Verlauf des irdischen Lebens, erlöst wird.“ Dies steht in der Kritik der Abhandlung von Biedermann; die zum Theil schon angeführten Sätze über Läuterung und Entwicklung stellen sich besonders präcis heraus in der Kritik von K. Fischers Schrift. „Läuterung ist noch lange nicht Erlösung, am wenigsten aber eine Läuterung „„ohne himm-

liſche Zuthat"", da der Begriff der Erlöſung gerade den der Hilfe nothwendig in ſich einſchließt. Selbſterlöſung iſt eine moderne Selbſttäuſchung. „„Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen"", ſingen die himmliſchen Heerſcharen, und es iſt falſch, wenn ſchon dem Standpunkte des Prologs nicht fremd, „„die Entwicklungsſtufen einer bedeutenden Menſchennatur"" ſeien „„zugleich Läuterungsſtufen"", denn der Begriff der Entwicklung iſt ein ethiſch indifferenter" u. ſ. w. Erlöſung iſt ein Wort aus der theologiſchen Begriffswelt. Die Sprache der vorausſetzungsloſen Wiſſenſchaft hat ſtreng genommen nichts damit zu ſchaffen und ſie vermiſcht Begriffe aus zwei weſentlich verſchiedenen Anſchauungswelten, wenn ſie von Selbſterlöſung ſpricht, denn Erlöſung kommt wirklich durch Gnade einer tranſcendenten Macht von außen. Goethe brauchte für ſeine Schluß-Scene die himmliſchen Heerſcharen und dieſe müſſen noch den weiteren Zuſatz machen: „und hat an ihm die Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die ſelige Schar mit herzlichem Willkommen." Die Engel wie die übrigen himmliſchen Figuren ſind poetiſcher Apparat, wie der Dichter ihn brauchte. Zieht man dieſe ſinnbildliche Hülle ab, ſo bleibt, daß im Streben ſelbſt nicht die „Erlöſung" (denn dies theologiſche Wort gehört zum Apparat), aber das wahre Wohl liegt, und die von oben theilnehmende Liebe bedeutet alles Fördernde, was nach einem der Welt immanenten Geſetz eben in der Welt einem edel Strebenden unter die Arme greift. „Edel" fügen wir hinzu, im Grund überflüſſig. Setzt man das Wort Streben ſchlechtweg, ſo meint man es immer inhaltsvoll, denkt an ein gutes, rechtes Streben. H. Gwinner

findet den Begriff leer, indem er ſagt, es komme erſt darauf an, wonach man ſtrebe. Je nach dem Zuſammenhang natürlich, aber wenn man Streben abſolut gebraucht, dann iſt das Gute als Ziel mitinbegriffen.

Vor ſolchen Auflöſungen, wie jene, muß denn H. Gwinner nothwendig das Kreuz machen. Sehen wir weiter, wie er mit dem Bemühen umſpringt, die Gedankenreihen zu heben, die der ahnende Dichter in den lebendigen Leib ſeiner Dichtung geſenkt hat.

Fauſt verflucht in der Scene, die zum Teufelsbunde führt, alle Freuden der Welt, weil ſie für ihn mit keiner Illuſion verbunden ſind. Ich knüpfe daran eine Unterſuchung über Weſen und Werth der Illuſion, ich unterſcheide den bedingten Werth derjenigen, die ſich an die Genüſſe knüpft, von dem unbedingten der edlen Illuſion, ohne welche auch ein inhaltvolles, großes Wirken nicht möglich iſt, wie ja dies der Dichter ſelbſt in der letzten Rede ſeines Fauſt ſo rein und hell ausſpricht. Man muß leſen, wie H. Gwinner das wiedergibt; ich hebe davon nur heraus, wie er einen Theil meiner Erörterung behandelt. Wo von jener Illuſion niedrigerer Stufe die Rede iſt, die ſich an die Genüſſe knüpft, wo ich ihren bedingten Werth aufzeige und den Grund, warum der Vernünftige ſich mit Maß ihr hingibt, obwohl er ſie durchſchaut, habe ich das Verhalten zum Kunſtſcheine des Theaters als dienliches Beiſpiel angeführt und, um ja nicht mißverſtanden zu werden, hinzugeſetzt: „doch das Bild hinkt, das Leben iſt kein Theater, wir ſpielen ja mit, oder vielmehr, weil wir ſelbſt auf der Bühne ſind, iſt es kein Spiel, ſondern ein Wirken.“ Hiezu ſetzt H. Gwinner, als hätte ich

dies nicht beigefügt: „demnach wirken wir alle als höhere Schauspieler.“ Dies ist gehäßig, ist Lästerung. Er fährt fort: „der Inhalt, das „eigentlich Werthvolle dieser Thätigkeit an sich, welche zugleich Arbeit für den Weltzweck sein soll, bleibt mit diesem im Dunkeln.“ Nun ich denke, der Weltzweck ist, daß das Gute werde; hält mich H. Gwinner für verpflichtet, in der Kritik eines Dichtwerks zu doziren, was das Gute ist, ein System der Pflichten und Tugenden aufzuführen? Vom Guten gibt uns der Dichter ein Beispiel durch eine der Formen, worin es sich vollzieht, indem er seinen Faust als Herrscher für das Wohl eines Volkes wirken läßt. Daß er das sehr ungenügend zur Darstellung bringt, hievon, ich muß es abermals wiederholen, kann hier ganz abgesehen werden, die Intention habe ich hoch anerkannt. Aber H. Gwinner möchte mich frivol haben und da ers nicht findet, macht er mich dazu. Sollte Faust etwa Klöster stiften? Dient das dem Weltzweck, der ja H. Gwinner ganz hell sein muß? — „Illusionsselige Streberei“: das höhnische Substantiv wird hier, mit neuem Epitheton, wieder angebracht und zu „Wanderschritt“ (Wort aus einem Brief Goethe's, das ich zitirte,) wird blöckend in Klammer gesetzt: vulgo Fortschritt.

Erweitert sich die Person des Helden zu allgemeiner Bedeutung, so kann dies nicht anders sein bei der des Mephistopheles. Ich habe nun in der erwähnten Analyse die Gegensätze, die sich in beiden gegenüberstehen, in Begriffe gefaßt, im Bunde der beiden das Bild einer Wechselwirkung gesehen, in welche diese Gegensätze miteinander treten, und hierin die Aussicht eröffnet gefunden, daß aus ihrem Durchdringungskampf eine Versöhnung, eine Einheit hervorgehen

werde. Dabei habe ich, wie öfters, mit Nachdruck dem Scheine vorgebeugt, als habe uns der Dichter Begriffsschemen vorgeführt; hiefür ist übrigens ja schon gesorgt durch die im Voraus von mir festgestellte, hier in Geltung tretende Bedeutung des Begriffs symbolisch. H. Gwinner hat in seiner Einleitung diesen Begriff, wie ich ihn anwende, gutgeheißen: „es ist bei Fr. Vischer rühmend hervorzuheben, daß er, obwohl auch seine Faust-Idee gar sehr ins Weite und Leere fällt, doch überzeugend jene von Düntzer, Köstlin u. And. vertretene Ansicht widerlegt, als dürfe man, weil es dem Dichter nur um ein konkretes Lebensbild zu thun gewesen sei, keine allgemeine und symbolische Bedeutung darin suchen." Die Einschränkung durch den Zwischensatz „obwohl" hebt dieses Einstimmen nicht auf; ist zugestanden, daß Individualität einer poetischen Person und Allgemeinheit der Bedeutung einander nicht ausschließen, so muß dann, ob Einer diese Allgemeinheit *zu* allgemein, zu „weit und leer" genommen hat, an andrem Ort untersucht und entschieden werden. Und trotz dieser Einräumung sagt Gwinner, bei Anlaß von J. Schmidt auf mich zurückkommend, wenn der Dichter Faktoren hätte darstellen wollen, die in der Menschheit thätig sind, so lange sie eine Geschichte hat, Faktoren wie: feuriger Idealismus und auf das Empirische sich steiende Ironie, so *hätte es nicht zweier Personen bedurft*; das seien eigentlich die zwei Seelen, die sich in Fausts Brust bekämpfen, deren Kampf also ohne solche Dopplung verlaufen könnte. Die Einräumung des Symbolischen ist damit rein aufgehoben. Nur Ein Beispiel! Es ist doch unbestritten, daß Tasso und Antonio, obwohl sie ganz greifliche

Perſonen bleiben, im Verlaufe des Goethe'ſchen Dramas, vorzüglich aber am Schluß, in Taſſos letzten Worten, ſich mehr und mehr zu der allgemeinen Bedeutung erweitern: Phantaſie-Leben und Lebenskunſt, wogendes Seelenleben des Idealbildenden Künſtlers und ſicherer Takt des Staatsmanns und Hofmanns. Nun hat Taſſo die redliche Abſicht, die Lebenskunſt auch ſich anzueignen, er iſt durchdrungen von ihrem Werthe und bemüht, ſie zu lernen; nach obigem Satze H. Gwinners müßte man aufſtellen, Goethe hätte einen beſonderen Vertreter für dieſes Glied des Gegenſatzes nicht bedurft, durch eine Reihe von Scenen, worin Taſſo trotz ſeinem guten Willen dennoch mit der Welt der Form, Konvenienz, mit der Realität der Verhältniſſe collidire, hätte er ohne dieſe Zweiheit von Perſonen ganz gut zeigen können, wie unendlich ſchwer die Vereinigung jener Gegenſätze ſei. So ſchneide man denn dieſen Antonio aus der Handlung heraus, wenn man kann! — Nun zurück zum „Obwohl"! Etwas Allgemeines erlaubte demnach H. Gwinner in Fauſt und Mephiſtopheles zu finden, nur dürfe man nicht „ins Weite und Leere fallen." Er wird alſo, ſcheint zu folgen, etwa geſtatten, daß man in Mephiſtopheles nur einfach das Böſe dargeſtellt finde — ſymboliſch in dem von ihm eingeräumten Sinne. Das wäre ja aber auch zu „weit und leer", denn es iſt ein Faktor, der durch die Weltgeſchichte geht, ſo lange es eine gibt, und es lauert ja auch in Fauſts eigener Bruſt hinter der einen der zwei Seelen, die in ihr wohnen; da hätte alſo der Dichter ebenſowenig zweier Perſonen bedurft. Nein! nein! nichts von allgemeiner Bedeutung! Perſon, wirkliche Perſon, nicht bloß poetiſch fingirte,

muß Mephiſtopheles ſein, ſonſt fällt man ins zu Weite und Leere! — Dies und nichts anderes iſt das Ergebniß.

Daß aber Mephiſtopheles nicht einfach das Böſe vorſtelle, ſondern — durch vermittelnde Begriffe, die ich aufgezeigt habe, — den Verſtand, den Geiſt der Erfahrung, den Geiſt der Wirklichkeit, das geht aus den reichlichen Stellen, wo er Wahrheit ſpricht, heilſame, obwohl von ihm nicht heilſam gemeinte Lehre vorbringt, Maß und Ziel predigt, all den Stellen, wo er ſchlagend halb Recht hat, ſo überzeugend hervor, daß ein Blinder es ſehen ſollte. Dieſe Bedeutung iſt der innere Grund, warum er ſo behaglich behandelt iſt bis auf die Momente, wo die Teufelskralle herausſieht. Für den Humor in Mephiſtopheles muß H. Gwinner nicht eine Spur von Ader haben. Er meint es nur anführen zu dürfen, daß ich z. B. die Einladung zum Antritt des Weltgangs behaglich nenne, um mich lächerlich zu machen.

Wie Fauſt auf der andern Seite zu einem Bilde der Unverwüſtlichkeit der Strebe-Natur des menſchlichen Geiſtes ſich erweitert, zu einem Bilde des Idealismus in dieſem Geiſte des Strebens, der aber in ſeiner Einſeitigkeit zum wilden Ueberſturze wird, das habe ich nicht etwa kurzweg behauptet, ſondern aus dem Wortlaute der betreffenden Stellen des Drama entwickelt. Ein Quodlibet von Gegenſätzen nennt H. Gwinner die Begriffspaare, die ich aufſtelle. Damit ſind ſie wohl kritiſirt? — Aus der ſo ſich vertiefenden Bedeutung der Zwei ergibt ſich folgerichtig, wohin der Dichter mit ihrem Bunde zielt: zu einer Vereinigung der zwei, in ihrer Trennung und widerſprechenden Einſeitigkeit ihr Recht in Unrecht verkehrenden Faktoren; Fauſt ſoll von Mephi-

ſtopheles, gegen deſſen Willen (ſofern er auch das Böſe iſt), lernen, ſoll lernen, ſich ins Wirkliche fügen ohne ſein Idealſtreben zu opfern, es anfaſſen, ſich mit ihm einlaſſen, in ihm wirken mit Maß, Geduld, Reſignation und mit ſo viel Illuſion, d. h. ſoviel Hoffnung, Herrliches zu erreichen, als überhaupt nöthig iſt, um etwas zu erreichen. Dies erhellt ſonnenklar aus dem Schluß des zweiten Theils, der vor dem Dichter noch nicht klar ſtand, als er die älteſten Theile ſchrieb, als er noch ſchwankte, ob er ſeinen Fauſt nicht dem Untergang weihen ſolle, der ihm aber früher in Sicht auftauchte, als man gemeinhin annimmt. Auch dies nun, dieſes Wohinaus, habe ich nicht kurzweg behauptet, ſondern aus den gegebenen Prämiſſen — der Dichtung und meiner Analyſe — entwickelt. H. Gwinner läßt dieſe Entwicklung weg, ſtellt ihr Ergebniß nackt hin und gibt es, ſeiner Begründung beraubt, dem Hohne Preis. „Der Pakt iſt nichts als Durchdringungskampf“ (dieſer angeblichen Prinzipien) „und das Facit dieſes Prozeſſes das höchſte Gut“ — „Es ſoll ein Glück verheißender Seelenbund zur Erzeugung des vollkommenen Menſchen herauskommen“ — „wahrhaft erſprießlicher Seelenbund“ und dergleichen. — Man kennt dieſen edlen Kunſtgriff, ein Unterſuchungs-Ergebniß ohne ſeine Bindeglieder hinzuſtellen und ſo den Schein des Bodenloſen, des Verrückten darauf zu werfen. Nebenher wird, ganz entſprechend dem Ganzen dieſes Abthuns, ein Giftklümpchen Hohn auf die Novelle: „Auch Einer, eine Reiſebekanntſchaft“ geſpritzt.

Ganz ſpottwerth verwunderſam kommt es H. Gwinner auch vor, daß ich die Frage vom Gut, vom wahren Gut,

vom höchſten Gut aufnehme, worauf, wie ich meinte, die Frage nach dem Weſen und Werth der Illuſion, welche aufzunehmen Fauſts Fluch auf alle Freuden fordert, mit Nothwendigkeit führen muß. Der Held, der hochbewegte, irrende, ſuchende Ringer auf der Bühne, ſoll uns wohl eigentlich nichts angehen? Wir ſollen nicht um ihn beſorgt ſein, nicht Mitleid mit ihm fühlen, wenn er fällt? Nicht uns mit und in ihm erheben, wenn er aufſteht? Es ſoll ſich nicht in ihm auch um uns, nicht um die Angelegenheit der Menſchheit handeln? Man ſoll alſo nicht fragen dürfen nach dem, um was ſich im Grund jede Tragödie dreht, nur im Fauſt ausdrücklicher als in tauſend anderen dreht, nach dem wahren Wohle? Nicht nachdenklich theilnehmen und nachfragen, wo denn der Irrthum ſteckt, wenn er ſo richtig ahnt, wo es nicht liegt, und doch nicht finden kann, wo es liegt? —

Es iſt in früherem Zuſammenhang geſagt, daß H. Gwinner offenbar fürchtet, man verkenne den Ernſt des Böſen, wenn man nicht fordert, Fauſt müſſe zur Hölle fahren. Ebenſo wird er natürlich ſcheu, wenn man nicht einfach das Böſe, ſondern auch den Weltverſtand, Erfahrungsgeiſt in Mephiſtopheles vertreten ſieht. Dies bedarf keiner Beleuchtung mehr, wohl aber das Verhalten H. Gwinners zu einem Punkte, der die poetiſche Behandlung des Mephiſtopheles betrifft. Es iſt gewiß nicht vonnöthen, daß ich hier die bekannten Stellen aufführe, woraus hervorgeht, wie dichteriſch frei Goethe mit der Vorſtellung des Teufels ſpielt, indem er ihm ſo manche witzige Worte in den Mund legt, aus denen direkt folgt, daß es eigentlich keinen Teufel gibt; er kann und darf es, ſo wird ſich jeder Unbefangene ſagen, weil er

vorher ſo gut dafür geſorgt hat, daß die poetiſche Illuſion in Kraft beſtehe, und je im nächſten Moment wieder dafür ſorgt, daß ſie mit voller Lebendigkeit ſich wieder herſtellt. Daran nimmt nun H. Gwinner großes Aergerniß, das aber, wie wir ihn ſchon kennen, nicht in Schauder und Wehmuth, ſondern in anderen Tönen ſich Luft macht. Was will er denn da nun eigentlich? Zuerſt ſcheint es, er wehre ſich nur für die Kompaktheit der Vorſtellung als poetiſchen Bildes: „Wir müſſen ihm doch wohl als dramatiſcher Perſon ſeine Ehre laſſen. Iſt etwa der Geiſt im Hamlet nicht als Geiſt, ſondern als Einbildung vorzuſtellen, weil Shakeſpeares erleuchteter Leſer an keine Geiſter-Erſcheinungen glaubt?“ Dieſer Einwand iſt zwar nur vorgeſchoben, wir wollen uns aber einen Augenblick bei ihm aufhalten. Shakeſpeare glaubte noch an Geiſter und ſeine Zuſchauer auch; er hat mitten im noch herrſchenden Geiſterglauben, wo er ſolche erſcheinen läßt, ihnen tiefſymboliſche Bedeutung eingehaucht, während er doch höchſt ſtimmungsvoll den Geiſterhauch bewahrt, ſo daß für uns, die wir an keine Geſpenſter mehr glauben, ein eigenthümliches Zwielicht entſteht: ſie ſind ihrer Bedeutung nach für uns Sinnbilder und doch verſetzen wir uns ganz in die Schauer derjenigen, die daran glauben. Goethe glaubt nicht an den Teufel und rechnet auf Leſer, reſp. Zuſchauer, die mit dieſem Glauben ebenfalls fertig ſind; ſo wagt er es und darf es wagen, die Illuſion ſtellenweiſe ſcharf zu durchbrechen und doch wiederherzuſtellen. Er als moderner Dichter, er als Kind der Aufklärung ſpielt poetiſch mit dem Teufel. Das iſt gegenüber dem äſthetiſchen Geſetze, welches Feſthaltung des Scheines fordert, keck, aber da er

ſo geiſtreich ſpielt, die vom auflöſenden Gedanken durchlöcherte Bildlichkeit ſo ungetheilt wieder rettet, als ſtände ein leibhaftes Weſen mit der ganzen Naivetät des Lebens vor uns, ſo iſt da nichts zu tadeln, ſondern nur hoch zu rühmen. Das könnte H. Gwinner einſehen, es kommt aber an andern Stellen zu Tage, daß es ihm nicht um die poetiſche Kompaktheit zu thun iſt, daß er ein ſolches Ineinanderſchimmern von bildlichem Schein und ſcheinloſer Wahrheit nicht äſthetiſch, ſondern ethiſch verdammt, indem er ein poetiſches Spiel mit einem ſittlichen, mit einer Frivolität verwechſelt. In der Kritik von Biedermanns Aufſatz kommt H. Gwinner wieder auf dieſen Punkt zurück, führt meine Worte an, Goethe laſſe den Teufel oft Worte ſprechen, welche die Vorſtellung der Exiſtenz des Sprechenden aufheben (wie z. B. „den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben"), und fährt dann fort: „ja wohl, die Vorſtellung in den Köpfen der von ihm Bethörten! Es gereicht ihm zu beſonderem Vergnügen, für eine bloße Illuſion gehalten zu werden: „„den Teufel ſpürt das Völkchen nie, und wenn er ſie beim Kragen hätte,"" und hierauf bringt er eine Stelle aus Daubs Judas Iſcharioth, welche ebenfalls beſagt, der hölliſche Geiſt liebe es, den Unglauben der Aufklärung zu verbreiten, als exiſtire er nicht, um deſto ſicherer zu wirken und zu verderben. Weiteren Anlaß, ſich in dieſem Sinn auszuſprechen, gibt ihm K. Fiſchers Anſicht, daß Mephiſtopheles eigentlich kein Teufel ſei, und da kommt nun des Pudels Kern ganz zum Vorſchein: „in den Augen der Spinoziſten war das Böſe weniger furchtbar, als lächerlich, daher ſchaltet auch Goethe äußerſt frei mit der auch bei ihm ins Fabelbuch geſchrie-

benen Perſonifikation des Böſen, aber die ernſte Idee ſeiner Dichtung bricht dabei doch unwillkürlich durch“ u. ſ. w., wonach denn alſo der Dichter, wo er die Illuſion durchbricht, moraliſch-religiös ſinkt, wo er ſie herſtellt, ſich wieder beſſert, d. h. zum ernſtlichen Teufelsglauben erhebt. Intereſſant wäre es, zu wiſſen, wie H. Gwinner ſich den Gottſeibeiuns vorſtellt. Hörner, Pelz, Pferdefuß dürfen wohl nicht fehlen, ſonſt begänne bereits frivole Auflöſung.

So ſind wir auf unſern Anfang zurückgekommen. Der arge Pantheismus ſucht in Goethe's Fauſt ganz ungehörige Dinge, wie z. B. einen verrückten Durſt, zu erfahren, was die Welt im Innerſten zuſammenhält; er nimmt es mit dem Böſen nicht ernſt, daher verflüchtigt er die Perſon des Mephiſtopheles zu einer Allgemeinbedeutung, welche außer dem Böſen Solches umfaßt, was relative Wahrheit und Berechtigung hat; hiemit wird dem Bunde mit dem Teufel ſeine Gräulichkeit genommen, auch Fauſts Verbrechen beſchönigt, indem ſeinem Wollen ein Sinn untergelegt wird, wonach es nicht ohne Weiteres ſchuldhaft, ſondern zu einem Theil der Geiſtnatur adäquat erſcheint; und endlich alſo, wenn es wahr wäre oder ſoweit es wahr iſt, daß der Dichter mit der Vorſtellung eines leibhaften Teufels ſpielt, ſo wäre oder iſt dieß eine Leichtfertigkeit. Es genügt, dieß noch einmal ſchließlich zuſammenzuſtellen und hiemit zu konſtatiren. Da H. Gwinner ſeinen Satz, mit dem Pantheismus ſei ein anderer als laxer Begriff vom Böſen nicht vereinbar, unbewieſen hingeſtellt hat, ſo muß es uns erlaubt ſein, ebenfalls ohne Beweisführung das Gegentheil zu behaupten und uns einfach auf den Schlüſſel zur Löſung des Prob-

lems zu berufen, der findbar halbverborgen im Prolog und im Gange der Handlung liegt. Metaphyſiſche Fragen ſind ja hier nicht direkt aufzunehmen, es handelt ſich um die Beurtheilung eines Dichters, nur freilich ſieht man, wie das Verſtändniß vom metaphyſiſchen Denken abhängt: hat der Dichter formell äſthetiſch durch das ironiſche Spiel, das er mit der Figur des Mephiſtopheles treibt, und materiell (im ſpäteren Plan) durch die Worte im Prolog: „drum geb ich gern ihm den Geſellen zu, der reizt und wirkt — —“ und durch die ſchließliche Niederlage des Mephiſtopheles gezeigt, daß er dem Böſen kein wahres, eigenes Sein zuſchreibt, ſo hat für den Einen ſeine Dichtung innere Wahrheit, für den Andern iſt ſie ein frivoles Produkt der Aufklärung.

Auf was läuft ſchließlich alles hinaus? H. Gwinner glaubt zu ſtreiten für das wahrhaft und weſenhaft Ueberſinnliche, hiemit auch für die Reinheit der ethiſchen Idee, und er ſtreitet nur für Uebertragung ſinnlicher Vorſtellungen in das Ueberſinnliche und in das Weſen des Ethiſchen. Das muß ihm noch nachgehen von den Schopenhauer-Studien. Schopenhauer, ſo ganz metaphyſiſch und moniſtiſch im Prinzip, dem Urwillen, iſt doch darin ganz Materialiſt, daß ihm die Ideen, die ſtets von der wirklichen Perſonenwelt erzeugt, ſtets von ihr getragen, aber nicht ſelbſt Perſonen ſind und doch als die großen, ewigen Mächte das Leben beherrſchen: das Gute, das Sittengeſetz, die Pflicht, das Recht — als Schemen, als Nichts erſcheinen, eben weil ſie nicht ſelbſt Perſonen ſind. Man kann es auch Nominalismus nennen in der Bedeutung wie das Wort im Streite zwiſchen den Scholaſtiker-Parteien der Nominaliſten und Realiſten genom-

men wurde. Daher, weil für ihn die Ordnungen, die es binden, keine lebendigen Wahrheiten sind, ist ihm das Leben ein leeres Possenspiel. Für den Ernst des Bösen ist in seinen Gedankenreihen eher noch ein Ort insofern, als er doch etwas hat, was er an der Stelle des abgethanen Moralgesetzes fungiren läßt: das Mitleid, wie er es fordert für den Jammer des Daseins; daraus folgt, daß er auch den Ernst des Bösen in seiner Weise allerdings anerkennt, da er die Selbstaufwerfung des elenden Subjekts, als wäre es die Gattung, seine Verhärtung gegen das Mitleid als eine Empörung abscheulicher Art betrachten muß, hassenswerth und furchtbar, obwohl es nicht in einem Teufel hypostasirt ist. Hierin freilich ist H. Gwinner weit über Schopenhauer hinaus: gibt es keinen Teufel, so wird frivol die Gefahr des Bösen verkannt.

H. Gwinner hat der Welt in Aussicht gestellt, ihr noch ein positives Bild davon zu geben, wie nach seiner Auffassung das Drama geführt sein müßte, wenn der Dichter seiner ersten, der Sage angeschlossenen, ernsten Idee treu geblieben wäre. Er kann sich die Mühe sparen, ein verwandter Geist ist ihm zuvorgekommen: „Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Vilmar (herausgegeben nach dem Tode des Verfassers vom Vater A. F. E. Vilmar Vierte Aufl. 1879). Den Hauptinhalt der Schrift bildet die Besprechung des Faust. „Goethe war ein Kind seiner Zeit, die sich vor Hölle und Teufel nicht mehr fürchtete, und darum hat er gleich im Prolog auf einen endlichen guten Ausgang des Ganzen, auf die Vergeblichkeit der An-

ſtrengungen des Teufels hingewieſen“ — „Phraſen von Klarheit, Streben und Irren, vom Urquell“ — „Gipfel dieſer Redensarten in dem Vers:

„Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.“

„Dem erſten Theil des Fauſt liegt der Untergang des Helden offenbar von Anfang bis zu Ende zu Grunde und es muß deßhalb die im Prolog ausgeſprochene Hinweiſung auf ein anderes Ende nicht nur vom chriſtlichen Standpunkt als Abſchwächung des Ernſtes der alten Fauſtſage bezeichnet, ſondern auch, weil ſie dem Gang des Stückes widerſpricht, als unkünſtleriſch verurtheilt werden.“ — „Die Hölle hat uns Goethe nicht darſtellen können, denn er wußte nichts von einer Hölle“ — — Genug! Das Ganze iſt charakteriſirt, wenn man ſagt: der Verfaſſer läßt Goethe, wo ers ihm recht macht, predigen, und übrigens predigt er ihm, wie er predigen ſollte.

Es war meine Abſicht, mich ſchließlich noch des Verwurfs zu erwehren, den H. Gwinner gegen mich wie gegen K. Fiſcher, J. Schmidt, Biedermann erhebt: daß immer aus der Perſon und dem Leben des Dichters erklärt werde, ſtatt daß das Gedicht aus ſich erklärt, an ſeiner innern Aufgabe objektiv gemeſſen und beurtheilt werde. Auf mich angewendet iſt dieſe Ausſage ungerecht, unwahr. Daß es bei keiner Dichtung ſo weſentlich wie beim Fauſt gegeben ſei, auf den Dichter, ſein Leben, ſeine Zeit zurückzugehen, dies gibt H. Gwinner zu; daß ich es nie auf Koſten der wichtigeren Aufgabe, der Beurtheilung des Gedichts aus ſich ſelbſt, der Haltung desſelben an ſeine eigene Idee gethan,

davon zeugt alles, was ich darüber geschrieben, so klar, daß ich kein Wort hinzuzufügen habe.

Zur Erquickung des Lesers nach so viel Mühen mag hier noch eine Probe von H. Gwinners Satzbauart stehen: „Die ethische Leerheit dieser ganzen (Kuno Fischer'schen) Auffassung, welche freilich durch die spielende, dem magischen Motiv völlig inkongruente Behandlung, als wenn das menschliche Leben eine Opernvorstellung und Gut und Bös bloße Dekoration wären, von dem Dichter selbst veranlaßt worden ist, ergibt sich überdies schon aus der Verwechslung der Idee der Erlösung, welche Goethe sowohl in der erwähnten Aeußerung bei Eckermann, als auch mit dem Schlusse des zweiten Theils ins Auge gefaßt hatte, mit der Vorstellung einer bloßen Läuterung, ja mit derjenigen der bloßen Entwicklung." Neuer Beitrag zu einer neuen Auflage des deutschen Antibarbarus von K. G. Keller!

Der geduldige Leser darf glauben, daß ich so müde bin, als er. So lange, lange Diatriben und dabei so blutwenig von Poesie, von dem, um was es sich in einem Gedichte doch spezifisch handelt, vom Werthe der Anschauung als Anschauung! Aber man sei gerecht und sehe zu, wo der Grund liegt! Zuerst in der wunderbaren Gedankenfülle, die der Dichter in die kompakte Anschauung zauberisch versenkt hat, dann aber freilich in seinen offenbaren Verlegenheiten und Gedankenverstrickungen bei der überlang verschleppten Fortführung und Vollendung, endlich im Wirrwarr der Kritik, die das Gedicht hervorgerufen.

Gottfried Keller.

Eine Studie. (Augsburger Allg. Zeitung 1874.)

Vorbemerkung 1880.

Seit diese Studie erschienen ist, hat Gottfried Keller herausgegeben: Züricher Novellen (zwei Bände 1878). Sie enthalten neben neuen Kompositionen die ältere reizende Novelle: Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Es wäre interessant genug, diese Sammlung nun im Zusammenhang mit denjenigen Dichtungen zu besprechen, welche der Studie vorlagen. Allein in diese Besprechung müßte auch die neue Bearbeitung des Grünen Heinrich gezogen werden, von welcher längst die drei ersten Bände erschienen sind, der vierte aber gerade so geduldermüdend auf sich warten läßt wie vor Jahren der vierte Band der Leute von Seldwyla. Natürlich kann von einer neuen Beurtheilung nicht die Rede sein, ehe der Schluß da ist; ich bin genöthigt, die bisherige stehen zu lassen, wie sie dasteht, da, solang der Schluß fehlt, die in den erschienenen drei Bänden vorliegenden Veränderungen so gut wie noch nicht vorhanden sind.* — Längst drängt es mich, auch über einen Landsmann und Geistesverwandten G. Kellers etwas zu sagen, über Konrad Ferd.

* S. die Nachbemerkung am Schluß.

Meier. Wer seinen Georg Jenatsch und seine Novellen: der Schuß auf der Kanzel, das Amulet und der Heilige kennt, wird mir beistimmen in dem Urtheil, daß hier eine ächt stahlhaltige Kraft in unsere Literatur eingetreten ist, wiederum, ähnlich wie in G. Keller, eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichthum knapp zusammengehalten, alles gegenständlich, nirgends das Subjekt mit überflüßiger Rede vordringend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen. Und dieser gestrenge Geist ist an Humor wohl nicht so reich, wie G. Keller, doch nicht arm, man sehe nur zu, wie im „Schuß auf der Kanzel" eine schnurrige Anekdote zu einer anmuthigen, humoristischen, gefüllten, runden Novelle verarbeitet ist. — Wenn der Schluß des Grünen Heinrich endlich erschienen sein wird, so erwächst die schöne Aufgabe, die beiden so verwandten Talente, auf welche die Schweiz stolz sein darf, eingehend miteinander zu vergleichen.

Die erste Auflage der „Leute von Seldwyla" erschien 1856. Sechzehn Jahre von da bis zu den sieben Legenden: eine lange Pause! Wir kommen darauf zurück und sagen nur sogleich: Die Frische ist in der Länge dieses Schweigens nicht verflogen.

„Der grüne Heinrich“ ist seiner Zeit von vielen Stimmen mit heller Freude begrüßt, von vielen angegriffen, neuerdings von Kreyßig (Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart) in Fetzen gerissen worden. Nicht zu entschuldigen — wie wir zu zeigen hoffen —, aber zu erklären ist diese Behandlung aus einem bösen Schein, welchen der grillenhafte Schluß rückwärts über das Ganze verbreitet. Wir wollen immerhin die Betrachtung mit diesem beginnen, auf Gefahr des Vorwurfs, daß wir das Pferd am Schwanz aufzäumen.

Der grüne Heinrich will sich in einer deutschen Stadt (man erkennt leicht die bayerische Hauptstadt) zum Maler ausbilden, wird nach einer Irrfahrt durch verschiedene Stile in der Landschaftmalerei seiner Kunst überdrüssig, nimmt wissenschaftliche Studien auf, ohne zum Entschluß einer neuen Laufbahn in dieser Richtung zu gelangen, verschwendet die Zeit in geselligem Humor mit guten Kameraden, verschuldet, zehrt die Sparpfennige seiner Mutter auf, um die Schulden zu tilgen, fristet sein Leben noch eine Zeit lang durch Verkauf seiner Malerstudien, seiner ganzen Habe, endlich durch niedrige Handlanger-Arbeit, schreibt seiner guten, treuen, opfernden, sehnenden Mutter nicht mehr, wird als zahlungsunfähiger Miethsmann auf die Straße gesetzt und tritt hungernd den Weg in seine schweizerische Heimat an. So lautet bis dahin der dürre Auszug, schweigend von der Welt inneren Lebens, das die Bewegung vom Anfangspunkte bis zu dieser Oede in sich schließt. Aus dieser Innenwelt müssen wir für jetzt nur erst mit kurzen Worten so viel heraufnehmen, daß wir dem Mißverständniß vorbeugen, als habe Heinrich auch die Seele verlumpt. Er hat sich die Wahrhaftigkeit,

den Stolz, das Mitleid mit fremdem Unglück, die Keuschheit, die Strebkraft des denkenden Geistes bewahrt; man erkennt: aus dem muß doch noch etwas werden, nur erkennt man nicht, was? Jetzt folgt ein zur Abrundung der Komposition sehr schön erfundenes Motiv. Den Todesmatten, Halbverhungerten führt sein Weg zum Gut eines Grafen, den er sechs Jahre früher kennen gelernt, als er an Hoffnung reich nach der deutschen Stadt hinreiste. Hier findet er Gastfreundschaft, hier findet er seine an einen Trödler verkauften, vom Grafen entdeckten und erstandenen Studien wieder, hier eine anmuthreiche Pflegetochter, Dorothea, in die er sich verliebt, die ihn nicht ohne Hoffnung läßt, und wie neugeboren reist er der Heimat zu. Aber inzwischen hat er die arme Mutter noch immer ohne Nachricht gelassen. In der Vaterstadt angelangt, begegnet er einem Leichenzuge, folgt ihm an das offene Grab und vernimmt aus der Rede des Geistlichen, daß in dem Sarge seine Mutter liegt, welche, nachdem sie ihm alles geopfert, sich in Sehnsucht und Kummer verzehrt hat. Diesen Schlag überlebt der Schuldbewußte nicht, er wird neben der Mutter und dem früh verlorenen Vater begraben.

Also dazu haben die, obwohl krummen und dornigen, Wege geführt, auf denen, wie es schien, ein Jüngling zum Mann reifen sollte?

Um eine Antwort auf diese staunende Frage zu finden, müssen wir, freilich ohne viel Hoffnung, etwas weiter ausholen.

Keller betitelt seinen grünen Heinrich „Roman." Daß dies nur halb ernst gemeint ist, erkennt man sehr leicht, wenn

man nur ein Stück hineingeleſen; Kreyßig hat ſich durch die Bezeichnung myſtificiren laſſen, und ſchon die falſche Klaſſification mußte ſein Urtheil verſtören. Es iſt ein Mittelding zwiſchen Roman und Selbſtbiographie und gehört hiermit überhaupt einem fraglichen Genus an. Geſtehen wir uns nur, daß ſelbſt Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ Poeſie und Geſchichte in einer Weiſe miſcht, die eben doch an einer gewiſſen Schiefheit leidet. Kein Vernünftiger wird darum die Tiefe und Großheit dieſes Werks verkennen: den genetiſchen, organiſchen Geiſt, der dieſes Gemälde des Werdens durchdringt, die ſtete Zuſammenfaſſung des Individuums mit dem Allgemeinen, den weiten Kreiſen der Wiſſenſchaft, Kunſt, Dichtung, der häuslichen und geſelligen öffentlichen Zuſtände, worin dieſer einzelne Werdende wurzelt und woraus er die Säfte ſeines Lebens ſaugt, ſeine Entwicklung ſchöpft, — ein breites, volles, epiſches Bild, durchleuchtet von Sternen hoher Weisheit und ewiger Wahrheit. Allein in gewiſſem Sinne doch zu ſehr Kunſtwerk; eine Selbſtbiographie ſoll ſtrenger, ſoll ſachlicher ſein. Nicht als müßte jede Menſchlichkeit gebeichtet werden; gerade ein Zuviel der Entblößung iſt erſt recht ein Thun der Eitelkeit, die ſich auf andern Punkten für das grauſame Selbſtgericht um ſo ſüßer entſchädigt: das ſieht man bei Rouſſeau. Alſo ohne Zudecken kann es nicht abgehen, dennoch hat bei Goethe eine zu weiche Künſtlerhand die herbe Wahrheit überſtrichen — eine Glättung, wofür uns die ruhige Selbſtironie, mit der er ſeinem Werden zuſieht, und die ſchöne Geiſtesfreiheit, die ſich darin offenbart, doch nicht entſchädigen kann. Nun aber hat er, um abzurunden, auch hinzugedichtet; dazu liegt die

Verſuchung begreiflich genug im Kompoſitionsbedürfniß des Poeten. Es iſt immer ſo eine Sache, wenn ein Dichter ſein Leben beſchreibt; denn wie ſchwer muß es ihm werden, von ſeiner Art zu laſſen! Dieſe aber leitet ihn an, ein Kunſtwerk zu ſchaffen. Nun iſt nicht zu beſtreiten, daß auch der Geſchichtſchreiber in gewiſſem Grad ein Künſtler ſein muß: er muß ausſcheiden, erhöhen, gruppiren, um die in den Erſcheinungen verhüllt liegende Einheit ans Licht herauszuarbeiten. Aber der Dichter wird ſchwer dem Reize widerſtehen, mehr zu thun: zu erfinden, hinzuzudichten, zwar ganz dem Charakter gemäß und niemals ohne innere Wahrheit, aber doch bedenklich, denn der Leſer ſucht bei dem Geſchichtſchreiber faktiſche Wahrheit; es bleibt immer etwas beunruhigendes, wenn man nicht genau ſehen kann: was iſt wirklich geweſen und geſchehen?

Es iſt freilich ein ſtarker Unterſchied: Goethe gibt Selbſtbiographie mit eingetragener Poeſie, Keller einen Roman, alſo Poeſie, nur mit offenem Durchblick auf Selbſtbiographie; dennoch entſteht auch hier eine Miſchung, aus der man nicht recht klug wird. Wir faſſen dies gleich an dem Punkte, der uns zunächſt angeht, da wir für den ſeltſamen Schluß eine Erklärung ſuchen. Sein Held iſt eine Natur voll Nerv, Phantaſie, Empfindung, Feuer, mit einem Kerne ſo herb und hart als nur irgend der Stein des Pfirſichs. Gute Kräfte ſind in dieſer Herbe verborgen: die Strenge eines werdenden Charakters, der das Gefühl abzwingt, wo andere ſich ihm hingeben, die Schamhaftigkeit einer keuſchen Seele, ähnlich der hartſchaligen Sprödigkeit einer unentwickelten Jungfrau; aber das miſcht ſich mit einem großen Stück puren Eigenſinns, der

ganz ins Grillenhafte geht. „Jetzt gerade erſt recht nicht!“ Dieß iſt die Loſung, die das, doch weiche, gute, kindlich pietätsvolle Herz in den freundlichſten, rührendſten, mahnendſten Lagen unfreundlich, wortkarg, ſtumm, trotzig, ſtarr, grauſam macht. Wo es ihm gut geht, möchte er lieber fort; wo er geliebt wird und liebt, da ſchweigt, beleidigt er und reißt aus, damit nur nicht gar noch ſichtbar werde, wie ihm die Augen übergehen; einmal entzückt ihn das anmuthig ſchalkhafte Thun der geliebten Dorothea, ſo daß er ſich in Gefahr glaubt, das Geheimniß ſeines Gefühls, das er aus Scham und Stolz wie ein mürriſcher Wächter hütet, zu verrathen; daher „hielt er ſich gewaltſam zurück, aber das that ihm ſo weh, daß er aus Verzweiflung unartig und launiſch wurde und ſich die ſchönſten Stunden unwiederbringlich verderbte.“ Auch die ſchuldvolle Vernachläſſigung ſeiner Mutter hat dann zum Theil ihren Grund in dieſem Tick; er iſt ein Sohn voll Kindesliebe, und der Kobold in ihm räſonnirt und rebellirt gegen dieſe Kindesliebe. Er erzählt von einer Stunde glücklicher Stimmung, da er neben Dorothea im Wagen in den ſonnigen Herbſt hinausrollt; nur „war es ihm, als ob er böſe wäre auf ſeine arme Mutter, die da im Unterlande ſäße und in ihrem Schweigen die unerhörteſten Anſprüche erhöbe, alles zu laſſen und ein ungetheiltes Herz zu ihr zu bringen; denn in ſeiner Konfuſion und bei der Neuheit der Empfindung glaubte er, daß es jetzt um die Liebe zu ſeiner Mutter geſchehen ſein müſſe, da er eine Fremde mit ſolchen Augen anſah, wie er noch nie eine angeſehen.“

Iſt das Menſchenherz und am meiſten das Dichterherz in Gefahr, zu beſchönigen und zu verſchönern, wo es ſich

ſelbſt ſchildert, ſo hat unſer ſelbſtbiographiſcher Poet dagegen offenbar einen eigenen dämoniſchen Trieb, ſich zu verhäßlichen. Er übertreibt im Schlimmen, wenn andere im Guten übertreiben, er macht den Murrgeiſt, den ſtörriſchen Dämon in der Menſchenbruſt zu einem hart neben dem guten Geiſt wohnenden Teufel. So entſteht ein Widerſpruch, zu grell, um begreiflich zu ſein; denn wohl bewegt ſich alle Individualität in Widerſprüchen, aber es verſteht ſich, daß ſie nicht dargeſtellt werden dürfen als wären ſie unlösbar. Das Schweigen gegen die arme Mutter wird in ſeinen Anfängen noch ganz natürlich aus Scham und Wahrhaftigkeit erklärt, da der ins Elend verſinkende Sohn nichts gutes zu berichten hat und nicht lügen will. Allein ſo lange, wie dann geſchieht, fortgeſetzt und zwar mehr noch aus grillenhaftem Eigenſinn fortgeſetzt, erſcheint es als unbegreifliche und unverantwortliche Barbarei.

Wie iſt nun das? Es führt ja eben zu dem Schluſſe dieſer romanhaften Selbſtbiographie, die ſo ganz unorganiſch abfällt. Haben wir es mit dem wirklichen Menſchen zu thun, hat ſich dieſer etwa thatſächlich einmal arg langes Schweigen gegen die ferne gute Mutter zu Schulden kommen laſſen und ſtraft er ſich, indem er die Länge dieſer Unterlaſſung über das Thatſächliche hinaus dehnt, durch dieſen peinlichen Schluß? Will er ſagen: damals hätte man mir den Kopf abhauen ſollen, ſpricht er ein Todesurtheil gegen ſich? Oder hat er aus irgend welchem andern Grunde den abreißenden Schluß im Sinn, und übertreibt er darum die Länge des ſchuldvollen Schweigens?

Dieſer andere Grund aber, was für einer mag es ſein?

Halt! Steckt nicht ein Symbol dahinter? Will uns der Dichter nicht sagen: der alte grüne Heinrich ist todt und ein neuer steht auf? Ja, aber wo ist der neue, da die Todten ja todt sind? Nun — der welcher es schreibt, der lebt ja doch! Und wer ist dieser Der? Ein Dichter. Soll es also heißen: der grüne Heinrich, der nicht wußte, was er werden soll, ist gestorben, und da der grüne Heinrich, der dieß erzählt, ein Dichter ist, so könnt ihr jetzt merken, wer auferstanden, was er als Auferstandener geworden ist?

Ich quäle den Leser mit dieser Dialektik wie ihn der Poet mit dem Schlusse quält, dem die Dialektik gilt. Aber sie war nicht zu umgehen; sie rechtfertigt das Prädikat: eine Art schwebenden Mitteldings zwischen Poesie nnd Selbstbiographie. Wir stehen hier, dieß mußte ich nachweisen, in der Wahl: entweder dem Selbstbiographen mit unzarten Schlüssen in sein Privatleben hineinzugreifen oder dem Dichter eine phantastische Symbolik, einen närrischen Sprung aus der Illusion der objectiven Darstellung in den Kopf des Lesers unterzulegen, und beides taugt nichts. Summa Summarum — eine tolle Art von Abschluß, ein Schnake, eine Mücke, eine „naupengeheuerliche Geschichtsklitterung."

Uebrigens, um auf die zweite Deutung zurückzukommen, ist es erst nicht so gewiß, ob wir denken sollen: es sei ein Dichter, der auferstanden ist. Denn der Verfasser scheint auch Anstalten zu machen, seinen grünen Heinrich zu einem Manne des öffentlichen Wirkens zu erziehen. Er führt ihn auf der Heimreise über Basel, läßt ihn hier einem Schützenfest beiwohnen, die ganze für die Schweiz allerdings wesentlich politische Bedeutung dieser Feste erkennen und fühlen,

beſchäftigt ſich mit der Lage ſeiner Heimat in dem beſtimmten geſchichtlichen Zeitpunkt, dem zuerſt die Freiſcharenzüge gegen Luzern, dann der geſchloſſene Staatenkampf gegen den Sonderbund und die geſunde Frucht desſelben, die neue Verfaſſung der Schweiz, folgten; er durchdringt und ſättigt den Charakter ſeines Helden mit mannhaftem Bürgerbewußtſein und Spannkraft zum Streite gegen die Mächte der Lüge und Unfreiheit. Doch dieſe Wendung darf uns wohl nicht irre machen; der Dichter, der es ſchreibt, wird eben denken: Dichtkunſt allein mache noch kein Mannesleben, und ſeine Meinung wäre, wenn die zweite der obigen Deutungen richtig iſt: vom Tod erſteht ein Dichter auf, der zugleich ein ganzer Menſch und Mann iſt.

Nicht von den anderweitigen Teufeleien, die er aus ſeinen Knabenjahren erzählt, ſoll gelten, was ich von Uebertreibung ins Schwarze geſagt habe: wie der grüne Heinrich durch eine wohlausgeſponnene Erdichtung eine Schulſtrafe auf einen Kameraden ablädt, wie er aus dem zwar eigenen, doch unter vertrauender Obhut der Mutter ſtehenden Sparhafen Geld ſtiehlt, wie er ſich mit einem andern Knaben in ein Syſtem der gegenſeitig durchſchauten und doch fortgeführten Wechſelbelügung hineinlebt, wie er ſich an die Spitze ſeiner Kameraden ſtellt, die gegen das Haus eines taktloſen Lehrers ziehen, um ihn zu verhöhnen: das iſt nur gründlich wahre Bereicherung der Seelenkunde, des Blicks in die Abgründe, die dämoniſch in der menſchlichen Seele klaffen; ſchon über die Knabenjahre hinaus komponirt er in formalem Recht, aber doch undankbar und unedel, einen raffinirten Mahnbrief an ſeinen Lehrer, den Maler Römer, um Geld,

das er ſeiner Mutter ſchuldet, — ein Streich, den er fürchterlich zu bereuen hat: wiederum nur ganz aus der Wahrheit der menſchlichen Seele heraus offen und ehrlich gebeichtet; anders aber verhält es ſich mit einem Duell, das er als Jüngling in der ſpäteren Malerlaufbahn mit einem Freunde beſteht und worin er dieſen tödlich verwundet, als Ritter nämlich für ein treulos verlaſſenes Mädchen und als Ritter für — den perſönlichen Gott, denn er iſt von dem Gegner gefordert worden, als er ihm vorrückte: ſeine Untreue komme daher, daß er an dieſen nicht glaube. Ich muß zunächſt hier noch eine Stelle aus der Beurtheilung von Kreyßig anführen. Dieſer citirt Kellers Wort: „Heinrich dachte nun mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit an den Freund wie an ein köſtliches Pergament, auf welches man ſeine heiligſte Ueberzeugung ſchreiben will", und er ſetzt dazu ein: Sic! Merkt er nicht, daß der Dichter hier ironiſch eine Verirrung des Gemüths ſchildert, hat er nicht geleſen, wie gut dieſelbe im Vorhergehenden motivirt iſt? Sind wir dahin gekommen, daß unſere Kritiker ſubjektiv und objektiv nicht mehr unterſcheiden können? — Aber eine andere Schwierigkeit drängt ſich hier auf: dem Heinrich, wie er ſonſt geſchildert iſt, ſieht doch die Waffenkunſt und der blutige Handel nicht gleich, man denkt alsbald: dies iſt erfunden, und zwar mehr phantaſtiſch als glücklich erfunden, und da doch immer etwas wie Selbſtbiographie hindurchſieht, ſo befindet man ſich eben wieder in der Klemme, die, wie ich gezeigt habe, bei einem Zwitterwerk von Geſchichte und Poeſie nicht ausbleibt, der Klemme zwiſchen „Wahrheit und Dichtung."

Nun aber genug des Genörgels, deſſen Schuld wir

zwar von uns ab auf die ſchwachen Partien, ja auf das amphibiſche Genus des Buches wälzen müſſen, und vorwärts zu allem Schönen, Tiefen, Herrlichen, was darin ſteht! Es iſt die Stoßvogelhaft, mit welcher eine obenhinfahrende Kritik den „Grundgedanken, die Tendenz“ aus dem lebendigen Leib eines Dichterwerks herauszuhacken eilt, woraus Beurtheilungen, wie die genannte, hervorgehen. Da gibt es kein Verweilen, kein Betrachten, kein Schauen; wer aber nicht ſchaut, wie will der den Schauenden verſtehen, denn was anderes iſt der Dichter, als ein Schauender? So roh wird ſein zartes Gebilde überhin angeſehen, daß es der Mühe nicht werth ſcheint, nur nach der Erklärung zu ſuchen, wo etwas auf den erſten Blick befremdendes vom Dichter aus innern Urſachen erklärt wird. Heinrich nimmt, wie er nach Deutſchland abreist, einen ſcheinbar kühlen Abſchied von ſeiner Mutter. Im Texte heißt es dann weiter: „Als er vor ihr her die vier Treppen hinabeilte, fühlte er, daß ſein Geſicht ganz heiß wurde, aber er bezwang ſich.“ Kreyßig berichtet einfach: „Heinrich nimmt einen recht kühlen Abſchied von ſeinem Mütterchen“, und ſo erſcheint ſchlechthin als Rohheit, was der Dichter aus einer inneren Scham ſeines Helden ableitet, das tiefe Gefühl herauszulaſſen. Die ganze Jugendgeſchichte thut dieſer Minos mit dem Prädikat ab: „ganz gewöhnlich und unbedeutend.“ Wie ſteht es mit der Aeſthetik als „exakter Wiſſenſchaft“, was die Herbartianer aus ihr machen möchten, wenn eine Bilderreihe die andern original und herrlich däucht, dem einen gewöhnlich und unbedeutend erſcheint? Wie ſoll er überführt werden? Und wenn wir andern keine Erklärung für ein ſolches Urtheil wiſſen; als

daß wir denken, der Höllenrichter müſſe umgekehrt geleſen haben, und wenn er riefe: „Beweiſe mir das!“ wie können wir es beweiſen? Umgekehrt geleſen; d. h. mir ſcheint, er habe zuerſt nach dem Schluß gehaſtet, dieſer ſei ihm, während er nur barock iſt, blaſirt vorgekommen, und nun habe er, mit höhniſchem Lippenzucken flüchtig rückwärts blätternd, in alles die Blaſirtheit hineingeleſen. Aber „Die Leute von Seldwyla?“ Er erwähnt ſie gar nicht. Kennt er ſie nicht? Die Frau Amrain hätte doch allein ſchon hingereicht, jeden Schatten einer Vorſtellung von Blaſirtheit zu verjagen und ihm ein Bild der kernhafteſten ſittlichen Geſundheit dafür hinzuſtellen!

Wir wollen es anders anfangen, den grünen Heinrich zunächſt beiſeite ſtellen, unſern Standpunkt in dieſer Novellenſammlung „Die Leute von Seldwyla“ nehmen, von da, wie es uns dienen mag, nach den andern Werken — eben dem grünen Heinrich und nach den Sieben Legenden — ausſchauen und ſo die Züge zum Geſammtbilde ſammeln, d. h. zum Geſammtbilde der Dichterperſönlichkeit, vorerſt noch ohne ausdrücklich auf Kunſtform und Kunſttalent als ſolche einzugehen.

Was für ein Dichtersmann iſt es, der doch wirklich auferſtanden aus dem Grabe des grünen Heinrich vor uns ſteht? Wie iſt ihm der närriſche Tod bekommen? Nun, ein Dichter, bei dem es einem einmal wieder wohl wird. Nicht leicht habe ich meines Theils Werke eines Dichters ſo ungern beurtheilt, wie dieſe, denn ungern zerlegt man, wo man ſo im Vollen lebt und genießt. Froh wird man bei ihm; Lebensgefühl ſtrömt ins Herz, von geſundem Wein

des Lebens erquickt geht man von dannen. Auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau; denn er trägt ein standhaft Mannesherz in der Brust, Schicksalssinn und die thränenbezwingende, gesundkühle Klarheit des Denkens. „Es muß eine Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Gestalten herrschen, um etwas poetisches, oder, was gleichbedeutend ist, etwas lebendiges und vernünftiges herauszubringen", sagt er einmal; recht so, braver, richtiger Mensch, der du schon in dem doch noch so grünen Heinrich steckst, zu dem daher der Graf mit so gutem Grunde sagt: „Sie sind ein wesentlicher Mensch!"

Dieser ehrliche Mann ist nun aber auch ein Schelm durch und durch. Was immer er anschaut und wiederspiegelt vom Menschenleben, man sieht immer ein Lächeln um seine Lippen schweben, man spürt ihm an, er denkt: es wird eben doch auch gemenschelt haben. Nur einem Unverständigen und Bösartigen wäre erst zu sagen, daß dies nicht Blasirtheit und auflösende Romantik ist, daß vielmehr mit der festen Kernhaftigkeit der Gestalten dieses Zittern in der geistigen Luft, die sie umspielt, sehr wohl zusammenbesteht. Die echte Dichter-Ironie ist ja nicht Hohn. Vor dem Dichter stehen die Menschen naiv, aber er würde die Naivetät nicht sehen, wenn in ihm selbst nicht ein gut Stück Naivetät wäre neben aller Ueberlegenheit. Die hohle Ironie kann nimmermehr naives Leben schauen und zur Anschauung bringen. Jene umspielende Luft ist ja dieselbe, die bei jedem echten Dichter weht, die Luft, worein Goethe's Gestalten getaucht sind, und einfach Ausdruck eines Bewußtseins, daß jeder Werth seine

Gränzen hat, einfach die Bewahrung der Freiheit, womit der Poet über ſeinen Geſchöpfen ſchwebt, während er doch zugleich innig in ſie verſenkt iſt. Die Reinheit dieſer Ironie wird ſich immer dadurch bewähren, daß ſie auch Selbſtironie iſt. Auf Schritt und Tritt geht der Dichter des grünen Heinrich hinter dem grünen Heinrich her, der er ſelbſt iſt, und lacht mitten im Ernſte der Betrachtung ſeiner gefährlichen Bahn über ſeine Thorheiten. Wie köſtlich iſt ſeine Eſelei und Tölpelei, Eitelkeit, Selbſtgefälligkeit bei allem ſpröden Eigenſinn geſchildert! Wie reizend iſt es, was er da in nächtlicher Stille treibt, nachdem er gehört, daß bei der geliebten Anna, welche bruſtkrank wird und vor der er ſich rührend ſchämt, daß er nicht auch krank iſt, Erſcheinungen von ſomnambülem Fernſehen vorkommen: wie er zu Bette liegt, fällt ihm ein, daß ſie ihn möglicherweiſe wie gegenwärtig ſehe; mit dem lieben Gott, der ihn doch gewiß ſieht, will er es aber auch nicht verderben, und ſo hilft er ſich in dieſer Weiſe: „Ich ſtreckte mich im Bette anſtändig aus, kreuzte die Hände zierlich über der Bruſt und nahm ſo eine höchſt gewählte und ideale Stellung ein, um mit Ehren zu beſtehen, wenn Annas Geiſterauge mich erblicken ſollte. Allein das Einſchlafen brachte mich bald aus dieſer ungewohnten Lage, und ich fand mich am Morgen zu meinem Verdruß in der behaglichſten und trivialſten Figur von der Welt.“ Wie komiſch wahr und echt, wenn er das Geſtändniß ſeiner Liebe in einem hochrhetoriſchen Briefe niederlegt, der zu nichts weniger beſtimmt iſt, als je an ſeine Adreſſe zu gelangen, den er, höchſt zufrieden mit ſeiner Leiſtung, mehrmals durchlieſt und dann offen auf dem Tiſche liegen

läßt, damit ihn, während er im Garten wandelt, „der Himmel oder ſonſt wer durch das offene Fenſter leſen könne.“ Wie hell und durchſichtig erkennt er die Sophismen, mit denen er ſeine Herzensuntreue vor ſich beſchönigt, da er die gefährlich ſchöne Judith beſucht, als das, was ſie ſind, als Sophismen; wie zierlich klingelt der Zipfel ſeiner Narrenkappe und wie gewaltig klopft ſein Herz, während er, noch in der Satyrmaske des Künſtleraufzuges, ſtramm und forſch zu dem unſinnigen Duell ſchreitet! Auch Menſchen außer ihm, wenn er ſie als klare Menſchen über die blinde Mehrheit erheben will, ſind Selbſtironiker; der vernünftige, feine und liebenswürdige Mann, der Graf, bei dem der grüne Heinrich in ſeinem Elend Aufnahme findet, ſagt zu den Thränen, die ihn bei der Umarmung ſeines Schützlings beſchleichen: „Es geht mir recht närriſch; als ich ein Schuljunge war, war nichts im Stande, mir Thränen zu entlocken, und ich galt für einen verſtockten Burſchen; ſeit ich groß geworden bin, iſt der Teufel alle Augenblick los, und höchſtens bring' ich es zu einem oder zwei gänzlich trockenen Jahrgängen.“

Dieſe Züge fühlen ſich auch Jean-Pauliſch. Keller hat eine unſerm ſentimentalen Humoriſten tief verwandte Ader. Auch an Jean-Paulſche Fehler erinnert ſein Jugendwerk; bei dem vertrakt willkürlichen Schluſſe des grünen Heinrich muß man an Jean-Pauls verflüchtigende Kompoſitionsgrillen denken, ja vielleicht gar an die negative Ironie der Kunſt auf ſich ſelbſt, wie ſie die romantiſche Schule liebte, deren Vorläufer ja Jean Paul in gewiſſem begränztem Sinne heißen kann. Aber wir haben auch ſchon geſagt: ganz aufrecht und geſund ſei Heinrich aus ſeinem Grabe hervorgegangen, und

übrigens auch auf die Zeit vor seiner Reife paßt die Vergleichung mit Jean Paul nur in beschränktem Sinne. Seine Gefühlsamkeit ruht nicht auf abstraktem Idealismus, und sein Humor ist daher nicht eine Kur, welche sich dieser stets aufs neue zu verordnen hätte.

Thoren seid ihr alle, Menschen dürft ihr sein, aber treibts nicht zu arg! Sonst gehts krumm und schlimm! Sonst folgt der Sturz ins Elend, im besten Falle der Purzelbaum in die Lächerlichkeit! Es ist nichts einfacher als diese — Lehre, wenn man so will, die nun durch die sämmtlichen Novellen bald als Hauptfaden, bald als Einschlag hindurchgeht. Wendet man mir ein, dies sei doch eine ganz trockene Wahrheit, so antworte ich: eben! und weise auf das obige Wort von der Schlichtheit und Ehrlichkeit zurück; ja, Kellers reiche Phantasie steht auf dem Grunde gesunder Trockenheit, ohne den eben einmal nichts rechtes und geradwüchsiges werden kann. Es ist die Folie der Vernünftigkeit, auf welcher sich die Menschen als Narren absetzen, sei es als schlimme, denen nicht zu helfen ist, sei es als rettbare, die mit einem blauen Auge davon kommen. Wir durchlaufen von diesem Gesichtspunkte mit raschen Blicken die Novellenreihe. „Pankraz den Schmoller" wollen wir zuerst beiseite lassen; ich habe ein Bedenken gegen die Richtigkeit des Zusammenhangs zwischen seinen Untugenden und seiner Prüfung; die zwei Väter in „Romeo und Julie auf dem Lande" prozessiren sich in verbissener Bauernwuth zu Schanden; der Sohn der Frau Amrain wird von seinen Seldwyler Thorheiten, namentlich der Freischaren-Unart, durch seine Mutter, das gediegene Urbild einer deutschen Frau, mit herrlichem Gleichgewicht von

Mutterliebe und klug erziehender Vernunftklarheit hindurchgelootſet und zu einem richtigen Mann in Staat und Haus hinaufgebildet; wozu es die Legalität bringt, die in ihrem Grunde Knauſerei und nüßige, knickige Habſucht iſt, werden wir ſpäter aus „die drei gerechten Kammmacher“ zu unſerer nicht geringen Beluſtigung erſehen; der Quackſalber und Winkeladvokat, „Stadthexenmeiſter“ Pineiß im „Spiegel, das Kätzchen“ erſchindet mit der grauſamen Liſt ſeiner Gewinnſucht das grauenhafte Glück der Ehe mit einer Hexe, und die Kokette, von der Spiegel erzählt, wie ſie ihre Freier und zuletzt ein treu liebendes Herz gemartert, erntet das Loos der alten Jungfern. Der „Schmied ſeines Glücks“, der eitle und phantaſtiſche Gimpel von Barbier, der im vollen Hanfſamentopf ſchwelgen darf, welche prächtige Ironie des Schickſals erfaßt ihn, da ihm der Hanfſame noch nicht fett genug iſt! Von einem kinderloſen, reichen alten Ehemann als Erbe eingeſetzt, thut er noch ein übriges, ſorgt ſeinem Gönner für einen Erben von ſeiner hübſchen Frau, findet ſich eines ſchönen Morgens auf die Straße geſetzt und endet als Schmied im traurig-buchſtäblichen Sinne des Worts, als Nagelſchmied. Hr. Victor Störteler („die mißbrauchten Liebesbriefe“) erfreut ſich eines guten Glückſtandes, er führt ein einträgliches Kaufmannsgeſchäft und hat ein angenehmes, zuthuliches, braves Weibchen, aber der Teufel reizt ihn an, Schriftſteller zu werden unter dem Namen Kurt vom Walde und dann ſich einer Verbindung windiger Geſellen anzuſchließen, die in Literatur machen und eine neue Sturm- und Drangperiode ins Werk zu ſetzen beſchließen; die Lumpen ſind ausgezeichnet charakteriſirt, es kann keine beſſer in Fleiſch

und Blut übertragene Satire modernen literariſchen Humbugs geben; man wird von ihrem Treiben durch einen Kellner unterrichtet, der ſelbſt früher der edlen Kompagnie angehört hat, dann aber zur Vernunft und zum Metier zurückgekehrt iſt. Nun beſchließt Hr. Störteler, Gritli, ſein Weibchen, ins Geiſtreiche hinaufzubilden, zu ſeiner Mitdichterin und Muſe heranzuziehen. Da es mit Vorleſen und Anhalten zum Selbſtleſen nicht gehen will, leitet er auf einer Geſchäftsreiſe einen Briefwechſel ein, worin die Frau ſelbſtthätig ſich entwickeln und die verrückten Briefe, die er ihr ſchreibt, ebenſo hochgenial beantworten ſoll, und dieſer Briefwechſel iſt beſtimmt, publicirt zu werden. In ihrer Noth zieht die Arme einen Unterlehrer an der Volksſchule herbei, der ihr Antworten komponirt, wie ſie verlangt werden. Da ſie ihm fälſchlich angegeben, Adreſſat ſei eine Frau, ſo verliebt ſich der gute Narr in die Auftraggeberin, ſie aber liest die Liebe aus dem Feuer ſeiner Stilproben heraus und wird unbewußt davon angeſteckt. Hr. Störteler entdeckt den Betrug, verſtößt ſein Weib, bereut zu ſpät ſeine Rohheit, da ſie nun ihrerſeits auf Scheidung beſteht, wird dann von einer alten, widerwärtigen, häßlichen, affektirten, gefräßigen Schauſpielerin, von der er ſich „verſtanden“ ſieht, in eine zweite Ehe hineingeſchmeichelt, verhaust, zum Gelächter der Stadt geworden, mit ihr ſein Vermögen und verkommt. Nun aber bedarf der Briefkünſtler, der Unterlehrer Wilhelm, auch einer Schule des Schickſals. Es war zwar mehr Kinderei als Schlechtigkeit, was er that, und es iſt ungerecht vom Pfarramte, daß es ihn entläßt, aber er iſt bis dahin doch ein träumeriſcher, verliebter Narr geweſen und hat unter anderm ein ſpara-

ſandliches Spiel mit der Mythologie getrieben (ſ. B. 3, 167), ja ſchlimmer: bei ſchlechtem Wetter und wenn es ihm zu knapp gieng, bei ſich ſelbſt behauptet: zu einem ſolchen Leben brauche man gar keinen Gott. Dieſem jungen Mann wird nun aber vom Dichter eine äußerſt geſunde Kur verordnet. Als Bauernſohn hat er den Landbau praktiſch gelernt, wird von einem Tuchſcheerer, der Landwirthſchaft treibt, als Hüter und Pfleger ſeiner Weinberge, Aecker, Wieſen angeſtellt, lebt lang als „Einſiedel“ in einem Weinberghäuschen, gedeiht nun in der Stille und im Arm der Natur „zu einem löblichen Weſen“, endlich wird der hübſche, ſonnenbraune Geſell vom geſchiedenen Gritli in ſeiner Einſamkeit entdeckt, beſteht wacker eine ſtarke Verſuchung, worin eine ſchalkhafte Freundin der guten Frau die Treue ſeines Herzens prüft, und feiert eine fröhliche Hochzeit mit dem ſo lange ſtill geliebten Weibe. Er wird Herr eines großen Landguts, ein angeſehener und wohlberathener Mann und Vater von wohlerzogenen Kindern, welche „als ſie erwachſen, wieder andere Wohlerzogene zur Ehe herbeiholten. Auch der Tuchſcheerer blieb in der Freundſchaft und erhielt ſich als ein geborgener Mann, ſo daß nach und nach eine kleine Kolonie von Gutbeſtehenden anwuchs, welche, ohne einem heitern Lebensgenuſſe zu entſagen, dennoch Maß hielten und gediehen.“ Und zuletzt ſpaziere der Held der erſten Novelle des dritten Bändchens („Kleider machen Leute“) noch auf, der gute Schneidergeſelle Strapinsky, der für entſchuldbare Schuld vom Schickſal, das ihm die Falle doch ſelbſt gelegt, ſo herb gezüchtigt und dann ſo hoch begnadigt wird. Denn als ihn der Kutſcher, der den Wandernden aufgenommen, im Wirthshaus zur goldenen

Wage in Goldach abgesetzt und für einen Grafen ausgegeben, als ihn zuerst der Wirth, dann nach und nach das ganze Städtchen, ausgenommen Herrn Buchhalter Böhni, für einen solchen hielt, spann sich das nicht wie ein magisches Netz um ihn, war nicht jeder Fluchtversuch vergeblich, und zog sich nicht das Netz unentrinnbar zu, als das schöne Amtsrathstöchterlein Nette die letzten Maschen band? Er war ja im Herzensgrund eine ehrliche Haut, ein ordentlicher Mensch; das entschlossene Mädchen, mit ihm und durch ihn entsetzlich beschämt, — wir sprechen noch nicht von der Entlarvungsscene, denn das gehört in ein anderes Kapitel, — das entschlossene und — eben doch liebende Mädchen erkennt es, rettet ihn vom schmählichen Untergang, setzt es beim Vater Amtsrath durch, daß er sie ihm geben muß, er wird wohlbestellter Ehemann, ein großer Marchand-Tailleur und Tuchherr in Seldwyla, lebt bescheiden, sparsam und weise, und steht, nach Goldach übergesiedelt, als runder, stattlicher, angesehener Herr inmitten eines Segens von zehn bis zwölf Kindern.

Somit wäre uns denn die sehr schlichte Weisheit, die unser Dichter vorträgt, schon zu einem etwas farbigeren Bilde geworden, wir verfolgen aber noch nicht weiter Talent und Kunst der Zeichnung und Farbengebung, sondern freuen uns den Tendenzjägern zum Trotz noch einmal und ausdrücklich an der Einfachheit dieser Grundlage, ja, wenn man will, ihrer volksmäßigen Einfachheit. Wir werden den Reichthum seiner Phantasie und ihre Stärke im Traumgebiete kennen lernen; wir werden auch einen denkenden Geist in ihm finden, welchem der Zweifel nicht fremd ist. Es ist nicht Armuth, daß er sich in seinen Novellen nicht auf das Feld schwierig verwickelter

moderner Bildungswege und Fragen begibt, es ist nicht Armuth, daß er jenen quellenden Reichthum nicht zu einer phantastischen Symbolik für profunde Probleme verwendet, er will ein einfaches Thema, um an ihm eine reine und solide Kunst zu erproben. So steht er mit sichern Sohlen fest aufgepflanzt auf dem Boden der Wirklichkeit. Kurz, es ist ein lebenstüchtiger Realismus in jenem guten Sinn des Worts, der die echte Idealität in sich begreift. Aber ein Realismus von besonderem Charakter. Was ihn eigenthümlich unterscheidet, ist eine gewisse ausnehmende Herbigkeit, eine Art von Unerbittlichkeit, womit er uns die Nase auf den Granitgrund der Realität drückt, oder, um ein gröberes Bild zu brauchen, man ist oft an den herzhaften Rettich erinnert, womit sich E. Mörike, indem er ihn bis auf den Schwanz auffrißt, den Magen restaurirt, den ihm süßholzige Lyrik erschlafft hat. Doch dieß ist für das, was wir hier sagen wollen, „ne thörichte Figur, sie fahre hin;“ es ist eben schwer, dieses ganz eigenartig Herbkräftige zu bezeichnen, was ich an Keller in ganz anderem, edlerem Sinn als an dem doch gar zu erdigen, zu breit und grob lehrhaften, wiewohl tüchtigen, schilderungs- und erzählungskundigen Jeremias Gotthelf das echt Schweizerische nennen möchte, d. h. in dem Sinne, daß hier ein solcher etwas knochiger Realismus unlöslich gebunden ist mit einem freien Gemüth und einem Höhenzuge des Geistes, der uns nicht nur an das Gestein der Hochgebirge, die Hütten und die stattlichen Häuser an den Berglehnen und in den Thälern, sondern auch an die silbernen Gletscher, an die reinen Lüfte, die dort wehen, an die brausenden Winde erinnert, nämlich von selbst, auch wenn sie nicht beschrieben

werden. Wir ſind gewohnt, die Literatur mehr nach Sprachen und Nationalitäten als nach politiſchen Gränzen einzutheilen, Werke deutſcher Schweizer zur deutſchen, franzöſiſcher zur franzöſiſchen zu zählen; demgemäß nennen wir ein Buch darum nicht ſchweizeriſch, weil es in der Schweiz geſchrieben iſt oder von der Schweiz handelt, eine Dichtung nicht, weil ſie in der Schweiz ſpielt. Soll aber unter ſchweizeriſch verſtanden werden eine beſondere Qualität, wie ſie nur in der Schweiz entſtehen kann, ſo ſage ich: hier bei Keller iſt ſie, und die Schweiz kann ſtolz darauf ſein, daß ſie einen Mann hat, der in dieſem Sinne das Prädicat begründet. Sein Geiſt iſt demgemäß auch ein echt und gut bürgerlicher; er führt uns nicht in die hohen Sphären der Geſellſchaft, wir ſind unter gewerbe- und handeltreibenden Städtern, das Dorf ſpielt als Idylle herein in den grünen Heinrich, nur „Romeo und Julie auf dem Lande“ iſt eigentliche Dorfgeſchichte; die Novellen bewegen ſich ſämmtlich in und um Seldwyla, einer fingirten Stadt, einer Art von ſchweizeriſchem Abdera, worauf alle Thorheiten und Schwindeleien abgeladen ſind, die der Dichter aufs Korn nimmt. Inmitten der guten Seldwyler-Leute erzieht er nun ſeine heranreifenden Jünglinge nicht zu weitwirkenden Staatsmännern oder feinen Humaniſten, ſondern eben zu ſolidem Gewerke und Gewerbe. Und was braucht es denn mehr? Das reichere Weltbild, das hohe, mittlere und niedere Lebenskreiſe durcheinanderſchlingt, iſt für den eigentlichen Roman; daß Keller hiezu das Zeug hätte, iſt nicht zu zweifeln, allerdings fragt ſich, ob er genug Welt geſehen hat oder noch ſehen wird, um ſein Talent für Darſtellung der höheren Schichten der modernen Geſellſchaft auszubilden;

auch die Novelle wählt freilich gern dieſen Schauplatz, allein es kommt ja in der Poeſie doch nicht auf die Bodenſchichte an, auf welche der Dichter ſeine Menſchen ſtellt, ſondern auf die Luftſchichte, in die er ihren Scheitel hebt. Da läßt denn Keller ſeine Jünglinge in die lebendige Theilnahme am republikaniſchen Leben hineinwachſen und den Leſer mit Wohlgefallen in eine gediegene Welt hineinſehen, wo man den Werth der realen Güter des Daſeins ſehr zu ſchätzen, aber ſie auch daran zu wagen, zu opfern weiß, wenn es den Kampf für höhere Güter, vor allem für vernünftiges Staatsrecht gegen die Anmaßungen der Kirche gilt, in eine Welt, welche zwar auch durch thörichte politiſche Leidenſchaften erſchüttert wird, aber auch ihr Correctiv in ſich ſelbſt trägt: den ſchließlich immer wieder ſiegreichen, im guten Sinne conſervativen Menſchenverſtand und den Charakter. Ueber einige Ausfälle gegen Deutſchland im grünen Heinrich kann man leicht hinwegſehen; das iſt lang her; Keller wird jetzt anders denken.

Der eine jener ſchon angedeuteten Züge iſt der philoſophiſche, durch welchen ſich Keller in die höhere Rangordnung der Dichter ſtellt. Ueber der geſunden Enge der Exiſtenzen, in die er uns führt, ſpannt ſich nicht nur der Himmel des Vaterlands aus, ſondern über dieſem noch der Himmel des Denkens. Dieſer Zug iſt kein gemachter, er iſt ihm angeboren. Man erkennt leicht, daß es nicht in frühere Zeit zurückgeſchobene Denkkraft iſt, wenn der grüne Heinrich ſchon als Knabe, ſo fleißig und andächtig er mit ſeinem Gott umgeht (für den er als Kind den vergoldeten Hahn auf einem Dachreiter gehalten hat), doch die Sünden- und Blutheo-

logie verabscheut, den dumpfen Leineweber- und Sacristeigeruch im rechtgläubigen Kirchenthum, den er im Konfirmationsunterricht einathmen muß. Das rechte Wort kann diesem frühen Widerwillen freilich erst der Mann leihen, der ihn schildert, und dieser sagt u. a.: „Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden sich theils begeben, theils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden war, ein Buch der Sage, zart und luftig und weise wie alle Sage, das wurde hier als das höchste und ernsthafteste Lebenserforderniß, als die erste Bedingung, Bürger zu sein, Wort für Wort durchgesprochen und der Glaube daran auf das genaueste regulirt; — — was als geschichtliches Dokument vergangener Geistesträume von der größten poetischen Meisterschaft war, das wurde als aufgedrungene, gegenwärtige Realität zu einem beängstigenden Unsinn, und es ward mir zu Muthe, als ob von alten Leuten ein Kinderspiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesstrafe nach sich zöge" Und in demselben Zusammenhang: „Das Heiterste und Schönste war mir die Lehre vom Geiste, als welcher ewig ist und alles durchdringt. Er war mächtig im Christenthum, dessen Beweglichkeit und Feinheit die Welt fortbildete, solang es geistig war; als es aber geistlich wurde, war diese Geistlichkeit die Schlangenhaut, welche der alte Geist abwerfen muß. Denn Gott ist nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit."

Mit dem reinsten Humor ist das Konfirmationsnachtmahl erzählt; man lese im grünen Heinrich 2, 330 ff. und überzeuge sich von der ungeheuchelten Wahrheit der unbarm-

herzig hellen Knabengedanken bei dieſer Scene, in welcher Heinrich mit der Kirche und ihren Apparaten für immer fertig wird, ſein Sammetbarett in die Hand nimmt und kaum das Ende abwarten kann, „da es mich anfieng gewaltig in die Füße zu frieren und das Stillſtehen ſehr ſchwierig wurde.“ Der ganze grüne Heinrich iſt die Geſchichte einer nachdenklichen, in ſich arbeitenden Natur, und als rother Faden zieht ſich die Beſchäftigung mit der Frage nach dem perſönlichen Gott hindurch, bis er am Schluß „ohne Freude und ohne Schmerz und ohne Spott und ohne Schwere“ fühlt: daß „die anerzogenen Gedanken von Gott und Unſterblichkeit ſich in ihm löſen und beweglich werden“; noch ehe er an dieſem Punkte angekommen, ſagt der das eigene Ich auf ſeinen Zweifelswegen betrachtende Dichter einmal: „Wo nun der Fall eintritt, daß der Gegenſtand eines angebornen Glaubens und Fühlens, welches durch Jahrtauſende ſich im Blut überliefert, außer dieſer körperlichen Welt ſein ſoll, alſo gar nicht vorhanden iſt, da ſpielt das erhabenſte Trauer- und Luſtſpiel, wie es nur die ganze Menſchheit ſpielen kann“ u. ſ. w., ein Wort, worin kurz die ganze Kantſche Kritik der reinen Vernunft ſteckt, die er doch ſchwerlich ſtudiert hat, denn er ſchildert ſich ganz als Autodidakten, der wohl nicht unbekannt mit den berühmten Philoſophen, doch nicht in ihnen bewandert iſt. Und über das Gebet als Dankgebet die grundgeſcheidten Worte: „Iſt die Vernunft, welche uns über neunundneunzig unangenehme Dinge hinweggeholfen hat, nicht mehr da, wenn das hundertſte ein angenehmes iſt? Dieſe Art zu danken und zu denken, iſt eigentlich eher eine Blasphemie, denn indem wir für das eine glückliche

Ereigniß danken, ſchieben wir dem Schöpfer ja alle die ſchlimmen und ſchlechten Erfahrungen mit in die Schuhe.“ Daß den Ausſchlag zu dem, was man Unglauben nennt und was wir wahre Religion nennen, dort am Schluß ein Weib, ein Mädchen, die anmuthige Dorothea gibt, dies ſtellt Kreyßig mit kurzem Hohn ſo hin, als wäre es eine Erfindung der hellen Unnatur und Raffinirtheit. Wer ſelbſt lieſt, wird finden, daß gerade hier ein Meiſterſtück von Pſychologie reiner und naturtreuer Weiblichkeit vorliegt. In der deutſchen Hauptſtadt wendet ſich Heinrich, wie bereits erzählt iſt, zur Wiſſenſchaft, beſucht Hörſäle, es folgt eine herrliche Stelle über den Alp, der von der Seele fällt, wenn der Menſch doch etwas zu wiſſen anfängt, über das reine Glück, der Wahrheit theilhaftig zu werden, über den Werth der Naturwiſſenſchaften, der Anthropologie, die Erhabenheit des Blicks in die Geſetzmäßigkeit des Daſeins, über Studium der Geſchichte und den unendlichen Werth der Einſicht in die Textur des Lebens; Heinrich ſchlägt ſich mit der Frage des Materialismus und der Freiheit herum und gelangt über dieſe zu dem ins Centrum treffenden Gedanken: „Die Frage nach einem geſetzmäßigen, freien Willen iſt zugleich in ihrer Entſtehung die Urſache und Erfüllung desſelben, und wer einmal dieſe Frage gethan, hat die Verantwortung für ihre ſittliche Bejahung auf ſich genommen.“ Er zieht aus dieſen Blicken in die Real-Wiſſenſchaften immer klarer den Schluß: daß die wunderloſe Geſetzmäßigkeit in den Dingen das einzige wahre Wunder und der göttliche Geiſt nur immanent zu denken ſei. Die reiche Summe von Gedanken ſolchen und andern Inhalts ſehen wir hier natürlich noch nicht auf das

Verhältniß an, in welchem ſie zur künſtleriſchen Kompoſition ſtehen. Davon ſpäter. Ich führe hier noch das feine Wort über Ideal und Real an, aus der Stelle über einen Hausgaſt des Grafen am Schluſſe des grünen Heinrich, ein Original von geiſtlichem Herrn: „Sein Idealismus — und er nannte ſich einen Idealiſten — beſtand darin, daß er gegenüber ſeinen Zuhörern, welche alles Wirkliche, Geſchehende und Beſtehende, ſofern es ſein eigenes Weſen ausreichend und gelungen ausdrückt, ideal nannten, eben dieſes Wirkliche materiellen und groben Koth und Staub ſchalt und dagegen alles Niegeſehene, Nichtbegriffene, Namenloſe und Unausſprechliche ideal hieß.“

Betrachtungen des gediegenſten Inhalts über Kunſt und Dichtung, ſo über Goethe, Homer, Jean-Paul im „Grünen Heinrich“, im „Pankraz der Schmoller“ über Shakeſpeare, begleiten die Momente des Reifens und Werdens der verſchiedenen Helden, namentlich iſt die letztere Stelle voll Anſchauung und Erkenntniß. Mit dem Ernſte dieſes Denkens geht Hand in Hand der Ernſt der ſittlichen Betrachtung. Es iſt ſchwer darauf zu verzichten, einzelne Stellen herauszuheben, wo in beſonderer Helle ihr Gold aufleuchtet. Wenige mögen angeführt werden; eine von der Bedeutung der Ruhe im Charakter und im Künſtlergeiſt: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann, die Welt iſt innerlich ruhig und ſtill, und ſo muß es auch der Mann ſein, der ſie verſtehen und als ein wirkender Theil von ihr ſie widerſpiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verſcheucht es; Gott hält ſich mäuschenſtill, darum bewegt ſich die Welt um ihn. Für den künſtleriſchen Menſchen nun

wäre dieß ſo anzuwenden, daß er ſich eher leidend und zuſehend verhalten und die Dinge an ſich vorüberziehen laſſen, als ihnen nachjagen ſoll; denn wer in einem feſtlichen Zuge mitzieht, kann denſelben nicht ſo beſchreiben wie der, welcher am Wege ſteht. Dieſer iſt aber darum nicht überflüſſig oder müßig, und der Seher iſt erſt das ganze Leben des Geſehenen, und wenn er ein rechter Seher iſt, ſo kommt der Augenblick, wo er ſich dem Zug anſchließt mit ſeinem goldenen Spiegel, gleich dem achten König im Macbeth, der in ſeinem Spiegel noch viele Könige ſehen ließ."

Pietät iſt einer der Grundtöne in dieſen Stellen, wo ſo reiner ethiſcher Gehalt zu Tage kommt. Es wird von der Dankbarkeit Heinrichs gegen einen wohlwollenden Lehrer erzählt, dann folgt der ſchöne Satz: „Die Erfahrung, daß unbedingte Tugend und Güte irgendwo ſind, iſt ja die ſchönſte, die man machen kann, nnd ſelbſt die Seele des Laſterhaften reibt ſich vor Vergnügen ihre unſichtbaren, dunkeln Hände, wenn ſie ſich überzeugt, daß andere für ſie gut und tugendhaft ſind." Ueberall ſieht man in der Art, wie der Dichter ſeinen Heinrich und ſeine Novellen-Leute handeln, fühlen, leiden, Impietät büßen läßt, auf ein menſchlich gutes Gemüth hindurch, das ſich durch eigene Bedrängniß nicht gegen das Mitleid mit der Armuth verſtocken läßt, das der Mißhandelten ſich annimmt, die Thiere liebt, dem Schmetterling ſein kurzes Sonnendaſein gönnt: ein Zug der Weichheit, der neben der Herbe und dem ſtrengen Sinn der Gerechtigkeit um ſo ſchöner daſteht, aber auch ſchamhaft hinter dieſem ſich verſteckt. Bei dem Tode der Jugendgeliebten hält ſich Heinrich ganz ſtill im Hintergrund: „Denn wenn ich auch bei freudigen

Anläſſen laut wurde und unwillkürlich eine anmaßende Rolle ſpielte, ſo wußte ich dagegen, wo es traurig hergieng, mich gar nicht vorzudrängen, und gerieth immer in die Verlegenheit, für theilnahmlos und verhärtet gehalten zu werden, und dies um ſo mehr, als mir von jeher nur die aus Schuld oder Unrecht entſtandenen Mißſtimmungen, die inneren Berührungen des Menſchen, nie aber das unmittelbare Unglück oder der Tod Thränen zu entlocken vermochten.“ Verbindet ſich Mitleid mit Empörung gegen Unrecht, das Mitleidswerthen zugefügt wird, ſo kommt es unter Thränen wohl auch zu Schlägen: es iſt eine brave Erfindung, wie der halbverhungerte Heinrich einen Waldſchützen mit ſeiner Manuſkript-Mappe, ſeiner einzigen Habe und Waffe, haut, weil er ein armes Weib mißhandelt, das einen Baumaſt im Walde genommen.

Uebrigens ſteht in dieſer Gegend noch eine Bemerkung, die ich gerne hier zum Schluſſe dieſer Vorbetrachtung anführe. Dem armen Wanderer verſagen nachgerade Muth und Kräfte, und er „fällt gänzlich jener Niedergeſchlagenheit und Rathloſigkeit anheim, welche durch den Aerger noch erbittert wird, daß ja keine Rede davon ſein könne, etwa umzukommen oder unterzugehen, und alſo das ſchlechte Abenteuer nur eine entbehrliche Vexation ſei.“ Dies iſt ein echter und originaler Ausdruck deſſen, was ich oben geſunde Trockenheit genannt habe; ja es iſt mehr: dieſes verdrießliche Brummen gegen das dumme und unnöthige Mißgeſchick, Regen, Hunger, Obdachloſigkeit, Ermattung, dieſes mürriſche Verachten des äußern Uebels, an deſſen Stelle wir bei einem andern wohl große Worte von Ermannung, erhabener Willens-

kraft geleſen hätten, offenbart als kleines, einzelnes Symptom gerade mit ganz beſonderer Macht die denkende Natur, welche wir durch ihre inhaltsvolleren Züge verfolgt haben und welche den bedeutenden Dichter auszeichnet.

Nachtragen muß ich doch noch eine Stelle, woran charakteriſtiſch jene Art von Kritik ſich gerieben hat, mit deren Bekämpfung ich begonnen habe. Der grüne Heinrich kommt, wie wir geſehen, auf ſeinem Rückwege zu einem Schützenfeſt in Baſel; da zeigt der Dichter das warme Gefühl für ſein Vaterland und ſein Schickſal, das wir ſchon an ihm kennen; er läßt ſeinen Heinrich auch begreifen, daß er einſt in der Stunde der Gefahr ſeinen Mann müſſe ſtellen können, daher die Gelegenheit benützen und ſich im Schießen üben. Dies gibt Kreyßig mit folgenden Worten wieder: „In Baſel kommt ihm der ganz neue Gedanke, daß ein rechter Mann doch eigentlich wehrhaft ſein müſſe; er bleibt alſo da hängen, um ſchießen zu lernen.“

Wozu der widerliche Hohn? Genau um dieſelbe Zeit, in der dies ſpielt, klagte mir Uhland in einem Geſpräch über das Schützenweſen der Schweiz: daß ſeine Generation aufgewachſen ſei, ohne nur zu wiſſen, wie man ein Gewehr lade. Das Poetiſche des Zuſammenhangs der Waffenkunſt mit einem ganzen Mannesleben ſoll in einer Dichtung nicht mehr zur Sprache kommen dürfen?

Ich weiß nicht, ob ich zu viel oder zu wenig von einer Kritik geſprochen habe, die mit voreilendem Blick ein Kunſtwerk ſchlechtweg darauf anſieht, wie viel echt modernen Gehaltes ſich daraus entnehmen laſſe. Da wir nun an unſere Hauptaufgabe gehen, Keller erſt eigentlich als Dichter zu

betrachten, ſo wird es doch gut ſein, vorher einen Augenblick ſtill zu ſtehen und ſo viel zum Bisherigen noch hinzuzuſetzen. Es gibt eben ein für allemal zwei Arten, einen Dichter zu leſen; entweder man verweilt auf den Bildern, die er an unſerem innern Auge vorüberführt, und genießt ſie oder man fragt auf Schritt und Tritt: wohin zielt dies? Mit andern Worten: man hat Sinnlichkeit oder keine. Verſteht ſich: nicht die gemeine Sinnlichkeit, denn dieſe hat jeder. Keller wird nie ſehr populär werden, einfach weil er wirklich ein Dichter iſt. Ich hab es gar manchmal erfahren, daß ich Stellen, Bilder, Scenen aus ihm anführte, die mich entzückt haben, und daß ich dann Geſichter um mich ſah, auf denen jeder Zug fragte: was ſoll nun das? Es ſind Menſchen, welche Kirſchen eſſen möchten, deren geiſtige Zungenwarzen aber nur Kirſchengeiſt ſchmecken; ſie beißen auf Kirſchen, ſchmecken nichts und fragen nun natürlich, was denn da zu ſchmecken ſei? Genug, alſo zu den Kirſchen!

Es iſt unmöglich, den Mann und den Dichter auseinander zu nehmen, ohne daß man in jenem auf dieſen, in dieſem auf jenen hinweist. Eben die fühllos verkennende Kritik, welche Blaſirtheit findet, wo ein ganzer Menſch vor uns ſteht, hat dieſen Verſuch der Scheidung herbeigeführt. Doch iſt es vielleicht an ſich gut, daß wir die Theilung vorgenommen und zuerſt die Dichterperſönlichkeit überhaupt betrachtet haben, weil nun, da wir zuſehen, was dieſer Menſch als Dichter kann, um ſo weniger der Schein entſteht, als meinten wir, es gebe eine leere Form.

Wir wollen nur ſogleich vom Naturgefühl beginnen. Es handelt ſich da zunächſt um ein gutes Zeichnen und

Malen eines gegenüberstehenden Objekts, und hierin kommt es unserm Dichter sehr zu gute, daß er sein Anschauen, wie er als poetischer Selbstbiograph erzählt, durch seine Malerstudien geschärft hat. Man erkennt durchaus das Malerauge; man erinnert sich dabei, daß auch Goethe in der Jugend schwankte, ob er nicht zum Maler berufen sei, daß aber diese Beschäftigungen nur Vorstudien des künftigen epischen Dichters waren. Doch was will Schärfe und Feinheit der Beobachtung sagen, wenn nicht die Seele dabei ist und sich mit der Natur zusammenfühlt! „Gelang es mir den rechten Ton zu treffen (nach den Bedingungen der Lokalfarbe, der Tageszeit u. s. w.), so beschlich mich ein pantheistisch stolzes Gefühl, in welchem mir meine Erfahrung und das Weben der Natur eins zu sein schienen.“ Bei Keller sind wir überall in der großen Natur der Schweiz, gleich der Anfang des grünen Heinrich ist ein weites, groß geöffnetes und doch vertraut ans Herz sich legendes Bild einer Stadt an einem der großen Seen — man erkennt Zürich: wir werden dann aufs Land geführt, Wasser, „formenreiches“ und die silbernen Häupter in den Himmel tauchendes Gebirge, Wald und freundlicher Garten, stiller Kirchhof mit wallendem flüsternden Gras umfangen die wandelnden Menschenbilder, schauen hinein auf sie und senken sich in ihre Seele. Es ist klare Zeichnung mit leuchtender Farbe, mit feinem Ton und Helldunkel und mystisches Einleben des Beschauenden, was in Eins zusammenfließt. Ein echter Dichter webt in ungewohnter, geheimnißvoller Einheit mit der Natur, aus der sein Genius stammt. Das Einleben wird zur Beseelung, Personifikation, das sind aber nicht Tropenkünste eines

Sprach-Haarkräuslers. Heinrich zieht als kühner Zeichnungsdilettant auf Baumstudien aus; der stolze Wald, „eng verschlungen Arm in Arm stehend," will ihm keinen seiner Söhne einzeln preisgeben; endlich aber „trat ein gewaltiger Buchbaum mit prächtigem Mantel und Krone herausfordernd vor die verschränkten Reihen, wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe auffordert; dieser Recke war in jedem Ast und jeder Laubmasse so klar, daß seine Sicherheit mich blendete und ich seine Gestalt mit leichter Mühe bezwingen zu können wähnte." Man lese dann weiter, wie der verwegene Anfänger, impar congressus Achilli, seine Unmacht von dem majestätischen Riesen verspottet sieht (gr. H. 2, 44 ff.). Anders, innig und unmittelbar, nimmt das Herz die Natur in sich herüber oder legt sich in sie hinüber, wenn die Liebe seine Fühlfäden rührt. Immer ist es die Probe eines Dichters, wie er Liebe und Natur in eins fühlt, und wenn man von J. Paul alles reichlich abzieht, was er von Ueberschwang der Sentimentalität hinzuthut, so ist er an Zauberkraft dieser unio mystica noch reich genug, um Hunderte von Dichterschluckern auszustatten, die meinen, mit ihm fertig zu sein. G. Keller bedarf keiner Anleihe, er ist ebenbürtig. Der grüne Heinrich, trunken von erster Jugendliebe, das Halstuch Annas, „das ihm eine Wolke zu sein dünkte," um Kopf und Schulter geschlungen, tanzt wie ein Besessener über den nächtlichen Berg. „Als ich auf seiner Höhe war unter den Sternen, schlug es im Dorfe Mitternacht, die Stille war nun nah und fern so tief geworden, daß sie in ein geisterhaftes Getöse überzugehen schien, und nur, wenn sich diese Täuschung zerstreute und

man gesammelt horchte, rauschte und zog der Fluß immer vernehmlich, doch leise, wie ein im Traume klagendes Kind. Ein seliger Schauer schien, als ich einen Augenblick stand wie festgebannt, rings vom Gesichtskreise heranzuzittern an den Berg, in immer engeren Cirkeln bis an mein Herz heran. —"

Man sieht schon, daß Keller weiß, wie es den Menschen zu Muth ist; es fehlt kein echter Ton in diesem Bilde der ersten Liebe, wie sie schüchtern, keusch, spröde, schamhaft mit ihren Entzückungen über das junge Herz kommt; sie ist durchaus noch transcendent und weiß nichts von der Sinnlichkeit, die in ihr zittert. Voll tiefer Wahrheit und Schönheit ist die Erzählung des Heimrittes von der Aufführung des Wilhelm Tell, wie Anna und Heinrich in ihren Theaterkleidern träumerisch durch die beschneiten Wälder ziehen, durch deren Stämme die ferne Abendsonne blitzt, wie sich die scheuen Kinder endlich mit heißen Küssen ans Herz sinken, dann aber ein Schrecken, ein Ernst, eine Trauer über sie kommt, von deren Bedeutung sie sich ahnungsvoll nur dunkle Rechenschaft geben. Anna stirbt in früher Jugend, Heinrich hilft ihren Sarg zimmern und über den See herführen, dennoch fehlt auch der Humor nicht, das Roth und Gelb in diesem, wie aus zarten Silberfäden gewirkten, mit Himmelsblau durchschossenen Gewebe. Aber daneben und gegenüber brennt noch ganz anderes Roth: die schöne Judith, die dem unschuldigen Burschen in stillen einsamen Stunden den berauschenden Feuerwein verfrühter, vollgenießender Liebe ganz nah an die blühenden keuschen Lippen führt: ein stilvolles gefährliches Weib, welchem dieser Joseph mit knapper

Noth entflieht. Ganz meisterhaft sind die Scenen, wo sich Heinrich und Judith im Apfelgarten bei dichtem Nebel zusammenfinden, das Liebesgeplauder mit ihr, während er unsichtbar oben auf einem Aste steht, aber ebenso meisterhaft auch, wie der Dichter seinen so schwer gefährdeten Helden nachher vom Abgrund rettet: das Schicksal tritt auf als Unteroffizier, der dem Kadetten in dem Augenblick ein „Rechtsumkehrt“ kommandirt, wo ihm Anna, auf der Auswanderung begriffen, aber heiß genug, um noch einen letzten Sturm auf ihn zu machen, vom Wagen winkt und sich ihm das Herz in der Brust wenden will. Keller hat die ganze Kraft der Sinnlichkeit, die zum Dichten gehört; die Liebe geht in mannigfachen Formen durch die weiteren Theile des grünen Heinrich, durch die Novellen, nirgends aber fehlt ihr der Nerv, der aus Naturtiefen durch diese Leidenschaft zuckt. Keller ist saftig, heiß, feurig, alles ohne einen Hauch von Frivolität; er weiß, in welche Stimmung er seine Julie auf dem Gange mit dem Geliebten setzen muß, um die Brautnacht am Rande des Todes vorzubereiten; er weiht uns ein in die Versuchung, aus welcher Frau Amrain von ihrem Kinde gerettet worden, aus welcher sie den heranwachsenden Jüngling retten muß: er macht verständlich, was es ist, wodurch das Schwäble unter den drei gerechten Kammmachern den Sieg über seine Kameraden, die Mitbewerber um Jungfer Bünzlin, gewinnt, wie es zugeht, daß John Kabys der Schmied seines Glückes wird; schwindelnd und lachend verfolgen wir den seltsam heiligen Vitalis auf seinen bedenklichen Gängen (Legenden); Frau Aennchen („die mißbrauchten Liebesbriefe“) ist gar appetitlich, wie sie als Bauernfrau aufgeputzt hingeht nach

Wilhelms Einſiedelei, um ſeine Treue gegen Gritli, gefährlich genug für ſie ſelbſt, auf die Probe zu ſtellen: „Sie gieng wohlgemuth durch das Frühlingsland und badete unternehmungsluſtig ihre Geſtalt in der glänzenden Luft.“ So wahr als einfach heißt es von der aufblühenden Liebe Heinrichs zu Dorothea: „Das Gattungsmäßige im Menſchen erwachte in ihm mit aller Gewalt und Pracht ſeines Weſens, das Gefühl der Schönheit und Vergänglichkeit des Lebens warf darein eine beklemmende Angſt.“ Ich führe dieſes Wort gern an, um durch die Tiefe ſeines Inhaltes zu belegen, falls es noch eines Beleges bedürfte, daß Keller auch im heißen Elemente rein bleibt, daß er kein Wieland iſt. Dieſer Punkt muß bei „Romeo und Julie auf d. L.“ noch einmal zur Sprache kommen.

Nicht daß im Stimmmungselement die Charaktere an Beſtimmtheit des Umriſſes verlören; Keller zeichnet mit ſicherer Hand feſt und ſcharf Junge und Alte, Weib und Mann. Aus dem grünen Heinrich hebe ich das Bild der guten, treuen, frommen, aber nicht kleinlich frommen, ſorgſamen, für den geliebten Sohn ſparenden, darbenden Mutter heraus. Da fehlt kein weſentlicher Zug von der Sorgfalt der Kofferpackung für den Scheidenden (wobei das Zeichnungspapier gegen die Leinwand treu dem Frauengeſchlecht arg verkürzt wird) und den normalen Waſchzettelvorſchriften nebſt dem Abſchiedsſegen: „werde nur nicht leichtſinnig und vergiß nicht, daß wir eine Vorſehung haben,“ bis zu dem rührenden Sparſyſtem, wodurch die arme Wittwe für den leichtſinnigen Sohn in der Fremde die nöthigen Pfennige erſcharrt. „Indem ſie ihren abgeſchliffenen Dreiviertelslöffel in die

Suppe ſteckte, rief ſie pünktlich den lieben Gott an, für alle Leute um das tägliche Brod bittend, beſonders aber für ihren Sohn.“ Nur am Sonntag erlaubt ſie ſich zu der ſpartaniſchen Suppe einen Biſſen Rindfleiſch; die drei Seiten, worin ihr Gang zu der Fleiſchbank und auf den Gemüſemarkt geſchildert wird („ihre Poeſie, Elegie und Samſtags-Tragödie“), enthalten ein Miniaturbild von einem Meiſterpinſel, den Kindesliebe und Mitleid geführt hat, ohne beim feinſten Strich zu zittern. — Als Knabe wird Heinrich, nachdem er wegen eines verzeihlichen Muthwillens durch unſinnigen Beſchluß der Behörde aus der Schule geſtoßen iſt, zu einem mütterlichen Oheim auf das Land geſchickt, der, ein Pfarrer von altidylliſchem Schlage, mehr noch tüchtiger Bauer und Jäger als Geiſtlicher iſt. Aus dem herrlichen Bilde des Landlebens, das hier (Ende des 1., Anf. des 2. Bandes) ſich öffnet wie eine weite Thüre, durch die man aus enger Kammer in Luft und Leben tritt, wo unter fruchtſchweren Obſtbäumen die rothbackige Jugend mit fröhlichen Thieren ſich tummelt, auf dieſem Grunde von Himmelblau und ſaftigem Grün hebt ſich wie eine ſanfte Geiſtererſcheinung in einem Traum, und doch leibhaft und freundlich nahe, das Bild der väterlichen Großmutter. Sie ſteht, den Enkel erwartend, unter der braunen Thüre, die Hand über den Augen, heißt ihn mit ſanften Worten willkommen, läßt ſich aus blankem zinnernen Gießfaſſe, das in gebohnter Nußbaumniſche hängt, das klare Waſſer über die gebräunten Hände laufen, bewirthet ihn, ſitzt lächelnd, bis er gegeſſen und getrunken, und ſetzt ſich dann ganz nahe zu ihm, da ihre Augen ſchwach ſind, und betrachtet ihn unverwandt, während ſie nach dem Ergehen

ſeiner Mutter fragt und doch zugleich in Erinnerung früherer Zeit verſunken ſcheint. „Sie war ſchlank und fein gewachſen, trotz ihres hohen Alters beweglich und aufmerkſam, keine Städterin und keine Bäuerin, ſondern eine wohlwollende Frau, jedes Wort, das ſie ſprach, war voll Güte und Anſtand, Duldung und Liebe, Freude und Leid, von aller Schlacke übler Gewohnheit gereinigt, gleichmäßig und tief. Es war noch ein Weib, von dem man begreifen konnte, wie die Alten das doppelte Wehrgeld des Mannes forderten, wenn es erſchlagen oder beſchimpft wurde.“ Sie ſitzt dann ſtillvergnügt neben dem Knaben und ſchläft endlich lächelnd ein. „Ueber ihre geſchloſſenen Augen gieng eine leiſe Bewegung, wie das Wallen eines Vorhangs, hinter welchem etwas vorgeht, man ahnte, daß ſich dort Bilder in zartem verjährtem Sonnenſchein zeigten, und die freundlichen Lippen verkündeten es in ſchwachen Regungen.“ Wie ſie erwacht, betrachtet ſie ihn fremd, Tracht und Sprache des Enkels wollen nicht in ihren Traum der Vergangenheit paſſen, ſie ahnt, daß er aus den Lebensſchranken der Familie in eine unbekannte Zukunft hineinwächst, ſchreitet gedankenvoll in die Nebenkammer und holt aus einem Schrank ein Geſchenk für ihn; ihres blöden Geſichtes wegen ergreift ſie ſtatt eines mächtigen Taſchentuchs ein kleines rothſeidenes Halstuch, wie es die Bauernmädchen tragen, und gibt es ihm, noch in das gleiche Papier gewickelt, worin ſie es vor vielen Jahren gekauft.

Ich denke, wer dieſes Bild gezeichnet, verſteht es, im ſtreng Realen ideal zu ſein, um das Lebenswahre den Schleier zu ziehen, der ihm den Zauber des ahnungsvollen Traumes gibt. — Unter den Frauen ſoll feſten Schrittes

noch die aufrechte Frau Regula Amrain auf unſern Plan treten, nachdem ſie ſchon mehrmals in der Ferne gezeigt und die kräftige Hand gerühmt iſt, womit ſie ihren feurigen Knaben Fritz erzieht. Von einem charakterloſen Manne, der nach Amerika geirrt iſt, einſam zurückgelaſſen, nimmt ſie feſt die Zügel des Hauſes in die Hand. Unter mehreren Söhnen iſt Fritz ihr Liebling. Klug und klar und ſicher führt ſie ihn zuerſt über die glatten Wege kindiſcher Blindheit und jugendlicher Lüſternheit hinweg, ſorgt ihm für eine brave Frau, ſieht zuerſt ruhig abwartend zu, wie er ſich in die Dummheiten des Freiſcharenweſens ſtürzt, läßt ihn, wie er gefangen genommen wird, mit heiterer pädagogiſcher Liſt eine Zeit lang zappeln, ehe ſie ihn auslöst, hält ihn, nachdem er ſo von dieſer Thorheit geheilt iſt, zu Fleiß und Ordnung an, ſo daß er das vom Vater vernachläſſigte Geſchäft in Schwung bringt; endlich aber duldet ſie nicht, daß er in Seldwyler-Bequemlichkeit ſich ſeiner Bürgerpflicht, der Theilnahme an der Rathswahl, entziehe, denn er ſoll nicht zu denen gehören, die „immer nach ihrem Rechte ſchreien, aber ſobald dieſes Recht auch nach Pflicht riecht, ihr Recht darin ſuchen, keines zu üben;“ er folgt ihr, und es gelingt ihm noch dazu, den unwürdigen Gemeindepräſidenten zu ſtürzen; unter ſolcher Leitung gereift, bringt er endlich auch den zurückgekehrten Vater in das Geleiſe tüchtiger und thätiger Lebensordnung znrück — man muß leſen, zu welchem ſatten und gediegenen Bilde dieſe trockene Skizze in der Hand des Dichters auswächst, um es mit innerſtem Behagen zu genießen. Stilvoll iſt dieſe Frauengeſtalt, aber nicht blitzend von gefährlichem Feuer, wie das ſchöne Race-

weib Judith, ſondern ethiſch hoch und ſchön, dabei aber nur ganz bürgerlich natürlich und einfach; unter dem Segen ihres mächtigen und guten Geiſtes ſieht man ein verkommenes Haus ſich ordnen und erlabt ſich an dieſem Gemälde werdender ſittlicher Reinlichkeit, als ſähe man einen lange vernachläſſigten Kranken von freundlichen Händen mit ſauberem Weißzeug bekleiden; gerne denkt man bei dieſer Frau an die großgliedrigen, wohlgethanen, feſten und wackeren, ganz ländlich einfachen, doch ſtolzen und freien weiblichen Gewächſe, die man im deutſchen Volk unter den unverſehrten alten Stämmen der Alemannen im Gebirge und der Frieſen am Meere noch findet. — „Sie lebten alle zufrieden und wohlbegütert," heißt der Schluß, „und das Geblüt der Frau Regula Amrain wucherte ſo kräftig in dieſem Hauſe, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergang geſichert blieben. Sie ſelbſt ſtreckte ſich, als ſie ſtarb, im Tode noch ſtolz aus, und noch nie ward ein ſo langer Frauenſarg in die Kirche getragen und der eine ſo edle Leiche barg zu Seldwyla."

Vom Mädchenvolk im Heinrich und in den Novellen iſt die Rede geweſen, freilich nicht viel; wir werden auf die eine und andere im weiteren zu ſprechen kommen; nur mit einem Worte ſei hier erwähnt, wie geiſtreich die originelle Hauptkokette Lydia im Pankraz durchgeführt iſt. Jungfer Züs Bünzlin, die Heldin in der Novelle „die drei gerechten Kammmacher" iſt gelegentlich angeführt; dieſe Tochter von achtundzwanzig Jahren beſitzt einen Kapitalbrief von ſiebenhundert Gulden, in welchen ſich jene drei Edlen verlieben; ſie weiß ihre Werber zu einer homeriſchen Wettfahrt anzu-

reizen, deren Ziel und Meta der beglückende Besitz ihrer Hand ist. Einer bleibt dann klug zurück; wie die andern zwei, ihre Ranzen auf Rädchen führend, unter Staubwolken dahin rennen, wird mit wahrhaft genialer Parodie des Epos geschildert; das köstliche Bild des Zimmerschmucks der Jungfer Züs bleibe aufgespart, bis wir vom Reichthum glücklich gegriffener Kleinzüge reden, womit Keller den Individuen und Zuständen ihre Fülle gibt. Unter tüchtigen Männer-Charakteren steht voran der brave, durch hellen und offenen Geist aus Handwerksenge zum Baukünstler gediehene, früh hingeraffte Vater des grünen Heinrich, Hr. Lee; erwähnt ist schon der Graf am Schlusse des Romans. Keller zeigt hier, daß er es wohl versteht, die freie und sichere Weltbildung des vornehmen Mannes zu zeichnen und sie mit dem besseren Adel der Gesinnung und des vom Wahne freien Urtheils zu schmücken. Hinter den vernünftigen Männern stolzirt, schwankt und tanzt ein Zug von Originalen, Käuzen, verbissenen Hartköpfen (die zwei feindlichen Bauern in „Romeo und Julie auf dem Lande"), Gecken, Windbeuteln, Knickern (Meierle im grünen Heinrich), Narren und Halbnarren, alle sich selbst gleich, sicher und unbeirrt in ihrer Grille oder Blindheit, alle ungetheilt, rund, ganz. Unter den bedenklichen und schlimmen Originalen sei der Maler im grünen Heinrich hervorgehoben, der treffliche Lehrmeister des Dilettanten, dessen Irrwahn, eine politische Größe zu sein, aus dem Anschein von Gesetztheit und Vernünftigkeit Zug um Zug mit voller ironischer Wirkung zu Tage tritt. Ein wahres Kabinetsstück ist der tolle Lügner und Aufschneider im grünen Heinrich, B. 2, S. 306 ff; aus bodenloser Eitel-

keit erwächst in dieſer Menſchenſeele eine Welt von Unwahrheit, in deren flimmerndem Doppelſchein kein Auge die Grenze unterſcheiden kann, wo Selbſttäuſchung und verlogene Selbſtbeſpieglung in die abſichtliche Lüge übergeht: ein Kerl, der alles beſtreitet, nichts glaubt und dem man kein Wort glauben kann; wie toll er zu Grunde geht, werden wir in anderem Zuſammenhang vorbringen.

Die Charaktere der drei gerechten Kammmacher müſſen wir endlich doch genauer ſchildern, nachdem ſie oben kurz als Typen der bloßen Legalität bezeichnet worden; es ſind alſo Muſter-Exemplare jener Menſchengattung, die keinen der Fehler begeht, wozu feurige Leidenſchaft die Gemüther fortreißt, weil nur kleine, niedrige, klebrige Leidenſchaften unter der todten Erdkruſte ihres Weſens hinſchleichen, verſeſſene, verhockte, geizige, kleinpfiffige Schlucker, als Urbilder jener Afterform der Sittlichkeit für immer hingezeichnet, verdrießlich komiſche Ideale, ſo vollendet wie ein Zeus-Ideal von der Hand Phidias gemeißelt oder eine Venus von Tizian gemalt. Der eine von den drei liſtet endlich doch den zwei Wettfahrern die Helena, Züs Bünzlin, ab, hat aber in ihr eine Xantippe gewonnen; der eine von den zweien hängt ſich, der andere endet als mürriſcher Lump. Als Geizhals erſcheint der Trödler, der dem grünen Heinrich ſeine Bilder und Studien abknauſert und dem der arme herabgekommene Burſche die Fahnenſtangen zu einem Feſte malt, um nicht Hungers zu ſterben; doch iſt er ein Knicker nur aus Geſchäftsgewohnheit, eigentlich vielmehr ein guter Kerl, der heimlich ſein Opfer liebgewinnt und zum Erben einſetzt: alſo ein Original, aus zweierlei Garn geſponnen

und durch dieſe Beimiſchung von Wohlwollen immerhin ein komiſches Sittenbild von der gemüthlichen Art. Die Trödlerwirthſchaft aber, die im erſten Bande des grünen Heinrich mit Meiſterzügen eines Teniers und Breughel konterfeit iſt, hat einen unheimlichen Hintergrund und gehört daher in ein anderes Kapitel. Höchſt behaglich iſt der ſchon erwähnte katholiſche Pfarrherr, der tägliche Gaſt im Hauſe des Grafen, des Wirths und Retters des grünen Heinrich, geſchildert: „er war nun vorzüglich die drei Dinge: ein leidenſchaftlicher Eſſer und Trinker, ein großer religiöſer Idealiſt und ein noch größerer Humoriſt.“ Wasmaßen er dieſe drei Dinge iſt und wie er ſie vereinigt: man leſe und prüfe ſelbſt!

Die Kleinzüge, die er immer bedarf, um ſeine Bilder bis zur ganzen Wahrheit und Eigenheit des Lebens zu kondenſiren, ſammelt ein echter Dichter nicht aus Notizen, die er ſich ins Tagebuch geſchrieben, ſondern fiſcht ſie im Sehen auf, ſchießt ſie im Flug, wie Goethe einmal ſagt, und hat keine Sorge, daß ſie im Gedächtniß nicht wieder aufleben und ſich juſt da niederlaſſen, wo ſie hingehören.

So ein Poet iſt Keller, und die Vorrathskammer ſeiner Erinnerung iſt darin nicht karg ausgeſtattet, ſondern ausgiebig wirft ſie ihm am rechten Orte die rechte Vielheit ſolcher Züge zu, daß es nur ſo quillt und ſprudelt. Er zählt nicht wenige, ſondern viele Geſchäfte auf, die der „Stadthexenmeiſter“ Pineiß (in Spiegel, das Kätzchen) treibt, er weiß ſehr wohl, was ſolch ein Quackſalber alles für Künſte verſteht; der vorgeblichen Anliegen einer Bäuerin weiß er gleich ein ganzes Schock, da die verkleidete Anna den Einſiedler Wilhelm (die mißbrauchten Liebesbriefe) be-

ſucht, und gründlich kennt er den Inhalt der Taſche einer Bauernfrau, da ſie ihre Siebenſachen herauszieht, bis auf die gedörrte Birne. Er muß einmal der edlen Kammmacherarbeit zugeſehen haben, oder hat es ihm der Genius geoffenbart, wie man in Schmuckkämme für die Dorfſchönen und Dienſtmägde aus ſchönem durchſichtigem Ochſenhorn ein tüchtiges braunrothes Schildpattgewölke beizt, ſo daß man, wenn man die Kämme gegen das Licht hält, die herrlichſten Sonnenauf- und Niedergänge, rothe Schäfchenhimmel, Gewitterſtürme und andere geſprenkelte Naturerſcheinungen zu ſehen glaubt? Wer hat ihm verrathen, welche Herrlichkeiten Lade und Stube der Jungfer Züs Bünzlin enthält, z. B. das mit Gold auf eine „Menſchenhaut“ gedruckte Vaterunſer, das ſilberne Herz, worin ein Riechſchwämmchen ſteckt, das Körbchen aus wohlriechenden Halmen geflochten und das andere aus Glasperlen und Gewürznägelein zuſammengeſetzt? Wer unter dieſen und vielen andern Schätzen den chineſiſchen Tempel, das Werk des hoffnungslos liebenden Buchbindergeſellen, „welcher alle Bücher las, die er einband, und ein ſtrebſamer, gefühlvoller und unerfahrener Menſch war,“ den ſie Emmanuel nennt, während er eigentlich Veit heißt, und von dem ſie, nachdem ſie ihn fortgeſchickt, gegen jedermann ſagt, nur er habe ſie verſtanden und ihr Weſen erfaßt? Den Tempel, in deſſen tiefſtem Fach der herrliche Brief verborgen iſt, worin er ſcheidend ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, den aber nie ein Menſchenauge, weder ihres, noch irgend eines, geleſen hat? Aus der Kinderzeit erinnert ſich unſere Generation, daß es einſt hölzerne Nadelbüchschen gab, welche einen Fiſch, andere, die ein Wickelkindchen vor-

ſtellten; Keller hat es nicht vergeſſen und zählt ſie richtig unter den Habſeligkeiten ſeiner edeln Kammmacher auf. Im Pankraz — wie ſinnig knüpft er die frühen ärgerlichen Streiche des rechthaberiſchen Knaben an die Rechtsverletzungen des Schweſterleins beim Eſſen, das dem Bruder durch allerhand künſtliche Stollen und Abzuggräben das Schmalz auf der Suppe ab- und zu ſich herüberleitet! Ebenda, nachdem der Knabe längſt durchgegangen und verſchollen iſt, führt er den Leſer auf das kleine Plätzchen in Seldwyla, an dem die Mutter mit der inzwiſchen längſt zur alten Jungfer gewordenen Tochter wohnt; die Mittagsſonne liegt ſchwül auf dem begrasten Pflaſter, es iſt ſtill, die Anwohner ſind alle an der Arbeit mit Nähen, Hämmern, Schuſtern, Kleben, Schnitzeln, Beſteln; der Nachbar Schuſter findet, daß es Zeit ſei, eine kleine Erholungspauſe zu eröffnen, nieſt ſo laut, daß die Fenſter rings erzittern, und der Buchbinder gegenüber, der eigentlich kein Buchbinder war, ſondern nur ſo aus dem Stegreif allerhand Pappkäſtchen zuſammenleimte und an der Thür ein verwittertes Glaskäſtchen hängen hatte, in welchem eine Stange Siegellack an der Sonne krumm wurde — dieſer Buchbinder rief: „zur Geſundheit!“ und alle Nachbarsleute lachten; einer nach dem andern ſtreckte den Kopf durch das Fenſter u. ſ. w. Das ganze Bild, wie es auf den Moment vorbereitet, da der lang verſchollene Sohn wie ein Wunder vom Himmel angefahren kommt, werden wir noch einmal ins Auge zu faſſen haben. Im Anfang von „Romeo und Julie auf dem Lande“ finden wir die zwei Bauern, die Väter des unglücklichen Paares, pflügend auf ihren Aeckern: beide ſind lange knochige Männer,

einander ſehr ähnlich, nur daß der eine den Zipfel ſeiner weißen Kappe nach vorn, der andere nach hinten trägt, was jedoch wechſelt, wenn jener gegen den Wind, dieſer hinter dem Winde geht; „wenn ſie auf ein Hinderniß ſtoßend den Pflug feſter faßten, ſo zitterten die groben Hembärmel von der leichten Erſchütterung.“

Dies iſt nun Genre-Malerei; wo ſtarker Inhalt großen Stil fordert, iſt ſie natürlich nicht mehr am Platze, da iſt der ſtarke Zug des breiteren Pinſels gefordert; das verſteht Keller wohl und führt mit wenigen Strichen den Umriß in mächtigeren Bahnen, wenn er eine Judith, eine Frau Amrain uns vor die Anſchauung zu bringen hat, oder den durch die Liebe aus aberwitzigem Mönchs-Martyrthum zur Welt bekehrten Vitalis, wie er nun um die Mauern Alexandrias ſchreitet und den rothen Mantel im Winde fliegen läßt.

Es muß nun aber auch von erweiterten Bildern die Rede ſein; der Dichter hat ſeine Menſchen, Einzelne und Gruppen, mit der Naturumgebung, mit ländlichen und ſtädtiſchen Räumen zuſammenzufaſſen und beide aufeinander zu ſtimmen; er bewegt ſie durch dieſelben im Handeln und Leiden, und wir verlangen, daß dieſes Ganze zuſammengefühlt ſei, daß wir in einen Zuſtand hineingezogen werden, wie wir vom Maler verlangen, daß ſein Bild als Ganzes Totalſtimmung und in ſeinen Theilen Lokalſtimmung habe. Auf eine vollgültige Probe dieſer Kunſt unſeres Dichters hat uns ſo eben ein anderer Zuſammenhang geführt: das ſtille ſonnige Plätzchen mit ſeinen Umwohnern im Pankraz der Schmoller — ein Bild ſo voll Zuſtändlichkeit, ein ſo

trefflicher Kontraſt zu der nachfolgenden Ueberraſchung, daß es eine Perle zu nennen iſt. Die pflügenden Bauern im Anfang von Romeo und Julie gehören ebenfalls auch hieher; es folgt dort das köſtliche Spiel der Kinder mit der Puppe, der ſie den Kleiengehalt ihres armen Körpers ausquetſchen. Ein kleines Ackerſtück iſt es, um das ſich beide Bauern ins Elend hinein prozeſſiren; der eine, Manz, ſetzt ſich, nachdem er von Haus und Hof ſpringen mußte, auf eine armſelige Wirthſchaft in der Stadt; der Aufzug mit dem erbärmlichen Reſte des Hausraths, das Leben in der düſtern Spelunke iſt mit Meiſterhand in einem ſtimmungsvoll unheimlichen dumpfen Grau gehalten; beide Lumpen werfen ſich aufs Fiſchen und ſtehen Tage lang angelnd am Fluſſe, wo ſie mit andern verkommenen Seldwyler Geſtalten, die demſelben langweiligen Werk obliegen, „gleich einer langen Galerie von Heiligen- oder Prophetenbildern“ zu ſehen ſind. Von bewegteren Scenen darf der Aufzug in „Kleider machen Leute“ nicht unerwähnt bleiben: ein boshafter Maskenſcherz der Seldwyler, wodurch das arme Schneiderlein, das als Graf neben der Verlobten ſitzt und deſſen wahren Stand jene Nachbarn erkundet haben, ſo grauſam entlarvt wird. Da bricht aus dem bereiften Wald ein Schlittenzug, hoch am weißen Felsrande von weitem ſich auf den blauen Himmel zeichnend; das vorderſte Fuhrwerk trägt eine Strohpuppe der Fortuna, das zweite einen rießenmäßigen ſchwarzen Ziegenbock, das dritte eine ditto Scheere, welche mittelſt einer Schnur auf und zugeklappt wird und „gewaltig in die Höhe ſchnappt, als ſähe ſie das Himmelszelt für einen blauſeidenen Weſtenſtoff an.“ Man ſteigt am Wirthshaus,

wo die Goldacher schon angekommen sind, aus, und es folgt dann eine unbarmherzige Maskenaufführung vor dem Brautpaar, das „unbeweglich auf seinen Stühlen, gleich einem steinernen ägyptischen Königspaar ganz still und einsam saß; man glaubte den unabsehbaren ägyptischen Wüstensand zu fühlen."

Im grünen Heinrich reiht sich an das schon gepriesene Bild des Landlebens eine ganze Reihe gleich tief empfundener idyllischer Zustandsanschauungen; es wird später erzählt, wie mehrere Gemeinden in der heute noch üblichen Weise der Schweizer im Freien den Wilhelm Tell aufführen: nicht auf Einem Schauplatz, sondern in Fortbewegung an verschiedenen Orten, wo Altorf mit der Stange, die hohle Gasse u. s. w. fingirt wird; es entsteht so ein wahrhaft episch gefühltes Bild, seine warme Seele ist das Liebespärchen Anna und Heinrich, die als Thekla und Rudenz hoch zu Roß mitspielen und auf dem Heimritt so süß und bang sich in die Arme fallen, wie oben erzählt ist. Wird uns dabei sonnig, offen, weit zu Muthe, so umgibt uns dagegen eine wahre Kellerluft in den alten Kloster-räumen, in die wir bald darauf versetzt werden, nachdem Heinrich es bei seiner Mutter erreicht hat, Maler werden zu dürfen. Er wird einem Bilderfabrikanten in die Lehre gegeben, der mit seinen mißbrauchten Scholaren in jenen Räumen haust. Das Treiben der Stecher, Aetzer, Lithographen, Anmaler in dieser Höhle, der traurige Handwerksmechanismus der vertheilten Geschäfte, der Humor, den sich die armen Kreaturen doch nicht nehmen lassen, der Meister, Schwarzkünstler Haberfaat, in der Mitte: es baut sich auch

hier ein Bild von vollendeter Wahrheit der Stimmung zuſammen.

Wir haben natürlich nicht vergeſſen, daß wir es nicht mit einem Maler, ſondern mit einem Dichter zu thun haben. Keller beſchreibt nicht, er führt uns kein Bild anders auf, als in Bewegung und Handlung. Er verwechſelt auch nicht das Geſchäft des Dichters mit dem des Analytikers. Es iſt ein Geſetz, das ſo gut wie jenes Leſſings-Gebot: „Du ſollſt nicht malen!“ zum A B C der Aeſthetik gehört, daß der Poet nicht vergeſſen ſoll, wie er ſich vom Pſychologen zu unterſcheiden hat; aber wie wird in der modernen Roman- und Novellendichtung gegen dieſes Grundgeſetz verſtoßen! Ganze Blätterfolgen hindurch analyſiren die Verfaſſer, im eigenen Namen ſprechend, einen Charakter, einen Gefühlszuſtand, das Werden einer Leidenſchaft, eines Entſchluſſes, ſtatt einfach ihre Menſchen in Bewegung zu ſetzen und uns aus ihren Worten, ihren Handlungen erkennen, ſchließen zu zu laſſen, was in ihrem Innern vorgeht! Statt Aufzeigens ein ewiges Zergliedern! Keller ſpricht im eigenen Namen nicht mehr, als ein Dichter darf und muß, er begleitet ſeine Leute mit Betrachtungen aus ſeiner tiefen, warmen und doch auch ſo täuſchungsloſen Menſchen- und Lebenskenntniß, und es wäre leicht eine reiche Blumenleſe allgemeiner Sätze, feiner Blicke und Beobachtungen aus ihm zu pflücken; wir unterlaſſen es um ſo mehr, weil wir von ſeinem denkenden Geiſte ſchon im erſten Abſchnitt geſprochen und einige Stellen angeführt haben; aber auch nur begleitend ſind dieſe Reflexionen und nie will ſich der Dichter durch ſie ſein eigentliches Geſchäft, eben das Aufzeigen, erleichtern und erſparen.

Namentlich liebt er es nicht, umständlich zu motiviren. Das Motiviren ist ein Punkt, bei dem hier etwas verweilt werden muß. Es steht zu erwarten, daß Keller in Beziehung auf ihn manche Tadler finden wird. Blicken wir einmal auf einen Größeren hinüber, auf Shakespeare. Es wäre freilich Zeit, ihn einer neuen Kritik zu unterwerfen, denn allerdings blüht bei uns immer noch ein unkritischer Shakespeare-Kultus; aber es müßte wahrlich eine andere sein, als die er neuerdings erfahren hat. Es sind Angriffe des Verstandes auf die Phantasie, auf die Poesie: „Der Verstand zur Seite stand, ein proportionirter Mann . . . er geht und spricht: das mag ich nicht, denn das sieht wie ein Gedicht!“ Der Verstand, der die Poesie auf den Verstand examinirt, wird es immer namentlich mit der Frage zu thun haben: „Wie ist die Situation motivirt?“ und wird darüber vergessen zu fragen: „Wie ist die Situation poetisch benützt, verwerthet, entwickelt?“ Shakespeare motivirt aus dem Großen ins Große, im Kleinen immer nur kurzweg mit raschen, sparsamen Zügen. Es ist ihm darum zu thun, gewaltige Situationen zu gewinnen, oft erscheinen sie auf den ersten Blick unmotivirt, aber das tiefe Leben, das in ihnen sich entwickelt, steckt ein Licht auf, das rückwärts und vorwärts erklärt, wie alles geworden ist und werden wird. Er sorgt nicht vor, daß wir begreifen, wie Lear so ein Thor sein kann, daß er die Liebe nach der Beredsamkeit mißt und nach diesem Maße sein Königreich verschenkt, aber er läßt in der Situation den greisen König so reden, so auffahren, so handeln, daß wir uns alles erklären können; wir dürfen nur in die Länge der Zeit uns ausgedehnt denken, was sich

hier in einige Momente zuſammenfaßt: ein langes Schmeicheln der falſchen Töchter hat längſt ſein ſtolzes und doch weiches Herz verwöhnt, während die jüngſte durch herbe Wahrhaftigkeit der Worte oft die Vaterliebe zurückſtieß, die ſie durch liebende Thaten gewonnen. Das iſt der dichteriſche Akt der Kompreſſion, die wieder ausſtrahlt, nachdem ſie vollzogen iſt. Keller, deſſen geiſtdurchdrungener Realismus wirklich zu Shakeſpeare ſagen darf: „Es iſt in mir etwas von deinem Geiſt!“ geht in demſelben Sinne weit mehr darauf aus, Situationen zu gewinnen, als zu motiviren. Man wird es ſchon merken, denkt er, warum gerade dieſe Leute ſo handeln, wenn ſie nur erſt handeln, und übrigens ſind ſie ja Menſchen, und man kennt ja des Menſchen Herz! So entzündet er die Liebe in allen Farben und Geſtalten, jede ſchöne und häßliche Leidenſchaft mit raſcher Hand am glimmenden Dochte der Gelegenheit, des Anlaſſes, der Umſtände; ſo läßt er aus Irrung und Verfinſterung das Licht der Vernunft an einem Zufall, einer Bagatelle aufleuchten und den Zuſchauer ſchließen, daß es vorher ſchon an der Schwelle des Dunkels ſeinen Strahl bereit gehalten habe. So iſt es z. B. ſcheinbar nur ganz leichtweg erzählt, wie die geſetzte, gehaltene Frau Amrain zu Anfang der Novelle in die ſchwere Verſuchung geräth, die wir oben kurz angedeutet haben. Ihr Werkführer dringt, vom Wein erhitzt, in nächtlicher Stille heftiger und heftiger, ſie widerſteht ihm, dann heißt es einfach weiter, ſie habe endlich eben doch gedacht: die Dinge werden ſo oder ſo ihren Weg gehen. Wie wahr dieſe Flüſterſtimme des Leichtſinns ſelbſt im ſonſt wachſamen Menſchenherzen! Sie heißt „die Frau mit dem feſten, dunkeln Blick“;

das „dunkel“ bei „feſt“ gibt zu denken, zu begreifen. In dieſem gefährlichen Moment ſpringt ihr Liebling Fritzchen aus dem Bett und ſchreit: ein Dieb! Das Kind hatte gewacht, dunkel geahnt, ſein Ruf bringt die Frau zu ſich, und ſie iſt vom bodenloſen Abgrunde gerettet. Der Kellner in „die mißbrauchten Liebesbriefe,“ der in die ſchlechte Literaten-Humbug-Geſellſchaft gerathen iſt, kommt einfach zu ſich und zur Vernunft, wie er einmal zu etwas Gelde gelangt, ſich wieder anſtändig kleidet und ſo in Spiegel ſieht; es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, er findet ſich plötzlich zu gut für einen Schriftſteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner und er geht in ſich. Natürlich iſt die Aufgabe eine andere, wo es ſich um ſtarke Schickſale im Mittelpunkte der Erzählung handelt; hier muß das Verfahren breiter und ausgiebiger ſein, wiewohl auch dann noch grundverſchieden von einer breiten und nüchternen verſtandesklaren Analyſe. Das Werden der Leidenſchaften, welche Entſcheidungen mit ſich führen, ſei es Liebe, ſei es Haß, ſei es irgendwelche folgenreiche Angewöhnung, wird hier mit aller Gründlichkeit, die vom Dichter zu erwarten iſt, aus der Tiefe der Seelen und ihrer Verſchlingung mit den Umſtänden hervorgeholt. In Romeo und Julie z. B. iſt alles von Anfang eine durch und durch organiſch gefügte Vorbereitung des tragiſchen Schluſſes.

Im humoriſtiſchen Gebiet iſt es durch die Natur der Sache gegeben, daß der Poet gern aus dem Kleinen, aus dem ganz Geringfügigen motivirt; da hilft nun unſerem Dichter wieder ſein ſcharfes Auge für die Kleinzüge des Lebens. Wer nicht lachen muß, wenn er lieſt, wie in dem

einen der drei gerechten Kammmacher, Jobst, der Entschluß des Wanderns durch den Anblick einer blau übertünchten, auflebenden und fortkriechenden Wanze zum Durchbruch kommt, der — muß eben das Buch weglegen. In „Kleider machen Leute“ hat der Dichter zu erklären, wie sich Nettchen aus Schreck und Scham ermannt; sie vergießt bittere Thränen; „da man aber, wenn man weint, fast immer zugleich auch die Nase schneuzen muß, so sah sie (bisher in den Schleier verhüllt und mit diesem die Thränen trocknend) sich doch genöthigt, das Taschentuch zu nehmen, und that einen tüchtigen Schneuz, worauf sie stolz und zornig um sich blickte“ u. s. w. — wer sich daran stößt der — stoße sich eben! Ab und zu ist immerhin auch im komischen Gebiet eine Lücke übersehen oder eine Unwahrscheinlichkeit gewagt. Daß sich Hr. Litumlei (in „d. Schmied s. Glücks“) von dem unbekannten Eindringling Kabys ohne weiteres rasiren läßt, ist nicht eben glaubwürdig, — rein toll der Untergang des oben geschilderten Lügners und Eitelkeitsnarren im „grünen Heinrich“; dieser tanzt nämlich, nachdem er sich entkleidet, vor einer Gesellschaft her, um seinen schönen Wuchs bewundern zu lassen, während er in der That krumm ist, und tanzt sich so in einen See im Wald hinein, worin er ersäuft; dieses phantastische Motiv führt auf ein Kapitel, von dem nachher besonders die Rede sein muß: das Gebiet der närrischen Vorstellung. Weil wir aber gerade bei naturgemäßen komisch charakteristischen Zügen verweilen, so soll der Leser den Spaß haben, über einen Moment des schwer liebeskranken Heinrich zu lachen: er haßt alle Welt, die kummerlos ihrem Geschäft nachgehen kann, während er so traurig

ist; ein vergnügt grinsender Bauer schlenkert vorbei, ein irdenes Krüglein an einem Strick über die Schulter, gafft ihn an und lacht über sein trübseliges Gesicht; „schon das arme Krüglein that Heinrich weh in den Augen und im Herzen, da es so stillvergnügt und unverschämt am Rücken dieses Burschen baumelte; wie konnte man ein solches Krüglein umhertragen, da Dortchen nicht im Lande war?“ Dieß führt zu einer Explosion: noch unter Thränen haut Heinrich den armen Kerl so derb, daß er glaubt, der helle Teufel sei in ihm, und sich aus dem Staube macht. Ist dies nicht aus der Seele? — Hr. Kabys und Litumlei beschließen, ein Memoire aufzusetzen, worin ersterer als natürliche Frucht einer Don Juanschen Jugendperiode des letzteren erscheinen und so die Einsetzung zum Erben begründet werden soll; sie schließen sich ein, sinnen vergeblich, können keinen Anfang finden; endlich beschließen sie, vorerst ein Buch starkes und schönes Papier zu kaufen; sie thun es und setzen sich wie nach wohlverrichteter Sache zum Weinglas. — Hr. Störteler, der sich auf den Geniebetrieb geworfen und seine gute Frau zur Nachahmung seiner grundaffektirten Briefe anleiten will, findet Thränenspuren in den Briefen der Armen, erpreßt von der Qual dieses Seelenzwangs, und geräth nun auf den schönen Gedanken, ob solche Thränen zwischen den Zeilen bei einer allfälligen Herausgabe nicht durch einen zarten Tondruck angedeutet werden könnten?

Im „grünen Heinrich“ spielen Handwerker Theater, führen Schillersche Stücke auf, fühlen sich ihren Rollen nicht gewachsen, und „mancher suchte sich selbst zu täuschen, indem er bei der Herrichtung der Bühne mit vermehrter Wuth Nägel einschlug.“

Es iſt von Charaktergebung, Darſtellung von Zuſtänden, dann von Motivirung, pſychologiſcher Begründung die Rede geweſen, dies hat uns auf humoriſtiſche Seelenzüge geführt. Von Schickſalen mußte in jenem Zuſammenhang etwas geſagt werden, aber ausdrücklich iſt nun zu fragen: „Wie ſteht es mit dem dunkeln Hintergrunde des Lebens, womit nicht zu ſpaßen iſt, mit jenen Mächten, die geiſterhaft aus unbekanntem Schoße des Daſeins oder wild aus ſchwarzen Tiefen des Gemüths hervorbrechen und des Menſchen Schickſal flechten, — wie ſteht es mit dem Dämoniſchen und Tragiſchen?“ Ich weiſe auf das Schickſal des armen „Meretli“, der Emerenzia, des Patrizierkindes, das im „grünen Heinrich“ von beſchränkten Eltern einem zelotiſchen Pfarrer zur Beſſerung übergeben iſt, weil es nicht Gebete herſagen will, und von dieſem mit rohen Strafen, die den Teufel austreiben ſollen, zu Tode geplagt wird. Wer dieſes rührende Bild, dieſes Bild, das weinende Geiſter des Mitleids umſchweben, ſo anlegen, ſo durchführen konnte, wäre ein Dichter und wenn er ſonſt nichts geſchrieben hätte. Das menſchlich Rohe wird geſpenſtig grauſig, wenn es als ſo wildes Schimpfen durch die nächtlich ſtillen Straßen gellt, wie bei dem zankenden, fluchenden Trödler-Ehepaar im „grünen Heinrich“; ebenſo grauenhaft iſt das wüthende Raufen, Verwünſchen und Fluchen der verwilderten, ſich grimmig haſſenden Väter in „Romeo und Julie“; dämoniſch tritt in dieſer Novelle die unheimliche Geſtalt des ſchwarzen Geigers ein, des wahren Erben jenes Ackers, um den ſich Manz und Marte zu Grunde prozeſſiren; dämoniſch ſpielt er den verlorenen Liebenden zum erſten und letzten Tanz auf unter dem ausgelaſſenen

Geſindel, in deſſen Geſellſchaft die unſeligen Opfer des Haſſes der Eltern gerathen ſind; es wirbelt ſich unter den wilden Melodien ein wahrer Blocksbergreigen in den nächtlichen Wald hinein; alle Hebel aber in dieſer Erzählung, die Kellers Ruf begründet hat, wirken zuſammen, um im Leſer das wahre und ganze Schickſalsgefühl entſtehen zu laſſen, das Gefühl jenes unberechenbaren Gewebes, in welches der Menſch hineingeflochten wird, an welchem er ſtrebend und wollend mitwebt, ohne zu wiſſen, was er webt, und das ihn an entſchuldbarer Schuld erfaſſen, zuſammendrücken, all ſein Glück und ſein Leben ſelbſt vernichten kann. Es iſt ganz kindiſch, über die traurige Brautnacht und den Selbſtmord dieſer Armen zu moraliſiren; es iſt Geſchmacksſache, ob ſich einer lieber an ſeiner Wohlweisheit weidet oder ſchauernd im reinen Weh des Mitleids vor dem Bilde des Schickſals ſteht. Keller hat ganz ausreichend geſorgt, die zwei Opfer mitten in der Glut ganz ſeelenrein zu erhalten, direkt und durch den Kontraſt mit der wilden Geſellſchaft, in die ſie gerathen, von der ſie ſich aber trennen; was geſchieht, iſt das reine Reſultat der Liebe und Verzweiflung. Vielleicht hätte ſelbſt der Schlußſatz dieſer Novelle in der zweiten Redaktion wegbleiben dürfen, man fühlt zu merklich darin die Degen-Parade gegen die Philiſter.

Die Proportion, worin dieſe Novelle dem Ernſte, der fühlbaren Vorbereitung des tragiſchen Schluſſes das Komiſche beimiſcht, wird Niemand zu den unglücklichen Amalgamen zählen, worin ſich dieſe kontraſtirenden Potenzen nicht in einander löſen, einander nicht heben und ſchärfen. Anderweitige Beiſpiele dieſer Miſchung ſind uns bereits begegnet,

und wir kennen unſern Dichter ja überhaupt von Anfang an als einen Geiſt, der gar wohl weiß, wie ſich Schauer und Lachen verbinden können. Frei ſpielt der Humor in den komiſchen Schickſalen, und wir müſſen ihn nun in ſeiner Selbſtändigkeit und nicht blos als Stimmung, ſondern in der Kraft ſeiner Anſchaulichkeit ausdrücklich ins Auge faſſen. Zuerſt denn jetzt etwas von der närriſchen Vorſtellung! Sie kann eine ganz objektive Beobachtung ſein; ich meinestheils geſtehe, daß ich laut auflachen mußte, als ich im „grünen Heinrich“ die Stelle las, wie der ländliche Gaſt am feierlich ſtillen Sonntagmorgen die verlorenen Laute der Predigt von ferne hört: „Sie klangen ſeltſam und manchmal wie hollaho! manchmal wie juchhe oder hopſa! bald in hohen Fiſteltönen, bald tief grollend, jetzt wie ein nächtlicher Feuerruf und dann wie das Gelächter einer Lachtaube.“ Wie Heinrichs Kunſtſtudien ſich am Ende in eine verrückte Strichelzeichnung auflöſen, ſymboliſch in die Brüche gehen, muß man nachleſen (B. 4, S. 22 ff.), und dazu dann die tiefſinnige kunſtphiloſophiſche Deutung ſeines Freundes Erikſon; den äſthetiſchen Formaliſten ſei dieſe Stelle zu ernſter Erbauung empfohlen. Von vollendet originaler Anſchaulichkeit iſt das Bild, wie Spiegel das Kätzchen und die Eule mit einander an der Mündung des Schornſteins die Hexe in einem Netze fangen, die eben zum Blocksberge fliegen will und die ſie dem H. Pineiß zur Ehehälfte beſtimmt haben; „Sie zappelte und tobte mäuschenſtill wie ein Fiſch im Netz, aber es half nichts, und das Garn bewährte ſich aufs beſte. Nur der Stiel ihres Beſens ragte durch die Maſchen. Spiegel wollte ihn ſachte herausziehen,

erhielt aber einen Naſenſtüber, daß er beinahe in Ohnmacht fiel und einſah, wie man auch einer Löwin im Netz nicht zu nahe kommen dürfe.“ In der fünften der ſieben Legenden verſucht der h. Vitalis ſein Bekehrungswerk an einer junoniſch ſchönen, rothhaarigen Hetäre von beſonderer Gefährlichkeit, da „große, ſchöne Menſchenbilder immer wieder die Sinne verleiten, ihnen einen höheren menſchlichen Werth zuzuſchreiben, als ſie wirklich haben.“ Sie umſchlingt ihn, der ſtarke Mönch ringt mit ihr, bindet ſie mit Mühe an Händen und Füßen, und „warf den ganzen Pack mit einem mächtigen Ruck auf das Bett, worauf er ſich wieder in ſeinen Winkel begab und ſeine Gebete fortſetzte, als ob nichts geſchehen wäre.“

Den ſieben Legenden müſſen wir nun in dieſem Zuſammenhang eine beſondere Betrachtung widmen. In der Novellenſammlung „die Leute von Seldwyla“ ſteht „Spiegel das Kätzchen“ iſolirt als Märchen da, als Probe des freien Spiels der Phantaſie. Daß Keller zu dieſer traumartigen Form neigt, werden die Leſer aus allem Bisherigen leicht geſchloſſen haben. Der geborne Dichter wird ſie ſich überhaupt nicht nehmen laſſen. Daß er da, wo er die Geſetze der Natur und des Geſchehens einhält, doch das Wirkliche nicht um der gemeinen ſogenannten Wahrheit willen nachbildet, ſondern im Feuer der Phantaſie zur höheren Wahrheit umſchmelzt, dies wird er immer auch dadurch geltend machen, daß er der Phantaſie Stellen vorbehält, wo ſie frei von der Ordnung des kauſalen Zuſammenhangs ſich in ihrem Elemente bewegt. Es iſt eine wirkliche Probe des Dichters, ob er auch traumhaft dichten kann. Die entfeſſelt ſpielende myſtiſche Bilderwelt der eigentlichen Traumphantaſie wachend ſchaffen, iſt kein Kleines.

Iſt der Dichter „in mehr als einem Sinn ein hellſehender Schlafwandler," ſo beweiſe er es dadurch, daß er auch einmal ganz wachend ganz träumt. Daß die Phantaſie vom Bande des Sinnes ſich auch dann nicht völlig losreißen darf, iſt außer Zweifel; die ſchwere Frage iſt nur: wie beſchaffen dieſes Band ſein müſſe, d. h. wie das in dieſem Gebiete veränderte Verhältniß zwiſchen der nicht zu erlaſſenden Bedeutung und den frei ſchwebenden Bildern zu beſtimmen ſei. Da die weitſchichtige Unterſuchung hier nicht vorgenommen werden kann, mag man ſich die ſelbſt nur bildliche Auskunft gefallen laſſen: das Band darf ſich ſehr verlängern, aber nicht reißen. In der Erdichtung eigentlicher Träume ſchlängle ſich durch die gaukelnden Erſcheinungen ein ſymboliſcher Sinn, ſymboliſch jedoch nur ſo, wie der wirkliche Traum in ſeinen beſten Momenten ahnungsvoll, helldunkel, dramatiſch ſymboliſirt. Goethe's vielbeſprochenes „Märchen" verhüllt ſeinen Sinn zu tief, wenn es einen hat, und wird dadurch zur beſchwerlichen Myſtifikation. Im „grünen Heinrich" (4, 221 ff.) ſteht ein Traum, deſſen erſten Theil ich geradezu als normales Beiſpiel zur Beleuchtung deſſen anführen kann, was ich unter dem verlängerten Bande verſtehe; es ſind echt traumhaft in einander übergehende, ſeltſam ſchimmernde Geſichte, die ganz ungeſucht auf den Wohlſtand und die Wehrkraft der Schweiz deuten, dem Träumenden erkennbar eingegeben durch den Gegenſatz ſeiner eigenen Dürftigkeit und Hilfloſigkeit. Dagegen im zweiten Theil (von der Brücke) miſcht ſich ſtörend die hellwachende Allegorie in dieſe Traumdichtung, die Bildlichkeit wird verſtändig klar, man fühlt die Abſicht. Echt aber im Geiſte des Traumes iſt es wieder erfunden,

wenn die unbewußte, sehr ferne Vorstellung von ehelichem Glück dem Schulgehilfen Wilhelm (die mißbrauchten Liebesbriefe) im Schlaf eine himmlisch süße musizirende Kaffeemühle vorgaukelt. — In den sieben Legenden nun hat es Keller gewagt, die heidnisch weltlichen Elemente, die sich in diesen christlich heiligen Sagen finden, herauszukehren und ihnen so „freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hinzuwenden, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen." (Vorwort.) In einem großen Theile derselben bleibt das Wunder, das ja doch eine Geburt der traumhaften Phantasie ist, zwar stehen, aber die ganze Begebenheit wird so gewendet, daß ein weltlich naturgemäßer und gesunder Sinn herausspringt, man kann es als ein Protestantisiren der katholisch heiligen Märchen bezeichnen. Die ethisch klarste unter diesen verweltlichten geistlichen Märchengeschichten ist die „Jungfrau und die Nonne." Eine bildschöne Nonne, die Küsterin ihres Klosters, fühlt ein unwiderstehliches Verlangen nach der schönen Welt und entflieht, nachdem sie den Schlüsselbund auf den Altar gelegt, damit ihn Maria, der sie so manches Jahr treu gedient hat, nun selbst zu sich nehme. In ihrer Sehnsucht ergibt sie sich dem nächsten Ritter, den sie im Walde findet, bewährt aber Treue und Ehre in einem Abenteuer mit dem Gaste desselben, ist nun würdig, seine rechtmäßige Frau zu werden, gebiert ihrem Gatten in zwölf Jahren einer guten und glücklichen Ehe acht Söhne und kehrt nach genossenem Glück der Welt in ihr Kloster zurück; Maria empfängt sie freundlich, sie hat die ganze lange Zeit das Schlüsselamt für sie verwaltet; an einem Kirchenfeste

bringen die ſämmtlichen Nonnen der hl. Jungfrau Geſchenke dar, nur die rückgekehrte Flüchtige hat nichts bereitet, „da ſie etwas müde war vom Leben und in ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte, als in der Gegenwart“; aber, wie der Feſttag erſcheint, ſteigt der Ritter, ihr Gemahl, mit ſeinen acht Söhnen, die er dem Reichsheer zuführen will, vor der Kirche ab, tritt ein und kniet mit ihnen zum Gebete nieder: ſo hat ſie der hl. Jungfrau die reichſte Gabe dargebracht, und acht Kränze von Eichenlaub, welche plötzlich über dem Haupte der Jünglinge zu ſehen ſind, bezeugen, daß Maria ſie gern angenommen hat. Dieß die trockene Skizze einer Umbildung, deren reinen, tiefſittlichen Sinn herauszuſtellen müßig und geſchmacklos wäre. Ich habe hier die vierte unter den Legenden herausgegriffen. Die erſte, „Eugenia,“ erzählt die Bekehrung eines antiken Blauſtrumpfs, einer ſchönen jungen Römerin, zur Natur und Weiblichkeit. Keller muß von dem gewaltigen Motiv angezogen worden ſein, das ſich in der wirklichen Legende (Heiligenverzeichniß des Petrus de Natalibus) findet. Hier wird erzählt, wie ſich in die zum Chriſtenthum bekehrte, unerkannt als Kloſterabt waltende Eugenia, ein leidenſchaftliches heidniſches Weib verliebt, den vermeintlichen Jüngling zu verführen ſucht, dann als zweite Potiphar-Frau eines gewaltſamen Angriffes auf ihre Perſon anklagt, wie Eugenia, vor den Prokonſul gebracht, mit dem Tode bedroht wird und nun zum Beweis ihrer Unſchuld ihr Mönchsgewand auseinanderreißt. Keller hat das Motiv hinzugefügt, daß der Prokonſul ſie liebt, um ſie geworben und Eugenia, in der Zeit ihrer gelehrten Studien, ihn wohlweis abgewieſen hat, wiewohl ſie unbewußt

im Herzen ſeine Liebe erwiderte. Der Moment jenes von der Verzweiflung eingegebenen Aktes iſt in großartig ſtilvoller Einfachheit und hiemit ganz rein behandelt, alles Vorhergehende mit gewohnter liebenswürdig naiver Ironie erzählt; der Schluß aber ſcheint mir ungemäß: ſie ſtirbt, nachdem ſie den Prokonſul, der nun ihr Ehemann geworden, zum Chriſtenthum bekehrt hat, als berühmte Wunderthäterin und Martyrin; nach ſolcher Wendung zum menſchlich Wahren ſollte nicht zum Geiſt der Legende zurückgekehrt werden. Die zweite erzählt, wie die heil. Jungfrau die Geſtalt einer Rittersfrau annimmt, die von ihrem Manne dem Teufel als Beute verſprochen iſt, wie ſie dieſem, da er ſie ergreifen will, plötzlich in ihrer göttlichen Schönheit erſcheint und ihn ſo blendet und ſchreckt, daß er, nachdem er vergeblich ſeinerſeits ſich ebenfalls in reizende Hüllen verwandelt hat, ſich geſchlagen bekennen muß und „wie der leibhaftige geſchwänzte Gram“ davon ſchleicht. Dieß iſt ſichtbar nur darum nachgedichtet, weil das Bild einer ſolchen Zauberwirkung göttlicher Schönheit, ein allerdings ſehr intereſſantes Stück Heidenthum (Venus- oder Freia-Mythus) im vorgefundenen Stoffe, dem Dichter werth ſchien, in frei äſthetiſcher Geſtalt reproduzirt zu werden.

Die dritte iſt eine Fortſetzung der zweiten, ſie handelt von den Werbungen um dieſelbe Rittersfrau, die nun Wittwe geworden; jetzt verwandelt ſich Maria in einen tapfern und frommen, aber allzu bedenklichen und ſchüchternen Rittersmann, turnirt und wirbt für ihn um Hand und Herz der ſchönen Frau, gewinnt ſie durch Beſiegung aller Gegner und reicht ihr den Bräutigamskuß, der ſie mit wunderbarer Selig-

keit erfüllt; „denn, wenn die Himmliſchen einmal Zuckerwerk backen, ſo geräth es zur Süße!“ Hat Keller in ſeiner Quelle das Motiv ſo vorgefunden, ſo iſt es eine Legende, welcher ſichtbar ein Märchen zu Grunde liegt. Die vierte habe ich vorangeſtellt, die fünfte, die vom „ſchlimmheiligen Vitalis“ handelt, mehrmals erwähnt. Sie birgt unter dem ſeltſam humoriſtiſchen Motiv geſunden und klaren Lebensſinn. In dem ſonderbaren Kauz von Mönch, der es ſich zum Geſchäft macht, Freudenmädchen zu bekehren, mit Wiſſen und Wollen ſeinen Ruf daran gibt, einen eiferſüchtigen Kriegsmann vor der Thüre tödtet, durch die er zu der ſchönen Buhlerin aus- und eingeht, — in dieſem ſcheinbaren Narren ſchlummert die Anlage zum tüchtigen und der reinſten Liebe werthen Mann. Das erkennt Jole, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Alexandria, verliebt ſich in ihn und beſchließt, da Maria durch ihre Fürbitten ſich nicht bewegen läßt, ihn auf einen wohlanſtändigern Weg zu führen, dieß ſelbſt zu übernehmen, „nicht ahnend, daß ſie ſelbſt das unbewußte Werkzeug der bereits einſchreitenden Himmelskönigin ſei.“ Um ihre kühnen, im Bewußtſein der Unſchuld gewagten Mittel ins Werk zu ſetzen, bedarf ſie Freiheit zum Handeln von ihrem Vater. Da braucht denn der Dichter einen liberalen und läßlichen Charakter, er ſchildert daher dieſen Vater als Freund der Kunſt und Poeſie; dieß ſoll aber nicht abſtrakt nur angegeben, ſondern anſchaulich vorgeführt werden; ſo bekommen wir wieder einen Beleg für Kellers Fülle im Konkreten: die Tochter trifft den Vater in entzückter Betrachtung neu angekaufter Gemmen, mehrere werden beſchrieben, alle ſtellen Beſiegung ſelbſt der ſtrengſten Gottheiten durch die Liebe

dar: auf einem Amethyst sieht man Luna in ihrem Wagen durch den Himmel schweben, nicht ahnend, daß sich Amor hinaufgehockt, während umherschwärmende Amoretten ihr zurufen: „Es sitzt einer hintenauf!“ An die Beschauung dieser kleinen Kunstwerke und den Sinn, den sie ausdrücken, knüpft nun Jole ihre Bitte; die Bitte wird gewährt. Welchen Plan das Mädchen ausführt, wie er gelingt, wie bei ihrem ersten Anblick und der ersten sanften Berührung „eine neue, gar seltsame Empfindung den ganzen langen Mönch hinaufsteigt,“ wie er durch das rein menschliche Gefühl der Liebe zum trefflichen und vollkommenen Weltmann und Gatten umgeschaffen wird, das ist wieder so recht behaglich und schmackhaft und doch mit dem Ernst in der Anmuth erzählt, wie nur ein richtiger Poet es vermag.

Die sechste Legende, „das Blumenkörbchen,“ zerfällt in zwei Theile, die sich nicht zusammenreimen wollen. Wie durch Mißverständniß eine schöne Liebe gestört, zerrissen werden kann, ist im ersten menschlich wahr und ergreifend erzählt; die Expositionsscene, wie Dorothea mit einer kostbaren, schöngeschnittenen Schale vor Theophilus steht, sie ihm hinreicht und dieser in plötzlich erregter Eifersucht sie fallen läßt, ist ein plastisch gefühltes Bild von idealer Schönheit; im zweiten sterben die Liebenden nach einander den Märtyrertod und schweben als vereinigtes seliges Paar durch die Kreise des Himmels. Dieser rein legendarische Schluß will zum rein realen Bilde nicht passen; die Versöhnung und Lösung müßte in dieselbe Welt fallen, in welcher das tiefe Unglück der Entzweiung geschehen ist; der Liebende mißkennt aber die Geliebte bis zu ihrem Tod, erst nach diesem be-

freit ihn ein Wunder aus seiner Verblendung, er wird Christ und Märtyrer. Man ist nun versucht, jenen transcendenten Schluß symbolisch zu deuten, das geht nicht; unbildlich kann er nicht gemeint sein, denn der Dichter steht ja nicht in dieser Glaubenswelt; so bleibt ein Phantasiebild, in welchem man keinen Kern findet; mir scheint, es war die Anmuth eines einzelnen Motivs, was Keller zur Nachdichtung reizte: jenes Wunder besteht nämlich darin, daß ein Wort der Sterbenden erfüllt wird, indem ein himmlischer Knabe dem Liebenden ein Körbchen voll Rosen und Aepfel bringt. Keller hat es schön entwickelt, aber das „Band", wovon wir oben sprachen, hat er hier entzwei gebrochen. — Nun aber folgt zum Schlusse das köstliche „Tanzlegendchen", freilich erst recht ein freies Phantasiebild, aber ein solches, dessen heiteres Spiel in einen solchen Widerspruch nicht geräth, weil der Boden der Realität eigentlich gar nicht, oder nur scheinbar im Anfang betreten wird. Der Sinn ist einfach dieser: malt ihr euch einmal den Himmel aus, so malt ihn recht schön und heiter! Und daß wir das nicht können, ohne die menschlichen Freuden mit hinüberzutragen, das ist eben der Spaß davon. Man erkennt, daß das ganze Traumgesicht sich dem Dichter aus zwei Ansätzen herausgesponnen hat: dem Tanzen des Königs David vor der Bundeslade und der häufigen Vorstellung von Tänzen der Seligen im Himmel. Die Erfindung lautet: ein äußerst frommes Jungfräulein hat nur Eine Leidenschaft, nämlich die einer unbezwinglichen Tanzlust; einmal in der Kirche allein, kann sie sich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und so „gewissermaßen der Jungfrau Maria ein zier-

liches Gebet vorzutragen.“ Jetzt erſcheint ein ſchöner Mann in purpurnem Königskleid und führt einen Tanz himmliſch wunderbarer Art mit ihr auf, wozu vom Chor her eine ebenſo wunderbare Muſik ertönt, aufgeführt von einem halben Dutzend kleiner Engel, die auf der Brüſtung ſitzend, mit den dicken, runden Beinchen baumelnd blaſen und geigen. „Dabei waren die Knirpſe ganz gemüthlich und praktiſch und ließen ſich die Notenhefte von ebenſo viel ſteinernen Engelsbildern halten, welche ſich als Zierrath auf dem Chorgeländer fanden . . . ., ſie dehnten, bald dieſer, bald jener, kniſternd die Schwungfedern aus, daß die Farben ſchimmerten wie Taubenhälſe, und neckten einander während des Spieles.“ David verſpricht der Jungfrau ewigen Freudentanz im Himmel, wenn ſie auf Erden aller Tanzluſt entſage; ſie gelobt, er verſchwindet, „und die muſizirenden Engel rauſchten, flatterten und drängten ſich durch ein offenes Kirchenfenſter davon, nachdem ſie in muthwilliger Kinderweiſe ihre zuſammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geſchlagen hatten, daß es klatſchte.“ Getreu ihrem Gelübde ſtirbt die Jungfrau als büßende Klausnerin nach drei Jahren, und nun folgt ein lachendes, ſtrahlendes Bild der unabſehbaren himmliſchen Reigen, in die ſie aufgenommen wird. Es iſt eben Feſttag im Himmel; nachdem die Tänze beendigt, ſetzen ſich die Heerſcharen zu Tiſche, die emſige Martha erſcheint mit ihrer ſchönſten Küchenſchürze und hat einen zierlichen, kleinen Rußfleck am weißen Kinn. David geht freundlich um den Tiſch, nicht ohne der Muſe Erato (denn die Muſen ſind aus der Heidenhölle zum Feſte geladen) im Vorbeigehen das Kinn zu ſtreicheln. Wenn die

Malerei in unzähligen Kuppelbildern den Himmel wie einen rauschenden Tanzsaal in Farben dargestellt hat, warum sollte nicht die Poesie mit freiem, hellem, herzlichem Humor das grundvergnügte Bild auf ihre Art in Worten ausmalen? Zumal, wenn der Dichter, wie von Keller geschieht, das gewaltige Motiv hinzubringt, die zur musikalischen Aushilfe gebetenen neun Musen einen Gesang aufführen zu lassen, so „düster, ja fast trotzig und rauh für den christlichen Himmel und doch so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltet, dann aber alles Volk, von Erdenleid und Heimweh ergriffen, in ein allgemeines Weinen ausbricht" und endlich „die allerhöchste Trinität" sich selbst ins Mittel legen muß und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlag zum Schweigen bringt?

Wir stellen es den Phantasielosen anheim, dieses freie, hochkomische und hocherhabene Traumbild der freien Phantasie zu bemängeln, und unterlassen nicht länger, auf eine Aehnlichkeit hinzuweisen, welche manchem Leser bei diesem ganzen Passus eingefallen sein wird: in dieser Neigung zu dem, was ich die närrische Vorstellung nenne, erinnert Keller stark an Justinus Kerner. Man denke an die „Reiseschatten" und das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit". Der große Unterschied ist, daß Kerner im Ernst ein Wundermann wurde; doch hat er seinen Humor behalten und hätte zu den sieben Legenden herzlich gelacht.

Es ist nun aber Zeit, auf das Ganze der bisherigen Dichtungen Kellers noch einmal zurückzublicken, um sie etwas bestimmter, als bisher, auf die Frage der Komposition anzusehen. Der „grüne Heinrich" ist nach dieser Seite ein

noch unreifes Jugendwerk, danach ein Urtheil zu bilden wäre unbillig; was könnte man zu einer musikalischen Komposition sagen, deren Finale darin besteht, daß der Musiker plötzlich die Saiten in Stücke reißt? Darüber nichts mehr, wir haben den verzweifelt sprunghaften Schluß längst besprochen und dieses Abreißen darum doppelt bedauert, weil mit der Aufnahme Heinrichs bei dem Grafen eine so schöne Abrundung angelegt ist. Aber auch unterwegs finden sich in diesem „Roman" starke Lagunen. Der Künstlerfestzug im vierten Band ist halb trocken, chronikartig nach einem Festprogramm gearbeitet, wie man leicht erkennt, halb mit breiten Betrachtungen und Belehrungen gemischt, so daß sich nur allzu wenig verbirgt, wie dem Dichter hier das Trum auszugehen drohte und er sich nur weiter half, so gut es gieng. Die wissenschaftlichen Studien im vierten Band sind an sich natülich kein unorganisches Motiv: als Maler verunglückt betritt der Held hiemit einen neuen Weg, sich zum Menschen zu bilden; wir haben auch den Gedankenreichthum dieser Partie gerühmt; das alles ist aber so gedehnt, erscheint so sehr als eine persönliche Abmühung, um Wahrheit zu entdecken, daß es, mit dem Zweck der Komposition, mit der Aufgabe eines Kunstwerks verglichen, als eine stoffartige Masse aus dem Ganzen herausfällt, so viel Werth es an sich auch haben mag.* In den „Leute von Seldwyla" ist die erste Novelle: „Pankraz der Schmoller" noch keine Probe von wohlgeschlossener organischer Verbindung poetischer Theile; die Erfahrungen des Helden sind wohl angethan, einen Menschen

* Vergl. auch zum Obigen die Nachbemerkung.

überhaupt zum Manne zu reifen, aber man ſieht nicht ab, wie gerade ein Schmoller durch ſolche Schickſale geheilt werden ſoll: durch die bittere Enttäuſchung über eine Kokette und die Bedrohung durch einen Löwen, dem er in ſtundenlanger Todesangſt gegenüberſtehen muß. Dagegen iſt nun die zweite, „Romeo und Julie auf dem Lande," eine äußerſt wohl durchgebildete, ſatte und runde Kompoſition. Eigentlich iſt dieſes Urtheil ſchon begründet durch die früheren Bemerkungen über die Motivirung in dieſer Novelle und über die Mittel, wodurch das tragiſche Schickſalsgefühl im Leſer geweckt wird. In der That, hier greift alles Einzelne wie in einer großen, kunſtreichen Maſchine ſo ineinander, daß die Zermalmung des Glücks und Lebens der armen Kinder des gehäſſigen Elternpaares als furchtbare Nothwendigkeit hervorſpringt. Wie die Eltern ſich entzweien, wie Verfall des Wohlſtands, der Ehre und Wachsthum des Haſſes Hand in Hand gehen, wie inzwiſchen die Blume der Liebe zwiſchen den Kindern am Abgrund aufblüht, wie dann die Räder und Schrauben zuſammenrücken, ſie zu erdrücken, wie alles anſchwillt bis dahin, daß kein Ausweg mehr iſt, als nach einer Nacht des Glücks der Tod: dies iſt ein Aufbau von vollendeter Kunſt. Ich habe mich gefragt, ob Keller nicht, um die Moraliſten zu beſchwichtigen, noch ein Motiv hätte einführen ſollen: ich meine einen Verſuch Juliens, Dienſte zu nehmen, und ein Scheitern dieſes Verſuchs an der Schande der Eltern. Allein man bedenke doch: die Liebenden können ſich nie beſitzen; Verenchens Vater iſt durch einen Steinſchlag von Sali's Hand blödſinnig geworden und dem Tode verfallen, dies iſt ein abſolutes ſittliches Hinderniß; ebenſo iſt

aber die Liebe hier absolutes Pathos, weil als ideale Leidenschaft mit gleich gutem Rechte behandelt, wie von Shakespare in dem Drama, dessen Namen Keller entlehnt hat. Was folgt? Nur das folgt, daß der Dichter diese Liebe mitten im heißentfachten Feuer der Sinne ganz rein halten mußte; daß er dies geleistet, haben wir bereits anerkannt, freilich nur mit wenigen Worten, in der Annahme, daß dem Leser das Bild der Liebenden noch in frischer Erinnerung sei, wie sie in traurig-seligem Kindertraum der Liebe, zum erstenmal auf einen ganzen Tag vereinigt, losgelöst von aller Welt, sich selbst die ganze Welt, durch die Felder und Dörfer dahinwandeln. So volle Bilder von Sitte, Volksleben, Menschenschicksal, wie dieses, konnten die folgenden Novellen nicht werden, aber die einmal errungene Kunst des guten Richtens und Fügens der Einzeltheile aufeinander, des befriedigenden Schließens zu einem ganzen runden Bilde hat Keller nicht wieder verlassen. Auf wenige gefallene Maschen ist da und dort hingezeigt schon in der Frage der Motivirung; das sind Ausnahmen, weit die Mehrzahl der Novellen und Legenden ist so befriedigend durch die Komposition wie erfreulich durch die Erfindung, und das freie, klare, heitere Schauen, das uns gegönnt wird, die Feinheit der Kunst kommt gleich der Potenz der Erzeugung.

Ueber einige derbe Stellen wäre hier etwa noch mit dem Dichter zu rechten, über die Licenz des Poeten im Cynischen. Wir sind die letzten, die ihm hierin ängstliche Grenzen ziehen möchten, doch irgendwelche sind ja natürlich zu ziehen. Keller ist eine Natur und steht daher mit der Natur auf gutem Fuß. Nun aber führt die Natur wohl im

Ganzen ihre Kinder mit ſicherer Hand; die Natur, die wir meinen, iſt ja nicht die blinde, ſondern ein geiſtig zartes und taktvolles Weſen; aber ſie hat doch auch Launen, läßt einmal den Zügel ihrer Hand entgleiten und ihre Lieblinge auf die pure Erde fallen. Wohl iſt nun, wie wir ja mit allem Nachdruck ſchon geſagt haben, ein himmelweiter Abſtand zwiſchen Kellers kernigem Humus und dem gewiſſen Zuviel, das der gute Bitzius unſerer Naſe zumuthet, ſeine Derbheit geht in der guten Stunde nur ſo weit, als ſie Namens des Ur- und Grundrechts der Poeſie gehen darf, die, ſolang es Dichter gab, den Teufel nach zimpferlichen Gouvernanten und Tanten gefragt hat. Aber ausnahmsweiſe ſtößt man doch auf etwas knollige Stellen, die ich nicht angebe, weil ich glaube, daß ſie der Dichter in folgenden Ausgaben von ſelbſt ausebnen wird.

Es bleibt übrig, von der Sprache, von den einzelnen poetiſchen Mitteln einiges zu ſagen. Im „grünen Heinrich“ ſind Fluß und Guß noch nicht gleichmäßig, der Stil wird ſtellenweiſe breit und eckig, hat Lagunen wie der Inhalt. Doch leſe man nur einmal den Anfang, dann den Theil, der durch die Aufſchrift: „Jugendgeſchichte“ abgehoben iſt, namentlich auch da wieder den Anfang, den Eintritt aus dem Stadtleben ins Landleben: wie friſch, warm, ſaftig iſt hier auch die Sprache, wie angegoſſen der beſeelten Anſchauung des klaren Auges! Den Seldwyler-Geſchichten und Legenden ſieht man an, daß Keller ſeinen Stil an alten Novellen, Chroniken, wohl auch am Lutherdeutſch fortgebildet hat; wo es der Inhalt bringt, wie in den Legenden, wie in „Spiegel das Kätzchen,“ fühlt man beſtimmtere Nachbildung des

alterthümlichen, naiven Tones. Doch was will das heißen: Fortbilden, Nachbilden! „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen.“ Keller ſchneidet aus dem friſchen Holz der Sprache, Keller prägt ſein Sprachgold ſelbſt. Es handelt ſich zuerſt um Satzbau, Tonfall, Rhythmus, akuſtiſche Bewegung der Sprache. Wie ſieht es in dieſen Dingen jetzt aus um unſere deutſche Literatur! Wenn der Italiener, der Franzoſe ſich einen niedergeſchriebenen Satz noch einmal vorliest und hinhorcht, wie er läuft und klingt, ſo liebt es der Deutſche, nicht bedenkend, daß ſeine ſo viel härtere Sprache doppelte Uebung und Erziehung des innern Gehörs fordert, gleich mit den erſten Worten einer Periode ſo plump hinein zu tappen, daß ſie in der Geburt ſchon hin iſt: „was nun die in dem unter der Vorausſetzung, daß u. ſ. w. geſchriebenen Artikel enthaltenen Bemerkungen, ſowie die in anderer Beziehung, obwohl mit Vorbehalt u. ſ. w. aufgeſtellten Behauptungen betrifft“ u. ſ. w. Von ſolchen Marter-Konſtruktionen, die wie eine Säge aufs Trommelfell losarbeiten, wimmelt es, wo man nur hinſieht, und nicht nur in der eiligen Tagesliteratur der Preſſe. Wir ſind ſchrecklich hart, ungelenk, ein häßlich öllоſes Knarren iſt unſere Sprache. Was uns am meiſten verderbt hat, iſt bekanntlich das Einſchachtelungsprinzip des Latein; wir überbieten es noch und ſind namentlich zu einer wahrhaft rohen Stumpfheit des Ohrs gegen Häufung von Konſonanten und Aneinanderrücken von Zeitwörtern gelangt, welche Zwiſchenſatz und Satz abſchließen. Wer es zu einem Bewußtſein dieſer Laſter gebracht hat, verfällt nun umgekehrt leicht in ein Zuviel von Feile, die ſo fein glättet, daß der Satz allen Naturton verliert. Es

kommt auf ein paar Nachläſſigkeiten, Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rothe Backen hat. Dieſe Geſundheitsfarbe aber haben Kellers Perioden. Es iſt ſchwer, ja unmöglich, dieſen Naturton getrennt vom Inhalt, von Blut und Nerv des innern Lebens zu betrachten; wenn die Vorſtellung, der Gedanke ohne Blut und Nerv ſind, oder krank an beiden, nervös, hyſteriſch, hämorrhoidaliſch, wie ſoll die Sprache geſund wallen und athmen und marſchiren? Aber bei Keller rinnt und quillt es von innen heraus und daher auch behaglich erquickend wieder hinein in das Ohr des Leſers. Man ſteht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher, durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätſchern und rauſchen, niederfallen in tieferen Tönen, dann leiſe murmeln, die ſprühenden Töne ſind weich, ſtark, zart, geheimnißvoll, feierlich und wieder koſend und immer erfreuend, immer gefällig; oder, um das Bild fallen zu laſſen, es iſt nicht geſchrieben, es iſt geſprochen, man glaubt auf der Riva, dem Molo zu ſtehen und einen Volkserzähler, wie in alten Zeiten, fabuliren zu hören. Dabei kommt unſerem Dichter zu gute, was von körnigem Altdeutſch noch im Munde der Schweiz erhalten iſt; er ſagt z. B. „es wundert mich,“ im Sinne: ich bin begierig zu wiſſen, zu verſtehen; er ſagt Aeufnen für Mehren, in die Höhe bringen, er kennt das Wort Bürde noch in ſeiner alten Bedeutung (eine Trage — was einer tragen kann — von beren tragen); in angenehm altmodiſcher Trockenheit braucht er das Wort Frauenzimmer für Weib, und nennt, die er loben will, eine ſchöne und gute Perſon, auch ein preiswerthes und zierbegabtes Gewächs. Doch das ſind Einzelheiten, das Ganze iſt: er ſchöpft

aus der Quelle, während tausend andere aus Behältern pumpen. Er schafft auch Wörter, Ausdrücke, wirkt sprachbildend, wie jeder geborne Dichter. Ich möchte Sätze, Beispiele ausheben, hätte ich nicht selbst schon so lang, vielleicht zu lang von dem freundlichen Plauderer geplaudert, und thäte nicht die Wahl zu weh.

Das Gleichniß stellt man sich als ein äußerliches Zusammenhalten vor, wobei es Vergnügen mache, zu bemerken, daß sehr verschiedene Dinge durch das tertium comparationis wie durch einen Zapfen verbunden seien. Es handelt sich aber um Leben, Einleben der Seele in das Todte und Ungeistige, um einen mystischen Akt, wie wir es schon oben genannt, worin die Natur in die Seele und die Seele in die Natur sich ein- und ausgießt, Herstellung der Ureinheit auf dem Wege der Phantasie. Oft war ich in Verlegenheit, durch welches Epitheton ich solchen, welche die südliche Natur nicht kennen, ihre Formenschönheit klar machen sollte; Keller spricht von den gedichteten Linien der italienischen Landschaft. Im „grünen Heinrich" ist eine Partie von ganz spezieller künstlerischer, stimmungsvoller Wahrheit des Schicksalsgefühls; ich habe sie oben kurz erwähnt. Der arme Bursch ist bis dahin heruntergekommen, daß er bei dem sonderbaren Kauz von Trödler Fahnenstangen zu einem Feste bemalt, blaue Spiralstreifen auf Weiß. Ein Poet, so einer wie man sie mag, könnte nun sagen: bei dem Aufmalen der blauen Schlangen-Linien fielen mir die Irrgänge meines Lebens ein; Keller sagt: „Heinrich drehte unverdrossen seinen Stab, und zwar so sicher und geläufig, daß er dabei sein ganzes Leben durchdrehte und auf der sich abwickelnden blauen

Linie eine Welt durchwanderte, bald traurig und verzagt, bald hoffnungsvoll, bald heiter und ausgelaſſen, die ſchnurrigſten Abenteuer erlebend.“ Kleider ſind von todtem Stoff; Keller aber ſagt von wohlſitzender, gut getragener Kleidung: „Dieſe Frau war in ihren Kleidern bei ſich ſelbſt zu Hauſe, und wer da einkehrte, befand ſich in keiner Marktbude.“ Pankraz, der Schmoller, fühlt den Gedanken in ſich auffahren, daß ſeine geliebte Lydia ein leichtſinniges und verbuhltes Weſen ſei; „dieſe verwünſchte Anſicht that mir ſo weh und traf mich ſo unvermuthet, daß ich wuthentbrannt einen ungeheuren rauhen Eber niederſchoß, der eben durch die hohen Bergkräuter hereinbrach, und meine Kugel ſaß faſt gleichzeitig und ebenſo unvermuthet und unwillkommen in ſeinem Gehirn wie jener niederträchtige Gedanke in dem meinigen, und ſchon war mir zu Muth, als ob das wilde Thier noch zu beneiden wäre um ſeine Errungenſchaft im Vergleich zu der meinigen.“

Wie ſoll man doch das myſtiſche Centrum, das dritte Wort der Theoſophen, gut bezeichnen? Keller ſagt: „Der theoſophiſche Phantaſt ſpricht immerdar von der Quelle des Lichts als von einem irgendwo ins Centrum geſetzten ſprühenden Feuertopf.“ Das führt zu den halb oder ganz komiſchen Gleichniſſen. Gritli und Wilhelm („die mißbrauchten Liebesbriefe“) finden ſich an Wilhelms Einſiedlerhäuschen, aber im Eigenſinn verſchämter Naturen gehen ſie mit raſchem Gruß aneinander vorüber; doch „wie an einem Drahte gezogen ſah jedes zurück, ſtand ſtill und wendete ſich mit mehr oder weniger langſamer Bewegung; endlich ſchoſſen ſie zuſammen wie zwei Hölzchen, die auf einem Waſſerſpiegel dahintreiben, und ſtehenden Fußes giengen ſie eilig neben-

einander fort.“ In „Frau Amrain“ ist die Rede vom unreifen Liberalismus, vom Freischarenwesen der Zeit; ihr Sohn Fritz hat diesen Zug vom Vater überkommen: „Dieser hatte, als er um sie warb, in allem Flor eines jugendlichen Radikalismus geglänzt, welchen er freilich mehr in der Weise handhabte, wie ein Lehrling die erste silberne Sackuhr.“ Der Schneidergeselle, der, für einen Grafen gehalten, anfangs von den feinen Speisen und Weinen kaum zu kosten wagt, ermuthigt sich durch feste Gedanken endlich zu kräftigem Zugreifen und geht über zu „einer so hastig belebten Einfuhr, wie wenn bei aufsteigendem Gewitter das Heu von der nahen Wiese gleich auf der Gabel in die Scheune geflüchtet wird.“

Ein ungleich tieferer Akt als das Gleichniß, und namentlich als das komische, ist die Personifikation. Ich habe oben die schöne Stelle angeführt von der Seele des Lasterhaften, die sich die unsichtbaren, dunklen Hände reibt. Anna im „grünen Heinrich“ hat schon als Kind ein leidenvolles Krankenlager durchgemacht, die alte, vertraute Hausmagd schildert, welches rührende, verklärte Lächeln sich damals über die verblaßten, eingeschwundenen Züge legte; „doch das kranke Reis erholte sich, der wunderbare Ausdruck, der durch das Leiden hervorgebrachten frühen Weisheit verschwand wieder in seine unbekannte Heimat, und ein rosig unbefangenes Kind blühte, als ob nichts vorgefallen wäre, der Zeit entgegen, wo ich es zuerst sah.“

Hiemit sei für diesmal von G. Keller Abschied genommen. Seine lyrische Poesie (Gedichte 1846. Neuere Gedichte 1851) will eine besondere Besprechung, zu der vielleicht ein andermal die Stunde sich einstellt. G. Keller ist auffallend wenig

bekannt; von der Aufnahme des „grünen Heinrich“ ist zu Anfang die Rede gewesen; mehrere Literaturgeschichten erwähnen ihn und die „Leute von Seldwyla“, manche darunter nur mit Namen, andere flüchtig lobend; rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt man mit Verwunderung häufig, daß Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo schönes fließt, diesen Namen gar nicht kennen. Einen Theil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen, einen Theil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen und hat kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache; wer das aber hat und wer bei dem Dichter mehr sucht, als aufgeputzte Prosa, und wer diesen Geist herzlich lieb gewonnen hat, der wird zu dem langen Solstitium mit Bedauern den Kopf schütteln und nicht glauben mögen, daß das Amt, das Keller in der Zwischenzeit angetreten, ihn abhalten dürfe, nunmehr und vor allem durch Vollendung des vierten Bandes der „Leute von Seldwyla“ dafür zu sorgen, daß man von ihm wisse. Denn, o Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig! Also mehr! bald mehr!

Nachbemerkung 1881.

Der letzte Band der „Leute von Seldwyla“, der einige Zeit nach Erscheinung dieser Studie herauskam, enthielt die zwei Novellen: Dietegen, und Das verlorene Lachen. Die erstere hätte prächtige Beiträge zur Charakteristik des

Dichters gegeben, wäre sie damals erschienen gewesen: der Anfang liefert köstliche Belege zu G. Kellers Talent in der Sphäre, die ich als das Gebiet der närrischen Vorstellung bezeichne, die Fabel bewegt sich aber dann in das Grausige und setzt auf diese Folie eine Reihe wunderbar rührender, die tiefste Seele erschütternder Motive, ohne je weichlich zu werden und ohne je aus der kernigen Objektivität zu weichen, die Kellers Grundzug ist. Die zweite Novelle ist ihrem Hauptinhalte nach Ironie auf schönfärbende Verquickung moderner Philosophie mit Theologie, Predigt und Seelsorge; dieß knüpft sich an die Störung einer anfangs glücklichen Ehe, es fehlt nicht an wohlgegriffenen und lebendig exponirten Situationen, doch wird der Leser, dem manches Lokale fremd ist, schwer darin heimisch werden. Ich habe trotzdem Erfahrung gemacht, daß sie besser gefällt, als die weit poesiereichere erste, ein wahres Juwel unserer deutschen Novellendichtung.

Nach jahrelangem Zögern ist nun auch das letzte Heft der neuen Ausgabe des Grünen Heinrich endlich erschienen. Ein lästiger Zufall hat es gefügt, daß mir dieß unbekannt blieb, bis der Wiederabdruck obiger Studie schon so weit vorgeschritten war, daß eine Besprechung des veränderten Schlusses nicht mehr eingefügt werden konnte. Der Zufall ist doppelt lästig, weil ich den Leser nicht mit Darlegung des speziellen Umstands behelligen kann, wodurch mein Nichtwissen herbeigeführt wurde; auf die Frage, wie so etwas möglich sei, habe ich daher nur die Antwort, daß man mich entschuldigt finden würde, wenn ich den Umstand angäbe. — Was mich einigermaßen beruhigt, ist die Erwägung,

daß die urſprüngliche Form des Abſchluſſes einer dichteriſchen Kompoſition intereſſant genug bleibt, auch wenn ſie durch eine weſentliche Abänderung antiquirt iſt. Der Leſer, der den Grünen Heinrich nur in der neuen Ausgabe beſitzt, lernt jene nun aus meiner Darſtellung und Beſprechung kennen, iſt dadurch in der Lage, die beiden Wendungen miteinander zu vergleichen, und wird finden, daß die Vergleichung lohnend iſt, weil ſie zu denken gibt. Natürlich muß ich nun die Beſprechung des neuen Schluſſes mir für ein andermal vorbehalten, wo ſie denn zuſammen mit den „Züricher-Novellen“ vorzunehmen iſt. Für jetzt nur ſoviel: durch den neuen Schluß erhält meine Anſicht Recht, wonach man erwarten mußte, daß die Lebenserfahrungen des Helden ein poſitives Reſultat haben werden. Heinrich findet bei der Rückkehr in die Heimat ſeine Mutter nicht todt, aber allerdings ſterbend, er ſelbſt bleibt am Leben und trotz dem Trübſinn, in den ihn der Verluſt und ſein Schuldbewußtſein ſtürzt, tritt er die Laufbahn eines Regierungsbeamten an und wird Statthalter, Vorſteher eines ländlichen Amtskreiſes. Nun läßt der Dichter jene ſtilvolle Figur aus der Jugend-Idylle, die Judith, wieder erſcheinen; ſie iſt, geprüft, geläutert durch die ſtarke Schule der Erfahrung, aus Amerika zurückgekehrt und verhehlt Heinrich nicht, daß die Liebe, die ſie einſt zum Knaben hegte, ſie durch alle Schickſale hindurch treu begleitet hat. Auch in Heinrich erſteht jetzt mit Macht das alte Gefühl, er enthüllt der Wiedergefundenen ſeine ganze Vergangenheit, entlaſtet hiedurch ſeine Seele, fühlt ſich von nun an frei und geſund und bleibt in tüchtigem Wirken; die Geliebte lehnt jedoch einen Bund der Ehe ab:

„sie mochte zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Glücke zu vertrauen"; in entsagender treuer Liebe bleiben sich beide nahe, bis die Geliebte nach zwanzig Jahren an einer Krankheit stirbt, die sie in hilfsbereiter Pflege armer kranker Kinder sich zugezogen hat.

Es ist in einer nachgetragenen Anmerkung nicht der Ort, mit mehr als ein paar Bemerkungen auf diese Wendung beurtheilend einzutreten. Das Hauptmotiv, daß Heinrich zum thätigen Manne gedeiht, hat nach dem Gesagten meine ganze Zustimmung. Es kam nun darauf an, wie die innere Befreiung des Helden aus Kummer und Gewissensleiden zu motiviren sei; ich gestehe, daß ich einige Bedenken gegen die Weise habe, wie dieß bewerkstelligt ist, nämlich eben die Zurückholung der Judith und das Folgende; ich hatte mir eine andere Wendung vorgestellt, allein der Dichter hätte sicher seine Antwort auf diese Bedenken; ehe man solche gegen einen Poeten vorbringt, wollen sie reifer durchdacht sein, als — ich gestehe es — die meinigen bis jetzt es sind. Man wird auch auf die Frage zurückgeführt, ob nicht der Uebergang des Helden, als einer im Grund humanistisch angelegten Natur, zu politischer Thätigkeit gründlicher als in der ersten Ausgabe vorzubereiten war. Der Verfasser hat dieß erkannt, er läßt ihn zu diesem Zweck einige gedankenvolle Betrachtungen über die Mehrheit im Volk, über republikanisches Leben anstellen; die Frage ist, ob dieß genügt, ob nicht hier energischere Gemüthsprozesse einzuführen waren, deren Frucht ein voller, starker Entschluß wäre, von nun an mit Lust und Liebe und ganzer Kraft dem Allgemeinen

zu dienen. Wiederfindung einer Geliebten mochte dann, jedoch nur mitwirkend, hinzutreten. Daß Heinrich in seinem politischen Wirken nicht mehr Feuer zeigt: dieß führt vielleicht auf meine Sätze über Mittelding zwischen Roman und Selbstbiographie zurück; man darf ohne Unzartheit etwa sagen: der Verfasser wird als Dichter an sich erfahren haben, daß es humanistischen Naturen im Staatsdienst sehr verzeihlicher Weise nicht ganz wohl ist; nur entsteht nun wieder ein eigenes Zwielicht, denn der Heinrich des Romans wird kein Dichter. Ich enthalte mich billig, diese Punkte weiter zu verfolgen hier, wo doch der Raum fehlt, einläßlich zu begründen, auf voraussichtliche Einwendungen des Dichters zu rathen und ihre Beantwortung zu versuchen; ich darf diese Nachbemerkung nur nicht schließen, ohne gesagt zu haben, daß dieser neue Schluß an schön gefühlten, anschauungsvoll gegebenen Situationen, an tiefen Gedanken, an ächtem Korn der Sprache wieder so reich ist, als je eine Leistung aus den besten Mannesjahren des Dichters. Zu den besonders feinen Partieen gehört, wie er durch das Motiv eines entdeckten Briefconcepts der todten Mutter schonend andeutet, daß die innig Betrauerte doch als Erzieherin zu weich gewesen, daher nicht ganz ohne Schuld an seinen Verirrungen sei; ferner der Brief des Grafen, wodurch Heinrich erfährt, aus wie natürlichem Grunde Dorothea dem Schweigenden nicht Treue gehalten, sondern sich verlobt hat. — Soviel für jetzt nur über den Schluß. Auf die Frage, wie sich die nachbessernde Hand an andern Theilen zeigt, kann hier gar nicht eingegangen werden.

Ein italieniſches Bad.

Augsburger Allgemeine Zeitung 1875.

Vorbemerkung 1881.

Es iſt ein rein menſchliches Motiv, aus dem ich folgenden Aufſatz wieder zum Abdruck bringe. Ich habe darin der Empörung über die Thierquälerei, die ich in Recoaro mitanſehen mußte, einen Ausdruck gegeben, der nicht ohne Wirkung blieb. Es war meine Abſicht, daß der Artikel der „Augsb. Allg. Zeitung“ auch in Italien geleſen werde, es erſchien eine Ueberſetzung in der gazetta d' Italia, dieſe kam ſicher auch den Behörden in Recoaro zu Geſicht, und zu meiner Freude hörte ich ſpäter, daß in dieſem Alpenbade eine Abnahme des Unfugs wahrzunehmen ſei. Aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands erhielt ich Briefe, aus denen ich erſehen durfte, daß mein Wort Wiederhall in den Gemüthern gefunden habe. Wie es nun zu gehen pflegt: wenn eine ſolche Stelle des menſchlichen Gefühls lebhaft berührt wird, ſo entſteht in Vielen die Meinung, derjenige, der dießmal die Saite in Schwingung verſetzt hat, müſſe gegen das Uebel, um das es ſich handelt, auch Rath wiſſen, beſtimmten Rath, Mittel in Geſetzesform. Es war mir drückend, dieß Vertrauen darauf verweiſen zu müſſen, wie groß die

Schwierigkeit ist, klare, praktisch ausführbare Feststellungen auszufinden, wie wenig im Ganzen geschehen kann gegen eine Erscheinung, die ihre tiefe, perennirende Quelle in der Rohheit der Menge, und leider nicht nur der Menge des untern Volkes hat. Aber Wenig ist nicht Nichts, unsere Thierschutzvereine und Polizeibehörden erreichen nie, was sie möchten, aber sie erreichen Etwas, und da doch alles Suchen und Finden wirksamer Mittel von der Energie des Willens, diese aber von der Energie des Gefühls ausgeht, so wird es gerechtfertigt sein, wenn ich eine Arbeit, die nach dieser Seite Erfolg gehabt hat, noch einmal veröffentliche in der Hoffnung, sie werde diese Kraft, wenn auch nicht mit derselben Intensität wie bei ihrem ersten Erscheinen in einer verbreiteten Zeitschrift, auch weiterhin bewähren.

Wie viel freilich auch im relativ humaneren Deutschland noch zu thun ist, dafür will ich hier auf ein einzelnes Beispiel um so mehr hinweisen, weil ich im Artikel ziemlich scharf gegen meine Schwaben vorgegangen bin, zu ihrer Ehre aber zu sagen habe, daß der Unfug, den ich hier erwähnen will, bei ihnen bis jetzt nicht hat aufkommen können. Ich meine die Barbarei des Hunde-Einspannens. Ich habe sie seiner Zeit an einer Stelle zur Sprache gebracht, wo man sie freilich nicht sucht und, weil sie Theil einer poetischen Charakteristik ist, nicht als Mahnung betrachtet und beachtet: in einer Novelle, nämlich in „Auch Einer“ (zweite Aufl. B. 1 S. 39—42). Der Hund ist kein Zugthier, weil die Pfote zu weich ist, um sich zum Gegendruck fest auf den Boden anzustemmen, er muß verglichen mit dem Hufthier weit mehr als das Doppelte der Kraft zum Ziehen aufwenden und daher ist auch der stärkste Hund nach

kurzer Zeit ſolchen Qualdienſtes ſtruppirt, lahm im Kreuz und Sprunggelenk. Nur im Schnee der kalten Zone iſt der Hund für den Zug brauchbar, wird aber auch dort nicht einzeln, ſondern nur zu mehreren vor die Schlitten geſpannt. Iſt die Rohheit einmal geduldet, ſo iſt jedem weiteren Mißbrauch Thür und Thor geöffnet: ſchwache, kranke, wunde Thiere werden eingeſpannt, übertrieben, maßlos überlaſtet, mit Hieben mißhandelt. Und eine ſolche Barbarei iſt in großen Städten wie Wien und der deutſchen Reichshauptſtadt, außer Preußen auch in mehreren deutſchen Ländern erlaubt! Ein Bekannter erzählte mir, er habe in Berlin zugeſehen, wie ein Unmenſch von Kärrner auf ſeinen Zughund, ein ſchwaches, mit verbundener Pfote hinkendes Thier, mit wilden Hieben losſchlug, er habe ſich nicht enthalten können, dem Scheuſal ein Wort von Mitleid und Menſchenpflicht zu ſagen und habe (— natürlich —) mit einer Ladung viehiſcher Grobheiten abziehen müſſen. Wer in dieſen Städten lebt, hat nur die Wahl, entweder täglich unzählige Male ſich zu alteriren, oder ſein Menſchengefühl abzuſtumpfen — und das wahrhaftig, die Verantwortung dafür möchte ich nicht auf der Seele tragen, wenn ich der Polizeibehörde einer Stadt angehörte! Und die Gegenwirkung wäre ſo leicht! Dieſe Form der Thierquälerei iſt ſo unzweifelhaft unzuläßig, geſetzlich zu packen, daß ein Federſtrich ihr ein Ende machen könnte; eine Uebergangsbeſtimmung des Inhalts, daß vom Tage des Verbots kein Hund mehr zum Zwecke des Zugs angeſchafft werden dürfe, würde jedem Einwande begegnen, das Verbot greife zu rückſichtslos durch.

Die armen Hunde bringen mich auf die Frage der Viviſektion, da ſie ja ihre häufigſten Opfer ſind.

Es iſt dieß eine der ſchwierigſten Fragen im ethiſchen Gebiete des Thierſchutzes. Denn zwei Sätze ſtehen einander diametral entgegen, die doch beide gleichen Anſpruch auf Geltung haben, bilden alſo jenen vollen Widerſpruch, den wir eine Antinomie nennen.

Der eine Satz heißt: Viviſektion iſt empörende, ja ſcheusliche Grauſamkeit, das menſchliche Gefühl wird ſich ewig dagegen auflehnen.

Der andere: ſie iſt ein unentbehrliches, unerſetzliches Mittel der Wiſſenſchaft (der Phyſiologie) und ebenſo des Fortſchritts der Heilkunſt.

Den Widerſpruch zwiſchen beiden Sätzen abzuſchwächen, ſagen die Phyſiologen, die Viviſektion werde nicht ſo häufig vorgenommen, als man meine, auch werde gewiſſenhaft dafür geſorgt, daß keine unberufene Schülerhand ſie vornehme.

Dieſe letztere Verſicherung will nicht recht vorhalten, denn es iſt doch ſehr zu zweifeln, ob es möglich ſei, die akademiſchen Zuhörer von eigenmächtigen Verſuchen abzuhalten. Ich ſelbſt erinnere mich, bemerkt zu haben, wie Studenten auf ihre Fauſt zu Hauſe Vergiftungs-Experimente an einem Hunde machten.

Doch es ſei: die Abſchwächung ſoll Gewicht haben, und mehr noch: nehmen wir an, geben wir zu, der zweite Satz ſelbſt ſei von ſo entſcheidender Kraft, daß der erſte dadurch entkräftet ſei, alſo eine Antinomie nicht vorliege. Das Gefühl möchte ſich alſo immerhin regen, aber es müßte ſchweigen; es verhielte ſich, wie in all den Fällen, wo ein höherer Zweck gebietet, es zurückzudrängen, wie z. B. in einem Prozeß,

wo ein Verbrecher zu Gefängniß oder Tod verurtheilt werden muß bei allem Mitleid mit ſeiner Familie.

Nun aber ſteigt eine Frage auf, die ſo große Schwierigkeit bereitet, daß dieſe Löſung wieder zweifelhaft wird. Hat eine ſchmerzvolle Sektion an einem lebenden Thier den beabſichtigten Erfolg gehabt, hat ſie zu einer phyſiologiſch belehrenden und therapeutiſch nützlichen Entdeckung geführt, dann hat ſie das Ihrige gethan, der höhere Zweck iſt erreicht, und jedes arme Thier, das noch mit der Abſicht gemartert wird, den Aufſchluß zu finden, der bereits gefunden iſt, leidet umſonſt, jedes weitere viviſektoriſche Experiment iſt reine, unentſchuldbare Grauſamkeit. Wir nehmen dabei an und dürfen annehmen, daß es eine Autorität, ein bewährter und anerkannter Phyſiolog ſei, der die Entdeckung gemacht und publizirt hat. Könnt ihr uns nun dafür ſtehen, daß in ſolchem Fall nicht trotzdem der Verſuch aufs Neue vorgenommen, unbeſtimmbar oft wiederholt wird? Habt ihr Mittel, dieß zu verhindern? Ich zweifle ſehr; ihr könnt es nicht verhindern, könnt Unterlaſſung des müßigen Wiederholens nicht verbürgen, ja es wird in Wahrheit nicht möglich ſein, in dieſer Richtung eine Grenze zu ſetzen, jeder ſchneidluſtige Phyſiolog wird für ſein Meſſer die Entſchuldigung bereit haben, dieſe beſtimmte Entdeckung ſei zwar gemacht, aber die Wiederholung könne zu anderen, weiteren führen. Es folgt, daß man Mißbrauch in dieſer Richtung nicht abhalten kann, wenn man den Gebrauch überhaupt einmal erlaubt hat, es öffnet ſich ſo dem Auge ein unabſehliches Feld unnöthiger, unnützer grauenhafter Thiermißhandlung und wir ſind auf den erſten der zwei Sätze als einen voll-

gültigen zurückgeworfen. Jetzt nehme ich auch den obigen Zweifel wieder auf, ob es möglich sei, unberufene Schülerhände von den grausamen Versuchen abzuhalten, verbinde ihn mit dem eben ausgesprochnen Einwand und sage: der Aufschrei des empörten Menschengefühls ist doch im Recht, es bleibt doch dabei: jeder Schmerzenslaut des namenlos gequälten Thieres ist eine Anklage gegen die Wissenschaft, daß sie, welche die Hüterin der Humanität sein sollte, Anleiterin zur Unmenschlichkeit wird, und wenn es so steht, dann wird man auch sagen dürfen: lieber etwas weniger lernen und lieber einige Menschen weniger heilen, als den Seelen einen Schaden unendlicher Art zufügen, denn ein solcher ist doch wohl die Abstumpfung gegen das Mitleid!

Dem Aufsatz: „Ein italienisches Bad" folgt der Nachtrag: „Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien": ein ebenfalls in der Augsb. Allg. Zeitung erschienener Artikel, veranlaßt durch die Stimme eines Deutschen aus Italien, die in demselben Organ mit Beziehung auf den meinigen die traurige Blüte der Thierquälerei in diesem Lande noch einmal zur Sprache brachte. Ich nehme ihn ebenfalls auf, weil ich ihn als weiteren Beitrag zur Beleuchtung des Uebels glaube betrachten zu dürfen, weil er das Verhalten des Klerus zu demselben näher in Betracht zieht und weil er Einiges hinzufügt, uns Deutsche mit einer Nation auseinanderzusetzen, in deren Volkscharakter die Barbarei gegen das Thier einen so dunkeln Flecken bildet, in der aber doch von Seite der Gebildeten so Vieles geschieht, entgegenzuwirken, und die wir um anderer, edler Eigenschaften willen achten und lieben.

Ein närriſcher Traum! Ich mußte lachen, als ich zum Bewußtſein kam und als ich bedachte, wie dummklug doch der Traum die Erinnerungsbilder des Lebens ineinander verwebt.

Ich plackte mich, die Stiefel vom Fuße zu zerren, denn ein Individuum jenes unentbehrlichen Geräthes, genannt Stiefelknecht, italieniſch tirastivale, doch im italieniſchen Haus und Gaſthof gewöhnlich fehlend, hatte mir mein Hausherr mit Mühe zwar verſchafft, aber ach, es war ſo weit, daß man in die Oeffnung bequem hineinſitzen und — wäre dieſe Bewegung nicht ſonſt mit einiger Schwierigkeit verbunden — die Hoſen ausziehen konnte. Während ich ſo dulde, kriecht unter dem Bett ein wahrhaft idealer Bruder genannten Individuums hervor. Die runden Augen, ſonſt ſo geſpenſtiſch und alle Tücken dieſer Weſen verrathend, die bekanntlich gern aus der Ecke kriechen und ſich ſo in den Weg ſtellen, daß man über ſie ſtolpern muß, — ſie hatten einen milden, wohlwollenden Ausdruck und erinnerten ganz an das ſanft biedere Glotzen des Laubfroſches; der Rachen war klein und indem er anhub zu ſprechen, bewegte er ganz ſanft die Kiefer nicht übereinander, ſondern horizontal gegen einander. Komm, o Dulder, dir ſoll geholfen werden, ſagte er mit gemüthlicher, etwas fetter Stimme, kroch heran und zog mir die Bedeckung ſo ſanft aus, als gleitete mir Oel über die Füße. Gerührt wollte ich danken, aber er ſagte: wart! kroch mit den kleinen Füßen unter die Bettlade, wobei mir ſein nachrutſchender Leib faſt wie der weiche, glatte, ſchwerfällige Körper einer Robbe erſchien, und ich hörte nun dort unten ein ſeltſames, leiſes Raſcheln und „Notteln“ (ſagen

die Schwaben). Er kam wieder hervor und hielt in ſeinen Pfötchen ein ziemlich derbes, hellglänzendes ſpaniſches Rohr. „Da, hau zu.“ O! o! rief ich, kann ich, darf ich? „Ja wohl,“ war die Antwort, „es iſt unſichtbar und macht dich unſichtbar; nimm dich aber in Acht, halt feſt!“ Ich ergriff den Stecken, ſtürzte hinaus auf die Straße und begann nun wüthend um mich zu hauen: hier den Eſelstreiber, der ſein Thier viehiſch grauſam auf Sprunggelenk und Knochen der Hinterfüße ſchlug, riß ich auf die nächſte Planke und zog ihm 25 aus dem Salz herüber; dort den mulettiere, der ſein todmüdes, mit einem ſchweren Reiter beladenes Mulo auf ſteilem Weg mit wilden Hieben in Galopp trieb, ſchlug ich über die Fauſt, daß er vor Schmerz brüllend den Stecken fallen ließ; ein dickes Weibsbild, Signora, modiſch und vornehm gekleidet, welche, auf einem der kleinſten und ſchwächſten Eſel daherſprengend, zu den lautſchallenden Schlägen jubelte, die das arme Geſchöpf zu dieſer letzten Anſtrengung nöthigten, und den Hetzer noch anfeuerte, ſtieß ich nur mit einem leichten Knuff vom Sattel herab, daß der ekle Fettſack zappelnd am Boden lag; den ſtutzerhaften Jungen aber, der als Zuſchauer ſtand und dem ſchwachen Thier mit Jauchzen zu den Hieben, die es ohnedieß von dem Treiber und ſeinem Buben erlitt, mit dicker Peitſche noch einige überzählige aufzündete, ſchlug ich übers Maul, daß ich es hoch aufſchwellen ſah; die Schlagfurie ergriff mich, für jeden unnöthigen Hieb bekam jeder der Schindersknechte zehn von mir aufgemeſſen — es war ſchön! Ein Sauſen und Regnen wie im Hagelwetter! Aber, o Schrecken! jetzt entfiel mir der Stock, ich war nicht mehr unſichtbar, man entdeckt den

Uebelthäter, rottet ſich zuſammen, dringt auf mich ein, zückt Dolche, ich ſetze mich mühſam in Poſitur, will eine Rechtfertigung meines Handelns eindringlich vortragen, eine recht erbauliche Predigt über Thierquälerei halten, die Stimme verſagt, ich bin verloren. In dieſem ſchrecklichen Augenblick höre ich etwas rutſchen, ich ſchaue um: der edle Stiefelknecht ſchiebt mit drolliger Bemühung einen Dreifuß zu mir her, der mir höchſt myſtiſch vorkommt, wiewohl, ſtatt Weihrauchgefäß, ſich eine Waſchſchüſſel auf ihm befindet. „Rühr an!“ flüſtert der Retter; ich gehorche und verſinke; aber indem ich ſchwindelnd ins Bodenloſe falle, ſchlägt der furchtbare Gedanke: es wird doch nicht zu den „Müttern“ gehen, wie eine Sturzwelle über mich; ſchon glaube ich ſchwebende graue weibliche Weſen zu ſehen und will die Worte hervorpreſſen: „die Mütter, Mütter! 's klingt ſo wunderlich!“ aber ein Krampf preßt mir die Kehle zuſammen; jetzt rufen mir die dunkeln, ſchrecklichen Weiber zu, ich müſſe den Dolomiten-Kegel „Spitz“ auf den Gendarmenmarkt nach Berlin tragen, und drohen, wenn ich es nicht thäte, ihn auf mich zu ſtürzen, wie die Eumeniden in der Iphigenie des Euripides einen Felsblock auf Oreſtes werfen, — in Todesſchweiß gebadet erwache ich, ſehe die Geräthe, die mich in Wirklichkeit umgeben, beſinne mich allen Ernſtes, warum denn die Mütter nicht griechiſch, ſondern ſo rein Berliniſch geſprochen haben; das Beſinnen endet mit Lachen, aber das Lachen vergeht mir und weicht dem Gefühl der Empörung, da ich wilde Laute von der nahen Straße vernehme.

Der Traum wird ſich erklären, wenn man mir erlaubt, von ſeiner Geburtsſtätte und von der Reiſe dahin zu er-

zählen. Nur sein grauenhafter Schluß mag ausdrücklich durch das Geständniß erläutert werden, daß ich die Reise sehr abgemüdet durch eine Arbeit über Goethes Faust angetreten hatte, mit welcher nun das verehrliche Publikum bedroht ist. Ich befand mich im Bad Recoaro; es liegt in den Ausläufern der Trientischen Alpen gegen Vicenza. Die Quelle war mir als heilsam empfohlen, und ich hatte sehr gewünscht, einmal auch ein italienisches Bad kennen zu lernen. Auf der Hinreise wollte ich zuerst in irgend einem stillen Thale von Oberbayern ausruhen, dann das Pusterthal besuchen und von da durch die Dolomiten-Gegend nach meinem Ziele reisen. Das wurde mir nun versalzen.

Ach, man kann ja nirgends mehr hin! Sie sind ja überall!

„Nun, wer denn?"

Die Städter, natürlich.

„Thor, bist du nicht selbst einer?"

Es bedarf Erklärung. Wir müssen uns die Sache etwas genauer ansehen.

Wer sollte denn dem armen Luftschnappenden in der qualmenden Stadt, wer dem Bewohner der sandigen Fläche nicht gönnen, daß er einmal Gebirg sieht, unter Felsen, rauschenden Wassern und Geläute der Heerdenglocken und unter naivem Hirtenvolke sich der Natur erinnert? Ist der Planet mit seiner Pracht, seinem Stolz und seinen süßen Heimlichkeiten nur für Bauern, nicht für alle?

Wer es der Mühe werth findet, mir in eine Betrachtung zu folgen, die nothwendig in einem Widerspruch stecken bleiben muß, den bitte ich nur nicht außer Acht zu lassen, daß, wer sich die Natur eines Uebels zum Bewußtsein bringt,

darum nicht verhört werden darf, ob er Rath dagegen wisse. Hier gibt es gewiß keinen.

Hochgebirg stimmt idyllisch. Diese Stimmung verlangt durchaus eine entsprechende Staffage. Man erwartet Menschen, in deren Seelen und Sitten noch einige Unschuld ist, wie man sich solche als wesentlichen Zug des Hirtenlebens unwillkürlich vorstellt. Das Wort „Unschuld" bitte ich sehr läßlich zu nehmen, sonst wird mir auf dem ersten Schritt dieses elegischen Ganges ebendie Ironie begegnen, die sich jetzt in unsere Bergthäler hineinfrißt. Auch unser einer weiß sehr wohl, daß Hirten und Bauern keine arkadischen Schäfer sind. Unschuld heißt nur z. B.: noch nichts davon wissen, wie sich Naturschönheiten ausbeuten lassen; Unschuld heißt nur z. B.: nicht wissen, welchen Reiz das Naive hat für den, der nicht mehr naiv ist. Das also erwartet ein richtiger Sinn im Hochgebirge; es ist das Bedürfniß der Consonanz, der Harmonie, das jedem gesunden Geistesleben innewohnt.

Nun ist dadurch einige wenige städtische Staffage nicht ausgeschlossen; die Stimmung wird noch nicht zerrissen, wenn man da und dort einen Cylinder- und Damen-Hut sieht; nur geht aus dem Grundbedürfniß hervor, daß man wünschen muß: es sitzen darunter Köpfe, welche die Natur als Natur zu fühlen vermögen, Menschen, die gern einmal mit dem Volk umgehen, sich in dasselbe versetzen, es verstehen, sich in die Einfachheit schicken, auf einige ihrer gewohnten städtischen Bequemlichkeiten gern verzichten, begreifen, daß man das Volk in seiner Naivetät lassen, nicht steigern soll, und welchen vor allem fremd ist: Spott, ätzender Witz und jegliche Blasirtheit.

So nun fand man es einst z. B. im bayerischen Gebirge. Das beste Contingent der städtischen Besucher waren die Maler — die letzten, wie sich von selbst versteht, die geneigt sein könnten, zu corrumpiren, was ihnen als köstlicher Stoff für ihre Kunst dienen soll.

Und damit ist es nun aus. Das Gebirg ist überschwemmt mit Menschen, von denen man voraussetzen muß und erfahrungsgemäß weiß, daß sie die Natur suchen und, wenn sie sie finden, zerstören, weil ihnen die erste Ahnung von dem abgeht, was Natur ist. Wir wollen es nur gleich am Hauptpunkte fassen: an den Preisen. Ich bitte den billigen Leser recht inständig, nicht zu meinen, es handle sich dabei nur von der Börse. Zwar freilich auch; denn wer das Bescheidene am besten würdigt, das sind gebildete Menschen, die sich bescheiden, weil sie sparen müssen. Doch keineswegs im wesentlichen; es handelt sich vom moralischen Eindruck der Theurung. Sie ist ein Zeichen davon, daß die Bewohner verdorben sind, weil sie gelernt haben, daß die Schönheiten der Natur ihnen als Schröpfkopf dienen, um Touristen auszusaugen. Man weiß, wie das gekommen ist. Es mehrten sich im bayerischen Gebirge, wie in längst entschwundener Zeit in der Schweiz, allmählich die Besucher, welche vor den Wirthen von „lächerlich, fabelhaft wohlfeil“ sprachen. Gebirgsleute sind nicht so dumm, sich das nicht hinters Ohr zu schreiben. „Nun, wenns euch zu wohlfeil ist, das läßt sich ja machen.“ Es kamen mit diesen Ironikern nun aber auch die Ansprüche. Ich fragte neulich eine Dorfwirthin: warum sie keinen Wirthstisch gebe (table d'hôte auf deutsch). „Es geht nicht,“ sagte sie; „es sind zu viele da, die besondere

Speiſen wollen.“ Was denn zum Beiſpiel? „Roſinen in die Suppe, Zucker auf den Salat.“ Das macht ihr ihnen? „Ja, aber —.“ Sie vollendete nicht, warf mir nur einen Blick zu, in dem hell zu leſen ſtand: „aber zahlen müſſen ſie dafür, daß ihnen die Haare rauchen!“ Nun, und wir Süddeutſchen, die wir uns ihre Nudelſuppe mit dem Würſtl, ja gar ihre Knödel genügen ließen, müſſens mitbüßen. Es iſt außerdem überhaupt ſchon die Menge, die Ueberfluthung, was die Geldgier aufreizt. In einem geringen Dorf am Tegernſee wird mir für eine Stube im ziemlich fernen Hinterhaus, wo es auch an den einfachen Bequemlichkeiten gebricht, die ſelbſt ein nicht verwöhnter Städter nicht entbehren mag, ein Gulden täglich gefordert; dieß und viel mehr zahlt man gern in der Stadt; auf dem Land iſt die Forderung ein Beweis von Verdorbenheit. — Hiemit gute Nacht, Idylle! Da bleiben wir lieber in der Stadt, wo neben den Laſtern und Uebeln der Kultur auch ihre Gegengifte und Güter zu finden ſind.

Nun die Erſcheinung, das auf Weg und Steg begegnende Bild! Zwiſchen Juppen und Stutzſtrümpfen Legionen modern aufgeputzter Figuren mit Geſichtern, denen man anſieht, daß ſie ſich anlügen, wenn ſie Laute des Natur-Entzückens aushauchen, daß ihnen die Natur auf Theater-Couliſſen eigentlich beſſer gefällt und daß ſie im Grunde lieber bei Gansleber-Paſteten und Champagner ſäßen. Und die Sprachlaute! Ich bitte zu beachten, daß ich hier nicht von Dialekt ſpreche. Jeder Dialekt hat Natur und ſo viel Recht, wie das Individuelle überhaupt. Die Rede iſt von ſolcher Ausſprache einer Sprache, die ſich für ganz korrekt hält und doch ein-

gefleiſchte Fehler hat, welche weſentlich den Charakter der Naturloſigkeit tragen. Ich ſpreche an — und wer etwas von Sprache weiß, wird mir den Anſpruch einräumen —, daß es nicht für Idioſynkraſie genommen werde, wenn ich meinen Widerwillen gegen die Mißhandlung des R in der deutſchen Sprache geſtehe, die aus dieſem Buchſtaben ein A macht. Ich gehe ſchon lange damit um, einmal zu ſchreiben: „Leidensgeſchichte des armen Buchſtabens R auf ſeiner Wanderung durch Deutſchland.“ Ich weiß ſehr wohl, daß der Einzelne unſchuldig iſt; er ſchnappt dieſe Mißhandlung eines Grundlautes der Sprache wie durch Contagium als Kind in der Luft auf; entſtanden iſt ſie allerdings rein durch Affektation, durch Mode-Manier in einem freilich großen Theil unſerer Städte; ich habe z. B. in Hannover, wo alle gebildete Welt Mutta, Vata ſagt, in Bauernmund ein ganz richtiges, kräftig rollendes Zungen-R gehört; aber die Affektation iſt aufgekommen in ſo unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige ſtädtiſche Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizuſprechen iſt. Als kleinen Beitrag zu meiner Erklärung, erzähle ich noch, daß in Baſel, der einzigen Schweizerſtadt, wo das R im Gaumen (hier mit einem ch verbunden) geſprochen wird, mir ein Mädchen ganz hübſch beſtätigte, was ich behaupte. Ich bat ſie zu verſuchen, ob ſie ſtatt Pfachach nicht Pfarrer ſagen könne; es kam ein geſundes Zungen-R zum Vorſchein. „Warum nun aber nicht immer ſo, warum ach ſtatt r?“ Antwort: „es tuet eba lieblechach.“ Noch viel naturloſer iſt das bloße A für R in unſeren norddeutſchen Städten; das ſüddeutſche Ohr kann ſich nicht daran gewöhnen und dem unmittelbaren Eindruck nicht wehren, als ob unmöglich ein

Gefühl von Natur haben könne, wer von Natur ſpricht. Er würde, ſo will es vorkommen, nicht einen Kraftlaut der Sprache, recht einen der naturvollſten ihrer Laute, die Trommel, die Pauke im vollen Orcheſter der Sprache, la lettera patetica, wie es die Italiener nennen, in Brei auflöſen, wenn er eine Ahnung von Natur hätte. Er kann ja übrigens ein vortrefflicher Menſch ſein, aber — nun, ich wills mit einem Spaß endigen: ein Stockſchwabe, einer von den eingefleiſchten, ſaß neben mir in der Eiſenbahn, in der nächſten Bank eine Berliner Familie mit einem allerliebſten kleinen Mädchen, das, obwohl ſchon ganz ſprachfertig, obligat mia, dia, Vata, Mutta ſagte; auf dem Geſichte des Eingefleiſchten regte ſich etwas wie Krämpfe, er biegt ſich zu mir her und ſagt: ob nun dieſes Kind nicht im Mutterleib ſchon eine affektirte Stellung angenommen hat? — Noch ein Wort im Ernſt hinzuzufügen, ſo handelt es ſich hier auch um die Frage: ob im Deutſchen derſelbe Widerſpruch zwiſchen Schreibung und Sprechung einreißen ſoll wie im Franzöſiſchen und Engliſchen. Ein G ſchreiben, ein Ch ſprechen, ein S ſchreiben, ein halbes D ſprechen, ein R ſchreiben, ein A ſprechen, wie ſteht es da? — Kann denn nun aber all das — es ſei, daß es dem Ohr mißfällt, das nächſte Gefühl abſtößt, die Bewohner verderbt — die unveränderliche Natur verderben? Ei freilich, gar ſehr! Und dabei rede ich nicht von Eiſenbahnen auf Uetli und Rigi, nicht vom Friſiren und Appretiren durch Waſſerfallbeleuchtungen, und was dergleichen Liqueur mehr iſt, wo man die „Milch der frommen Denkart“ ſucht. Ein Italiener hat mir einmal etwas hübſches geſagt, er ſprach mir aus der Seele; offen geſtanden, ich hätte es nicht aus italieniſchem Mund erwartet, denn dieſe Nation

fühlt poetiſch, aber nicht romantiſch. Er hatte ſich, nachdem er ſchon Jahre in Zürich gelebt, doch endlich entſchloſſen, den Rigi zu beſteigen. „Nun, wie war es?“ „„Unleidlich,““ war die Antwort; „„wenigſtens dreihundert Menſchen, modernes Volk, warteten dem Sonnenaufgang entgegen; ich meinte die Berge ſelbſt tragen ſchon Vatermörder und Manſchetten.““ Und da dieß ein Italiener ſagt, darf ein Deutſcher ſagen, daß, als er es ſich endlich auflegte, das Berner Oberland zu ſehen, und als er im Lauterbrunner Thal durch alle die Schraubereien Spitzruthen lief und überhaupt die ganze Wirthſchaft koſtete, — daß ihm zu Muthe war: die ganze herrliche Natur ringsherum ſei eigentlich nur von den Wirthen auf Pappendeckel gemalt, um die Fremden auszupreſſen. Jetzt mag es erſt nett ſein auf dem Rigi, wenn man oben mit der Eiſenbahn ankommt und nun die Aus- und Anſchreier für „Hôtel“ Rigi-Kulm und Schreiber-Rigi-Kulm einander vor Neid und den Ankömmling vor Raubwuth faſt zerreißen, wobei die einen noch mit dem Geſchell einer ungeheuren Kuhglocke Reklame machen. Wem das den Magen für die Natur nicht verderbt: wohl bekomms!

Der Leſer iſt nun gebeten, mich ins Puſterthal zu begleiten. Ich bin viel zu ſpät gekommen; in kurzem wird es eben auch vollends abgereist, zerreist, zu Tode gereist ſein. Ich dachte in Bruneck, als ich Abends im Speiſeſaal der Poſt wie in einer großen langweiligen Theegeſellſchaft ſaß: verſuchen wir es morgen in Taufers! Gut, ein angenehmer Marſch durchs prächtige Taufers-Thal führt mich des Abends in das ländlich einfache Gaſthaus zur Poſt —: wahrhaftig, da ſitzen ſie auch — und nähme ich Flügel der Morgen-

röthe, ſiehe, ſie ſind auch da! Dießmal war Troſt; ich ſetzte mich in die Volksſtube hinab, unterhielt mich mit einem ganz ländlich ſchlichten Gutsverwalter und erquickte mich durch ein Geſpräch, worin mir die geſündeſten, vernünftigſten Anſichten über die Verhältniſſe Tirols und die kirchlichen Kämpfe entgegenkamen; ein Jäger war da, es gab von Gemſen zu plaudern, und mit einem prächtigen großen Hund wurde ein höchſt angenehmes Verhältniß gegenſeitiger Anerkennung gegründet. Hockt nun droben, dachte ich, und ſeid gebildet!

Ich wollte nun alſo die Dolomiten-Welt ſehen und auf dieſem Wege nach Recoaro ſtreben. Hinunter denn ins Ampezzo-Thal! Erſte Station die Poſt in Landro, dort Mittag gemacht. O trefflicher Landsmann, Dr. Wilh. Lang, was haben Sie angeſtellt durch Ihren Artikel in der „Nationalzeitung!“ Mußte er denn ſo geiſt- und geſchmackvoll ſein, daß nun auch dieſes einſt ſo ſtille Stück Erde unſicher gemacht wurde? Wirthstafel in der Poſt, neben mir zwei ältliche Berliner Damen, unzufrieden mit allem, und ließen ſich doch die in der That trefflichen Schüſſeln ſchmecken, daß es nur ſo ſchmatzte. Eine Brandenburger Familie, Grafenleute, Sohn hoch fiſtulirend, Vater ſchnarrend: „nu, hören Sie mal, die Dolomiten ſind nichts ſo beſonderes, eigentlich langweilig“; ein Nachbar: „na, hören Sie mal, wenn wir nur ſchon ſo einen rieſigen Zacken auf dem Gendarmenmarkt hätten, da ſollten Sie man ſehen“ u. ſ. w. Ich machte, daß ich fortkam. Heißer Marſch bis Cortina, Abends Einkehr im bekannten guten Gaſthaus der Brüder Ghedina; ich trete in den Speiſeſaal: ein ganzer Salon voll Bildung! Flüſternd

oder ſchweigend ſaßen ſie, die meiſten bei Thee, zuſammen, lauter gute Geſellſchaft. Beſtürzt von dem Gedanken, es könnten gar Profeſſoren darunter ſein, floh ich nach einer Birreria, fand ganz nette Bürgersleute, die ein faſt dialektfreies Italieniſch ſprachen, und unterhielt mich recht angenehm. Morgens früh ab nach Belluno mit Poſtſtellwagen; erſtes rein italieniſches Neſt, wo man Mittag machte: Venas. Ah, der Himmel ſei gelobt, das Feld iſt frei, die fremde Sprache wehrt! Im Wirthshaus maleriſcher Schmutz, allerdings mehr als ſelbſt ein Teniers wünſchen könnte: das kennt man, aber in der Küche, die zugleich Wirthsſtube iſt, ſchmoren, trotz alledem appetitlich, etliche Göckel am Spieß, und wie ſchmeckt es in der guten ſtillen Einſamkeit! Die Fahrt nach Belluno hatte einen Glanzpunkt: der Wagen hielt eine halbe Stunde in Cadore; die Stadt war noch mit grünen Eingangspforten geſchmückt, man hatte den Tag vorher die Enthüllung eines Monuments für Calvi gefeiert, der 1848 als Revolutionär in Trient erſchoſſen worden iſt; ich wußte zu wenig von dem Mann, um mich dafür zu ſtimmen; aber wenn ich es vergeſſen hätte, daß ich in Tizians Geburtsſtadt war, ſein großes Bild in Fresko auf der Mauerfläche des Thurmes, an deſſen Fuß nun das Marmor-Medaillon Calvi's angebracht iſt, hätte mich an den gewaltigen Meiſter erinnert. Wir fuhren dann an ſeinem einfachen Geburtshauſe vorüber. Ja, hier in der Dolomitenregion, hier, wo damals das deutſche Element noch durchaus vorwog, hier iſt die Heimat Tizians, Tiziano Vezellio da Cadore — und Vezellio heißt ſehr wahrſcheinlich — Wetzel! Nicht deutſch wahrlich war des großen Meiſters ſchwungvoll reines, ganz ausgewickeltes, ganz freies

Formgefühl, viel eher läßt sich seine Farbe mit deutschem Blut in Zusammenhang bringen, und am ehesten das rein Ethische, wenn man will Reformatorische in seinen Christusbildern (Zinsgroschen!); seine landschaftlichen Hintergründe aber sind, wie man leicht erkennt, Erinnerungen aus der phantastischen Steingigantenwelt der Dolomiten.

Von Belluno sah ich fast nichts, die Zeit reichte Morgens früh kaum, die Piazza zu besuchen, der Dom war geschlossen, in Reparatur; das Stadthaus fiel mir auf: ein hübscher nordischer Renaissance-Bau mit Altan-Geländern fast von derselben Zeichnung, wie die Galerie auf der Terrasse rechts am Eingang der Schulgasse in Stuttgart (von Lübke in sein Werk aufgenommen).

Ich muß nun nachholen, daß der gewöhnliche Weg für Deutsche, die Recoaro besuchen wollen, auf der Eisenbahn nach Vicenza und von da mit Postwagen nordwestlich rückwärts zu diesem Badorte führt, der fast parallel mit der Gränzstation Ala in den Bergen liegt. Man könnte von Trient und Roveredo kürzer hingelangen, das fordert aber Uebersteigung von Bergjochen, also Orts- und Gelegenheitskenntniß. Nachdem ich einmal das Pusterthal hatte sehen wollen und südlich ins Ampezzothal vorgedrungen war, wollte ich nicht umkehren, um mein Ziel auf dem bequemeren, aber weiteren Wege zu erreichen. Ich dachte auch an Fußwanderungen, um mehr von der Dolomiten-Gegend zu sehen als auf der gewöhnlichen Straße. Das vergieng mir, die Hitze war zu furchtbar. Also die gewöhnlichen Stellwägen — gesetzlich geregelte Privatunternehmungen — vorerst bis Bassano, von da wollen wir weiter sehen. Ich hatte eines vergessen, den

ſchlimmen, ſchlimmen Punkt, den argen Flecken im italieniſchen Charakter und Leben, über den ich längſt in den „Kritiſchen Gängen“ ſchwere Klagen angeſtimmt habe, die mich in Streit mit einem zu ſanguiniſchen Apologeten verwickelten: die allgemeine, empörende Thierquälerei. Es gieng erträglich bis Primolano, auf der nächſten und letzten Station wurde ein ſchwer hinkender Krüppel, ein ausgedientes, abgezehrtes Racepferd als Handgaul eingeſpannt. Des Kutſchers Methode hieß: was dem Krüppel an Kraft fehlt, um es dem geſunden Sattelgaul gleich zu thun, muß durch Schläge erſetzt werden. Der Italiener behandelt überhaupt das Zug- und Laſtthier als eine Maſchine, welcher durch Schläge eingeheizt werden muß, um die gewünſchte Wirkung hervorzubringen, und es wird durchaus mehr Wirkung gewünſcht als nöthig, denn mit rabbia zu fahren iſt allgemeine Leidenſchaft. Daß zwiſchen dem Schlag und der Wirkung der Schmerz eines empfindenden Weſens in der Mitte liegt, davon weiß er nichts, oder will er nichts wiſſen. Nun denn ein Regen von Hieben, der nicht anzuſehen war. Nicht genug, es handelt ſich nicht bloß ums Vorwärts; wenn ausgewichen werden muß und ein Druck der Hand am Zügel genügte, ſo bekommt das Thier, ſtatt deſſen, einige ſcharfe Hiebe auf die entgegengeſetzte Seite: eine ſtets willkommene Gelegenheit, die Geißel zu brauchen, denn Schlagen, Schlagen iſt ja Vergnügen. So gieng es durch das wilde obere Brenta-Thal, und zum Ueberfluß gab es unterwegs auf ſteilen Steigen Mißhandlungen ſchwer überladener Maulthiere zu ſehen, die ich nicht beſchreiben mag; es ſteht des Schlimmen leider nur noch zu viel zu ſchildern bevor. In Baſſano

erhielt ich endlich klaren Aufschluß über meinen Weg; immer hatte man mir gesagt: ich müsse nach Vicenza und von dort erst nach Recoaro fahren, während doch schon zu Hause mich die Karte belehrt hatte, daß der nähere Weg über Marostica, Tiene und Schio auf ein schwereres Hinderniß als ein mäßiges Gebirgsjoch nicht stoßen könne. Ich nahm einen Wagen über die genannten Städte bis Levalli, packte dort meine Habseligkeiten auf ein Maulthier und trat den Weg an. Der Besitzer des Thiers verabschiedete sich am Ende des Dorfes und überließ mich der Führung seines etwa zehnjährigen Knaben Paolo. Es war ein bildschöner Junge, durchaus deutschblond und von blauen Augen mit sanftem, grundgutem Blick. Ich habe schon oben berührt, wie weit das Deutsche einst in und über diese Berge vorgedrungen ist. Man sieht überall eine Menge blonder, blauäugiger Gesichter von rein deutschem Schnitt und oft im schlagendsten Contrast hart neben dem dunklen latinischen Schlag mit dem reiner gezogenen Profil, der gebogenen Nase und den gelockten schwarzen Haaren; ich habe im Vorüberfahren Gruppen gesehen, worin diese Gegensätze aufs frappanteste zusammengerückt mir entgegentraten. Recoaro wird uns auf diesen Punkt zurückführen. Das Maulthier, das mein Gepäck trug, zu besteigen, fiel mir nicht ein, aus Bequemlichkeit sowohl als aus Schonung; denn ich kenne aus alter Erfahrung das Gekrabbel auf steinigen Wegen als eine — für mich wenigstens — schwerere Geduldsprobe, denn das Gehen. Das Thier, sonst tüchtig geschunden, wie man aus einer breiten Wunde an der Brust (vom Reiben des Brustriemens) erkannte, hatte nun einen guten Tag. Der sanfte Paolo machte kaum Gebrauch von

ſeiner dünnen Gerte, ſein gewöhnlicher Zuruf, wenn es etwa ſtehen blieb und gemüthlich Gras rupfte, war: moi, animo mio! Das moi iſt ein bloßer Ruflaut oder vielleicht aus ma entſtanden; ob animo mio ein Liebkoſungswort ſei, das dem mulo gelte, oder bedeute: mein' Seel' (du gehſt zu langſam), verſtand ich nicht und ſuchte darüber von Paolo Auskunft. Die Frage gieng, wie vorauszuſehen, über ſeinen logiſchen Horizont, und die Antwort war: non so mica mi (mi für io; „ich weiß nicht, ich.“) Er ſah mich dabei mit einer Treuherzigkeit an, daß ich ihn faſt auf ſeine nicht ſehr gewaſchenen Backen geküßt hätte. So zogen nun drei zufriedene Menſchen ihres Wegs durch die grünen Schluchten über den Berg; der eine leider auf Maulthierſtufe zurückgeblieben, doch ganz im Gefühl, heut einen Sonntag zu haben, der andere ein Kind, der dritte, wie der gütige Leſer längſt entnommen haben wird, nahe an jener Grenze angelangt, wo der Menſch wieder kindiſch wird. Die Hitze war zwar entſetzlich; Sonnen- und Sciroccogluth vereinigt; Nr. 3 dachte an die heißeſten Tage in Sizilien und Griechenland. Doch das konnte die Laune der guten Stunde nicht ſtören. Endlich geht es bergab, erſt in ziemlicher Nähe erblickt man Recoaro in ſeinem Waldthal, ein in die Länge gezogenes Dorf mit wenigen Seitenſtraßen; es war ſchwer zu begreifen, wo denn die ſtark über dreitauſend Badgäſte Platz fanden, welche damals die Badeliſte (der elencho, heißt es hochgriechiſch im Italieniſchen) noch aufzählte. Aber was iſt denn das für ein Lärm, der uns ſchon von weitem entgegenſchallt? Es iſt ja faſt, als näherte man ſich der Hauptſtraße Toledo von Neapel, wo das ungewohnte Ohr nichts geringeres

als das Wüthen einer Revolution zu vernehmen glaubt. Die Frage nach dem empfohlenen Albergo führt uns in den Mittelpunkt des Nestes und — o weh! Mit einem Blick war alles klar, und das Bild der Wochen, die ich hier zu leben hatte, stand in trauriger Gewißheit vor mir.

Alles dick voll von Bauern, die Esel und Maulthiere zum Reiten bereit halten, Cavalkaden im Galopp hindurchsausend, wüthende Schläge, wüthendes Gebrüll — und der Schluß fertig.

Recoaro ist weit mehr ein Vergnügungs- als ein Heilbad, wiewohl seine Quellen vortrefflich sind. Den Reiz der Natur werde ich in Kürze schildern. Die Quellen sind alle ziemlich weit, zum Theil über eine halbe Stunde, vom Dorf entfernt, und meist ziemlich steile Wege führen dahin. Daraus hat sich das Reiten auf Saumthieren ergeben. Dieß ist nun auch als Lustbarkeit Mode geworden und die weitaus größere Zahl der Gäste kommt nicht, um zu trinken, sondern um

1) auf Esel und Maulthier zu reiten;

2) im Verein mit dem Treiber und den Jungen, die gewöhnlich mit ihm sind, auf diese Thiere so unbarmherzig als möglich zu hauen, um ihnen die äußersten Leistungen ihrer letzten Kraft, namentlich Galopp auf steilen Wegen, abzuzwingen;

3) im Verein mit besagten Bauernschlingeln wie wüthende Löwen, Mammuthe oder Dinotherien auf die abgehetzten Thiere hineinzubrüllen und damit die Hiebe — nicht zu ersetzen, sondern zu accompagniren.

Die reitenden Damen brüllen nicht, aber lachen und

jubeln herzlich mit und brauchen auch selbst die Gerte. Es handelt sich von Leuten aller Stände. Der Ladendiener, der Wirthssohn, der Schreiber, der Löwe irgend einer kleinen Stadt — so jene Verbindung von Naturbursch und Halbstutzer, was bei uns den Cotillon im Nest vortanzt, auf der Post ißt und nach Tisch kartelt, etwa zu nennen: der Städtleskerl, — der vornehmere Geldprotz, dann die feinen Signori und Signore nebst Kind und Kegel, die meist droben im Albergo Giorgietto bei den Hauptquellen wohnen; die einen machen es wie die andern, und was Familien sind, kaufen ihren Rangen auf die Badefreuden dicke Peitschen und ergötzen sich am frischen Gedeihen der jungen Grausamkeit. Knaben hauen ja überhaupt fürs Leben gern, dünken sich als Helden, wenn sie tüchtig ausholen; so treibt es auch der Junge des Somarello-Treibers wo möglich noch ärger, als der Alte, und hat sich namentlich sehr wohl gemerkt, daß es besonders wirksam ist, wenn man das Thier ans Sprunggelenk und Schienbein haut. Es ist hier etwas zu dem Satze nachzutragen: daß diese Menschenbrut nichts wisse vom Schmerzgefühl des Thieres, sich nicht darein versetze. Es ist ebenso wahr, daß sie sehr wohl davon weiß und sich allerdings so weit in die Thierseele versetzt, um sich an der Macht des Menschen, die ihr solche Qualen bereiten kann, zu weiden. Wie ist dieser Widerspruch zu begreifen? Einfach nicht, es ist eben ein Widerspruch, wie es an sich ein Widerspruch ist, Mensch sein und roh sein. Ich will noch ein paar Züge zu dem Schandbilde fügen. Neulich sehe ich aus dem Fenster, wie ein Treiberjunge eine Semmel verzehrt; sein Maulthier, das wohl an diesem Morgen

ſchon manchen jener Behälter voll Grauſamkeit, die man hier Menſch und Menſchin nennt, im Galopp zu den Höhen hinaufgetragen hat, — es hungert, es bettelt, es nähert dem Buben ſachte den Kopf: und er haut es mit dem dicken Theil des Steckens — der immer vorgezogen wird — über das Maul. Am ſchwülen Abend begegne ich einem Treiber, der ſeine todmüden Thiere nun heimführt in das entlegene Dorf, ſie kommen an eine Quelle, ein Maulthier weicht aus der Reihe, um hier den lechzenden Durſt zu ſtillen: der Hetzer reißt es weg, haut ihm einige viehiſche Schläge herüber, beſteigt es, prügelt es noch in Galopp und reitet ſo heim, denn zuletzt will er auch noch das Feſt genießen, ſo flott einherzuſprengen. Steigt man zu einer der Quellen, ſo hat man während der Stunden, wo gewöhnlich getrunken wird, nicht nur wohl zwanzigmal auf dem einen Gang es auszuhalten, daß die ſchreienden, jauchzenden, hetzenden, thiermarternden Schinderſchwadronen vorüberſauſen, ſondern auf Wegen, wo weit gegenüber auf einer andern Höhe eine der Quellen fließt, z. B. Fonte Capitello gegenüber S. Giuliana, da hört man auf mehr als eine Viertelſtunde Entfernung herüber das Brüllen und den Schall der klatſchenden, pritſchenden Hiebe. Unter den wenigen Menſchen, denen ich hier meinen Abſcheu geſtehen konnte, war ein Trieſtiner. Er theilte ganz mein Gefühl und ſagte, er habe die drei Wochen ſeiner Kurzeit, an deren Ende er nun ſtand, nie ein Saumthier beſtiegen, denn er würde — und das nahm es mir aus dem Munde — auf den Treiber hauen, während dieſer auf das Thier haue, und dieſe Scene ſei doch nicht wohl aufzuführen.

„I — I — Ijupp, Ijupp, uotta, uotta“ (das deutſche

„Hotto“) iſt der gewöhnliche Ruf. Ein deutſcher Leſer erinnere ſich des Tones, in dem unſere Fuhrleute auf die Pferde losſchreien, wenn ihnen die Kräfte verſagen, eine übermäßige Ladung über ein Hinderniß hinüberzubringen; es iſt ein gezogener, aus der Tiefe geholter, ekelhaft herausgequetſchter Schrei, der nicht etwa das Mittel der Schläge erſetzen ſoll, ſondern dem ein Regen von wüthenden Hieben zu folgen pflegt, und aus dem Ton hört man alle dieſe nachfolgenden Hiebe ſchon heraus, die Menſchenſtimme ſelbſt iſt ſchon in einen Prügel verwandelt; wer z. B. in der Nähe eines Bauweſens wohnt, wird gar wohl wiſſen, wie es thut; dieſer beſtialiſche Ton, den man bei uns nur in einzelnen Momenten vernehmen muß, füllt hier Berg und Thal den lieben langen Tag faſt unausgeſetzt mit ſeinem widerlichen, Nerv und Seele empörenden Echo — das iſt die Muſik, die dieſe herrlichen Gelände durchſchneidet, durchſägt, durchſchindet. Und zum ganz muthwilligen, rein zweckloſen Hauen noch ein Bild. Ich komme Abends an Fonte Giuliana; da ſtehen einige Eſel, einfach wartend, bis die Reiter ſie wieder beſteigen, der Treiberbub bei ihnen; er hat Langeweile, ſetzt ſich nun in den Kopf, die Eſel müſſen in ganz korrekter Linie ſtehen, und beginnt mit dem Stecken unter ihnen zu wüthen.

Iſt es ein Wunder, wenn dem Manne, der noch menſchlich fühlt und der Stunde um Stunde das ſehen muß, den lieben langen Tag die Fauſt zuckt, um den Takt zu der wilden Melodie auf dem Rücken dieſer Barbaren zu ſpielen, wenn das Gefühl der völligen Unmacht ſein Inneres in einem Krampf zuſammenzieht und dieſe Qual im Traume ſich Luft macht?

Wo ist der Sindaco? Kann er dem grassen Unfug unthätig zusehen? Weiß er nicht, daß, je mehr die Polizei versäumt, desto mehr später die Kriminaljustiz zu thun bekommt? Es ist ein Posten von Karabinieri hier; sie steigen feierlich, stets zu zweien, in ihren Querhüten herum, als seien sie aufgestellt, die Würde der Polizei zu repräsentiren. Man weiß, daß es eine ausgezeichnete Waffe ist; sie leisten viel gegen Spitzbuben, Mörder und Räuber; warum gibt man ihnen keine Instruktion gegen diesen schmachvollen Unfug? Der ist ja eben die rechte Schule für Räuber und Mörder! Bei mir zu Haus ist es das Landjägerkorps, das am meisten leistet, die meisten Fälle von Thiermißhandlung zur Anzeige und Bestrafung bringt. Wo ist der Schulmeister? Wo der Geistliche? Dort sieht er vom Fenster der casa canonica ruhig dem Spektakel zu! Schule und Kirche hätten doch, sollte man meinen, von innen zu wirken, wie die Polizei von außen. Den Kindern hätte man zu sagen, daß kein Mensch ist, wer sich nicht mitleidig in die Thierseele versetzt, des Pfarrers verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre es, die rohen Herzen zu rühren und zu lehren, daß es die Religion ist, die uns Mitgefühl für unsere Mitwesen gebietet; lauf in alle Kirchen, glaub an alle Dogmen und einige mehr, so fehlt dir doch die erste, kleinste Spur, die fernste Ahnung von Religion, wenn deine Seele gegen Qual des Thieres verhärtet ist!

Schade! dreifach und zehnfach schade! Es wäre hier so gut sein, wenn der Anblick der wilden Scheußlichkeit nicht alles entstellte, alles vergällte! Recoaro ist schön. Ein schmales Gebirgsthal, vom Wildbach Agno durchrauscht; er

ſpringt über Felſen und ſein Bett zeigt, daß er zum Torrente wird, wenn Regen ihn anſchwellt; ungeheure Felsblöcke liegen darin, die er einſt im Hochgebirg abgeriſſen und fortgeſchleppt hat. Kleinere Bäche eilen aus Seitenthälern ihm zu; die nächſten Hügel und Berge ſchieben ſich reich gegliedert, ſchwungvoll gebildet, maleriſch ineinander; alles dieſes nächſte Mittelgebirg iſt durchaus reich an Vegetation; der alte Urwald von Nadelholz — Tannen, Fichten, Föhren, Pinien — iſt längſt zerſtört; die Bewohner lebten einſt neben Viehzucht vom Kohlenhandel; ſie verſahen die nächſten Städte, namentlich Vicenza, mit dieſem Brennmaterial, und eine Urkunde des Can Grande della Scala vom Jahr 1327 verleiht an die drei Gemeinden Recoaro, Rovegliana und Fongara das unbedingte Recht, in ihrem Diſtrikt Holz zu fällen (und zu weiden). Wurzelſtümpfe von erſtaunlichem Umfang werden noch hie und da ausgegraben und geben einen Begriff von jenen ausgerotteten Wäldern. Während nun dieſe Waldverwüſtung den ſüdlichen Ländern Europas die bekannten zwei gleich großen Uebel der Dürre und der furchtbaren Ueberſchwemmungen gebracht hat, ſo waren die Gemeinden in dieſen Alpenthälern ſo vernünftig, an die Stelle der alten Wälder fruchtbare Bäume, meiſt Kaſtanien, zu pflanzen. Dieſer Baum hat ſich ſo vermehrt, daß er bis zu ungewöhnlicher Höhe alle Berge rings herum mit ſeinem heiteren Grün überkleidet. Platanen, Eſchen, Akazien, auch Buchen haben ſich freiwillig dazwiſchen eingeſtellt; in der Niederung gedeiht der Maulbeer, ſchlingt ſich mit ihrem graziös ausgebogenen Ranken an Ulme und Erle die Rebe hinauf und zieht ſich in ſanftem Bogen, wie ein Feſton,

von Krone zu Krone. Wieſe und Raſen verdorren nicht, wie anderwärts in Italien, von der frühen Sonnenhitze, Bergwaſſer, kühlfeuchtlicher Dunſt der Baumwelt, laue Gebirgsnebel nähren ſie, und wo das Auge umſchauen mag, hier iſt alles grün, grün heute in der Gluthitze des Auguſt wie im Monat Mai. Hoch oben aber ſchauen auf ſteiler Bruſt die kahlen Steinhäupter des ewig einſamen Hochgebirgs ernſt und ſtreng auf dieſe lebendige Welt herunter, als wollten ſie ſagen: was wißt ihr Kleinen da unten von den Tagen, die wir geſehen haben! Die Luft iſt herrlich; nie im Leben bin ich mir des köſtlichen Werthes der Luft ſo redlich bewußt geworden; Athmen iſt Genuß und wirkt vielleicht mehr, als die heilkräftigen Quellen. Wie blau der Himmel iſt, habe ich öfters mit Staunen an einem Widerſchein erkannt: das Blatt der Kaſtanie hat nur wenig Glanz, das Himmelblau iſt aber hier ſo tief, daß dieſe geringe Glätte genügt, es in einer ungemeinen Stärke zu ſpiegeln, ſo daß ich, als die Erſcheinung mir das erſtemal entgegentrat, gar nicht begriff, was denn die blauen Bäume zu bedeuten haben. Kurz, ein Fleck der Erde, ſo reizvoll, daß er denn doch zu etwas Beſſerem da ſein ſollte, als um den langen Tag von der menſchlichen Rohheit durchwüthet zu werden. Nicht in dieſes Land Eden gehört das Geſchlecht, ſondern unter die Wildſäue im Waldſumpf, unter die Saurier und fliegenden Drachen des Urſchlamms.

Das Dorf Recoaro zieht ſich, wie ſchon geſagt, als ſchmales, in wenige Seitengaſſen gegabeltes Band am Agno hin; einige beſſere Häuſer und Gaſthöfe, darunter ein Kaſino mit kleiner Vorhalle und Loggia, zeigen, daß ſich die Ort-

ſchaft auf Badebeſuch eingerichtet hat; oben bei der Hauptquelle (Lelia) ſteht ein größeres Gaſthaus, und eine Säulenhalle mit vorgeſetztem, auf Stützen von Eiſenguß ruhendem Glasdach bietet den Trinkern geſchützten Raum zum Auf- und Abwandeln. Zwei große, einander ſymmetriſch gegenüber aufſteigende Treppen müſſen dieſer Stelle früher ein ganz hübſches Anſehen gegeben haben; unbegreiflicher Weiſe hat aber die Regierung zugelaſſen, daß man vor die Façade der architektoniſchen Quellenumgebung eine großmächtige Brille hingeſetzt hat: ein Badhaus mit dunkeln, feuchten Badkabineten, einem großen Reſtaurationsſaal u. dgl.; die Blätter beklagen ſich bitter über dieſen „Fabricone“ und machen mit einleuchtendem Rechte geltend, daß gerade für das, was am meiſten noth thut, eine hübſche Erweiterung der Wandelhalle, nun der Raum verſperrt iſt; Baden iſt ohnedieß nicht Liebhaberei des Italieners, und die traurigen Verließe werden wenig benützt werden. Dort oben ſind nun auch einige Kaufbuden, geben dieſem Punkte, zu dem man durch eine Platanen-Allee vom Dorf aufſteigt, etwas vom Gepräge unſerer Bade-Orte, und eine mit Bäumen beſetzte Plattform ladet zu angenehmem Frühſtück ein. Einen beſonderen Troſt für wahre Freunde der Muſik kann ich noch vermelden: es gibt in Recoaro keine Bad-Muſik. Man meint in Recoaro nicht, wie in unſeren Bädern, der Werth der Muſik gewinne dadurch, wenn ſie aufdringlich iſt, wenn ſie namentlich am friſchen kühlen Morgen uns zumuthet, das ausgeruhte Gehirn mit Gefühl zu berauſchen wie ein Frühtrinker mit Wein, man ſchreit dem ſtillen Wandler, wenn er der nüchternen Klarheit des jungen Tages ſich beſchaulich erfreuen möchte,

nicht mit Pfeifen, Geigen, Pauken und Trompeten zu: du ſollſt und mußt aber vergnügt ſein! — eine Rohheit, die nicht mir allein alle unſere Badeorte ſo unendlich traurig macht, ja alle Katzenjämmer, die dort hingeſchleppt werden, in ein großes weinerliches Trübſal und Elend vereinigt. — Wenn ich erwähne, daß Recoaro wohlfeil iſt, ſo wird man mich verſtehen; es will heißen: Recoaro iſt noch nicht verdorben. Dabei muß man ſich in den Hauseinrichtungen auf einiges Primitive, Stockitalieniſche gefaßt halten. Der Italiener nimmt merkwürdig ſchwer gewiſſe Zurüſtungen für die Bequemlichkeit an, die ſich in aller übrigen Welt von ſelbſt verſtehen. Kein Wunder, wenn die Entbehrung ſo einfacher Dinge, die eigentlich keiner Silbe werth ſind, wie Stiefelknecht und Waſchtiſch, ſich endlich im Traum eine närriſche Form gibt. Nur in den größeren Städten haben ſich die Gaſthöfe entſchloſſen, von jenem antiken Dreifuß abzuſtehen, der keine Fläche bietet, um irgend etwas von den kleinen Dingen abzulegen, deren man bei der Toilette bedarf, dem Geräthe, das mich im Traume gar zu den „Müttern“ geführt hat. Dagegen iſt als wahre Wohlthat das treffliche italieniſche Bett zu nennen. In Deutſchland meint man ja faſt noch allgemein, ſchlafen heiße, ſich das Gehirn in Federkiſſen ausſchmoren. Ich bin geneigt, manche krankhafte Erſcheinungen in unſerer modernen Literatur, z. B. Neuromantik und Peſſimismus, von dieſem nächtlichen Siedezuſtande des Gehirns abzuleiten. An der Tafel herrſchen noch jene ſchrecklichen zackigen, an wahnſinnige Muſcheln erinnernden Brode, wie man ſie auf vierhundertjährigen Bildern ſchon gemalt findet, gebacken aus einem Teige, der wie Lehm in den

Zähnen klebt und wie Blei im Magen liegt, und so hart von Kruste, daß Esser dazu gehören von jenem glücklichen Lebensalter, wo man noch eine Steinsäge im Munde führt. Die ärztlichen Diätvorschriften sind äußerst tolerant und gestatten vielleicht nur gar zu gemüthlich die guten Bissen, die der italienischen Küche immerhin nicht fehlen. Keine widerwillige Bedienung vergiftet das durch Morgenbewegung redlich verdiente Pranzo. Alle und jede Kellner Deutschlands, namentlich das schlingelhafte Volk unserer Badekellner, hätte ich herbeirufen mögen, sich den braven Matteo als Muster eines Cameriere einmal anzusehen. Er hatte vor allem Appell. Was heißt Appell haben? Es heißt: ein Zeichen geben, daß man gehört hat, wenn gerufen wird. Man sagt von den Schwaben, sie seien die potenzirten Deutschen; wenn sie es sind — leider jedenfalls auch in den Fehlern. In München trat ich aus meinem Gasthofzimmer einmal auf den Korridor. Hier steht das Zimmermädel und fragt, was ich wolle. „Nur den Hausknecht.“ „Er ist da,“ sagt sie, „dort auf dem andern Flügel des Korridors, und klopft Kleider aus.“ Man hörte ihn klopfen. Sie ruft: „Xaver!“ Keine Antwort. Sie wartet eine Pause im Klopfen ab und ruft dann wieder und lauter: „Xaver!“ Es bleibt still. Jetzt tritt sie zu mir her, rückt mir mit bedeutender Geberde den Kopf nahe ans Ohr und sagt: „'s is a Schwob.“ — „Eccomi!“ oder „Vengo!“ antwortet der italienische Diener, wenn ihm gerufen wird, mag er nahe oder fern sein, mag er augenblicklich Zeit haben, herbeizukommen oder nicht; er läßt mich nicht im Ungewissen, ob er mich gehört hat; „kannst warten“, denkt der deutsche Steckkopf, „wirst schon merken,

wann ich Zeit habe," und ſchweigt. Von je mehr Seiten die Forderungen, die Rufe kamen im vollen Speiſezimmer, um ſo höher wuchs meinem Matteo Luſt und Muth; rief, ſchrie, klingelte es von allen Enden, ſo kam es über ihn wie ein Wehen von oben, ſein Dienſt wurde Begeiſterung; nichts vergaß er; die Teller, Beſtecke, Gläſer flogen unter ſeiner Hand und er zerbrach nichts, dabei immer guter Laune, immer heiter. O Matteo, an dich werde ich noch lange denken!*

Die Bewohner und Umwohner Recoaro's ſind eigentlich ein gutmüthiges Volk. „Buona gente!" iſt das allgemeine Zeugniß. Man erkennt alſo deutlich, daß ihre Grauſamkeit, ihre Luſt am Wüthen gegen das Thier nichts iſt, als eine zur Teufelei herangewachſene Kinder-Unart. Nun, ſo verhält es ſich ja eigentlich mit allen Laſtern; man laſſe großwachſen, was am Kind noch einfach wie ein Naturphänomen auftritt, und die Xantippe, der Drache, der Tropf, der Lump, der böſe Narr, der Höllenhund wird fertig. Ich weiß noch, wie ich als Knabe — nein, ſchon fünfzehnjährig — einmal kutſchiren durfte; ich meinte nun ganz redlich, das Weſen dieſer Technik ſei das Schlagen und fing an zuzuhauen; doch der Kutſcher belehrte mich: „Net haua, net haua, nur ſcharpfe Reda!" Säße neben jedem Knaben und Mädchen ſolch ein Plato auf dem Bocke des Lebenswagens!

Nun muß ich doch eine obige Andeutung aufnehmen und dem Leſer ſagen, daß wir bei dieſem Volk eigentlich unter Deutſchen ſind. Längſt wird ihm bekannt ſein, daß

---

* Der Gute ſitzt jetzt in Breno in Ober-Italien als Beſitzer des albergo d'Italia.

die vielbeſprochenen ſieben Gemeinden in den Vicenza zugekehrten Alpen und die dreizehn in den Veroneſiſchen nur ſcheinbar Sprach-Inſeln ſind — oder waren, denn das Deutſche iſt auch bei den erſteren im Verſchwinden begriffen. In dieſe Alpen, bei Vicenza vorwärts bis an die Beriſchen Berge, haben ſich einſt Deutſche, Baiern und Alemannen, vorgeſchoben, ein Nachſchub von Franken und Sachſen (Weſtfalen und Angeln) hat ſich mit ihnen gemiſcht. In Recoaro ſprach vor anderhalb Jahrhunderten jedermann deutſch. Natürlich konnte ſich das Deutſche nicht halten. Der Zweig eines Volkes, der über ein völkerſcheidendes Gebirge ſich hinüberſtreckt, wird unwiderſtehlich nach und nach in das fremde Volk eingeſchmolzen, wenn nicht vom Bildungsmittelpunkte der eigenen Nationalität außerordentliche Anſtrengungen ausgehen, ſeine Sprache und Sitte zu retten. Wie ſich Oeſterreich zu dieſer Pflicht verhalten hat und noch verhält — das weiß man; ſtill davon! Der italieniſche Dialekt, den dieſe Deutſchen vorfanden und annahmen, iſt ganz dem venetianiſchen ähnlich, beſonders theilt er mit ihm die eigenthümliche Scala des Sprachgeſangs. Der Venetianer ſteigt gegen das Satz-Ende mit einem Tone, worin etwas liegt wie: „Weißt du, ſo iſt es nun," man könnte es mit dem ſächſiſchen Ton-Klimax vergleichen, aber eine kleine Differenz der Note verändert den Anklang ins Angenehme. Der Recoareſe mummelt, er vermanſcht die Conſonanten, nur das R wird nicht mißhandelt. Die Vokale bleiben rein, die Oeffnung des U und O gegen Ü und Oe beginnt erſt weſtlicher, gegen Mailand hin — ein Vorbote jener äußerſten Entſtellung des Latein, die in der franzöſiſchen Sprache vorliegt. Daß

wir uns aber unter ursprünglich Deutschen befinden, zeigt auf den ersten Blick schon die herrschende Gesichtsbildung und ihr Ausdruck. Da, mein Hausherr, löblicher Besitzer der Casa al Ponte zu Recoaro, könnte ebenso gut in Hedel-, Holzel-, Bempf- oder Sindelfingen auf der Hausstaffel sitzen, seine Schwägerin Lionilla (Lienhilde), die mich bedient, in Unter- oder Obertürkheim Neckarwein serviren und niemand hielte sie für eine Fremde; dort den dicken Pfarrherrn mit dem kleinen Kopf, Unterkinn und knopfigen Näschen möchte ich nur gerade fragen, aus welcher Stifts-Promotion er hervorgegangen sei; man wundert sich stündlich aufs neue, daß die Leute, denen man ins Gesicht sieht, nicht schwäbisch oder bayerisch sprechen. Hinter dem Ortsnamen Recoaro muß ein deutsches Wort stecken; ein Nebenbach, der in den Agno fällt, heißt Rekler, den Namen in seinen Ursprung zu verfolgen übergebe ich den gelehrten Namen- und Völkerforschern in Innsbruck und München; von diesem „Rekler" leiten selbst italienische Schriftsteller den Namen Recoaro ab. Einer der höchsten Gipfel heißt heute noch Spitz. Andere sichtbar deutsche Namen verschiedener Punkte des Thales kann ich nicht anführen, weil die italienischen Quellen, die mir allein zur Hand sind (— Bisesti: Cenni Storici di Recoaro dai primi abitanti etc. und Chiminelli: Recoaro e le sue fonti minerali etc; ich kann namentlich Schmeller nicht nachsehen —), sie aus Unkenntniß des Deutschen offenbar entstellt schreiben; der Hauptort der sieben Gemeinden, höher im Gebirge, Asiago, birgt in seinem Namen, wie ich glaube, ein Haslach; Tiene, Feltre und Schio (in Chroniken Sclebum) sind unzweifelhaft Ortsnamen von deut-

ſcher Wurzel; es wäre intereſſant, die Familienregiſter nachzuſehen, man müßte eine Maſſe erhaltener, nur italianiſirter deutſcher Namen finden; bekannt iſt längſt, wie unendlich viele Familien-Namen in ganz Italien, beſonders in den alten Sitzen der Longobarden, deutſchen Urſprungs ſind; ich erwähne in aller Eile nur einen der echteſten: Garibaldi (um ſo verkehrter, daß ſein Träger, der redliche Idealiſt und kindliche Politiker, gemeint hat, ſeine Vettern bekämpfen zu müſſen). Lange ſollen hier in den Bergen merkwürdige Spuren altheidniſch deutſcher Sitte beſtanden haben; z. B. gab man den Todten die ſymboliſchen Schuhe mit ins Grab, die man in Württemberg von den Ausgrabungen in Oberflacht kennt. Auf einem Bauernhof ſah ich Knaben mit rohen primitiven Schleudern ſpielen; ich ließ es mir vormachen und fand, daß ſie es prächtig loshatten, ſie ſchleuderten unglaublich weit; wer weiß, ob nicht uralte Ueberlieferung?

Nun haben dieſe Deutſchen, als ſie hereindrangen, die Gebirge natürlich nicht leer gefunden; ſie haben romaniſirte Rhätier angetroffen und nicht ganz verdrängt und vernichtet, Latiner werden ſich nach und nach dichter zwiſchen ſie hineingeſchoben haben. Die Miſchung dieſer Elemente hat hier kein günſtiges Reſultat ergeben; man ſieht blutwenig ſchöne Leute. Wie ganz anders iſt es in Deutſch-Tirol! Woher das? weiß ich nicht zu erklären. Auch viel reinlicher ſind die Tiroler; ich habe von Venas herwärts über Belluno bis Recoaro allerwärts in den Dörfern, ſelbſt in den kleinen Städten, einen wahrhaft ekelhaften Schmutz gefunden. Nichts neues dieß! Man weiß, es iſt italieniſch. Anerkannt muß

werden, wie die größeren Städte in dieſer Beziehung ſich heben; ich habe z. B. Livorno, mir aus früherer Zeit als verlottertes Neſt in unerquicklichem Andenken, vor drei Jahren ſehr ſauber herausgeputzt gefunden. Etwas ſchneller dürfte es vorwärts gehen; ſelbſt Städte wie Pavia fand ich damals noch tief im Dreck. Ob eine Nation ſich hebt, davon iſt bekanntlich die Zunahme der Reinlichkeit nicht das letzte Merkzeichen. Reinheit und Reinlichkeit hängen enger zuſammen, als es ſcheint, und wie deine Seele beſchaffen iſt, das kann ich ſogar auch — aus dem Zuſtande deines „dritten Orts“ erkennen.

Wie ſind nun dieſe einſt deutſchen Alpenbewohner ſo ſcheußliche Thierquäler geworden? Waren ſie, als ſie kamen, menſchlich gegen das Thier und haben ſie die Beſtialität erſt von den Latinern, den alten Zuſchauern der Blutſcenen in der Arena, gelernt? Haben den armen Köhlern einſt ihre Zug- und Laſtthiere nicht hingereicht, die Kohlen nach den Städten zu ſchaffen, hat mit dem Ueberbürden das Mißhandeln begonnen? Oder brachten ſie die Grauſamkeit als eigene, urſprüngliche Rohheit ſchon mit? Etwas ſehr trauriges muß hier geſtanden werden: meine Anſicht iſt es längſt, daß an Grauſamkeit gegen das Thier nach den Italienern gleich der Schwabe komme. Davon nachher. Man gewähre mir, zur Zwiſchenerholung noch etwas zu plaudern.

Die Kleidung bewahrt als einzigen Reſt der Tiroler-Tracht noch das Hütchen, welches die Mädchen tragen. Am Sonntag aber gehen alle Frauen in jenem Schleier, der in Mailand ſchwarz getragen wird, hier aber und weithin in Oberitalien ein weißes Gewebe iſt. Er fällt bekanntlich,

auf dem Kopf angeheftet, über die Schultern oder wird wie ein Shawl umgenommen. Er iſt ſicherlich antik und gibt ſelbſt der gewöhnlichſten, ja ärmlichſten Erſcheinung etwas vornehmes. Wenn unſere Damen ſo vernünftig wären, ein ſolches Stück echter Tracht zu entlehnen! Bei den Männern iſt jedes volksthümliche Stück verſchwunden; alte tragen hie und da noch die kurzen Hoſen und den kurzen Frack, die als Stücke einer Städtermode im vorigen Jahrhundert am Volk in dieſen Bergen hängen geblieben ſind.

Keine Bekanntſchaft, kein Geſpräch mit Gebildeten, nichts von Politik? In Baſſano ſaß ich Abends im Hofe des trefflichen Albergo S. Antonio unter einer Geſellſchaft junger Männer, von einem jungen Kaufmann aus Verona eingeführt, mit dem ich im Stellwagen zuſammengetroffen war und deſſen Perſönlichkeit ich in den erſten Stunden liebgewonnen hatte; ich lernte wieder ganz die liebenswürdige Affabilität des Italieners kennen und unterhielt mich aufs beſte. Als ich die Wandlungen meines Denkens über die Stellung Oeſterreichs und Deutſchlands, meine aufrichtige Bekehrung zur italieniſchen Einheit bekannte, rückten die Herren gemüthlich mit dem guten Appetit Italiens nach dem Trentino heraus. Da mußte ich ihnen nun allerdings zu Gemüthe führen, daß man die Nationen nicht mit einem geradlinigen Schnitt in Staaten theilen kann, daß es gewiſſe Verzahnungen gibt, die man nicht ändern kann, ohne Krieg, ja Weltkriege zu entzünden, und daß zu viel wollen nicht gut thut. In Recoaro waren alle Zeitungen voll vom Aufſtand in der Herzegowina; in Wahrheit aber kümmerte ſich alle Welt mehr um den Herzog Vino, der hier in tiefem

Purpur gnädig herrscht. Mit zwei Herren aus Dalmatien wurde ich näher bekannt, aber auf die slavische Frage einzugehen, welche uns zwar nicht jetzt, aber vielleicht doch noch den Weltbrand bringt, wäre nicht passend gewesen. Es ist doch eigenthümlich, wie unbekannt uns in Deutschland noch die Zustände der südslavischen Länder sind. So ahnte ich nicht, daß ich in einem geistlichen Herrn, Namens Pavissich, mit dem mich mein Arzt, der Aufseher der Badeanstalten, Dr. Cav. Chiminelli, bekannt machte, einen in Dalmatien sehr angesehenen Prälaten, fruchtbaren Schriftsteller und Pädagogen, Direktor sämmtlicher Landesschulen kennen lernen sollte. Es sind unter der langen Liste seiner Werke, die er mir mittheilte, neben historischen, pädagogischen, auch Uebersetzungen wissenschaftlicher deutscher Schriften, so eine italienische Uebertragung der empirischen Psychologie von R Zimmermann; seine Hauptthätigkeit ist ausdrücklich der Sprachvermittlung als solcher zugewendet; eine Manuale der deutsch-italienischen Konversation könnte uns als eine Arbeit für geringere Kräfte erscheinen, aber man muß dieß im größeren Zusammenhang fassen: vernimmt man, daß ein solches Buch durch die musterhafte Reinheit, mit der es beide Sprachen handhabt, die 20. Auflage erlebt und daß daneben neuerdings ein Guida der italienischen und illyrischen (serbo-kroatischen) Konversation, die Frucht ungemeinen Fleißes, getreten ist, so sieht man in eine weit reichende internationale Thätigkeit, in einen Wirkungskreis hinein, der bedeutende Ziele hat und den ein Deutscher, der dort im fernen Zara seine Sprache schwesterlich mit den zwei anderen vorschreiten sieht, nur mit Freude und Hochachtung begrüßen kann. Das könnte

nun freilich zum alten Klagelied über die jahrhundertelange Schuld Oesterreichs gegen deutsche Sprache und Bildung zurückführen; ich habe z. B. von diesem Prälaten gehört, daß die krainerischen Schüler des Gymnasiums in Triest ein ungemeines Talent zeigen, Deutsch zu lernen, ja unsere Sprache sich leichter korrekt aneignen, als die eigene: welche Aussichten auf leichte, zwanglose Germanisirung eröffnet diese Thatsache — und was hat Oesterreich vernachlässigt!

Genug, und eigentlich schon zu viel des Plauderns, gegenüber dem eigentlichen Zweck, für den ich zur Feder gegriffen habe! Die Empörung über ein Uebel bestialischer Art hat sie mir in die Hand gedrückt; diese Zeilen wollen nicht unterhalten, nichts Interessantes, nichts Neues bringen, ich habe durchaus nichts gewollt, als versuchen, den Leser in meinen Grimm hineinzuziehen. Ich weiß ganz, wie wenig der Einzelne, wie wenig das Wort vermag, und ich will dennoch nicht schweigen; ich will meine Stimme erheben und auch versuchen, diesen Schrei in Italien hörbar zu machen. Man weiß, wie furchtbar das Uebel nicht nur im Gebirge, sondern in ganz Italien und Sicilien herrscht. Einzelne Züge habe ich in den „Krit. Gängen“ schon vor vielen Jahren angeführt. Ich mag nicht weiter schildern, Züge schauderhafter Art wären noch zum Beleg beizubringen. Es widersteht, den Blick so lang auf eine große Wunde zu heften. Nun ist hier im Süden der große Mißstand dieser, daß die Grausamkeit gegen das Thier von den Gebildeten weit nicht so allgemein, nicht so ernstlich verdammt ist, wie bei uns. In Italien bin ich, wenn ich bei gesitteten Menschen über diese böse Eigenschaft des Volkes klagte, früher nur

auf Gleichgültigkeit und Lächeln gestoßen. Jetzt allerdings zeigen sich kleine Anfänge vom Erstarken des sittlichen Gefühls; in Mailand hat sich ein Thierschutzverein gebildet, in Triest, wo freilich das deutsche Element so viel stärker ist, ebenfalls*; eine lebendige Stimme, ausgehend von einem aufrichtigen Freunde der hochbegabten Nation, darf hoffen, gehört zu werden. Es handelt sich aber auch um mein eigenes Vaterland. Und so wollen wir uns die Sache doch noch etwas näher ansehen.

Mit unserem Thema verhält es sich nun freilich so, daß überall die Mehrzahl eigentlich nicht gern davon sprechen hört. Es ist so sonderbar, so seltsam, wenn einer als Fürsprecher der Thierwelt auftritt. Man hat anderes zu thun, man braucht seine Zeit, sich für die Angelegenheiten der Menschen zu interessiren; gar auf der Straße sich gegen Thierpeiniger zu rühren, ist so auffallend; man läßt es lieber, es hilft ja doch nichts, man hält sich als gebildeter Mann abseits. Beliebt, aber leicht widerlegbar ist jener Einwand, der von der höheren Wichtigkeit der menschlichen Dinge genommen wird. Es ist durchaus falsch, wenn man sagt, es sei des Uebels so viel in der Menschenwelt, daß die Leiden der niedrigeren Kreatur in unserer Theilnahme nachstehen müssen. Wirken zur Linderung menschlicher Noth und zum Schutze der Thiere sind zunächst zwei Dinge für sich, die durchaus nicht in das Verhältniß des Vor und Nach gebracht werden dürfen, sondern deren jedes für sich ein eigenes Kapitel bildet. Das Thier leidet auf seine, der Mensch auf seine Weise; man kann auch sagen: jenes sei

* Siehe hiezu den nachfolgenden Artikel. S. 271.

mitleidwerther als dieſer. An vielen ſeiner Leiden trägt er Schuld oder indirekte Mitſchuld, gegen alle hat er immer Stützen und Troſtquellen, die das Thier nicht hat, Vernunft, Sprache, Verkehr ſind ihm gegeben, auf Abhilfe zu ſinnen und zu wirken; Leiden des Thiers iſt ähnlich dem des wehrloſen Kindes, und wer findet ein Kind nicht mitleidwerth? Nun aber hängen die Kapitel doch auch zuſammen, und zwar wie tief! Wer das Thier gegen die Rohheit der Menſchen ſchützt, der ſchützt den Menſchen gegen ſeine eigene Rohheit, den Einzelnen und die ganze menſchliche Geſellſchaft. Die Natur iſt, wie jeder weiß, furchtbar grauſam; Katze und Adler finden eine Wolluſt darin, ihre Beute nicht ſchnell zu tödten, ſondern lang und raffinirt zu quälen. Der thierquälende Menſch iſt bloße Natur in dieſem Sinn. Er vermehrt das allgemeine Foltern und wollüſtige Würgen in der Natur, er handelt nur als höheres Thier gegen das wehrloſere, er iſt nur höhere Katze, Tiger, Hyäne, Adler, Krokodil. Können wir die Menſchen nicht aus dieſer Thierheit ziehen, ſo mag nur ein allgemeines langſames Morden und Zerfleiſchen beginnen, daß es auf dem Planeten hergeht wie einſt, als er nur ein Sitz von würgenden Ungeheuern war; verloren iſt dann nichts an dem viehiſchen Geſchlecht. Aus den Thierquälern werden die Augenausſtecher und Zungenausſchneider, wenn einmal die Wuth unter den Menſchen ausbricht, und Domitian fieng, wie man weiß, ſeine Schule mit langſamem Fliegentödten an. Wollen wir den Menſchen zum Menſchen erziehen und die Geſellſchaft ſichern, ſo iſt es gleich wichtig, ihn an dieſer Stelle zu faſſen, wie an irgend einer andern ſeiner Thierähnlichkeit.

Die Pflicht des Staates zum Schutze der Thiere erſt beweiſen wollen, wäre daher ein kindiſches Thun. Manche freilich zweifeln und ſagen, das Thier, das der Menſch gezüchtet, erkauft hat, ſei ſein Eigenthum, und der Staat müſſe die Behandlung des Eigenthums frei geben. Das Thier kann aber niemals ſo Eigenthum ſein wie eine Sache, denn es lebt, es empfindet. Und wie? Iſt unſer Körper nicht unſer Eigenthum? Es liegt alſo wohl in meinem Belieben, ob ich bekleidet oder nackt gehe, mich berauſcht in der Goſſe wälze, oder nicht? Der Staat darf nicht einſchreiten, wenn einem viehiſchen Menſchen das letztere beliebt? So gut er berechtigt und verpflichtet iſt, einen nackten Betrunkenen von der Straße wegzufangen, ſo gut hat er doch wohl auch Pflicht und Recht, die Grauſamkeit nicht zum allgemeinen Aergerniß nackt gehen zu laſſen. „Aergerniß“ — nein, auch verderbliches Beiſpiel! Es iſt ein unabſehliches Fortzeugen; die Thierſchindersknechte in Recoaro, in Rom, Neapel, Palermo haben alle ihr Schandhandwerk als gelehrige Kinder ihren Vätern und Vettern auf der Straße abgeſehen.

Es iſt in dieſen Zeilen viel vom Hauen die Rede geweſen, nämlich auch vom Hauen gegen das Hauen, und ich will einem ſehr feinen und gebildeten Leſer zum Verdruß noch etwas erzählen. Oben iſt erwähnt, ein Trieſtiner, in dem ich einen Gleichgeſinnten fand, habe mir geſagt, er würde auf den Schläger geſchlagen haben, wenn er je ein Somaro beſtiegen hätte. Ich kam hier, in Venedig, mit einer edeln Dame, der Frau eines Künſtlers, über dieſe unerträglichen Zuſtände in Recoaro, die ſie aus einem dortigen Aufenthalte gut kannte, ins Geſpräch und geſtand, wie ſchwer ich den Drang

unterdrückt habe, einen dieſer Kerle für jeden Hieb zu hauen. So? ſagte die ſchöne, junoniſche Frau, eine geborne Venetianerin — „nun, ich habs gethan! aufgeſtiegen, dem Treiber erklärt, für jeden Schlag auf ſein Thier bekomme er ſelbſt einen — er kann es nicht laſſen, haut, hat dafür augenblicklich einen Hieb von dem Rohr, mit dem ich mich bewaffnet; er meint, es ſei Spaß, haut wieder, wird wieder gehauen, und nicht ein bißchen, ſondern recht, und ſo fort bis dem Unmenſchen ſein thieriſches Maul hoch aufſchwoll.“ So hat es eine wirkliche Dame gemacht; wie es dagegen ſogenannte Damen in Recoaro hielten, hab ich zur Schande ihres Geſchlechts erzählen müſſen.

Ich erlaube mir nun aber, im Ernſte zu behaupten, daß gegen die Mißhandlung des Thiers die Prügelſtrafe wieder eingeſetzt werden müßte. Nicht, als könnte man ſo thöricht ſein, zu meinen, hier könne Gewalt helfen; vielmehr natürlich nur als Grundlage für die wahren, von innen wirkenden Mittel. Wenn es der Thierquäler nicht faktiſch am eigenen Leibe fühlt, wie es thut, ſo werden dieſe ohne Wirkung bleiben. Er iſt ein böſes Kind; ohne ein Stück Terrorismus geht es in der Erziehung nicht ab; es muß — nicht oft, aber doch ein- und das andremal — auch einſchlagen, ſonſt glaubt der Knabe nicht an den Blitz (des Befehls und Verbots). Es iſt die derbe, reale Grundlage, oder, wenn man will, die Erweichung des Bodens für die höhere pädagogiſche Pflanzung.

Dieſe iſt Sache der Kirche, der Schule und der Aſſociation. Auf dieſem Punkt iſt es gegeben, einen Blick auf Deutſchland herüberzuwerfen.

Der wirkliche Zuſtand iſt nun bei uns allerdings beſſer.

Es liegt im deutſchen Charakter mehr Humanität gegen das Thier, doch kann man nicht ſagen, daß ſie eine herrſchende Tugend unſeres Volkes ſei. Wenn dem armen Pferd die Natur nicht die Stimme der Wehklage verweigert hätte, ſo würde z. B. in den Straßen Wiens ein allgemeines Wehgeheul zum Himmel aufſteigen, worüber ſelbſt der roheſten, ja vornehmſt rohen Seele die Haare ſich ſträuben würden. Wer mit fühlendem Herzen und Nerv durch dieſe Straßen geht, muß den vereinigten Jammerton ſo vieler gemarterter Kreaturen mit dem innern Gehör vernehmen. Ueberhaupt aber ſteht es bei uns ſo, daß der beſſere, weichere Zug in unſerem Volk überall zurücktritt, wo das Intereſſe, der rauhe Kampf ums Daſein waltet. Ja, dies iſt noch zu mild geſprochen. Die Seelen verhärten ſich zu ſolcher Wildheit, daß die Grauſamkeit weit über das Intereſſe geht; man ſollte meinen, es müſſe dem rohen Fuhrmann doch einfallen, daß es ja ſein eigener Schaden iſt, wenn er ſein Thier durch Mißhandlung vor der Zeit aufreibt; da ihm dieß nicht einfällt, ſo folgt, daß die Luſt am Quälen größer ſein muß, als die Luſt an Erhaltung des Beſitzes und an Gewinn. Im Ganzen wird das Urtheil über unſere Zuſtände dahin ausfallen, daß das Uebel durch die Mißbilligung, die es bei der Mehrzahl der Gebildeten findet, doch ſtärker im Zaum gehalten iſt, als in Italien. Es iſt allerdings ein großer Unterſchied, ob der gebildete Theil einer Nation ein moraliſches Uebel als Uebel erkennt und entſchieden verdammt, oder nicht. Urtheil iſt freilich noch lange kein Wirken, kein Handeln, namentlich kein gemeinſames, kein organiſirtes. Es beſtehen aber bei uns ſchon lange Thierſchutzvereine; auch iſt anzunehmen, daß, wo ſo viele ihr Gefühl

geſchärft und ihr Urtheil richtig geſtellt haben, im Einzelnen häufig nicht bemerkt, überhaupt nicht nachrechenbar, aber doch unendlich mehr geſchieht, als in einem Lande, wo erſt ſchwache Anfänge von Gefühl und Urtheilsbildung in den Klaſſen ſich zeigen, die als beſſer erzogener Theil der Nation dem roheren Volke gegenüberſtehen. Kaum irgendwo trennt in dieſer Beziehung eine tiefere Kluft die gebildeten Stände und das Volk, als in meiner Heimat Württemberg. Es gehört zu den eigenthümlichen Widerſprüchen im Schwabencharakter, daß von jenen Klaſſen aus ſeit Jahrhunderten ſo viel zur Erziehung des Volkes geſchieht und daß das Volk, in manchen Richtungen ſo gelehrig und wirklich gut geſchult, in anderen, im Gebiet der Sitte, der Form und eben namentlich in dem der Humanitätspflicht gegen das Thier, ſo roh und wild bleibt, ſo ungezähmt in wüſter, böſer Fluch-, Zank- und Zornwuth. Man möchte im Abſcheu darüber ſagen: Was ein rechter Schwabe iſt, wird nie ganz zahm! Bleibt nun die allgemeine Verurtheilung des in Rede ſtehenden Uebels durch die gebildeten Stände hier und anderswo in Deutſchland immerhin nicht ohne Wirkung, ſo iſt doch auch wahr, daß wir uns noch viel zu ſchlaff verhalten, in viel zu häufigen Fällen bloß urtheilen, ſtatt zu handeln. Wirkte das allgemeine Verlangen antreibend auf unſere Polizei-Inſtitute, ſo hätten wir z. B. ſchon lange durchgeſetzt, daß eine jährliche Pferdeſchau eingeführt wird, welche die unfähigen Thiere ausmuſtert und nicht duldet, daß, wie es ſo häufig geſchieht, dem Abdecker verfallene Pferde gekauft und noch verwendet, d. h. zu Tode gepeitſcht, ſtatt geſchlachtet werden. In Württemberg iſt den Geiſtlichen und Schul-

lehrern vom Konſiſtorium vorgeſchrieben, gegen Thierquälerei durch Unterricht und Predigt zu wirken, und bei den Viſitationen ſoll auch danach gefragt werden, ob etwas geſchehe. Aber was geſchieht denn? Was könnte z. B. ein Prediger thun! Es gibt eine Beredtſamkeit, es gibt eine Kraft des Wortes, die rohen Herzen in der Tiefe zu packen, ſelbſt die verwilderte Seele zu winden und zu ſchütteln; wo hört man von ſolchen Feuerworten, von ſolchen Gewittern, die den rauhen, ſteinigen Boden unſerer Bauern- und Fuhrmannsſeelen durchweichen müßten? Wie viele Stunden erſparen ſich denn unſere Schulmeiſter, die Kinderſeele anzuleiten, daß ſie menſchlich ſich in den Zuſtand des gequälten Thieres verſetze? Und es wäre ſo lohnend! Sie iſt ja empfänglich, dieſe Seele, es fehlt ihr ja nur an der erziehenden Hand, an der aufſchließenden Vernunft.

Dies führt mich auf Italien zurück. Nicht nur die Recoareſen, die Italiener überhaupt ſind eigentlich ein gutmüthiges Volk, ſie ſind auch in Sachen des Gutſeins lernfähig, höchſt erziehungsfähig. Großgewachſene Kinder-Teufelei habe ich die Grauſamkeit gegen das Thier genannt. Keines Volkes Fehler erſcheinen ſo deutlich als aufgewucherte Kinder-Unarten, wie die der Italiener. Nun alſo —

Es iſt genug. Ich habe nichts mehr zu ſagen. Man wird dieſen Artikel verſpotten; „Eſelspredigt“, „Schwaben-Artikel“ höre ich im Geiſte von höhniſchen Lippen. Man wird mich der Weichmüthigkeit zeihen, wird überflüſſig einwenden: wir haben doch ein Recht, Thiere zu ſchlachten, ſie mitunter durch Strenge zu ziehen; man wird etwa muthmaßen, ich hätſchle zu Haus einen verwöhnten Mops. Mir

gleich! Man wird auf die Schwierigkeiten in der Gesetzgebung und ihrer Ausübung hinweisen, als ob ich sie nicht kennte und als ob ich nicht die Antwort hätte, daß es trotz denselben gehen muß, wenn man nur recht will. Mir alles gleich! Wenn nur ein paar Samenkörner auf guten Boden fallen, wenn nur in das Land, worin ein so hochbegabtes und liebenswürdiges Volk lebt, einige Lichter hinüberfließen und entfernt mitwirken, daß ein so schwarzer Flecken in seinem Charakter sich mindere und helle! Wenn ich erlebte, daß meine Worte in Italien Anklang und Nachhall finden, wenn ich mir sagen dürfte: ein winziges Scherflein wenigstens habe ich dazu beigetragen, daß es allmählich besser wird, so wäre der Spott der Spötter nur die Würze für meine Freude. Und weckt mein Versuch im eigenen Vaterland etwa da und dort ein Gemüth aus der Schlaffheit des bloßen Urtheils zum Entschlusse des Wirkens — um so besser! Die beliebte Losung: „es läßt sich nichts machen," ist leider selbst die Ursache ihrer Wahrheit. Es läßt sich nichts machen, weil wir die Hände in den Schoß legen. Wäre unsere Verurtheilung mehr als weiches Gefühl, das sich schämt, in Wirkung überzugehen, so müßte das gemeinsame Fühlen aller gebildeten Menschenherzen, in Denken und Wollen verwandelt, zu einem Strom anschwellen, der das wüste Uebel nicht länger als breiten Schandfleck der Menschheit auf Gottes schöner Erde wuchern ließe.

Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien.

(Augsburger Allg. Zeitung Dezember 1875.)

Seit der Artikel „Aus einem italieniſchen Bad“ in der „Allg. Ztg.“ erſchienen iſt, durfte ich aus mehreren Anzeichen, mit einer Genugthuung, die nicht mir ſelbſt, ſondern der Sache galt, erkennen, daß ſeine Beſchwerden über die in Italien herrſchende Grauſamkeit gegen das Thier in dieſem Lande ſelbſt nicht ohne Wirkung geblieben ſind. Die erſte öffentliche Stimme, die über die Alpen kam, war eine deutſche, ſie ließ ſich in dem Artikel dieſes Blattes vernehmen: „Italieniſche Thierquälerei.“ L. S. Rom (Nr. 295 Beil. 22. Okt. 1875). Der Verfaſſer gibt einige Beiträge zum Bilde des empörenden Zuſtandes, um den es ſich handelt, und mißt dann die Hauptſchuld am Großwachſen des ſchwarzen Zuges im italieniſchen Volkscharakter den Prieſtern bei, die, ſtatt ihn zu bekämpfen, ihn noch nähren, und zwar durch die katholiſch-kirchliche Doktrin, daß das Thier keine Seele habe. Hiefür kann ich aus einer eigenen Erfahrung einen Beleg beibringen. In Sicilien ſah ich einen Knaben mit einem Vogel ſpielen, dem ein Bindfaden an einem Fuß befeſtigt war — eine bekannte Form der Thierquälerei zum Spaß, die früher ſehr verbreitet geweſen ſein muß; es zeugt davon z. B. ein Familienbild von Rubens in einem Palaſt zu Genua, auf welchem ein Knabe einen Diſtelfinken an einer Schnur flattern läßt. Das Thierchen, das abwechſelnd fortfliegt und wieder zurückgezogen wird, renkt ſich natürlich in kürzeſter Friſt ein Fußgelenk aus und iſt hiemit einem elenden

Tode verfallen. Ich trat zu dem Knaben hin und fand denn auch, daß der Vogel wirklich schon an einem Fuß luxirt war, machte ihn von der Schnur los und setzte ihn auf die Erde, nur damit er wenigstens keine aktiven Qualen mehr auszustehen hatte. Jetzt kam der Vater des Buben, der in der Nähe bei einem Pfaffen stand, herbei und hielt — allerdings in italienisch anständiger Weise — eine Anrede an mich, worin er geltend machte: der Vogel sei Eigenthum des Knaben und mein Wegnehmen also ein rechtswidriges Handeln. Ich suchte ihm darzuthun, was ein Thier unter einem solchen Spiel leiden müsse, und zeigte ihm auch den ausgerenkten Fuß. Der Pfaffe aber schnitt mir die Wirkung meines Belehrungsversuches mit der Bemerkung ab: Eh, è una bestia, non ha sentimento.

Leider habe ich ein Beispiel noch schlimmerer Art zu erzählen und würde es nicht thun, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es nicht allein steht. Es ist schon arg genug, wenn diejenigen, welche die Volkserzieher sein sollten, einen der bösesten Triebe der menschlichen Natur durch Leihung von Gründen, durch Aufstellung einer falschen Lehre noch stützen, schützen und steigern; noch ärger freilich, wenn sie, im einzelnen Fall der Ausübung, gar durch Rath und Anleitung handelnd mitwirken. Ich war dabei nicht Augenzeuge, aber ein solcher, und zwar ein höchst zuverlässiger, hat mir den Fall erzählt. Im römischen Gebirge auf steiler Steige und holpriger Straße stürzt ein überladenes Maulthier unter seiner Last und unter den fortgesetzten wüthenden Hieben seines Treibers zusammen. Der Pfaffe aus dem nahen Bergnest, dem Ziele des Fuhrmanns, kommt dazu

und räth, es noch mit einem großen Holzscheit zu versuchen, und zwar so, daß man mit der scharfen Spaltkante auf das Thier schlage. Ein solches wird geholt, in der genannten Weise damit auf die Kreatur losgehauen und richtig! es hilft, das Thier rafft sich noch einmal auf, und der Pfaffe reibt sich die Hände.

Wer kann zweifeln, daß es auch unter den italienischen Priestern gute Menschen gibt, die Mitleid fühlen und Mitleid lehren! Aber allerdings wird man zu sagen berechtigt sein: diese sind menschlich nicht vermöge des Systems, in welchem sie stehen, sondern trotz demselben. Ob in theologischen Lehrbüchern irgendwo positiv der Satz aufgestellt ist, daß das Thier keine empfindende Seele habe, weiß ich nicht; so viel aber ergibt sich aus Geist und Charakter der katholischen Kirche von selbst, daß sie überhaupt keine Zeit hat, nach Stellen des menschlichen Lebens hinzublicken, wie diejenige, von der hier die Rede ist; sie braucht all ihre Zeit dazu, ihre magischen Mittel als die allein wirksamen anzupreisen und anzubringen, wodurch sie dem Menschen den Einlaß in den Himmel zu sichern vorgibt. Schonung des Thieres predigen, das hilft ja nicht zum Herrschen, hat darauf rein keine Beziehung; es kann daher ein dahin gehendes Interesse auch nicht geben. Man könnte allerdings weiter gehen und es als Mangel der christlichen Religion an sich bezeichnen, daß sie, wie sie überhaupt zu wenig über die wirklichen, bestimmten Menschenpflichten aufstellt, so auch auf diese Seite sich — in ihren Urkunden — nicht einläßt, darüber nichts vorschreibt. Die Gesetzgebung Mosis stand hierin höher und hat bekanntlich herrliche Sätze,

worin ſie Erbarmen mit dem Vieh zur Religionspflicht macht. Aber aus dem übrigen, ſo viel tieferen und milderen, Geiſte des Chriſtenthums iſt die Pflicht des Mitleids gegen das Thier doch ſo viel leichter als andere Lebenspflichten, wie namentlich die politiſchen, abzuleiten, daß trotz jener Lücke eine furchtbare Verknöcherung dieſer Religion eingetreten ſein mußte, ehe es dahin kam, daß eine ſo weſentliche Grundempfindung der Menſchlichkeit, wie das Mitgefühl mit dem Thier, im ganzen Umfang ihrer Begriffe keine Stelle mehr fand. Iſt aber Seelloſigkeit des Thiers wirklich eine ausdrückliche Doktrin der italieniſchen Theologie, ſo genügt es nicht mehr, zu ſagen, die katholiſche Kirche habe keine Zeit und kein Intereſſe dafür, Menſchlichkeit gegen das Thier zu lehren, es handelt ſich nicht mehr von bloßer Unterlaſſung, ſondern von üblem Willen: das Thier wird aus dem Umkreiſe der möglichen Gegenſtände menſchlicher Liebe poſitiv verſtoßen, weil es für die magiſchen Mittel unzugänglich iſt, wodurch die Kirche den Himmel garantirt; ein Weſen, das nicht beichten und Abſolution empfangen kann, gegen Weihwaſſer und heiliges Oel gleichgültig iſt, muß keine Seele haben. Dieſer Sinn ſcheint denn auch in der Ausrede zu liegen, die man vom Volke hört, wenn man ihm Thierquälerei verweist: non è cristiano. Weniger pfaffengläubig, dafür allerdings noch boshafter, ſagen unſere ſchwäbiſchen Pferdeſchinder in demſelben Falle: warum iſts kein Spezial geworden! Der Pfaffe und ſein gelehriger Schüler, das Volk, wiſſen nun aber allerdings ſehr wohl, daß das Thier empfindet, ſonſt würden ſie ja nicht darauf kommen können, ihm durch Vermehrung der Qualen die letzte

äußerſte Kraftanſtrengung abzuzwingen. Der obengenannte Artikel aus Recoaro hat dies einen unlösbaren Widerſpruch genannt; er wird jedoch lösbar ſein. Der Thierpeiniger macht ſich die ihm ſehr wohlbekannte Empfindungsfähigkeit des Thieres zu nutz, ſoweit ſie ihm dient, durch Qualen, die er ihm zufügt, Zwecke zu erreichen, oder ſich das Vergnügen des Bewußtſeins der Oberherrſchaft des Menſchen zu geben; er lügt ſich dagegen vor, das Thier ſei empfindungslos, wenn das Gewiſſen aufſteigen will, das denn doch auch im Barbaren nicht ganz ſtumm iſt.

Was nun aber immer das Prieſterthum in Italien ſündigen mag nicht nur durch Unterlaſſung des Kampfes gegen das Uebel, ſondern ſogar durch Nährung desſelben vermittelſt ſophiſtiſcher Lehre, ſchließlich kommt alles auf die romaniſche Sinnlichkeit hinaus; in ihr hat ja die Entartung der Religion in Magie und Prieſterkirche, und in ihr hat ebenſo die Grauſamkeit gegen das Thier ihren Grund, denn dieſe iſt ja ganz die Art des höheren Thiers gegen das niedrigere: es iſt die Grauſamkeit des ſchönen Adlers und Tigers gegen Taube, Haſe, Reh, der behenden Katze gegen die Maus. Nun hat ſich aber die italieniſche Nation ſo herrlich aufgerafft und gehoben, ihre politiſche Auferſtehung iſt ſo ſehr auch als eine ſittliche anzuſehen, daß jene ſchlimme Frucht einer verwilderten Sinnlichkeit, die in der Thiermißhandlung vorliegt, zu den veredelten Zügen in vollem Widerſpruch ſteht. Ich kann dieß mit der Erfahrung belegen, daß mir der Anblick der Ausbrüche dieſes häßlichen Zuges jetzt viel weher thut, als auf früheren Reiſen. Sonſt legte ich es zum übrigen: es iſt einmal eine geſunkene Nation, dachte

ich, jetzt brennt es mich und wird mir unerträglich, weil ich, in der Grundstimmung gehoben durch die sichtbare Besserung aller übrigen Zustände, nicht mehr darauf gefaßt bin, es noch sehen zu müssen. Wir kommen darauf zurück. Ich will nur noch ein Beispiel anführen, an dem man recht erkennen kann, wie in dieser Beziehung das Schöne und das Wilde in Italien heute noch hart nebeneinander steht. Es ist keines von den grellen und doch ganz hinreichend, den Contrast zu beleuchten. Ich habe im September ein prächtiges Fest in Treviso mitgemacht. Es wurde ein Denkmal für alle in den letzten Kriegen gefallenen Söhne der Stadt und Provinz enthüllt, eine Marmorstatue von der Hand des trefflichen Borro, dieses edlen Meisters, dem Venedig das Monument Manins verdankt; sie stellt den Genius Trevisos dar, ein hohes Weib, die Fahne in der Rechten, in der Linken einen Kranz, den sie nach den Namen der Märtyrer am Sockel niedersenkt; schmerzvoll, wie eine trauernde Mutter, neigt sie das Haupt; der Anblick war so majestätisch und rührend zugleich, daß die Augen der Zuschauer feucht wurden, als die Hülle fiel; ein Mitkämpfer der Gefallenen, Bianchetti, hielt eine Feuerrede; es war ein Fest der reinsten Andacht, in der geschmückten Stadt bewegte sich dichtes Volk mit dem Anstand, der selbst dem gemeinen Italiener einen gewissen Adel gibt, ernste Freude leuchtete aus allen Augen, mit italienischer Gefälligkeit wurden die fremden Gäste begrüßt und geleitet. Abends machte ich mit einem Freunde von Venedig einen Spaziergang vor die Stadt; ein Kärrner kam an uns vorüber mit einem Wagen, den ein Maulthier zog; seine Führung bestand in einem unausgesetzten Hauen mit einem Prügel; man konnte ganz deut-

lich ſehen, daß das Schlagen ganz überflüſſig war, das Thier gieng einen guten Schritt und der Mann wollte offenbar eigentlich ſelbſt nichts weiter, er meinte nur, ſo gehöre es ſich, Fahren und beſtändiges Schlagen ſei Ein Ding. Da uns nun dieſes Bild immer in Sicht blieb und der Anblick unerträglich war, ſo blieb uns nichts übrig als umkehren. Mit der Feſtſtimmung des herrlichen Tages aber war es ab und aus, und nur in der Erinnerung kehrte ſie wieder.

Nun ſind aber in Italien wirklich bedeutendere Anfänge des Kampfes gegen dieſe Rohheit wahrzunehmen, als ich zur Zeit wußte, da ich den obigen Artikel ſchrieb; ich wußte nur von einem Thierſchutzverein in Mailand (und Trieſt), nicht von der Exiſtenz eines ſolchen in Florenz, in Rom, Verona (und wohl auch Neapel?). Die Publikationen, Rechenſchaftsberichte des Florentiniſchen kommen mir zu, ſie geben das Bild einer ſehr energiſchen, muſterhaften Thätigkeit. Er beſtrebt ſich, Zuſätze, neue Beſtimmungen zu dem beſtehenden Geſetze gegen Thierquälerei zu erwirken, er wendet ſich mit Belehrungen, Ermahnungen in Flugblättern an die italieniſche Jugend, an die Gemeinden, die Vorſtände der agrariſchen Komiteen, an Unternehmer von öffentlichen und privaten Bauarbeiten, ſpeciell an Karrenführer und Fuhrleute jeder Gattung, namentlich aber auch an Schullehrer und — es iſt merkwürdig genug, daß dieſe durch eine Laiengeſellſchaft auf eine ihrer Hauptpflichten als an eine Religionspflicht gewieſen werden müſſen — an die Geiſtlichen: „Ai Priori, Curati, Cappellani ed altre dignità eclesiastiche, che sorvegliano e dirigono la morale educazione della gioventù.“ Nach allen Seiten wird in

dieſen Publikationen die Sache beleuchtet; die des Nutzens iſt, wie billig, nicht vergeſſen, aber ebenſo wenig die moraliſche, die Wahrheit, daß aus dem Thierquäler ein Menſchenquäler werden muß; auch an die Ehre Italiens werden alle dieſe Ermahnten erinnert, an die Schande vor dem Auslande, das mit Abſcheu auf dieſen widerlichen Flecken im italieniſchen Charakter blickt. Dieſe letztere Seite iſt es, die ich ſchon berührt habe, auf die ich aber nun noch beſtimmter hinweiſen möchte.

Italien iſt erwacht, Italien lebt, Italien hat und fühlt Ehre. Der Zug im Charakter ſeines Volkes, von dem hier die Rede iſt, gehörte zum alten Italien, zum tief geſunkenen, zum verachteten Italien; er paßt nicht zum Bildniß des neuen, das Ehre in der Bruſt trägt, denn er iſt ſchmachvoll, weil er untermenſchlich iſt. Ein wahrer Menſch ahmt nicht die Grauſamkeit des Thieres nach, ſondern erbarmt ſich ſeiner, weil er über ihm ſteht und trotz ſeiner Grauſamkeit das Menſchenähnliche in ſeinen beſſeren Eigenſchaften ſieht und fühlt. In den Thierſchindern ſahen wir vor der Zeit der Auferſtehung Italiens die Enkel jenes Geſindelvolkes, das einſt den Thierkämpfen und Gladiatorengemetzeln zujubelte, ſahen wir die ſpäten Früchte der Fäulniß des alten kaiſerlichen und der giftigen Verderbniß des prieſterlichen Rom.

Dieſes Urtheil umzuſtoßen, genügte es nicht, daß wenigſtens keine Stiergefechte beſtanden, wie in Spanien, wo wir an dieſer ſcheußlichen Erbſchaft aus den Zeiten der Arena alle Stände, die Damen der höchſten nicht ausgenommen, ſich entzücken ſehen; denn da iſt ja das Uebel nur konzentrirter in einem Bilde beiſammen.

Italien weiß, daß es nun, da es erſtanden iſt, an den Ausbau ſeines Staates und an die innere Durchbildung, an die Neugeſtaltung ſeines ſittlichen Lebens gehen muß. Lavoriamo! iſt die Loſung. Unſer Thema trifft nun aber mitten hinein in das Ganze der großen Aufgaben einer ſo edeln Nation, die ſo vieles nachzuholen hat; es iſt in der That höchſt intereſſant, zu ſehen, wie im Kulturleben eines Volkes alles mit einander zuſammenhängt. Jene Anreden des Thierſchutzvereins in Florenz an die Lehrer und Geiſtlichen, an die Fuhrleute und Kärrner — ſie werden, wenns gut geht, da und dort ein kleines Samenkorn ausſtreuen; es ſind nur Nothbehelfe, ſolange die Volksſchule und auch die Mittelſchule in dem Zuſtande verbleiben, worin ſie ſich befinden, und man kann ſich dies einfach klar machen, wenn man auch nur das Eine bedenkt, daß unter hundert Fuhrleuten und Kärrnern ſchwerlich Einer iſt, der leſen kann.

Italien hat faſt ſo gut als keinen Volkslehrerſtand, und es hat ihn nicht, weil es keinen Schulzwang hat, und es hat dieſen nicht, weil es ſich noch nicht ganz von dem Satze hat losmachen können: „die freie Kirche im freien Staate," der doch eigentlich nichts anderes bedeutet als: die unverſchämte Kirche im zu beſcheidenen Staate. Die Kirche hat in die Staatsſchulen nichts darein zu reden, aber ſie hat Freiheit, Schulen zu errichten, ſo viele ſie will, und die Mehrzahl der Jugend ſitzt in den ihrigen, nicht in den Staatsſchulen. Es gilt dieß zunächſt von der Mittelſchule; wie das Geſetz umgangen wird, das beſtimmt, daß keine (Laien-) Schüler geiſtlicher Seminarien, ſondern nur Schüler von Staatsgymnaſien zum Abiturienten-Examen zugelaſſen werden,

darüber vergleiche man einen Artikel in der „Allg. Ztg.“ vom 20. Aug. d. J., Beilage, „Von der italieniſchen Grenze“. Und die Volksſchule, die eigentliche Stelle, wo der Kindheit die erſten ethiſchen Begriffe beigebracht werden ſollten, wie ſteht es denn mit ihr? Ich bitte um Aufklärung, ich weiß rein nicht, wo ſie eigentlich iſt. Und übrigens: ſo lange kein Schulzwang, ſo exiſtirt ſie, wo ſie exiſtirt, nur ſcheinbar. Es iſt noch die pure Unreife, daß man in Italien meint, der Schulzwang widerſpreche der menſchlichen und bürgerlichen Freiheit, und dieſer Irrthum ſteht ganz parallel neben demjenigen, der eine Haupturſache des Blüteſtandes der Thierquälerei iſt. Unter den gebildeten Italienern, unter den Beſſeren im ungebildeten Volke, die unthätig der Mißhandlung von Thieren zuſehen, ſind wohl doch manche, welche die Barbarei innerlich mißbilligen, aber nicht einzuſchreiten wagen, weil ſie denken, das Thier ſei doch einmal das Eigenthum ſeines Herrn und er könne damit verfahren, wie er wolle. Ich habe es in Recoaro in der Empörung meiner Seele nicht unterlaſſen können, einigemal in der volkreichen Straße des Dorfes unter die Unmenſchen hineinzufahren und ſie Beſtien, verworfenes Pack zu ſchelten, die man durchprügeln ſollte, und ich habe bemerkt, daß dort ein Herr, der vor dem Kaffeehauſe, hier ein Schuſter, der arbeitend vor ſeiner Thüre ſaß, ſichtbar zuſtimmend nickte; aber laut beizuſtimmen, davon hielt ſie offenbar der falſche Rechtsbegriff ab. Nun, und derſelbe falſche Rechtsbegriff liegt dem Widerſtande gegen den Schulzwang zu Grunde. Das Kind iſt ein Eigenthum ſeiner Eltern; man kann ſie nicht zwingen, es zur Schule zu ſchicken, meint man. Unſere Kinder ge-

hören aber so gut dem Staat als uns, weil wir selbst nicht nur uns, sondern ebenso gut dem Staate gehören. Müssen wir denn dem Staate nicht sogar unser Leben opfern, wenn er es bedarf? Und unsere Thiere? Sie gehören doch auch nicht so ganz uns, daß wir durch ihre Behandlung der Gesellschaft, deren Glieder wir sind, ein öffentliches Aergerniß geben dürften. Es ist eine Parallele und zugleich ein Verhältniß der Einwirkung; derselbe falsche Rechtsbegriff lähmt den besseren Willen der fühlenden Menschen, daß sie nicht persönlich einzuschreiten und überhaupt vorzugehen wagen gegen die Thiermißhandlung, und lähmt den Willen der Einsichtigen zur Einführung des Schulzwanges; zugleich aber und ebendaher lernt das Kind in keiner Schule die ersten Pflichten der Menschlichkeit, ja es lernt in Mehrzahl nicht einmal lesen, um Ansprachen eines Thierschutzvereins verstehen zu können.

So lange nun dies nicht anders ist, bleibt nichts übrig, als im Einzelnen zu wirken, so viel man mit Vereinen und außer Vereinen eben wirken kann. Das ist nicht eben viel, ins Große wirken nur Polizei, Kirche (sofern sie die Religion vertritt, nicht zertritt, wie die römische) und Schule, aber es ist doch viel besser als nichts.

Ich möchte die Gelegenheit nicht unbenützt lassen, noch auf einige Seiten und Züge der Barbarei hinzuweisen. Wird denn endlich von Seiten der Polizei nicht etwas geschehen gegen das Wegfangen und Schießen der kleinen Vögel, selbst der schönsten Singvögel, für die Küche, wodurch sich der Italiener des besten Beistands gegen seine lästigen Feinde, die Insekten, und der anmuthigen Belebung der Landschaft

ſo unſinnig beraubt? Dieſem Unfug könnte doch ein gut vollzogenes Verbot mit entſcheidendem Schlag ein Ende machen. Da von den Vögeln die Rede iſt, ſo ſei noch angeführt, daß man dortzulande meint, es thue dem Huhn und der Ente nicht das geringſte, wenn man ſie, ſolang es beliebt, Stunden, viele Stunden lang, an den Füßen kopfabwärts trägt, knebelt, ſo geknebelt halbe Tage lang und länger hängen und liegen läßt. Es iſt ganz Kinderart, zu meinen, der Fuß ſei ſo eine Art von mechaniſcher Handhabe wie an einem lebloſen Objekt. Doch das iſt noch Bagatelle gegen die Behandlung der Zug- und Reitthiere. Ich verſetze den Leſer dahin, wo es am ſcheußlichſten zugeht, nach Neapel und Sicilien. Ich habe ſchon in den „Krit. Gängen (neue Folge)“ angeführt, daß ich dort an einem mit 8—10 Perſonen beladenen Corricolo Pferde habe keuchen ſehen, deren ganze Bruſt nur Eine Wunde war, aus welcher das Blut ſtrömend in den Staub niederfloß, während der Bruſtriemen tiefer und tiefer, ſtets aufs neue in das rohe Fleiſch einſchnitt und daran rieb; ich habe angeführt, daß der Rücken meines Maulthiers auf der ſicilianiſchen Reiſe, als ich es abgeſattelt ſah, auch nur Eine große Wunde, lauter entzündetes, eiterndes, rohes Fleiſch war. Ich hatte immer nicht gewußt, warum das Thier einen Schmerzenston von ſich gab und ausſchlug, wenn ich aufſtieg; die Wunde ſetzt über Nacht eine Kruſte an, der erſte Ruck des Sattels reißt ſie Morgens wieder weg, und ſo fort; dieſer Zuſtand bleibt; das Thier wird nie geheilt, die Wunde nie gewaſchen, gepflegt, das Thier lebt ſo ſein ganzes Leben. In Sicilien haben wir den lebendigen Beweis, wie Grauſamkeit gegen Thier und Menſch zuſammen-

hängen. Thierquälerei und Räuberweſen, Mord, Verſtümmelung, das ſind zwei Früchte, die ſo recht aus Einer Wurzel wachſen. Dorthin reicht nun freilich kein Ruf aus unſerer fernen Welt, aber nach Neapel, das ja auch längſt die „Hölle der Thiere“ iſt, möchte ich mich heute noch wenden, und mir ſei es erlaubt, daß ich hier öffentlich ein Wort richte an meinen verehrten und lieben einſtigen Kollegen in Zürich, Profeſſor de Sanctis, jetzt wieder an der Univerſität zu Neapel. An ſein braves Herz möchte ich das Leiden der Kreatur in ſeiner Heimat legen. Doch es liegt wohl längſt daran. Die gebildeten Kreiſe Neapels können des auferſtandenen Italiens auch in dieſer Richtung nicht unwürdig geweſen ſein. Ich grüße ihn und bitte ihn, daß man ſeine Stimme herüber nach Deutſchland vernehme und erfahre, was Neapel gethan hat und weiter zu thun gedenkt.

Die zwei Völker haben in jüngſter Zeit ein herrliches Familienfeſt mit einander gefeiert. So wie Italien den deutſchen Kaiſer begrüßt und aufgenommen hat, nimmt man nur mit dem Herzen auf. Auch dieß iſt ein unzulänglicher, oberflächlicher Ausdruck. Die hohe Stimmung des italieniſchen Volkes war noch etwas anderes, als jene gemüthliche Erregung, die ſich von ſelbſt im Gefühl einſtellt, ſie floß nicht aus unmittelbarer Sympathie des italieniſchen Weſens mit dem unſrigen, ſondern aus Tiefen, worin ein geiſtiges, feſteres Band ſich flicht, aus dem Bewußtſein der Wechſelergänzung im Gegenſatz des Naturells, der großen Aehnlichkeit der Schickſale und der brüderlichen Zuſammengehörigkeit, die ſich nothwendig darauf gründet. Dieß ſchafft eine ganz andere Art von Liebe, als ein unmittelbares Natur-

gefühl. Dadurch erhielt jenes Fest das Gepräge des hohen Stils, und dabei hat sich ein Zug des italienischen Volkes an das volle Licht gestellt, über welchen alle staunten, die Italien nicht kennen, während alle, die es kennen, zum voraus wußten, wie prächtig er sich offenbaren werde. Eine zahllose Volksmasse und keine Polizei vonnöthen, sie in Ordnung zu halten! Und dieß bei einem Schwung der Stimmung, der sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Italieners kund gab! Und fluthende Menschenmasse aus allen Ständen! Dem Italiener ist die anständige Form eingeboren, sie ist in ihm Natur, uns muß sie anerzogen werden, wir müssen sie uns als Zwang auflegen, und nur auf diesem Umweg gelangt ein kleiner Bruchtheil der Nation dazu, daß sie durch Gewohnheit zur andern Natur wird. Die Mehrzahl unseres Volkes würde bei solchem Anlaß einen unüberwindlichen Reiz verspüren, es zu versuchen, wie viel Grobheit, wie viel Drücken und Stoßen der Vorder- und Nebenmann sich gefallen lasse. Wir dürfen es nicht läugnen, daß unsere Natur an sich barbarisch ist. Nur kommt es sehr darauf an, wie man das Wort nimmt. Bedeutet es eine zwiespältige Natur, nach innen tief angelegt, nach außen eckig und schwerfällig, im Formgebiete mühsam lernend, die Erscheinungen langsamer auffassend als die Bewohner sonnigerer Länder, im Gebiete der Sitte zum Stößigen und Stockigen geneigt, so müssen wir uns den Namen gefallen lassen. Allein der Begriff kann sich auch umkehren. Denn in jener Region des menschlichen Wesens, die man im Auge hat, wenn man sagt „tief angelegt," gibt es nicht nur gewisse Geistes- und Charakterkräfte, die ich nicht aufführe, um nicht als Deutscher

ruhmredig zu ſcheinen, ſondern auch gewiſſe Züge zarter Art, ſo zarter, daß der Barbar nach dieſer Seite doch der Menſchlichere iſt, indem ſolche Gemüthsneigungen ſeiner Natur von Haus aus innewohnen, die ſich der Enkel und Erbe der klaſſiſchen Bildung umgekehrt erſt erwerben muß. Und unter dieſe Züge gehört Mitleid mit dem Thiere, freundliches ſich Verſetzen in unſern „Grenznachbar", wie Hippel es genannt hat. Auch dieß ſoll nicht prahleriſch geſagt ſein; zum Zwieſpältigen und Barbariſchen in uns gehört ein viel ſchrofferer Unterſchied zwiſchen den gebildeten Klaſſen und dem Volk, als er bei unſeren ſüdlichen Nachbarn ſtattfindet, und dieß gilt auch von dem genannten humanen Zuge. Man wird ſagen können, daß auch dem unerzogenen Theil unſeres Volkes ein weicherer Sinn gegen das Thier angeboren iſt, als dem italieniſchen, allein dieſer gute Keim verwildert eben doch unter den übrigen rohen Gewöhnungen, denen unſere niederen Stände ſo leicht, in ſo weiter Ausdehnung verfallen; wo aber Erziehung eingreift, da entwickelt er ſich leichter und ſchneller als bei den romaniſchen Nationen: eben ein Beweis, daß wir ihn doch eigentlich nicht der Erziehung verdanken. Zu kämpfen aber haben die Erzogenen bei ſo bewandten Umſtänden auch bei uns wahrhaftig noch genug, und wir dürfen uns eben nicht in die Bruſt werfen mit der Behauptung, es ſtehe bei uns gar ſo viel glänzender als in Italien. Nur dieß bleibt ſtehen: in den gebildeten Ständen iſt der Zug der Humanität gegen das Thier durchaus bei uns in viel größerer Ausdehnung entwickelt als dort, und dadurch iſt der Einzelne vor dem Vorwurf der Anmaßung geſichert, wenn er ſeine Stimme über die Alpen ſendet und den Minder-

heiten, die in Italien den Kampf gegen das empörende Uebel begonnen haben, im Namen der ſo viel größeren Minderheiten, die in Deutſchland längſt denſelben Kampf führen, Namens der Liebe und Hochachtung die Hand bietet, die das ganze deutſche Volk mit der Gewalt eines uralten Gefühls zum italieniſchen zieht. Unendlichen Dank ſchulden wir ihm; wie ſtünde es um unſere äſthetiſche Bildung, um unſere Kunſt, wenn wir nicht von ihm gelernt hätten immer aufs neue, von jener Zeit an, da uns durch ſeine Vermittlung das klaſſiſche Alterthum aufgegangen iſt! Zur Wiedererweckung der klaſſiſchen Welt und zur Blüte der Kunſt, die daraus hervorgieng, gehörte aber als die andere weſentliche Hälfte das rein deutſche Werk der ſittlichen Befreiung des Menſchen, die Reformation. Wir werden ſie als kirchliche Anſtalt den Italienern wahrhaft nicht aufdrängen wollen, ihr Geiſt aber hat unſerer Nation eine vertiefte ethiſche Beſinnung getragen, ein Theil derſelben iſt wohl auch die freiere Beſinnung über das menſchenwürdige Verhältniß zum Thier, und es wäre ſchön, wenn wir unſern Dank für das ſo reichlich Empfangene auch dadurch abſtatten könnten, daß das herrliche Volk unſere Stimmen in dieſer Angelegenheit freundlich anhören, unſer Mitwirken gegen jenen Reſt verdorbener alter Luft als eine Art geiſtiger Tramontana ſich gern gefallen laſſen möchte.

Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Drittes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1882.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

	Seit
Alfred Rethel	1
Ludwig Weiſſer	25
Ein internationaler Gruß (Benelli)	57
Voltaire (Strauß)	77
Oberſchwäbiſche Zeitbilder (K. Planck und H. Günthert)	107
Publiziſtiſches	130
K. G. Reuſchle, Philoſophie und Naturwiſſenſchaft. Zur Erinnerung an Fr. Strauß	181
Mein Lebensgang	250

Alfred Rethel.

(Illuſtr. Familienbuch, herausg. vom Oeſterr. Lloyd 1860.)

An Oſtern 1841 hielt ich mich einige Tage in Frankfurt auf. Ich machte mit einem dortigen Freund einen Gang durch das Städelſche Muſeum; als wir die Treppe herabſtiegen, ſchlug er mir vor, mich noch in das Atelier eines Malers im unteren Stocke des Gebäudes einzuführen; er heiße Rethel, ſei aus Düſſeldorf gekommen und eben mit Entwürfen zu Fresken aus der Geſchichte Karls des Großen beſchäftigt, die im Saale des Rathhauſes zu Aachen ausgeführt werden ſollen. Der Name war mir noch ganz unbekannt. Wir traten zu dem Künſtler ein und wurden freundlich empfangen. Ich machte große Augen, als ich vor die Kartone trat. „Das iſt es ja!“ rief etwas in mir, „das iſt ja der Weg, der dir ſchon lange dunkel vorſchwebt, der rechte Weg, den der deutſche Stil einſchlagen muß, wenn er rein, wenn er klaſſiſch und doch nicht unwahr ſchön ſein ſoll! Das iſt ja jene richtige Beimiſchung eines Zuges von Albrecht Dürer zu der plaſtiſch geſchwungenen Linie, die wir bei der Antike, bei Lionardo da Vinci, Raphael und Michelangelo gelernt haben, hier hat ja Einer mit ſtarker Hand die Gegenſätze zuſammengebunden, welche zu verſchmelzen die Aufgabe unſerer einheimiſchen Kunſt iſt,

hier ist ja, was wir suchen: der reine, reife Formenadel der klassisch fühlenden Italiener ohne die Art von Idealität, ja die uns noch zu allgemein, zu generell ist, hier die strenge, ja eckige Individualisirung Dürers im rechten, gedämpften Maße, ohne die Ecken und Brüche, wo er unfrei und unschön wird, monumentale Bahn der Linien, Alles groß und historisch gefühlt, und doch schlicht, voll gesunder und naiver Herbe des Lebens und so ganz unangesteckt von jenem Etwas, von jenem Zuge des Gesehensein wollens, den die Franzosen und das Theater in unsere moderne Kunst eingeschmuggelt haben!"

Jetzt ist Rethel als einer unserer ersten deutschen Künstler anerkannt, die Nation beklagt den frühen Verlust des herrlichen Talents. Seine Holzschnitte: der „Tod des Thürmers", der „Ausbruch der Cholera in Paris", der „Todtentanz im Jahre 1848", die Wandgemälde in Aachen, deren Kartone ich damals zuerst und dann mit Tausenden von bewundernden Menschen zum zweiten Mal in der großen Ausstellung zu München 1858 gesehen, „Hannibals Zug über die Alpen" in einer Reihe von Aquarellen, welche in denselben Räumen zum ersten Male dem größeren Publikum zugänglich wurden, — diese Werke haben seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert. Seine hinterlassenen Handzeichnungen erscheinen eben jetzt in Photographien; es wird wohl der richtige Moment sein, einen Beitrag zur Erkenntniß von Rethels Bedeutung zu geben, mit einigen Strichen, die freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, die Grundzüge seines Künstlercharakters zu zeichnen und zugleich einen Wunsch in Bezug auf die Nachbildung auszusprechen.

Ich werde mich auf Rethels Staffelei-Bilder aus der Zeit, da er noch auf dem Boden der Düsseldorfer-Schule stand, da Albr. Dürer noch nicht den mächtigen Einfluß auf ihn geübt, hier nicht einlassen. Ich kannte, als ich die Kartone sah, noch nichts davon. Man weiß, wie er sich erst aus dem Akademischen herausarbeiten mußte, und zwar aus dem Akademischen im bestimmten Sinne des Düsseldorfischen: säuberliche, gebügelte Formen, Süßliquör in der Farbe, wie er zur damaligen Romantik und zum Nazarenismus stimmte; man weiß aber auch, wie stark sich Rethels Geist aus diesen Banden schon frühe herausrang. Nur ein sehr aufmerksamer Blick wird diese Regung erkennen in seinem „Daniel in der Löwengrube", viel feuriger zeigt sie sich in dem Bilde „Auffindung der Leiche Gustav Adolfs bei Lützen", durchschlagend in jener Komposition voll großer, geisterhafter Wirkung: die Justitia über dem Mörder herschwebend, ihn vor sich herscheuchend. Staunen erregt die Thatsache, daß die herrliche Skizze: „Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach" schon aus dieser frühen Zeit stammt. Welche Versenkung der Seele in diesen hartknochigen Gestalten, wie rührend die Andacht dieser Graubärte! Man glaubt, den Linienzügen nur noch einen Ruck ins Stilkräftigere geben zu müssen, um schon ganz den Meister vor sich zu haben, wie er nachher geworden. Diese Skizze ist Zeichnung, in der Justitia läßt sich bereits auch ein Wandel der Farbengebung erkennen; mit großartiger Einfachheit wirkt hier das Helldunkel zur Vollendung des ergreifenden Eindrucks, jedoch ohne alle koloristischen Finessen. Rethel war berufen, die Farbengebung in dem Maße schlichten und doch bedeutenden

Effekts zu halten, das die zeichnerische Richtung und das die Freske verlangt.

Rethel, der zur Reife gelangte Rethel gehört zu den Stilisten, deren Sprache mehr die Zeichnung ist, als die Farbe. Die großen, grundwesentlichen Charakterzüge des Gegenstandes mit markigem Griffel schreiben, dies ist seine Weise. Ich habe die Ausführung jener großartigen Kartone an den Wänden des Rathhaussaales zu Aachen (der Vaterstadt des Künstlers) nicht gesehen; verkehrte Ansprüche an die Freske, wonach sie mit dem Oelgemälde in koloristischem Effekt wetteifern müßte, sollen ihm vielen Verdruß bereitet und diese ärgerlichen Händel wesentlich zu dem Leiden mitgewirkt haben, von dem ihn der frühe Tod erlöst hat. Er selbst konnte nur vier seiner Entwürfe ausführen, die Vollendung der übrigen wurde dem Maler Kehren übertragen, der in der gewünschten Weise auf eigentliche Farbenwirkung arbeitete. Man kann, wenn man diese Fresken auch nicht gesehen hat, sich gut vorstellen, was die Kartone unter einer Behandlung leiden mußten, die auf Farbenreiz ausgeht. Zeugen versichern, daß Rethels eigene Hand die richtige Grenze koloristischer Ausführung in wahrhaft genialer Weise getroffen habe; Licht- und Schatten wie Farbengebung sollen gerade durch ihre Einfachheit wunderbar zu dem machtvollen Zeichnungsstile stimmen. Ich glaube schließen zu dürfen, daß Rethel, sowenig ein Kolorist wie Cornelius, doch die Farbe mit weit mehr Sicherheit handhabte als dieser.

Er aber, Cornelius, ist es, mit dem wir Rethel zusammenstellen müssen. Die Vergleichung mit diesem Meister muß verschiedene Seiten ins Auge fassen; sie ist interessant

genug, denn sie führt mitten hinein in die Streitfrage des Idealismus und Realismus.

Die Beschränkung auf das Reich der Schönheit, das im Gebiete der Linie liegt, und auf das bescheidene Maß von Farbenwirkung, das der Freske geziemt, sieht man mit Recht als ein wesentliches Merkmal an, das uns bestimmen muß, einem Meister und einer Schule ihren Ort im Lager des Idealismus anzuweisen. Dabei ist natürlich vorausgesetzt: Großheit in der Zeichnung, Großheit in der Einfalt des Kolorits, denn die Beschränkung, wenn sie nicht einfach Mangel sein soll, muß einen inneren, positiven Grund im Künstlergeiste haben und dieser Grund muß sein: mächtige Erfassung des Gegenstandes in seinem Kern, welche alle untergeordneten kleinen Züge ausscheidet, Anschauung im Sinne der Weltgeschichte, des universalen Blicks. Allein wir gerathen hier in eine Schwierigkeit. Der Gegensatz des Idealismus, der Realismus, kann doch nicht gleichbedeutend sein mit Naturalismus, d. h. mit wahlloser Nachahmung der Wirklichkeit, welche wie eine Photographie mit den edleren auch die gemeinen Züge der gegebenen Erscheinung in die Kunst herübernimmt. Realismus ist eine große, berechtigte, in der Zeit wohlbegründete Richtung, und gewiß berechtigt nicht bloß in dem Sinn, daß er etwa auf die Sphäre des sogenannten Genre einzugrenzen wäre, weil dieses mit Fug und Grund die kleineren, untergeordneten, heimlichen Züge, Falten und Furchen des Lebens belauscht, allen feinen Reizen und Spielen des Lichtes, der Farbe, des Helldunkels nachgeht und bis zur täuschenden Wahrheit selbst das Stoffgewebe der Körper im Bild abspiegelt. Nein, der Realismus hat Bürger-

recht auch auf den Höhen der Kunst, in der historischen Malerei, auch im großen Stile der Zeichnung und der Freske. Der logische Knoten löst sich, wenn man in dem, was man Realismus nennt, zwei Seiten unterscheidet: die Schärfe des Individualisirens in der Charaktergebung, die immer noch im Bereiche der Zeichnung liegt, und die Ausführlichkeit des Spezialisirens aller Erscheinungen, welche mit der vollen, virtuosen Ausbildung der Farbe wesentlich und nothwendig zusammenhängt. Jene Seite ist vom konsequenten Realismus trennbar, kann sich zum Idealismus schlagen und durch ihre Beimischung ihm eine Lebenskraft und Wirkung mitten in der realistischen, modernen Welt sichern, die der reine Idealismus nicht hat. Der reine Idealismus athmet in einer paradiesischen Welt von Göttern und von Menschen, deren makellosen Formen keine härtere Bedingung der Existenz die Furchen herber Eigenheit des Individuums, die Spuren des Kampfes mit der Unerbittlichkeit des wirklichen, erfahrungsmäßigen Lebens eingegraben hat. Der reine Idealismus gibt Typen, nicht Individuen; er ist aristokratisch, er kennt nur den Adel im Reiche des Schönen, den Adel der ungebrochnen Schönheitslinie einer mangellosen, seligen Gestaltenwelt. Gießt er ihnen nicht dennoch Lebenswärme ein, weiß er seiner überirdischen Welt nicht Nerv und Blut zu leihen, so wird er abstrakt und steht vereinsamt in einer Zeit, deren Geist einmal ein Geist der Wirklichkeit, der Lebenswahrheit, der Gegenwart ist. Die deutsche Kunst hat gleichzeitig, als sie im vorigen Jahrhundert mit Karstens den neuen Aufschwung nahm, auch gezeigt, daß sie blutreich genug ist, mythische Gestalten mit warmem Leben zu durch-

bringen; von Karſtens bliebe nur ein kalter Allegoriker übrig, wenn ſein Gefühl und ſeine Zeichnung nicht im Beſitz dieſes Zaubers wäre. Und wie ſeelenvoll blicken und athmen, mit nur erſt ſchwacher, doch koloriſtiſches Talent bezeugender Nachhilfe der Farbenwirkung, die idylliſchen, ſeligen Naturen in Schicks Apollo unter den Hirten! Einer unſerer zeichneriſchen Idealiſten, der gedankenreiche, mit der rechten ſeeliſchen Sinnlichkeit ſo reich geſegnete Genelli, mußte freilich nicht ganz ohne ſeine Schuld einſam auf ſeiner Berghöhe in attiſchen Lüften wandeln; er erregte durch das warme Wellenleben ſeines Linienzugs Erwartungen, die er in ein und demſelben Bild ſtellenweiſe doch immer auch täuſchte; es war zu merken, daß er in ſeiner Jugend zu früh aus der Zeichenſchule gelaufen ſein müſſe. — Ich möchte dieſe Art von zeichneriſchen Talenten verſpätete Griechen, Geiſter von Bildhauern nennen, die in ihrer Kunſt nicht alles ſagen konnten, was ſie zu ſagen hatten, daher im Lande der Malerei mit verſchiedenem Glück noch einmal auferſtanden.

Wir haben aber hier von jener andern Form zu ſprechen, jener Verſetzung des Idealismus mit dem realiſtiſchen Elemente der ſtark individualiſirenden Charaktergebung. Dieſe Miſchung iſt echt deutſch. Als innerliche Naturen neigen wir zum Allgemeinen, Gedankenmäßigen, zur Idee. Aber wir ſind auch nordiſche Naturen von hart und eckig ausgeprägter Individualität. Der Künſtler, der die Großheit und Gewaltigkeit, die aus der idealen, das Allgemeine, Grundbedeutende herausgreifenden Anſchauung fließt, mit dieſer ſtrengen Beſtimmtheit und unverflachten Eigenheit der Charakterformen verbindet, wird recht der unſrige, wird unſer Stolz ſein, denn

das ist unser, darin erreicht uns kein Franzose, kein Italiener. Ein Lionardo da Vinci, ein Raphael wußten auch recht wohl die Linie der Schönheit mit der individuellen des Charakters zu einigen, auch ein Delaroche in seiner zugespitzteren, geistreich französischen Weise versteht es gar gut; aber das Individualisiren hat selbst wieder seine verschiedenen Stile, nämlich eben in der historischen Gattung selbst und abgesehen vom Genre. Der deutsche Menschenschlag ist in der Natur selbst noch ungleich individueller, als der romanische; die Leute sehen sich noch viel weniger gleich, als im wälschen Lande. Das konnte die Natur nicht bewerkstelligen, ohne um eine Hand breit tiefer in das Knorrige, Schwere, Unbeholfene, in das Reich der gebrochenen, eigensinnigen Linie zu greifen. Und etwas davon, mit künstlerischer Wahl und Maßgebung natürlich, wollen wir in der Kunst; ist sie monumental, so etwas Reckenmäßiges, Nibelungenmäßiges. Dies hat Cornelius und er ist daher unser Mann; selbst seinen Griechen hat er es gegeben und wir schließen daraus, nicht bloß aus dem bekannten Blatte zu den Nibelungen, daß sein eigentliches Feld die deutsche Heldensage gewesen wäre. Aber bei ihm tritt es in zweierlei Weise auf: in freier und unfreier. Er will es, aber es sitzt ihm in der Hand auch unfreiwillig. Daher wird er hart und formlos, wo es nicht in seiner künstlerischen Absicht liegt, daher stoßen wir auf Klötze, Schwerfälligkeiten, Zeichnungsmängel, Proportionsfehler, die wohl zu unterscheiden sind von den kraftvollen Härten, womit er als wollender Künstler seine urkräftigen Gestalten ausstattet. Ganz ähnlich war es bei Albrecht Dürer: er zeichnet mit gutem

Grunde wollend Hartes, aber er verfällt auch nichtwollend in Härte, Unſchönheit; er freilich kannte die reine Durchſchnitts-Linie der Schönheit überhaupt nicht, er hatte ſein Formgefühl nicht im Studium der Antike geläutert; Cornelius, der moderne Künſtler, der in der Schule der Griechen und der großen Italiener gebildet iſt, geräth nicht ſo oft, nicht ſo tief in das Formloſe, aber doch da und dort, in jedem ſeiner Werke irgendwo. Ihn und Genelli im Auge möchte man ſagen: wir haben in Deutſchland große Zeichner, die nicht zeichnen können. Cum grano salis natürlich! Genelli bewegt ſich in das Schöne und wird von einzelnen Unſchönheiten nicht frei, Cornelius in das Große, das Erhabene und fällt in Formfehler, beſonders in Proportionsfehler. Rethel nun ſtellt ſich an Großheit und ſchöpferiſcher Urgewalt hart neben den letzteren; ſie nach dem Grade der Potenz zu vergleichen wäre müßig, ſchon darum, weil Rethels Laufbahn ſo frühe durchſchnitten iſt, aber das ſteht feſt: Rethel iſt durchgebildeter in ſeinem Formgefühl. Er hat ſeinen A. Dürer ſtudirt wie ein verwandter Geiſt den verwandten, aber er folgt ihm in kantiger Individualiſirung nicht weiter als freie Künſtlerwahl bedingt. In einem beſtimmten Sinne werden wir nachher dieſes Urtheil noch einſchränken müſſen; im Ganzen und Großen muß es unverkümmert ſtehen bleiben und dazu kommt denn nach der obigen Bemerkung noch, daß Rethel, obwohl kein Koloriſt, doch die Farbe, ſo weit er ſie brauchte, offenbar freier beherrſcht hat, als Cornelius.

Eine weſentliche Seite des Idealismus habe ich bis hierher noch nicht ins Auge gefaßt. Ich habe vom Allge-

meinen, Gedankenmäßigen geſprochen nur in Beziehung auf Stil, auf Formengebung, und ſo iſt auch das Wort Idee im Namen „Idealismus“ zunächſt zu nehmen. Aber freilich, es bedeutet noch etwas Anderes: Erfinden des Kunſtwerks aus dem reinen, an ſich unbildlichen, in ſeinem ganzen Umfang zum Bewußtſein gebrachten Gedanken, ein Prozeß, der zur Symbolik, zur Allegorie, in der Kompoſition zu beziehungsreichen Cyklen, in ſeiner ſtrengen Konſequenz eigentlich aus der Kunſt hinaus in die Philoſophie führt. Glücklicher Weiſe kann dieſe Konſequenz bei einem wirklichen Künſtler überhaupt nicht vorkommen; ſchon der innerſte Gedankenkeim wird ſich bei einem ſolchen in Geſtalt umſetzen und auch das ſymboliſch Erdachte wird er mit dem elektriſchen Funken des Lebens beſeelen. Sinnende Tiefe des reichen Geiſtes hat Cornelius auf dieſen Weg gewieſen, der hart und gefährlich am Irrwege der „Ideen-Malerei“ hinläuft. Ob Rethel an Gedankenfülle Cornelius erreicht hätte, wenn ihm ähnliche Aufgaben wie dieſem geſtellt worden wären, wiſſen wir nicht, dafür kam er auch nicht in Verſuchung, ſoviel zu ſinnbildern; er ſymboliſirt und allegoriſirt nur im Gebiete des Humoriſtiſchen und des geſpenſtiſch Schauerlichen, wo wir ihn nachher aufſuchen werden, und hält ſich im Weſentlichen, in ſeinen Hauptwerken, auf dem einfachen Wege der Geſchichte, der Erhöhung des thatſächlich Gegebenen zum idealen Ausdruck ohne ſinnbildliche Zuthat. Er bewegt ſich gern in Kompoſitionsreihen, aber in hiſtoriſch-ſucceſſiven, nicht in ſolchen, die ein Netz von Gedanken-Kombinationen zwiſchen Bild und Bild ſchwer verſtändlich herüber- und hinüberziehen. Cornelius, den das Prinzip des direkteren Gedanken-

Ausdrucks bei den vorbildlichen Geſtalten des Mythus und der Sage feſthält, wird immer nur ungern und unbehilflich auf die äußeren Kulturformen der wirklichen Geſchichte ſich einlaſſen, er wird als Idealiſt bei dem Nackten und der einfachſten Gewandung und Bewaffnung bleiben. Rethel beherrſcht mit genialer Sicherheit der Stiliſirung auch jene Formen, ja er weiß in ſeinem Todtentanz und einigen humoriſtiſchen Handzeichnungen ſelbſt die moderne Tracht in einer Weiſe ſtiliſtiſch zu bemeiſtern, die ihm gewiß Keiner nachthut.

Nun, und ſo war dieſer Künſtler ſo recht beſtimmt, unſer monumentaler Hiſtorienmaler zu werden. Vor Allem der rechte Mann für unſere deutſche Geſchichte. Das ſind echte Naturen von deutſchem Schrot und Korn in jenen Kompoſitionen zur Geſchichte Karls des Großen. Wie ſchlicht in ſeiner Heldengröße ſteht der gewaltige Sachſenſieger neben der niedergeworfenen Irmenſäule, wie einfach groß und majeſtätiſch zieht er ein in dem eroberten Pavia, was iſt das für ein unerbittlicher und unwiderſtehlicher Mann der Schlacht, wie er unter die Mauren hineinſtürmt, die ſich um ihren Götzenwagen ſcharen, und dann in der Gruft, wo Kaiſer Otto vor ſeinem balſamirten Leichnam kniet, welche ernſte Geiſterwürde, welche ſteile, ſteinerne Erhabenheit in der entſeelten Hülle! Da iſt nirgends auch nur eine Spur von Zielen auf Effekt, von jenem franzöſiſch-theatraliſchen me voilà, wovon ich oben geſprochen, nirgends eine Spur von Ausbeuten des Motivs zu einer möglichſt Vielerlei vorbringenden Füllung des Rahmens, überall einfache, ſparſame, klare, befriedigende Gruppirung. Dann aber die andere

Reihe von hiſtoriſchen Kompoſitionen, Hannibals Zug über die Alpen; der furchtbare Kampf mit den Hinderniſſen und der Gefahr des Gebirgs, jähen, zerriſſenen Felswänden, Abgrund, Eis und Schnee, und mit der Wildheit barbariſcher Bergvölker, die ſich an Springſtangen vertraut über die gähnenden Eisſpalten ſchwingen! Hier ſteht die Heldenſchar bang und doch entſchloſſen am Fuße der fürchterlichen Päſſe, nun wird geklettert nnd zugleich gekämpft, dort ſind Menſchen, Pferde, ein Elephant in die Tiefe geſtürzt, die Einen haben ſich an zackigen Baumäſten im Falle geſpießt, die Andern ſchlingen ſich in entſetzlichem Knäuel durcheinander; endlich haben die Vorderſten die Höhe erreicht und die heroiſche Geſtalt des Feldherrn weist ſtolz und froh die Aufathmenden hinaus auf die Gefilde Italiens.

Nun iſt aber von einem Zuge Rethels nicht länger zu ſchweigen, an den wir ſchon mit dieſen letzten, flüchtigen Blicken geſtreift haben: es iſt das Geiſterhafte. Dahin geht eine alte, inwohnende Neigung der deutſchen Kunſt, der Malerei ſo gut als der Poeſie. A. Dürer hat dieſen Zug, Holbein hat ihn: man darf nur, um bloß das Eine zu nennen, an des Erſteren „Ritter, Tod und Teufel," an des Zweiten „Todtentanz" denken. Auch Cornelius hat ihn; dies bezeugen ſeine Teufel auf dem jüngſten Gericht und ſeine „Vier apokalyptiſchen Reiter," groß und ſchauerlich wie ein furchtbarer Traum. Selbſt Genelli, der doch ein ſo viel konſequenterer Idealiſt, betritt mit furchtbarer Wirkung dieſen Boden in ſeinem „Leben einer Hexe." Aber auch dem maleriſchen Realiſten Leſſing iſt er nicht fremd; er zieht ſich fühlbar als geſpenſtiſcher Hauch durch ſeine

Landſchaften. Dies Geiſterhafte miſcht ſich tief und wunderbar mit dem deutſchen Humor und unter den Neuern in Keinem ſo genial, wie in Rethel. Für dieſe Welt aber wählt er nun ganz den derben, einfach großen, auf Schattirungsfeinheiten verzichtenden Kontur des Dürerſchen Holzſchnittſtils, und hieraus ſind denn die obengenannten berühmten Blätter hervorgegangen. Geiſterſchauer und Humor, habe ich geſagt, aber ich muß hinzuſetzen: herrliches Gemüth. Sieh den Kopf des alten Glöckners an, der in ſeinem Stübchen hoch oben auf dem Thurme ſanft eingeſchlummert iſt: was ſind das für gute, arme, müde Züge, was mag der Mann alles erlebt, verſucht, gearbeitet, gehofft und gelitten haben! Sieh' aber auch die Hände, die Füße an: eine ganze Lebensgeſchichte, eine lange, rührende Erzählung von Mühen und Sorgen und endlich von Sehnſucht nach dem Erlöſer Tod liest ſich aus ihren Furchen, ihrer zwanglos matten Lage, auch eine Pilgerfahrt hat der müde Alte gemacht für das Heil ſeiner armen Seele, der Pilgerhut und Stab an der Wand bezeugt es, und nun iſt der Tod auch wirklich gekommen, wohl das bekannte Gerippe, aber diesmal nicht höhniſch grinſend, ſondern ſichtbar mitleidvoll verrichtet er dem Entſchlummerten den Dienſt, den er ſelbſt ſo vielen Hunderten gethan, indem er ihm das Sterbeglöckchen läutet. In der Behandlung des Todtenkopfes, in der geiſtreichen Art, ihm Ausdruck, hier von Gefühl, ein andermal von Hohn abzugewinnen, ſteht Rethel ganz auf gleicher Höhe mit Holbein. Ich muß darauf verzichten, in die grauenvolle Bilderreihe des Todtentanzes ausführlich einzugehen; ich muß mich mit der Hinweiſung auf die drei gewaltigſten unter dieſen

Stücken begnügen; das eine: der Tod im Hecker-Habit einer Stadt zureitend, die Cigarre zwischen den Zähnen, die Sense in der Hand, Kittel und hohe Stiefel um die Knochenglieder schlotternd, humpelnd im Sattel, daß man die dumpfen Stöße des fleischlosen beinernen Gesäßes auf Holz und Leder zu hören meint; das andere: der Barrikadenkampf; da steht er als General flott und stolz, mit der einen Hand die Fahne haltend, mit der andern den Kittel lüftend, als wollte er den Soldaten drüben sagen: da schießt her und seht zu, wie ihr trefft! aber nicht unverwundbar wie er sind seine Opfer, die Kartätschen fegen sie von der Barrikade herunter, und wie die tödtlichen Geschosse unwiderstehlich durchreißen, das ist hier mit furchtbarer Wahrheit gegeben; das dritte: der Kampf ist vorüber, triumphirend, einen Lorbeerkranz um den Schädel, graßen Hohn im Blicke, reitet der Tod mit entfalteter Fahne auf die Barrikade, worauf neben zwei Todten, deren Blut die Mähre leckt, ein Sterbender in grauenhaftem Todeskrampfe sich windet und zwei Kinder den gefallenen Vater beklagen. Die Blätter sind entstanden im Anblick des Unheils, das aus den wilden Leidenschaften der Demokratie in den Jahren 1848 und 1849 erwuchs; selbst der rötheste Demagog, hat er anders Kunstsinn, muß erschüttert vor diesen furchtbaren Bildern stehen.

Dies sind geisterhafte Motive, entnommen aus dem Volksglauben, schon lange vor Rethel häufig benützt, von ihm neu und frei entwickelt, schauervoll, traumhaft und doch klar, wach, voll Geist des schneidendsten Realismus. Allein es zieht sich durch Rethels Werke das Geisterhafte noch in einem anderen Sinn hindurch, der nicht leicht in Worte zu

faſſen iſt; da trägt es einen Charakter des Unfreien und deutet auf einen dunkeln, kranken Punkt im Geiſte des Mannes. Wenn man die Fratzenköpfe der geſtürzten Irmen-Säule und der Götzen auf dem Kriegswagen der Mauren ſieht, ſo glaubt man, obwohl die letzteren durch den Vorgang motivirt ſind — denn die Mauren wollen durch dieſe Larven dem Feinde die Roſſe ſcheu machen — doch eine gewiſſe Schärfung des Bizarren zu bemerken, die geeignet ſei, Bedenken zu erregen. Aber auch ſonſt fühlt ſich in Rethels Linien da und dort etwas Dorniges, Zackiges hindurch, was über jene Ecken und Kanten, die wir als ganz natürliche deutſche Formengebung und wohlbegründeten Rückgriff zu A. Dürer anerkennen, noch hinausliegt; namentlich in Bewegungen und Mienen, wo Leidenſchaft und Wildheit auszudrücken iſt, entſtehen aus dieſer Führung der Hand Formen der Verzerrung, die zwar mehr oder minder durch den Gegenſtand gerechtfertigt ſind, allein doch ſo gemahnen, daß man ſich ſagt, es müſſe in der Linie der Künſtlerſeele ſelbſt ein irrationaler Bruch geweſen, aus einem Abgrund, wo Grauen und Fiebertraum wohnte, müſſen dieſe Drachenformen der Zeichnung hervorgekrochen ſein, kurz man ahnt Zerriſſenheit und einen frühen Keim des Wahnſinns. Nun erſt wird man bange für den Künſtler auch da, wo mit dem ganzen Thema vornherein das Grauenhafte, die Verzerrung und das Entſetzen unzweifelhaft gegeben iſt, bange für ihn wegen ſeiner Neigung zu dieſer Welt des Dämoniſchen. Es iſt, als liebte er es, mitten ins Leben das Todesgrauen einbrechen zu laſſen; man ſehe beſonders auch jenes Blatt an, wo die Cholera unter die Tänzer und Muſikanten auf einem Ball

eintritt und einer der ersteren, eine grauenhafte Ironie, mit verzerrten Zügen unter der Narrenmaske hervorgrinst. Es ist etwas von Theodor („Callot") Hoffmanns wilder Phantasie des Fieberschauers in diesen Gebilden, aber freilich, Hoffmann war nicht im Uebrigen als Dichter so gesund, so kerndeutsch, so mannhaft, so stilvoll wie Rethel als Künstler. Man denkt auch an Heinrich von Kleist; aber freilich, dieser zu so Hohem, ja zu der Schöpfung eines neuen dramatischen Stils Berufene trug eine tiefe Verzweiflung an einem ewigen, gerechten Gesetz in der Weltordnung, eine Trostlosigkeit in der Seele, welche dem gesammelten Geiste Rethels ferne lag, der in seiner grausigen Gestaltenwelt so wahre Ideen niederlegt von dem, was im Vergänglichen nicht vergeht: ein zürnender Prediger mit dem Griffel ohne Pietismus und ganz ein Künstler. Warum rettete nicht der hohe Inhalt die erkrankende Phantasie aus den Klauen des Wahnsinns? Hier können wir nicht weiter, sondern müssen unsere Fragen in den unerforschten Schooß des Menschenschicksals versenken.

Von der Allegorie ist oben gesagt, Rethel liebe sie nur im Gebiete des Humoristischen und gespenstisch Schauerlichen. Und nie bleibt sie bei ihm ein todtes Produkt des kahlen Denkens, sie ist immer lebendig empfangen und lebendig gegeben. Hierher gehört schon das bereits erwähnte Oelbild aus seiner frühen Zeit: die Justitia und der Verbrecher. Das ist so tief empfunden, so erschütternd wahr geschaut, daß diese Justitia aufhört, eine Allegorie zu sein, daß wir an sie glauben, wie die Alten an sie glaubten, und so behandelt freilich wird auch die Allegorie poetisch. Im ersten

Bilde des Todtentanzes führt Rethel die allegoriſchen Geſtalten der Liſt, Lüge, Eitelkeit, Tollheit, Blutgier auf; dagegen iſt in einer Kompoſition, deren Held an ſich ſchon uns in das Phantaſie-Gebiet entrückt, natürlich nichts einzuwenden, vollends da ſie charaktervoll genug behandelt ſind, um auch hier dem bloßen Sinnbilde die Wahrheit des Lebens zu verleihen. Beſonders gern aber laſſen wir uns die Allegorie in humoriſtiſcher Behandlung gefallen. Unter dem Nachlaſſe Rethels ſah ich eine Handzeichnung: das alte und neue Jahr. Ein Eiſenbahnzug hält, auf der Lokomotive ſteht als Zugführer Chronos mit der Senſe, links ſteigt das alte Jahr aus, rechts, in der Mitte, das neue Jahr ein, dieſes ein Jüngling mit einem vollen Füllhorn, das er wie einen Reiſetorniſter auf den Rücken trägt, mit ihm eine ſtattliche, ſchöne, lachende Jungfrau: der Frieden; jubelnde Geſichter ſchauen aus den Fenſtern und begrüßen frohlockend mit geſchwenkten Mützen die Willkommenen; der Kondukteur ladet ſie zum Einſteigen ein, ſchmunzelnd, mit der Hand, welche die abgenommene Kappe zerdrückt, nach dem Wagen weiſend, mit einem ſo tiefen Bückling, daß man fürchtet, das Kreuz breche ihm ab; daß das löbliche Perſonal ſo höflich nicht immer iſt, beweist die Entlaſſung des alten Jahres auf der linken Seite, eines grämlichen Weibes, welchem, wie ſie aus dem letzten Wagen geſtiegen, der Gepäckmeiſter verächtlich ihr Bündel nachwirft, darauf geſchrieben ſteht: „Erfahrung.“ Ich hoffe, daß auch dieſe köſtliche Kompoſition unter den Photographieen erſcheinen werde. Ich habe aber am Eingang dieſer kurzen Beſprechung geſagt, ich gedenke einen Wunſch auszuſprechen. Ich weiß

nicht, ob unter jene Photographieen auch der Hannibalzug aufgenommen wird. Wer die sieben Raben von Schwind in der Photographie kennt, wird mir gerne zugeben, daß solche Kompositionen, Aquarelle mit wesentlich herrschender Zeichnung, viel, sehr viel in dieser Art der Nachbildung verlieren. Jene Meister-Skizzen Rethels sollten in energischen Holzschnitten erscheinen, behandelt wie er selbst in seinen Blättern den Holzschnitt behandelte, und so auch die Kompositionen in Aachen. Das könnte freilich nur ein Künstler leisten, der ihn ganz versteht, ja der ihm verwandt ist an Geist und Stil. Aber gewiß das rechte Denkmal wäre dies für den Hingegangenen, den die Nation viel zu wenig kennt, um ganz zu wissen, was sie an ihm hatte, was sie mit ihm verlor. *)

Zusatz.

1881.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, den Punkt ganz klarzulegen, in welchen ich Rethels Bedeutung setze; ich möchte ihn noch mit einem Beispiel beleuchten.

Das Freskobild Nehers am Isarthor in München, den Einzug Ludwigs des Bayern darstellend, fast erloschen, jetzt in Restauration begriffen, gehört zum Besten, was deutsche Wandmalerei geleistet hat, Zeichnung, Komposition, Bewegung, Ausdruck, Farbe wirken zu festlich freudiger, sonniger Stimmung zusammen. Dennoch erschien mir das Bild immer

*) Hiezu vergl. den Schluß des Zusatzes.

in gewiſſem Sinne zu ſchön. Nicht ſo fließend, nicht ſo ſchlank, nicht ſo rein geſchwungen waren die Formen, die Bewegungen nordiſcher Männer und Frauen, als man Panzer und genähte Gewänder von ſteifen Stoffen trug, nicht ſo plaſtiſch ergoßen ſich die Falten an Kleid und Mantel. Nun könnte man ſagen, es komme ja nicht auf hiſtoriſche Wahrheit an und der Künſtler habe keine Pflicht, zu verbergen, daß wir längſt von den Griechen, von Lionardo und Raphael die reine Form gelernt haben. Allein nicht um der hiſtoriſchen Wahrheit willen wünſcht man, daß die eigentliche Lebensform, der Typus der Menſchengattung, die der Künſtler in einem ſeiner Werke behandelt, zur wahren Geltung komme, das Kunſtwerk als ſolches gewinnt an Wärme, wenn es geſchieht. Wir müſſen ein für allemal den Begriff der Schönheit ſo weit faſſen, daß das Charakteriſtiſche in großem Umfang ſeiner Grade nicht ausgeſchloſſen, ſondern darein aufgenommen wird. Man kann es auch ſo ausdrücken: alles wirklich Schöne iſt naiv. Gib alſo eine Menſchenart, die eckig, hart, knorrig war und iſt, immerhin auch eckig, hart, knorrig wieder, der Ausdruck von Tüchtigkeit, Biederkeit, innerer Friſche und Wärme wird für die ſchweren Formen nicht nur entſchädigen, er wird durch dieſen Kontraſt um ſo ſicherer in Wirkung treten, die Naivetät des Daſeins wird uns aus dieſen Leuten ins Geſicht ſchauen, ſie werden zu ſagen ſcheinen: ſo ſind wir nun einmal! — und übrigens kann Farbe und Kompoſition doch gleichzeitig für Herſtellung direkt wohlgefälliger Schönheit ſorgen. Die Beine der Ritter ſtaken in Ringelpanzerhoſen oder Schienenkapſeln nicht wie in Trikot. Albrecht Dürers Ritter mit

Tod und Teufel: wie steif sitzt er zu Pferde und wie trägt just diese Steifheit dazu bei, den Eindruck der furchtlosen, stahlharten, hartschaligen Kraft zu erhöhen! Aber bei Dürer fühlt man hier und sonst doch immer auch, daß seine Härten nicht durchaus frei künstlerisch gewollt sind. Und also noch einmal: das Harte objektiv geben, wo es hingehört, aber so, daß man erkennt, es sei nicht subjektive unfreie Härte des Künstlers! Dies ist meine Meinung und in diesem Punkte liegt Rethels Werth.

Fern ist es von mir, mit Obigem Unfreundliches gegen Altmeister Neher sagen zu wollen. Wir haben bedauert, daß er Jahre seiner mittleren besten Kraft hingab, in einem großen Staffeleibild zu zeigen, daß wir eine Kreuzabnahme nicht mehr malen können wie die Künstler jener Zeit, wo die Stimmung für die christlichen Andacht-Motive noch in der Luft lag. Allein wir wissen auch, daß diese feine, echte Künstlernatur die nazarenische Episode unversehrt überdauert hat. Gerade weil jene Freske an sich ein so schönes Kunstwerk ist, habe ich sie als Beispiel gewählt. In zahlreichen Gemälden, die entfernt nicht den Werth dieser Leistung haben, sieht man die Gliedmaßen der Männer und Frauen aus der Ritterzeit behandelt, als wären sie an Wuchs, Gebarung und Tragung Griechen, oder, im schlimmeren Fall, als wären sie Ballettänzer.

Rethel ist, seitdem dieser Aufsatz zum erstenmal erschienen, mehrfach behandelt worden; von Wolfang Müller 1861 in einer selbständigen kleinen Schrift, von Fr. Pecht im zweiten Band „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“; in Zeitschriften zerstreute Charakteristiken nicht

zu erwähnen. Ich hatte mich zu fragen, ob auch nach diesen umfänglicheren Beiträgen zur Kenntniß des großen Künstlers meine Arbeit des Wiederabdrucks werth sei. Ich glaubte mich entschließen zu dürfen, obwohl sie nichts weniger als erschöpfend ist. Der Entwicklungsgang Rethels ist nur schwach berührt, sein Aufenthalt in Italien nicht erwähnt; außer Albrecht Dürer haben sichtbar auch die herbkräftigen Quatrocentisten, ein Signorelli, Pollajuolo, Verrocchio, Crivelli, Mantegna auf ihn eingewirkt, doch Dürers Einfluß schlägt so stark vor, daß eine Schilderung, die nur auf das Wichtigste eintrat, sich auf die Hervorhebung dieses Hauptpunkts beschränken durfte. In der Charakteristik von Rethels Stil hätte eine ausführliche Würdigung auf mehr als Eine Seite gründlicher eingehen müssen. Zu zeigen wäre gewesen, wie energisch in diesen Kompositionen bei der scharf markirenden Theilung doch die Einheit waltet; eine so strenge Zeichnung hält das Einzelne scharf auseinander, aber die mächtige Künstlerhand hält es ebenso streng zusammen, und zwar nicht nur in den Rapporten, den Wechselbeziehungen des linearen Baues, sondern ebensosehr durch die Licht- und Schattenmassen. Ich muß in diesen blos zusätzlichen Bemerkungen der Lust widerstehen, dies an einzelnen der Werke nachzuweisen, ebenso der Lust, auf die Formenbehandlung spezieller einzutreten, als im Artikel geschehen ist. Was wäre z. B. nur von der Faltengebung zu sagen! Sie ist gleichweit entfernt von akademischem Draperie-Wesen, wie von dem überscharf eckigen Bruch der van Eyck und von den gerollten, gequirlten Faltennestern, die Albrecht Dürer mit einer Linienführung, welcher man die Gewöhnungen des Arabesken-

zeichners anſieht, zu den zackigen Brüchen noch hinzufügt; Rethel nimmt ſchwere und doch weiche Stoffe an, gibt die Falten ſehr beſtimmt und doch nicht zu hart. So hat das Auge bei ihm überall die Befriedigung der Deutlichkeit; das ſcheint wenig geſagt und ſagt doch viel. — Auch auf die Phyſiognomik näher einzugehen, an mehr Beiſpielen, als ich gethan, ihre Tiefe und Schärfe nachzuweiſen: wie lohnend wäre die Aufgabe! — Die Behandlung der Landſchaft dürfte nicht übergangen werden, dieſe wunderbare Sprache, die mit einigen Strichen ſagt, wie Berg und Feld ſich baut, die Ferne zurückweicht, die Wolken ziehen; — die Art, das Unbeſtimmte, wie ſchwebenden Rauch, beſtimmt zu umreißen und doch ſchwebend zu laſſen. — Dann aber noch ein Hauptpunkt — ich muß geſtehen, daß auch in einer ſo kurzen Charakteriſtik darüber mehr geſagt ſein ſollte —: nämlich die Selbſterklärung in dieſen Bildern; ich meine die einleuchtende Klarheit, womit ſie ausſprechen, was ſie auszuſprechen haben, womit ſie den zu gebenden Inhalt, das Motiv in Anſchauung, in Situation und Handlung umſetzen. Nimmt man dieſe Vollkraft der Vergegenwärtigung zuſammen mit der Vollkraft der Charakteriſtik im Stile, mit dieſer aus Lebens-Centrum quellenden Wahrheit: dann erſt wird ganz evident, warum man Rethel gar nicht beſprechen kann, ohne ihn mit Shakespeare zu vergleichen. Nach der Stil-Seite iſt dies nun aber mehr als eine bloße Vergleichung. Es handelt ſich hier um eine Grundfrage aller Kunſt, gar nicht blos der bildenden, ja ganz beſonders auch der Poeſie. Shakespeare iſt trotz ſeinen bekannten Flecken das unerreichte Muſter deſſen, was wir in Kürze Idealrealismus nennen

wollen. Das klingt erschreckend abstrakt, und weil so abstrakt, ebendarum ist es so erwünscht, daß wir einen Mann haben, das Concretum pro abstracto, daß wir nur Shakespeare sagen dürfen, um von Jedem verstanden zu werden, der da weiß, um was es sich handelt. In der neueren Malerei haben außer Rethel andere Deutsche, haben Niederländer und Franzosen das gesucht und bis zu gewissem Grad erreicht, was wir nun kurzweg als Shakespearisch bezeichnen, nach meiner Ansicht keiner so großartig wie Rethel. Eine bessere Formel, als diese Bezeichnung, wird sich nicht finden lassen, sie mag genügen, den Angelpunkt, um den sich alles dreht, die Frage möglicher Verschmelzung des hohen und des charakteristisch lebenswahren Stils auch denen klarzulegen, die mehr in der Poesie und ihren Stilfragen, als in der bildenden Knnst zu Hause sind. — Und mit dieser Ergänzung ausgestattet mag denn der alte Journalartikel sich als berechtigt zur Wiedererscheinung legitimiren.

Der am Schluß ausgesprochene Wunsch ist in Erfüllung gegangen: die Kartone der acht Fresken in Aachen sind durch die Anstalt von Brendamour in Düsseldorf in kräftigem Holzschnitt erschienen, tüchtig gezeichnet von Baur und Kehren, mag man auch immerhin fühlen, daß Rethels eignes Auge nicht mehr die Zeichnungen leitete wie bei dem Todtentanz, dem Cholerabild und dem sterbenden Glöckner. Außerdem sind diese Kompositionen von Albert in München in Lichtdruck herausgegeben. Der Zug Hannibals über die Alpen ist ebenfalls in Holzschnitt erschienen von H.-Bürkner. In dieser Reihe ist der Kopf des Helden (letztes Bild) nicht so bedeutend, als man erwarten sollte; hier stand der Nachbil-

dung eine Schwierigkeit entgegen: Rethel, ſchon geiſtig erkrankt, hat an dieſer Figur Aenderungen vorgenommen, den Kopf gedreht, alles ins Unklare verzogen, da die alten und neuen Striche durcheinanderlaufen; der Zeichner mußte ſich heraushelfen, ſo gut er konnte. Die Handzeichnungen, geſammter Nachlaß, achtzig Blätter, ſind von der photographiſchen Anſtalt in Berlin in Photographieen herausgegeben, eine reiche Quelle bewundernder Betrachtung, worunter beſonderes Intereſſe die Studien für die ausgeführten Bilder, wie für die Aachner-Fresken, gewähren. Leicht unterſcheidet man das Jugendliche vom Reifen, beides vom Späten: ſo iſt z. B. in der Kompoſition: das alte und neue Jahr der Zug nicht mehr ſo feſt und ſicher wie ſonſt, doch erkennt man auch ſo noch nicht nur den Geiſt, ſondern auch die Hand des wahren Rethel.

Wird der früh Hingegangene, tragiſch noch vor dem Tod Geſtorbene Nachfolger finden? Erreichen wird ihn Keiner, Rethel ſteht einzig da. Aber das Bewußtſein ſcheint nicht lebendig genug zu ſein, daß unſere Kunſt in ſeinen Fußſtapfen gehen ſollte; der einſeitig koloriſtiſche Zug der Zeit ſteht im Wege. Stimmen von der letzten Düſſeldorfer Ausſtellung haben Peter Janſſen gerühmt als einen Erben von Rethels Stil. Die Richtigkeit dieſes Urtheils zu bezeugen iſt denjenigen überlaſſen, die ſeine Kompoſitionen geſehen haben. Gewiß bleibt, daß der Genius der Kunſt im Namen eines Poſtulats der Kunſtgeſchichte und des germaniſchen Geiſtes unſerer hiſtoriſchen Malerei zuruft: dorthin ſchaue, dort geht der Weg, auf dem du ſchreiten ſollſt!

Ludwig Weiſſer.

Vorwort.

Das hier folgende Stück iſt die Charakteriſtik eines Mannes, den man außerhalb Württembergs zwar aus zwei kunſtliterariſchen Werken kennt, nicht aber nach dem Werthe ſeiner Perſönlichkeit, nicht als Menſchen. Als er ſtarb, hielt ich es für Pflicht, etwas zur Befeſtigung ſeines Andenkens beizutragen durch einen Artikel für die Zeitſchrift „Im neuen Reich“ und die Redaktion ſchickte einige kurze biographiſche Notizen voraus. Dieſe bedürfen der Vervollſtändigung, indem ich den Journal-Artikel in die gegenwärtige Sammlung aufnehme. Nun iſt im Schwäbiſchen Merkur bald nach Weiſſers Tod ein Nekrolog erſchienen, der das Bild des Verſtorbenen ſo gut, ſo warm aus naher Freundeskenntniß und zugleich mit ſo feiner Hand zeichnet, daß ein zweiter Verſuch rein vom Ueberfluß wäre. Ich habe daher die Erlaubniß vom Verfaſſer eingeholt, ſeinen Artikel dem meinigen voranzuſchicken. Der Leſer wird ſchon aus dieſem Nekrolog erkennen, daß es nicht eng provinzielle Vorliebe für einen Landsmann iſt, was mich beſtimmt, meine Charakteriſtik hier wiederzugeben; ich hoffe, er werde dieſe Blätter mit dem Gefühl aus der Hand legen, es wäre ſchade, wenn man von dem Manne nicht mehr erfahren hätte, als man durch

ſeine gediegenen Werke von ihm weiß. — Ich darf noch anführen, daß hier an das Perſönliche auch allgemeine wiſſenſchaftliche Fragen ſich knüpfen. — Um wenige Bemerkungen habe ich an einzelnen Stellen meinen Artikel erweitert.

I.

Nekrolog von A. Wintterlin

(Profeſſor, Bibliothekar in Stuttgart.)

(Schwäbiſcher Merkur 11. Mai 1879.)

Wenn den wahren Idealismus nicht eitles Spiel mit hohen Worten, ſondern Arbeit, harte lebenverzehrende Arbeit für hohe Zwecke kennzeichnet, ſo dürfen wir mit gutem Grunde ſagen, es iſt der Lebensgang eines echten Idealiſten, den wir im Folgenden erzählen wollen. — Karl Ludwig Weiſſer wurde am 2. Juni 1823 in Unterjettingen OA. Herrenberg als das dritte Kind des Pfarrers Adam Weiſſer geboren; ſeine Mutter war eine Tochter des Dekans Gratianus in Weinsberg. Den Vater verlor er ſchon im Jahre 1828; aber ein Oheim, der Pfarrer Gratianus in Sondelfingen bei Reutlingen, nahm den Knaben zu ſich und ertheilte ihm mit ſeinem einzigen, um 2 Jahre älteren Sohne den erſten Unterricht. Die Mutter hatte ſich inzwiſchen in dem nahen Reutlingen niedergelaſſen und als die eigentliche Schulzeit herannahte, im Jahre 1831, nahm ſie das Söhnlein wieder in ihre eigene Obhut. Sie ließ ihn zuerſt die lateiniſche Schule beſuchen, denn es ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß der ſtille fleißige Knabe den geiſtlichen Stand erwähle, für den ſich auch der um 8 Jahre ältere Bruder Adolf beſtimmt

hatte. Allein über ihren Ludwig war schon anders verfügt. Der Sondelfinger Oheim nämlich hatte in seinem Studirzimmer ein paar Bilder aufgehängt und besaß in seiner kleinen Bibliothek einige alte, zum Theil mit Illustrationen versehene Chroniken. An diesen bescheidenen Kunstwerken war dem kleinen Mann zuerst die Lust zum Sehen und bald auch die Neigung zum Nachbilden aufgegangen. In Reutlingen lieferten die Bibel der Mutter und die dortigen Volksbücher weiteren Stoff; nach kurzer Zeit sproßten eigene Kompositionen, Zeichnungen aller Art in Scherz und Ernst, üppig auf und geriethen in die Hände der bewundernden Kameraden, um nicht wieder zurückzukommen. Ein alter Reutlinger Maler, von dem wir ihn oft erzählen hörten, daß er Fensterläden sehr gut angestrichen und Bildnisse nicht ganz schlecht gemalt habe, nahm sich seiner an und befürwortete bei der Mutter, ihn einen Künstler werden zu lassen. Der erste Schritt dazu war, wie man damals allgemein für nöthig hielt, der Uebertritt von der Latein- in die Realschule, ein Wechsel, den der nebenbei sehr lern- und leselustige Knabe gleich ungern eingieng und später aufs Bitterste bereute. Nach der Konfirmation gab man ihn (im Jahre 1837) zu dem Lithographen G. Küstner in Stuttgart in die Lehre, welcher ein großes Ansehen in seinem Fache genoß. Die damals hoch aufblühende Lithographie schien eine frühe Selbständigkeit und sichere Existenz zu versprechen. Sein Lehrherr erlaubte ihm, daneben auch das Figuren- und Ornamentezeichnen in der damals sogenannten Gewerbeschule (dem jetzigen Polytechnikum) zu besuchen. Auf ein Zeugniß des Professors Seubert hin wurde er bald auch

in die Kunſtſchule, welche damals in demſelben Lokale war, aufgenommen. Dort zeichnete er längere Zeit nach der Antike, weniger aber, wie er in einem von uns viel benützten eigenen Lebenslauf (einem ſogenannten Nationale für ſeine Bewerbung um die Inſpektion des Kupferſtichkabinets) ſagt, nach dem lebenden Modelle, was ihm bei ſeinem kurzen Geſichte faſt zur Unmöglichkeit ward. Von den Lehrern der Kunſtſchule hatte, wie es ſcheint, auf ihn keiner einen größeren Einfluß, doch ſprach er von einem derſelben, dem Maler J. F. Dietrich, häufig mit beſonderer Wärme. Unter ſeinen Mitſchülern waren einige nicht minder ſcharfkantige Naturen als er ſelber, wie z. B. der verſtorbene Eduard Herdtle, J. Grünenwald und Karl Ebert; es konnte an nutzbringender Anziehung und Abſtoßung unter ihnen nicht fehlen. Herdtle und Weiſſer zeigten ſich der Schule gegenüber bald ziemlich ſelbſtändig und fröhnten einer übrigens nicht thatloſen Eigenbrödelei, indem ſie für ſich Anatomie und Perſpektive ſtudirten und das Land mit dem Skizzenbuche durchſtreiften. — Die von ihm zärtlich geliebte Mutter hatte Weiſſer ſchon im Jahr 1837 verloren; ſeine Lehrzeit galt mit zwei Jahren für erſtanden und ſo erfreute er ſich frühe, wie er ſpäter ſelbſt einſah, nur allzufrühe einer völligen Selbſtändigkeit. Die Lithographie, an der er übrigens keine rechte Freude hatte, lieferte ihm für ſein Alter faſt überreichliche Erwerbsmittel. Er konnte daran denken, ſich bei gehöriger Zuſammenhaltung derſelben nach und nach doch zu einem unabhängigen Künſtler auszubilden. Daß er das nicht that, ſondern im Gegentheile gerade damals auf die Erfüllung ſeines Jugendtraumes, ein Maler zu werden, ver-

richtete, hieng wohl zum Theil mit der erwähnten Kurzsichtigkeit zusammen, welche ihm bei der Ausführung größerer Gemälde manche Schwierigkeiten bereitet hätte. Mehr aber noch wirkte dazu mit, daß sich mittlerweile das von der väterlichen und mütterlichen Familie anererbte Gelehrtenblut mächtig in ihm regte. Schon frühe hatte ihn Professor Seubert auf Winkelmann und auf die Schriften von H. Meyer, Fernow u. A. aufmerksam gemacht. Er hoffte durch solche Studien ein größerer Künstler zu werden. Doch Kuglers Handbuch, das eben damals (1840) erschienen war und, wie er oft erzählte, von ihm förmlich verschlungen wurde, brachte in ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß Kunstgeschichte sein wahrer innerer Beruf sei. Er fieng nun an, sich bildliche Anschauungen zu verschaffen, wo er konnte, und lernte dabei schon damals das unter Professor Seyffer stehende Kupferstichkabinet kennen, so weit es möglich war. Daneben dehnte er seine literarischen Studien auch auf Religions-, Literatur- und politische Geschichte aus, „um in den Zusammenhang der Kunst mit den übrigen Lebenssphären einzudringen.“ Die Erscheinung der Geschichte der bildenden Künste von Schnaase (1843 ff.) „leitete einen neuen Abschnitt seines geistigen Lebens ein.“ Er vertiefte sich nun auch in philosophische Studien; besonders Kant und Hegel wurden eifrig von ihm in Angriff genommen. Doch hielt er es später für einen großen Gewinn, daß noch rechtzeitig „der Künstler in ihm alle Systemfesseln sprengte und ihn auf die unbefangene Betrachtung der Natur und Geschichte wieder zurückwies“, ein glücklicher Rückzug, von dem er häufig behauptete, daß derselbe keinem von uns „Stiftlern“ je ganz

gelungen sei oder gelingen werde. An eine praktische Verwerthung aller dieser Studien etwa durch literarische Ausprägung der gesammelten geistigen Schätze oder durch Gewinnung eines Lehrstuhles für Kunstgeschichte konnte freilich der junge Mann nicht denken. War auch die Kunstgeschichte damals noch nicht so zünftig, wie sie das jetzt geworden ist, für einen jugendlichen Autodidakten seiner Art wäre es doch fast unmöglich gewesen, irgendwo zur Geltung zu kommen. Da war immer mit der Kunst selber noch leichter fortzukommen. Weisser schwang sich vom Lithographen bald zum Zeichner auf; sein eigener Lesetrieb und seine kulturhistorische Bildung befähigte ihn besonders zum Illustrator. Als solcher fand er von dem Franckhschen, Becherschen und Krabbeschen Verlag mit ihren Uebersetzungen ausländischer Romanschreiber reichliche Beschäftigung, aber freilich auch eine Bezahlung, welche kaum eine andere, als eine fabrikmäßige Behandlung erlaubte. Er hat deßhalb auch diese Arbeiten sammt und sonders, so weit wir finden konnten, ohne Namensbezeichnung gelassen. Eine Ausnahme machten nur 4 Jahrgänge (1845—48) des „Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet von C. Spindler", welche hier im Franckhschen Verlag herauskamen. Auf deren Titelblatt steht: „Mit Illustrationen von Ludwig Weisser." In diesen Bändchen lernen wir Weisser als einen Künstler von großer Vielseitigkeit kennen. Die jedem Bande vorgebundene gleiche Christliche Haus- und Familienchronik mit weißem Raum zum Eintrage von Familienereignissen gab ihm Gelegenheit, seine Kenntniß der alten Bücherornamentik in zierlichen

Vignetten und Randleisten zu verwerthen. Besonders zeigt sich aber Weisser als geistreicher Beobachter alles Charakteristischen im Menschenleben und als formensicherer Zeichner durch die zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, für welchen zu arbeiten sichtlich seiner Phantasie und Hand am Besten zusagte. Er machte dabei, das sieht man diesen Blättern deutlich an, in Beziehung auf Korrektheit der Zeichnung sehr hohe Ansprüche an sich selber; manch einzelne Figur mag ihn mehr Zeit gekostet haben, als ein Anderer sich für ein halbes Dutzend genommen hätte. Wie sehr ihm jedoch auch die hohe Kunst, das antike Ideal, noch am Herzen lag, bezeugt eine Reihe von 4 Blättern im Jahrgang 1846 „Die Jahreszeiten und das Leben," in Umrissen gestochen von Gugeler. Weisser erwies sich in diesen anmuthigen Kompositionen, zu denen er selbst eine Erläuterung schrieb, doch nach Phantasie, Formensinn und rhythmischem Gefühl als ein Talent, das auch höheren Kunstaufgaben gewachsen war. Dennoch aber fieng gerade damals der Gelehrte in ihm an, den Künstler niederzuringen. Er übte an seinen Arbeiten eine unerbittliche Selbstkritik, welche ihre Waffen eben aus seinen kunstgeschichtlichen Studien holte. Da mußte er sich denn sagen, daß doch aus seinen Schöpfungen keine ungewöhnliche und namentlich keine durchschlagend eigenartige Begabung spreche, welche allein dem Künstler eine wirklich bedeutende Laufbahn eröffnen kann. — Unvermuthet aber litt nun beides, gelehrtes Studium und künstlerisches Schaffen, eine jähe Unterbrechung durch das Jahr 1848. Aus stiller Geistesarbeit wurden durch die erste, frische Begeisterung jener Tage noch viel ruhigere Köpfe, als Weisser war, herausgerissen,

Zudem hörte alsbald mit der Geschäftslosigkeit, welche über den Buchhandel hereinbrach, auch für ihn jede Arbeitsgelegenheit auf. Gleichwohl nahm er praktisch an der politischen Thätigkeit seiner Freunde Hermann Kurz, Ludwig Pfau, Franz Malté, J. Nisle u. A. nur einen äußerst geringen Antheil; er selbst hielt sich nie für einen geborenen Politiker und sie ihrerseits glaubten wohl auch mit dem abstrakten Idealisten nicht viel anfangen zu können. Es war darum auch nur ein Opfer der Freundschaft, was ihn im Sommer 1849, nach langem Zureden, wie er später oft erzählte, veranlaßte, für den flüchtig gewordenen Pfau provisorisch die Redaktion des politischen Witzblattes „Eulenspiegel" zu übernehmen. Der unverhüllt republikanische Geist des Blattes, dessen keckes Gebahren er vergeblich zu mäßigen suchte, führte den überdieß in solchem Geschäft gänzlich Unerfahrenen in allerlei Konflikte mit der längst wieder erstarkten Staatsgewalt. Es war kaum anders zu erwarten, als daß es den Idealisten einmal gründlich packen werde, wo die klugen Kinder dieser Welt sich fein hinauszuretten wußten. Ein Bild „Der deutsche Augiasstall" in Nr. 5 des Jahrganges 1850, welches er nicht gezeichnet hatte, aber für den Einsender vor dem Schwurgerichte vertrat, brachte ihm wegen „Majestätsbeleidigung" unter Verlust der bürgerlichen Ehren- und Dienstrechte eine Festungsstrafe von 8 Monaten ein. Er verbüßte dieselbe im Sommer 1850 und Frühjahr 1851 auf dem Hohen-Asperg. Nicht ohne Humor rühmte er nachmals öfters die gute Gelegenheit, welche ihm jener stille Aufenthalt zur Ausreifung und Abklärung seiner ganzen Weltanschauung gegeben habe. — Nach

seiner Freilassung nahm Weisser die alte Thätigkeit wieder auf und wagte es noch im Jahre 1851 seinen eigenen Herd darauf zu gründen. Er gewann an einer jungen Stuttgarterin, Karoline Pfeiffer, mit der ihn längst eine tiefe Neigung verband, nicht nur eine treffliche Gattin, sondern auch eine verständnißvolle, an Fleiß und Aufopferung redlich mit ihm wetteifernde Gehilfin seines Schaffens. Im Vertrauen auf ihre Mitwirkung konnte er im Jahre 1854 ein Werk in Angriff nehmen, welches der Welt von seinen Studien wie von seiner Kunst gleich im Großen Rechenschaft geben sollte, seinen „Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte.“ Es ist auf der hiesigen öffentlichen Bibliothek noch nicht vergessen, mit welch' eiserner Ausdauer damals das Weissersche Ehepaar durch eifrigste Aufsuchung des Stoffes und gewissenhafteste Nachbildung desselben der hoch gestellten Aufgabe gerecht zu werden suchte. Die Zeichnungen machte Weisser selbst; eigenhändig lithographirt hat er aber nur 3 Blätter. Es sollte nicht blos die politische Geschichte der einzelnen Völker nach den besten Darstellungen aller Zeiten wiedergegeben werden, auch die Kulturgeschichte wurde in umfassendster Weise hereingezogen. Die erste Abtheilung des ersten Bandes, vollendet im Jahre 1860, die Geschichte des Alterthums (d. h. der Israeliten, Egypter, Assyrer, Perser, Griechen und Römer) enthält auf 50 Tafeln nicht weniger als 1750 Darstellungen. Wilhelm Nitzschke, damals in Schwäbisch Hall, war als Verleger gewonnen worden, der damalige Stadtpfarrer von Hall, jetzt Prälat hier, Dr. Heinrich Merz, als Kunstschriftsteller schon vorher rühmlich bekannt, übernahm es, den Text dazu zu

ſchreiben. Die 2. Abtheilung des erſten Bandes (1862 vollendet), wozu Hermann Kurz den Text bearbeitete, brachte Lebensbilder aus dem klaſſiſchen Alterthum und Götter- und Heroenbilder, wozu noch die Lebensgeſchichte Jeſu kam, zuſammen auf 37 Tafeln. Der 2. Band, welcher erſt im Jahre 1868 ſeinen Abſchluß fand, gibt in 54 Tafeln die Geſchichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Der Text dazu gehört wieder Heinrich Merz an. Es zeigte ſich im Verlaufe der Ausgabe des Werkes, daß der Plan doch faſt allzuweit geſteckt war; auch hatte ſich Weiſſer wohl im Anfang nicht genug gegen die überwältigende Menge des andringenden Details gewehrt; aber doch iſt das Ganze, ſo wie es jetzt vorliegt, ein Werk, das ſeinem Meiſter zur bleibenden Ehre gereicht. In unzähligen Lehrer- und Schülerhänden hat es durch ganz Deutſchland ſeine Aufgabe erfüllt, „die Kunſt in den Dienſt der Geſchichte und die Geſchichte in den Dienſt der Kunſt ziehen zu helfen und ſo die echte, allſeitige Bildung in der Jugend und in der Nation zu fördern.“ Es war eine große Genugthuung für Weiſſer, daß kein geringerer als Karl Schnaaſe ſelbſt (im Deutſchen Kunſtblatt) und auch ſonſt Gelehrte wie z. B. Bähr (in den Heidelberger Jahrbüchern) öffentlich mit Anerkennung davon redeten. — Allein weder dieſe Arbeit, mit deren Abſchluß wir übrigens dem Gange der Dinge weit vorgegriffen haben, noch die Nebenbeſchäftigungen, zu welchen ſie nur eine ſpärliche Zeit übrig ließ, gaben ihm und den Seinigen ein ſicheres oder auch nur vorübergehend reichliches Brod. Als daher im Jahre 1858 das Inſpektorat der Kupferſtichſammlung aufgieng, dachten ſeine Freunde gleich an ihn,

den sie wirklich auch als den für dieses Amt am Besten ausgerüsteten Bewerber ansehen durften. Aber ihm selbst, dem von Haus aus schüchternen Mann, den seine Verurtheilung noch menschenscheuer gemacht hatte, schien der sonst so unscheinbare Asperg wie ein unübersteigbares Gebirge zwischen diesen Hoffnungen und ihrer Erfüllung zu stehen. Wer sich der damaligen Verhältnisse erinnert, wird zugeben, daß in der That einiger Muth dazu gehörte, dem Könige einen verurtheilten Eulenspiegels-Redakteur für ein Staatsamt vorzuschlagen. Aber mit den Worten: „Er scheint doch der Tüchtigste zu sein und solche Leute, die ihre Erfahrungen gemacht haben, sind mir oft lieber als andere," wählte König Wilhelm am 16. November 1858 den ihm von Staatsrath von Rümelin als ersten in Vorschlag gebrachten Weisser zum Inspektor des Kupferstichkabinets. — In den Augen der Welt hatte er nun nicht blos ein Amt, sondern sogar eine Sinekure, freilich anfangs mit dem bescheidenen Gehalte von 300 fl.! Vor ihm aber, der das Kupferstichkabinet aus früherer Benützung kannte, lag in voller Klarheit eine thurmhohe Aufgabe. Man sah es als sein nächstes Geschäft an, daß er den von verschiedenen Vorgängern unfertig zurückgelassenen Katalog der Sammlung vollende. Er aber wußte, daß sowohl die Sammlung selbst als der Katalog sozusagen auf dem Standpunkte des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben war. Es konnte nur durch eine gänzliche Neukatalogisirung geholfen werden, der später eine Neuordnung folgen mußte; daneben war aber der Bestand mit äußerst kärglichen Mitteln zu ergänzen und fortzuführen. Den ersten Theil dieser Aufgabe, die Her-

ſtellung einer neuen Aufzeichnung des Beſitzes führte er mit Hilfe ſeiner Gattin bis zum Jahre 1863 in einem Zettel-Kataloge von 240 Bündeln durch. Man muß ihn an der Arbeit geſehen haben, um zu wiſſen, wie viele Zeit ihn oft ein einziges Blatt, das wie tauſend andere erſt ganz neu zu beſtimmen war, gekoſtet hat. Nur eine ſo umfaſſende Kenntniß der Geſchichte der Malerei, der Kupferſtecherkunſt, Xylographie und Lithographie, wie Weiſſer ſie beſaß, und eine ſolch' bohrende Gelehrten-Gewiſſenhaftigkeit, wie ſie ihn beſeelte, konnte hier durchhelfen. Dabei behielt er die verſchiedenen Aufgaben eines Katalogen, die Sicherung des Beſitzes, die Verwerthung für praktiſche Kunſtzwecke, die Verwendung für kunſtgeſchichtliche Studien gleichmäßig im Auge. Seine kunſtphiloſophiſche Weitherzigkeit ließ ihn in einer Sammlung, welche durch die Einſeitigkeit früherer Vorſtände ſchwer gelitten hatte, auch das beachten, was früher als „minder werthvoll" oder „entbehrlich" bei Seite gelegt war. Von dem, was Weiſſer für Ergänzung und Fortführung der Sammlung geleiſtet hat, ſei nur aufgeführt: eine nahezu 200 Mappen umfaſſende Sammlung von Photographieen nach Handzeichnungen alter Meiſter, von den Photographen Braun in Dornach, Alinari in Florenz u. A. bezogen. Den Grundſtein zu dieſer Sammlung legte J. M. die Königin, welche die Thätigkeit Weiſſers an dieſer Stelle hoch zu ſchätzen wußte, im Jahre 1867 durch ein großes Geſchenk an Braunſchen Photographieen, dem ſpäter noch andere Bereicherungen folgten. Ferner: eine Sammlung von Facſimiles und Heliographieen nach Stichen alter Meiſter, woran das Kabinet große Lücken hatte; eine Chodowiecki-

Sammlung, welche die Arbeiten dieſes Künſtlers bis auf wenige Numern umfaßt; eine Sammlung von Erzeugniſſen der neueren Bücherilluſtration in Holzſchnitt, worunter die Werke von Ludwig Richter, allein über 1000 Blätter, meiſt Probedrücke; eine von Kunſtſchülern und Künſtlern vielbenützte Sammlung von ganzen Werken und einzelnen Blättern zur Koſtümkunde. Außerdem ergriff Weiſſer jede Gelegenheit und alle nur immer auftreibbaren Mittel zur Ergänzung einzelner Abtheilungen der Sammlung, z. B. der Werke hervorragender Meiſter des XVI. Jahrhunderts wie Joſt Amman, Virgil Solis u. A., ferner von Stichen nach den italieniſchen Meiſtern des XVI. und XVII. Jahrhunderts, zu welch' letzterem Zwecke ihm wiederum bei Gelegenheit der hier im Jahr 1872 von Kunſthändler Gutekunſt abgehaltenen Auktion der Sammlung Durazzo J. M. die Königin mit einem Geſchenke von 500 fl. zu Hilfe kam. Auch die Abtheilung der Maler-Radirer, des Ornamentſtiches, der Bildniſſe wurden von ihm nicht vernachläßigt. Von Zeit zu Zeit gaben öffentliche Ausſtellungen im Feſtſaale der Kunſtſchule der Stadt eine Ahnung von dem allmählichen Reichthum der Sammlung, ebenſo wie von der Fähigkeit und Neigung des Vorſtandes, ihre Schätze nach allen Seiten hin zur Verbreitung zu bringen. Wer ſich in den öffentlichen Stunden oder auch außerhalb derſelben an ihn wandte, konnte, wenn er nur halbwegs ernſte Zwecke verfolgte, bei Weiſſer auf eine unbegränzte Dienſtwilligkeit zählen. Noch blieb die dritte Hauptaufgabe ſeines Amtes, die Neuordnung der Sammlung, im Jahre 1863 begonnen, und eine den modernen Anforderungen entſprechende Inſtandſetzung und

Aufbewahrung ihrer Schätze übrig, womit im Jahr 1874 begonnen wurde. Die Stiche mußten bei der Neuordnung aus den Sammelbänden, worin ein großer Theil derselben eingeklebt war, herausgelöst und in entsprechenden Folgen zusammengelegt werden. Später wurden sie gereinigt, ausgeplättet, ausgebessert und auf neue Kartons mit Charnieren aufgeheftet. Bei diesen oft recht geduldfordernden mechanischen Geschäften, denen er sich aber mit derselben Gewissenhaftigkeit unterzog, wie den wissenschaftlichen Anforderungen seines Berufes, war es wiederum seine getreue „Frau Subinspektorin," wie sie unter Freunden scherzhaft hieß, welche ihr redliches Antheil von Arbeit auf sich nahm. Ueber 30,000 Stiche sind schon durch diese Behandlung gegangen. Wäre es ihm vergönnt gewesen, die ganze Sammlung auch nach dieser Richtung durchzuarbeiten und in einem ihrer würdigen neuen Lokale aufzustellen, mit welchem Bewußtsein eines vollgeleisteten Dienstes hätte er seinen Lebenslauf abschließen können! Es sei uns vergönnt, hier den Wunsch einzuflechten, daß er wenigstens einen Nachfolger finden möge, der das Begonnene in seinem Geiste und mit nicht geringerer Sachkenntniß und Beharrlichkeit zu vollenden wisse. — Hat Weisser jederzeit in diesem Amte die Hauptaufgabe seines Lebens erblickt, so war doch damit der Umfang seiner Leistungen nicht ganz abgeschlossen. Im Jahre 1862 wurde ihm ein Lehrauftrag für kunstwissenschaftliche Fächer an der K. Kunstschule ertheilt, in Folge dessen er, bis zur Hieherkunft Lübkes, Kunstgeschichte, von da ab Kostümkunde mit kunstgeschichtlichen Exkursen vortrug. In welcher Weise er die Kunstgeschichte für junge Künstler anregend und fruchtbar

machen zu können hoffte, hat er bei seiner Bewerbung um dieses Amt in folgenden Worten ausgesprochen: „Ich gehe von der Ansicht aus, daß das künstlerische Talent, dem abstrakten Denken in der Regel abgeneigt, nur dasjenige in sich aufnimmt und tiefer verarbeitet, was ihm in der Form der Anschauung entgegentritt. Das Kunstwerk selbst muß also den geeigneten Anknüpfungspunkt an die Hand geben, dem angehenden Künstler auch dasjenige, was über dasselbe hinauszugreifen scheint, und dies ist ja eben die Geschichte der Kunst, zur lebendigen Vorstellung zu bringen. Dieser Umstand scheint mir eine Lehrmethode zu bedingen, welche nicht sowohl in der Art eines Handbuches auf ängstliche Aufzählung aller Künstlerschulen, Namen und erhaltenen Denkmäler bedacht ist, als vielmehr zunächst von den unmittelbaren Intentionen des Kunstschülers auszugehen und deßhalb auf einer möglichst speziellen Betrachtung der geeignetsten Denkmäler zu fußen sucht, um schließlich durch dieselben zu dem lebendigen Verständnisse des Entwicklungsganges der betreffenden Kunstperioden und der Geistesrichtung, der sie angehören, gelangen zu können." Richtiger hätte Weisser sich seine Aufgabe nicht stellen können; daß er dieselbe mit Liebe und Geschick gelöst, dafür zeugt die dankbare Anhänglichkeit vieler Schüler und Schülerinnen, welche an ihm auch für ihre eigenen Arbeiten einen allezeit freundlichen und verständigen Berather fanden. Doch sollte es ihm auch noch vergönnt sein, eine öffentliche Probe davon abzulegen, wie er es verstand, Kunstwerke zu sehen, zu erklären und in den Zusammenhang der ganzen Kunstgeschichte zu stellen. Vergeblich hatten ihn schon längst seine hiesigen Freunde, und

nicht blos dieſe, ſondern hochangeſehene auswärtige Fachgenoſſen wie von Retberg, Lippmann u. A. zu beſtimmen geſucht, die reichen Schätze ſeines Wiſſens durch literariſche Verwerthung auch für weitere Kreiſe zugänglich zu machen. Aber, obwohl der Feder keineswegs unkundig, war er doch, wie das manchem von uns Schwaben zu gehen pflegt, nur ſchwer und ſelten zum Schreiben zu bringen. Es muß deßhalb Herrn H. G. Gutekunſt als Verdienſt angerechnet werden, daß er ihn vermochte, den erläuternden Text zu dem von ihm im Verlage von P. Neff herausgegebenen Werke: Die Kunſt für Alle. Eine Sammlung der vorzüglichſten Malerſtiche, Radirungen und Formſchnitte des 15—17. Jahrhunderts mit beſonderer Beziehung auf Kunſt- und Kulturgeſchichte in Photographiedrucken von M. Rommel (1877 ff. Fol.) zu übernehmen. Wer lernen will, wie man Kunſtwerke ſehen, verſtehen und genießen kann — es gibt freilich noch immer Leute genug, die das ungelernt zu können vermeinen! — dem wüßten wir keine beſſere Schule zu empfehlen, als dieſe in ihrer knappen Form ſo inhaltreichen Blätter. Bald von der Zeit- bald von der Kunſtgeſchichte, hier vom Künſtler, dort vom Gegenſtand ausgehend, ſucht Weiſſer immer zuerſt ſozuſagen den Brennpunkt der Wirkung eines jeden Blattes aufzuzeigen. Und mit welch' ſicherem Finger leitet er nun von hier aus das Auge über das Bild hin! Hier deutet er auf einen Glanzpunkt der Kompoſition, dort auf eine bevorzugte Einzelgeſtalt, an dritter Stelle vielleicht auf einen ſinnreichen Nebeneinfall; Eigenthümlichkeiten der Zeitanſchauung, der Sitten und Trachten bleiben nicht unerläutert; auch die Eigenheiten der techniſchen Ausführung, ſeien es Vor-

züge, seien es Schwächen, finden ihre Erklärung. Leider sollte auch diese Arbeit, wie sein Werk an der Kupferstichsammlung, unvollendet bleiben! Aber es freut uns, hier mittheilen zu dürfen, daß sich dafür in Herrn Professor Karl v. Lützow in Wien ein berufener Fortsetzer gefunden hat.*) — Noch müssen wir einer Thätigkeit unseres Freundes gedenken, die freilich im engsten Kreise verlaufen ist, aber zur Ergänzung seines Charakterbildes nicht fehlen darf. Weisser war im Oktober 1863 zum Professor ernannt und bei der Neuorganisation der Kunstschule und der Sammlungen im Jahre 1867 als ordentliches Mitglied in das Lehrerkollegium dieser Anstalt gezogen worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß dem Manne, der mit weitem Blicke das ganze Kunstleben der Vergangenheit und Gegenwart überschaute und mit ungetrübter Reinheit der Gesinnung in allen Stücken nur das Gedeihen der Anstalt im Auge hatte, ein wachsender Einfluß im Rathe seiner Kollegen eingeräumt wurde. Was er klar bei sich durchdacht hatte, das wußte er in fließender und überzeugender Rede darzulegen. Wir haben uns erzählen lassen, daß oft an schwülen Sitzungstagen, wie sie keinem Kollegium erspart bleiben, sein lange zurückgehaltenes Wort, plötzlich in vollem Strom sich ergießend, wie ein aufhellender Gewitterregen gewirkt habe. In würdiger Weise vertrat er die Anstalt wiederholt auch als Festredner beim Geburtstag S. M. des Königs mit wohl ausgearbeiteten Vorträgen über württembergische Künstler, z. B. Karl Weitbrecht und H. Schickardt, sowie über andere Gegenstände. Selbst die

*) Anmerkung 1882. Das Werk (50 Lief.) ist seither längst vollendet.

alten Perrücken des Weisser- und Gratianusschen Stammbaumes hätten jetzt ihre Freude an ihm haben müssen, wie er so dastand, „jeder Zoll ein Professor.“ — Der Gang seines äußeren Lebens verlief seit seiner Anstellung ungewöhnlich still und einfach. Es war vielleicht ein Fehler seiner Jugend gewesen, daß er, mit Ausnahme eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Frankfurt während der Parlamentszeit, immer in Stuttgart, einem damals für die Entwicklung eines Künstlers und Kunstgelehrten recht unglücklichen Orte sitzen blieb. Nun führte ihn sein Beruf wenigstens noch ein paar Mal über die Grenze seines engeren Vaterlandes. Im Herbst 1869 besuchte er die Ausstellung in München und sah zum ersten Male auch die dortigen Kunstsammlungen. Das Jahr 1871 führte ihn wiederum nach München und dießmal auch nach Dresden, dessen reiche Sammlungen es eingehend studirte. Im Spätjahr 1876 hielt er sich einige Wochen in Wien auf, im Herbst vorigen Jahres in Frankfurt und Karlsruhe. In seiner Familie waren drei Kinder herangewachsen, deren Erziehung er sich sehr angelegen sein ließ. Einen Sohn, welcher sich besonders durch mathematische Begabung auszeichnete, verlor er im Jahre 1874 mit 22 Jahren durch Krankheit. Von seinen zwei Töchtern hat sich die ältere unter seiner und Prof. Häberlins Leitung zu einer bereits sehr anerkannten Malerin herangebildet, die jüngere ist durch Frau Hofschauspielerin Wentzel gleichfalls für eine künstlerische Laufbahn vorbereitet worden. Dem Sohn einer verwittweten älteren Schwester, welche vor zwei Jahren eine liebevolle Aufnahme in seinem Hause fand, widmete er eine väterliche Fürsorge. In den Augen des Herrn Verfassers

von „Auch Einer“ mag es ihm zum besonderen Lobe gereicht haben, daß er auch zwei Hündchen, die ihm zugelaufen waren, nicht wieder fortschicken konnte. Weisser besaß in der That, wie sein Bruder Adolf, bei einer vielleicht angeborenen Neigung, die Gefühlsseite nicht nach außen zu kehren, ein weiches und warmes Gefühl. Darum hat er auch, so zurückgezogen er sonst lebte, den abendlichen Verkehr mit gebildeten Männern, meist Künstlern und Gelehrten, nie entbehren mögen. Aber an einem Tische, wo er saß, durfte nie ekler Stadtklatsch breitgetreten werden; vielmehr wurden nicht selten die ernstesten Fragen der Menschheit in tiefnächtigen Geistesschlachten hin- und herbewegt. Weisser führte dabei in lebhafter Disputirlust, die er scherzhaft auf seine theologischen Ahnen zurückzuführen liebte, wohl manchmal etwas scharfe Stöße; aber man nahm ihm nicht leicht ein Wort übel, denn alles, was die Waffen der Rede heimlich vergiftet, Eitelkeit, Hochmuth, Neid hatte ja keinen Theil an ihm. In solchen Kreisen auch des Vaterlandes Hoffnungen und Sorgen mit treuem Sinne zu erwägen, hat Weisser trotz seiner äußerlichen Abkehr von der Politik nie aufgegeben; schon längst der nationalen Richtung zugewandt, konnte er sich über die Aufrichtung des deutschen Reiches mit einer Rückhaltlosigkeit freuen, wie das unter seinen früheren Parteigenossen etwa nur Hans Scherr gethan hat. — Sahen wir so den Strom seines geistigen Lebens immer breiter und ruhiger fließen, so machte den Freunden seine leibliche Gesundheit schon seit einigen Jahren mannigfache Bedenken. Nicht nur, daß ihn übermäßige Anstrengungen und die mancherlei Sorgen allzuenger Lebensverhältnisse

vor der Zeit alt gemacht hatten; wir konnten uns unmöglich verhehlen, daß namentlich der Winterdienst in seiner Sammlung, welche sich in einem unheizbaren Korridore der Kunstschule befindet, seine Gesundheit mit allzuhäufigen Erkältungszufällen zu untergraben angefangen habe. Es war deßhalb, als ihn zu Anfang dieses Jahres eine Rippenfellentzündung befiel, alsbald den schlimmsten Besorgnissen Raum zu geben. Ein vierwöchentliches Krankenlager, auf welchem ihn bis zuletzt noch die schwere Frage des für die Zukunft seiner Sammlung so wichtigen Kunstschulebaues aufregend beschäftigte, endigte am 26. Februar 1879 mit dem Tode. Es wirft einen tragischen Schatten über sein Grab, daß er, noch ehe sein Tagewerk ganz gethan war, in rüstigen Mannesjahren abgerufen wurde; er selbst aber war in seiner Weise zu fromm, um mit dem Schicksal darüber zu rechten.

II.

Charakteristik

(Im neuen Reich 1879. Heft 15.)

Ich sah den Verstorbenen zum ersten Male in einer Sitzung der sogenannten Kunstkommission beim Minister von Golther. Er trug einen Plan über die Grundsätze vor, welche bei künftigen Anschaffungen für die Kupferstichsammlung leitend sein sollten. Da die Mittel sehr beschränkte sind, so hatte es diese Vorlage mit verwickelten Fragen zu thun; vom dringend Nothwendigen mußte unterschieden werden, was Aufschub duldet, mit Werth des Anzuschaffenden und mit Zeitfolge der Anschaffung, sowie mit unbekannten Mög-

lichkeiten von Kaufgelegenheit war gleichzeitig zu rechnen, der Eifer der Vermehrung und das kleine Budget hatten ein Abkommen miteinander zu ſuchen. Ich fand dieſen Knoten mit einer Klarheit gelöst, es ſprach aus dem ganzen Vortrage eine innere Wahrheit, eine ſchlichte Ueberzeugungskraft, die äußerſt wohlthuend war und mich alsbald für den Mann und den Menſchen gewann. Zugleich war dieſen praktiſchen Erwägungen zu entnehmen, daß hier ein Wiſſen zu Grunde lag, welches über das Maß, das wir bei Kupferſtichkennern vorauszuſetzen gewohnt ſind, weit hinausgieng; ja ſichtbar mehr als Wiſſen, ein wohlbeſtelltes, in Studien gereiftes, kunſtphiloſophiſches Denken war es, worauf dieſe brave und feine Arbeit ſchließen ließ.

Wie ſehr fand ich dieſen Schluß beſtätigt, als ich in der Folge den trefflichen Mann näher kennen lernte! Weiſſers Studien und Kenntniſſe umfaßten nicht nur mit der Geſchichte des ſpeziellen Zweigs der Kunſt, auf welchen ſein Amt ihn wies, die Geſchichte der Kunſt überhaupt, ſondern mit dieſer zugleich die Kulturgeſchichte, d. h. zunächſt die Geſchichte des Koſtüms in dem bekannten weiteren Sinne des Worts. Die Kulturgeſchichte aber ſchließt ja nicht nur den formellen Bildungsgang der Menſchheit in ſich, ſondern auch die Entwicklung von Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Religion. In dieſem ganzen großen Felde iſt, wenn man tiefer ſehen, nicht an der Oberfläche bleiben will, ohne philoſophiſches Denken nicht auszukommen. Nicht Philoſoph von Fach muß man darum werden, aber Nahrung, Uebung dem Denktriebe zuführen, und daran hat es Weiſſer nicht fehlen laſſen. In jenen Jahren ſchon, da er noch Lithograph war,

hat er in ſolcher Geiſtesarbeit manche Nächte bei einſamer Lampe durchwacht. Ein ausübender Künſtler, dem es ein ſo ernſtes Anliegen iſt, die bloße Halbbildung zu überwinden, wird aber vor Allem den Drang fühlen, das innere Weſen eben der Sphäre, in welcher er thätig iſt, an der Hand der einſchlagenden Literatur zu ergründen. Weiſſer hat ohne die Erleichterung, die der Studirende an einer Hochſchule genießt, ſtreng geſchriebene Werke über das Schöne, über die Kunſt, die Künſte mit unverdroſſener Anſtrengung durchgearbeitet. In der Kunſtgeſchichte hat ſich jetzt eine Richtung aufgethan, hat Raum gewonnen, iſt aber glücklicher Weiſe noch nicht ans Ruder gelangt, ein Zunftgeiſt, der auf ſolche Gedankenarbeit, auf das Geltendmachen philoſophiſcher Bildung in dieſem Felde vornehm verächtlich herunterſieht. Die Meinung iſt, wo das denkende Eindringen in den Geiſt eines Kunſtwerkes, eines Künſtlers beginnt, da beginne das „abſtrakte Theoretiſiren“, die Loſung iſt „das Exakte, das Techniſche“. Es begreift ſich, wie dieſe Reaktion enſtanden iſt. Die Zeit der Sentimentalität, dann der Romantik und der Schellingſchen, hierauf der Hegelſchen Philoſophie im jugendlichen Stadium ihres konſtruktiven Verfahrens, brachten uns an der Stelle des wahren Kunſturtheils die ſchöne Phraſe und dann die Auflöſung, die Zerſetzung des lebendigen, konkreten Kunſtgebildes in Ideen. Aber die begreifliche, begründete Gegenwirkung hat das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet. Durch kritiſches Urkundenſtudium das Leben und den Bildungsgang eines Künſtlers, das Datum ſeiner Werke, durch Prüfung ſeiner Art von individueller Technik die Echtheit der ihm zugeſchriebenen Werke feſtſtellen, einen Stil in der

äußeren Bestimmtheit seiner Formen schildern: dies und Verwandtes ist immer noch nicht Geschichte, nicht wirkliche ganze Geschichtschreibung. Das heißt noch immer nach Schätzen graben und froh sein, wenn man Regenwürmer findet, es heißt immer noch an der Schaale herumtasten, heißt nichts weiter, als die Unterlage, den Unterbau für die eigentliche Aufgabe der Kunstgeschichte herstellen. Freilich ist die Schaale durch ihren Kern bedingt, geformt, läßt ihn also errathen, aber um in den Kern wirklich einzudringen, dazu will es doch andere Werkzeuge, als womit man die Schaale untersucht, oder, beim ersten Bilde zu bleiben, die Grabarbeit fertig bringt. Gewiß nicht unmittelbar und allein Philosophie des Schönen und der Kunst, nein! vor allem das Talent der Anschauung, der beseelte Nerv ist vonnöthen, der in die innerste Signatur eines Künstlers oder Kunstwerkes, seines Stils, des Stils einer Schule, einer Periode sich einlebt, kongenial sich versenkt. Aber genügen kann doch auch diese Gabe nicht, ein solches Talent will gebildet, eine solche richtig organisirte Kunstsinnlichkeit will durchsetzt, durchwirkt sein mit Gedanken, mit Standpunkten, mit Begriffen und Namen für Begriffe, wie sie nur die Vertrautheit mit der Kunstphilosophie, ihrer Geschichte, mit den Controversen über die wichtigsten Grundfragen im Gebiete der ästhetischen Forschung darreicht, will ausgestattet sein mit einem Vorrath von Schlüsseln, wie sie nur in dieser, der Menge verschlossenen Werkstätte sich finden. Nur so ausgerüstet wird das Auge und die Phantasie, die dazu angethan sind, einem Kunstwerk, einem Künstler, einem Stil in die Seele zu sehen, auch dahin gelangen, daß sie fähig

ſind, ſich in der Form des Urtheils auszuſprechen. Der Gegenſtand dieſes Urtheils iſt die Einheit des Kernes mit der Schaale, der Seele des Kunſtgebildes mit den Formen ihres Leibes. Der Kern iſt die Phantaſie, die Beſtimmtheit der Phantaſie in einer Zeit, einem Künſtler. Dieſer Phantaſie muß der Forſcher nicht nur Phantaſie entgegenbringen, ſondern er muß in der Pſychologie der Aeſthetik bewandert ſein, ſonſt wird er über die Miſchung bewußter und unbewußter Seelenkräfte, um die es ſich handelt, nichts zu ſagen, in dieſes Helldunkel keine Linien zu ziehen wiſſen. Und doch tritt hier erſt das wahrhaft Konkrete in die Kunſtbetrachtung ein. Und dies Konkrete heißt in der neueren „hiſtoriſchen“ Schule abſtrakt im ſchlimmen Wortſinn, während die Abſtraktion der Schaale, an der ſie herumſchabt, ihr als das echt Konkrete gilt. Hiermit wird der Geiſt ausgeſchloſſen; Geiſt haben, Geiſt zeigen heißt in dieſem Lager leeres Stroh dreſchen, Salbadern, ſich als Ignorant, als Schwätzer bekennen. Suchſt du Einlaß in dieſe Kirche, ſo hüte dich ja recht wohl, philoſophiſche Bildung zu zeigen, ſonſt wirſt du als Profaner ausgeſtoßen. Die Kunſtgeſchichte wird auf dieſem Wege verſauern, verbauern, ihr Stolz gegen die Kunſtphiloſophie, die Aeſthetik iſt Bauernſtolz. Er wird ſich dadurch ſtrafen, ſtraft ſich ſchon jetzt dadurch, daß die Verächter der philoſophiſchen Bildung juſt in das verfallen, was ſie mit anfänglichem Rechte bekämpften: wo das eigentliche Urtheil beginnen ſollte, da wird der ſo verarmten Scheinwiſſenſchaft nichts übrig bleiben, als gerade die dürftigen Ueberbleibſel des Wortkrams der abgebleichten Sentimentalität und Romantik, womit die Sprache

des Gallerieenpublikums sich aufputzt; „entzückend, rührend schön, hold, reizend, hinreißend, gewaltig, riesig“ u. dergl.: mit diesem Lexikon im Torniſter wird der Handwerksbursch der Kunſtgeſchichte gegen den Studenten der Kunſtgeſchichte ſein Feldlager beziehen. Freilich iſt die Sprache unzulänglich, die Anſchauung wiederzugeben; der eindringende Geiſt wird daher mit ihr ringen, ihr Neubildungen abnöthigen; dem Manne der „Akribie“ wird ſie aber, wie ſie iſt, als zulänglich und daher auch dies Ringen als Unnatur erſcheinen.

Nahe genug liegt ein Seitenblick auf die Literaturgeſchichte. Auch in dieſem Gebiete war es nur ganz an der Zeit, daß das akribiſtiſche Prinzip ſich Geltung verſchaffte. Aeſthetiſirendes, auch einſeitig ethiſirendes Urtheil auf dem ſchwanken Grunde leichtgenommener Voruntersuchung herrſchte breit genug, um die Gegenwirkung herauszufordern. Wie weitab kann ein ſolches Urtheil fehlſchießen! Wer geſtimmt wäre, die exakten Studien über die Achſel anzuſehen, der bedenke doch nur, um ein wahres Kinderbeiſpiel anzuführen, das Eine: er glaubt ſeinen mittelbaren Quellen, daß ein Werk A nach einem Werk B entſtanden iſt, und ergeht ſich unbedenklich über den Einfluß von A auf B; unterdeſſen berichtigt die ſtrengere Forſchung die Jahreszahl und zeigt, daß es ſich umgekehrt verhält! Oder, von der innern Einheit einer Dichtung zu ſprechen, wie friſchweg wußte man ſolche in Goethes Fauſt aufzuzeigen zur Zeit, da man noch verſäumte, die Folge der Entſtehung ſeiner Theile genauer, als man ungefähr wußte, zu beſtimmen! Genug und faſt ſchon dies zu viel, um zu beweiſen, was ſich von ſelbſt verſteht; hier gilt es vielmehr, zu erinnern, daß auch in dieſem

Gebiet die Frage hoch an der Zeit ist, ob denn Vorstudien die Studien selbst, ob Wissen als Resultat von Stoffuntersuchungen Erkenntniß ist? — Nun liegt freilich hier ein eigenthümlicher Knoten vor. Es sind zwei grundverschiedene Thätigkeiten, um die es sich handelt, aber ebenso klar ist, daß es Thätigkeiten Einer Kraft sein sollten. Den Stoff durchforschen und den Geist im Stoff erkennen: dies sollte ja unbezweifelt das Geschäft Eines und desselben Mannes sein. Die Gründe für diesen Satz liegen auf der Hand. Der Stoffgräber findet doch nicht alles, was er sucht; es sind der Stellen nicht wenige, wo ihn die Notiz im Stich läßt; da beginnt nun das Schließen, das Schließen aus inneren Gründen, und um aus inneren Gründen richtig zu schließen, muß man doch wohl ins Innere zu sehen fähig sein, dem Geiste Geist, der Phantasie Phantasie, dem Geschmacke Geschmack, dem Stil Stilverständniß entgegenbringen? Sagen wir nur zum Exempel: Lesart, Textkritik: man sehe in die Philologie hinein und man wird in ein Magazin von Absurdität blicken. Fällt mir da eine hübsche Konjektur ein, die ich neulich gelesen: Goethes Faust:

> Was grinsest du mir, hohler Schädel her?
> Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret
> Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer
> Mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirret —

da entdeckt ein Schlaukopf, es müsse heißen: lichten Tag und der Setzer, verführt von dem Gegensatz: schwer, habe licht in leicht verwandelt — feiner Kopf das! Geht es so in der Konjektur, so kann man sich denken, wie es erst in der Interpretation zugeht. Man sollte einmal eine Blumen-

leſe, namentlich aus der Erklärungsgeſchichte ſo kühner Dichter wie Aeſchylos und Shakespeare, ſammeln, es gäbe einen herrlichen Strauß. Auch von der Diagnoſe über Echtheit und Unechtheit wäre ein Wörtchen zu reden, doch ſoll in unſerem Zuſammenhang bei dieſem verdrießlichen Bilde nicht zu lang verweilt werden; ſchließen wir dieſe Bemerkungen ab mit der Rückkehr zur der Bezeichnung: eigenthümlicher Knoten. Was an ſich zuſammengehört, das beliebt die blind begabende Natur ſo häufig zu trennen: Organ und Luſt zur Stoffnachſpürung und eindringenden Geiſt. So lang es eine Wiſſenſchaft gibt, wird einem Fauſt ein Wagner gegenüberſtehen. Wir haben Kräfte, Talente, in denen die Zwei vereinigt ſind, ſie fehlen weder der Kunſtgeſchichte noch der Literaturgeſchichte, aber es ſind nicht viele und breit, jetzt beſonders breit lagern ſich die Regenwurmgräber ihnen gegenüber. So wird es jederzeit eine empiriſtiſche neben einer intuitiven und denkenden Geſchichtſchreibung geben. Aber ſie ſoll ſich beſcheiden, bloßer Diener zu ſein. Die Kärrner, die den Stoff zuführen, ſind nicht die Baumeiſter. „Empiriſtiſch“ habe ich geſagt; dafür gebraucht man auch: induktiv. Nimmt man aber dies Wort genauer, ſo iſt die geiſtarme Stofſammlung wahrlich nicht induktiv, denn ſie führt ja nicht hinein.

Im Grund erinnert dies alles — subtractis subtrahendis — auch an den Ranganſpruch, den in unſerer Zeit die Naturwiſſenſchaft gegen die Philoſophie erhebt. Gemeinſam iſt der jetzigen Richtung in allen dieſen Sphären der Wahlſpruch: das Objekt erſt genauer kennen lernen! In dieſem Sinn iſt der geſammte Zug der Wiſſenſchaften in

unſerer Zeit hiſtoriſch zu nennen; aber leider ebenſo gemeinſam iſt ihnen die Neigung, den Nachſatz wegzulaſſen, den das „erſt“ in dieſem Wahlſpruch fordert: das Wort läßt ja ein nachfolgendes „ehe“ erwarten und der Nachſatz müßte doch heißen: ehe das Subjekt daran geht, die geſammelten Erfahrungen in allgemeine Gedanken zuſammenzufaſſen, den Stoff in Geiſtbeſitz zu verwandeln, was ja doch allein der Zweck ſein kann, wofür man ſich die Mühe auflegt, Stoff zu ſammeln.*)

Es iſt im Sinne Weiſſers geſprochen, was ich hier zunächſt über Kunſtwiſſenſchaft geſagt, dann weiter auf andere Disziplinen ausgedehnt habe. Er war eben mit einem Artikel gegen rohe und boshafte Kritiken beſchäftigt, die gegen eine kunſthiſtoriſche Schrift von der Schule der bornirt Exakten ausgegangen, als der Tod ihn hinwegnahm, und es war vorauszuſehen, daß die Arbeit nicht matt und flach, ſondern ſchneidig und feurig ausfallen werde, denn er war ein herzlicher Gegner dieſer Geiſtesverachtung. Sein Geſpräch über Kunſt, Künſtler, Kunſtwerke, Kunſtepochen ſtrebte ſtets in die Tiefe, er ſprach von Formen nie anders, denn als von einer Mimik, worin die Seele ſich kund gibt, und verfolgte dieſe in die feinſten Eigenheiten der Handſchrift des Künſtlers, er ſprach von Stil, von Koſtüm nie anders, denn als vom Kleid um die Glieder eines Innern, worin der Charakter dieſes Innern ſich ausprägt. Seine Gedanken ſuchten nach

*) Es mag hier auf einen Artikel von R. Weltrich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 21. Juli 1880 aufmerkſam gemacht werden, der dieſe Verhältniſſe einläßlicher beleuchtet und mit beſonders feinem Urtheil beſpricht.

einem Centrum und bewegten sich von da wieder nach den Radien des Centrums. Als motorischen Hauptnerv im geschichtlichen Gange der Künste hatte er insbesondere den im Wesen der Phantasie an sich begründeten, immer neu auftauchenden Gegensatz eines sogenannt idealistischen und eines realistischen Stiles begriffen; nicht jedoch, als meinte er, die Kunstgeschichte decke sich mit dieser Formel, sofern sie in unverstandener Allgemeinheit hingestellt wird; er wußte ganz, daß dieselbe erst fruchtbar wird, wenn man erkennt, wie der Gegensatz in unendlichen Gestaltungen immer verändert wiederkehrt, nach immer neuen Versöhnungen und Ausgleichungen hinarbeitet und ins Feinste der individuellen Eigenart sich verästet. Er selbst neigte zum idealistischen Pol, ohne Einseitigkeit natürlich; wie könnte ein seines Amts so würdiger Kupferstichkabinets-Direktor über einem Raphael einen Rembrandt verkennen! Der bescheidene, rednerisch ungewandte Mann wurde warm und ergoß sich in fließenden Worten, wenn ein solches Gespräch tiefer und tiefer drang, und eine Fülle des Wissens kam zu Tage, wie sie sonst nur in einem Leben sich erwirbt, das ungetheilt der Wissenschaft gewidmet ist.

Spricht man vom Charakter eines Mannes, so ist es vor allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufes, wonach man zu blicken hat. War er Lohnarbeiter oder war er mit ganzer Seele, mit seinem besten Selbst dabei? Das ist die Frage. Weisser lebte in seinem Amte, er lebte ihm. Wenn man angesichts der jetzigen Zeitstimmung, der geist-, pflicht- und ehrvergessenen großen Hetze nach Genuß und Geld oft sorgenvoll sich fragt: sind sie denn noch da, die Männer, die ganz ihrer Pflicht leben? sind

ſie noch zu finden, die Selbſtloſen, deren Liebe ihr Dienſt iſt? — ſieht man auf ein Leben, wie Weiſſers Leben war, ſo ſagt man ſich getröſtet: ja, ſie ſind nicht ausgeſtorben, oft ganz im Stillen, ganz im Verborgenen ſind ſie noch da. Sein Grundzug war die edle Leidenſchaft für ſein Amt, für ſein Schmerzenskind, ſeine Sammlung. Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie ſpeziell ſich doch jeder Zweig menſchlicher Thätigkeit mit der Moral berührt! Man denke ſich eine ſchwach dotirte Sammlung, die doch ſchon manchen koſtbaren Schatz erworben hat und deren immer mehr erwerben ſoll: ſie verlangt einen Vorſtand, der mit dem wärmſten Eifer ihrer Mehrung das ſtrengſte Sparſyſtem vereinigt, und man begreift, wie dringend hier zu genügendem Umfang des Wiſſens, zur Bildung des Geiſtes überhaupt ein ſtrenger und reiner Charakter gefordert iſt; perſönliche Liebhaberei, Eigenwilligkeit, Schwäche gegen Verſuchungen zu unzeitiger Rückſicht und Gefälligkeit, zu momentaner, die Zukunft nicht berechnender Verſchleuderung der engbemeſſenen Mittel, und wie alle die Klippen heißen mögen: ein Mann, der da nicht ganz feſtſteht und dem ſein Schiff nicht theuer iſt wie ein Heiligthum, wird daran ſcheitern, und das Fahrzeug wird es zu büßen haben.

Solch ein reiner und ſtrenger Charakter war der Verſtorbene. Und um kargen Lohn hat er gedient, — man kann es ſagen, ohne irgend jemand zu beſchuldigen, Verhältniſſe ſind oft ſtärker, als der beſte Wille, aber man muß es ſagen. Weiſſer hat jederzeit mehr gethan, als er mußte und als ſein Sold ihm auflegte; bis herunter zu Geſchäften mechaniſcher Art, zu ſo manchen Handgriffen, wofür kein

Diener zu Gebote ſtand oder die er keinem anvertrauen konnte und wollte, weil es ſich um die Erhaltung höchſt werthvoller Schätze handelte, bis hinein in dieſe heikeln Einzelheiten gieng, treu unterſtützt von der Hilfe der einſichtsvollen Gattin, ſein unermüdlicher Fleiß. Die ſchwierigſte und intenſivſte ſeiner Arbeiten war die Herſtellung eines Katalogs ſeiner Sammlung. Welches Gebirg von Mühen da zu überſteigen war, wie es gelungen, ſie zu überwinden, und was hierdurch für die Sammlung geleiſtet iſt, davon gibt der obige Nekrolog eine dem ganzen Verdienſte des Ordners gerechte Würdigung. Ebenſo ſagt er in der nöthigen Kürze das Weſentliche über die ſchriftſtelleriſchen Publikationen Weiſſers „Bilderatlas zur Weltgeſchichte“ und „die Kunſt für Alle“. Was die letzteren zwei großen Werke betrifft, ſo wird man ermeſſen, welche Summe von Schwierigkeiten die Auswahl, die Zuſammenſtellung, die richtige Beſtimmung des Dargeſtellten, die Abfaſſung des Textes in ſich ſchloß und welche werthvolle, Unzähligen erfreuliche und nahrhafte Frucht auch hier dieſe Mühen getragen haben. Und Weiſſer arbeitete nicht leicht, er war ſtreng gegen ſich und that ſich ſchwer genug, wie er überhaupt das Leben ſchwer nahm; er machte für kleine Arbeiten ſtrenge Vorſtudien wie für große, arbeitete das Entworfene um und ruhte nicht, bis er das Ganze und ſeine Theile als reif anſehen konnte.

Und von all dem wußte die Welt blutwenig; das verſpürte nur, wen das Kunſtintereſſe in ſeine Sammlung führte, wer ſeine Werke las, wer in eingehendes Geſpräch mit ihm trat. Vielleicht nur zu ſehr das Gegentheil von Naturen, die ſich ausladen, ſich zu zeigen wiſſen, ja ſich vordrängen,

die nicht ſchüchtern ſind, anzuläuten und Stiegen zu ſteigen für ihren Vortheil, — ein Bild männlicher, nicht ſchwächlicher Beſcheidenheit, ganz bürgerlich ſchlicht im guten alten Sinne: ſo hat er gelebt und ſo ſoll die Welt ihn kennen, nachdem er mitten in ſeinem Wirken uns entriſſen iſt. Es wäre wohl zu viel, wenn man ſagte, er habe in ſeinem Amte, in der ärmlichen Raumſpalte, worin heute noch ſeine Sammlung ſteckt, ſich aufgerieben, man ſoll nicht ohne zwingende Gründe das ſtarke Wort Märtyrerthum in Anwendung bringen, aber das iſt zu ſagen, daß die letzte Krankheit auf ſtärkere Widerſtandskraft geſtoßen wäre, hätte er ſich nicht in peinlicher Enge, in zu ungetheilten und zu ſchwach belohnten Mühen, in zu vielen tiefgrabenden Kümmerniſſen über ſo dornige Lebenswege abgemüdet. Und eben jetzt, da Ausſicht war, daß dieſe Wege ſich ſchlichten und lichten, daß die Mittel flüſſig werden, ihm die wohlverdiente Erleichterung ſeiner Lage und damit auch äußerlich die vollere Anerkennung ſeines Wirkens zu bereiten, da mit der Erweiterung des Kunſtgebäudes die Herſtellung eines geräumigen und würdigen Lokals für die Sammlung beſchloſſen iſt, eben jetzt mußte er den Seinen, den Freunden, dem Amte, dem Lande entriſſen werden. Soviel iſt gewiß: in ihm iſt einer von Jenen geſtorben, deren wahrer Werth erſt ganz erkannt wird, wenn ſie dahin ſind.

Ein internationaler Gruß.

(Hallbergers „Ueber Land und Meer“ April 1868. Verbeſſert, erweitert.)

Der Gruß kommt uns von einem Italiener aus der Schweiz zu, er wird jeden Freund der Poeſie dieſſeits wie jenſeits der Alpen herzlich erfreuen: „Traduzionelle e Imitazioni di Fr. Leop. Benelli. Zurigo, Fr. Schulthess 1868.“ Zwiſchen uns und dem italieniſchen Volk iſt die Scheidewand gefallen, der Zankapfel entfernt. Man mag tief beklagen, was im Jahre 1866 geſchehen iſt: wer es billigte, der müßte glauben, zwiſchen Politik und Moral beſtehe überhaupt kein Verhältniß; aber es iſt geſchehen. Italien hat das Seinige, und ſelbſt gegen Oeſterreich iſt mit der alten Herrſchaft der alte Haß geſchwunden. Zwei Völker, durch einen reizvollen und belebenden Gegenſatz auf den fruchtbarſten Bildungs-Austauſch gewieſen, können jetzt erſt ohne Rückhalt ſich die Hände reichen. Der Deutſche hat längſt die ſeinige ausgeſtreckt; ſtatt vieler Zeugniſſe ſei nur unſere blühende Dante-Literatur genannt; manche werthe Gabe wurde uns entgegengereicht, Dramatiſches und Lyriſches in die klangvolle Sprache übertragen; wer auch nur die Ueberſetzung des Fauſt von Guerrieri kennt, der weiß, daß wir nicht über Mangel an Liebe und Verſtändniß zu klagen haben. Hier nun wird uns ein Strauß von deutſchen

Blumen lyriſcher Dichtung geboten, die, in italieniſche Erde geſetzt, in ſüdlicher Luft, unter ſüdlichem Himmel Farbe und Duft eigenthümlich verändert haben. Dieſe Veränderung iſt ſchwer zu bezeichnen. Bald erſcheint ſie als eine Umſetzung in einen andern, doch verwandten Ton, bald als eine Steigerung, Ausdehnung, Entfaltung, wohl auch als eine Abſchwächung, doch nur auf einer Stelle, denn auf einer andern kommt reichlich wieder herein, was verloren ſchien, wie das ja bei allen Ueberſetzungen der Fall iſt, denn keine Sprache hat ihre Stärke genau auf demſelben Punkt wie die andere; ſchließlich aber wird Jeder, der den Strauß in die Hand genommen, beſchaut und ſeinen Duft gekoſtet hat, mit dem Gefühle reinen Genuſſes ſagen: ſchön und lieblich, und er wird das reizende Geſchenk dankbar in die Vaſe ſetzen, um Geſicht und Geruch ferner damit zu erfreuen.

Der Geiſt der italieniſchen Sprache iſt pathetiſch, redſam, ſtockender, dunkler Andeutung abgeneigt, vielmehr dazu geſtimmt, in ergiebigem Strome ſeiner reinen Klänge alles in Fülle zu entwickeln, in hellem Tageslicht auszubreiten. Schon die Formen, Wortbildungen und Beugungen ſind von längerem Athem, als die deutſchen, kurzzeilige Strophen unſerer Poeſie werden nothwendig gedehnter. Unter die reinſten Produkte unſerer Lyrik zählen wir jene Klänge, die nur wie gehaucht ſind, Laute, die im Sprechen zu verſtummen ſcheinen, Farben, die ein tiefes Helldunkel in nebligem Schleier gebunden hält. Und das wohl mit Recht, denn die lyriſche Dichtung iſt Poeſie des Gefühls, das reine Gefühl aber iſt nicht beredt, weil es nicht Bewußtſein iſt. Sage ich alſo: Benelli hat es gewagt, Goethes „Ruhe“

(eigentlich „Wanderers Nachtlied. Ein gleiches“), Mörikes „Agnes“ und „Denk' es, o Seele“ zu überſetzen, ſo wird man billig geſpannt ſein, wie es ihm gelungen iſt, und ich bin überzeugt, daß, wer dieſe Uebertragungen geleſen, ſagen wird: das iſt nun alles anders und doch auch ſo ſchön. In Goethes wunderbar rührender Strophe ſind aus den „Wipfeln“ Cypreſſen geworden; wir ſind nicht mehr im deutſchen Walde, aber das Bild der Cypreſſe ſtimmt. Der Schluß: „Warte nur, balde Ruheſt du auch,“ iſt aus ſeiner ahnungsvollen Dämmerung um eine zarte Linie ins Helle gerückt; der Ueberſetzer konnte nicht ſagen: riposi oder riposerai, das lautete im Italieniſchen trivial; er ſagt:

— — — Attendi, e tosto
Della pace nel sen tu pur cadrai. .

In den Schoß des Friedens ſinken: das iſt entwickelter, wortreicher, als ruhen; aber wenn Goethe uns bedeutungsvoll im Ungewiſſen laſſen will, ob „ruhen“ heißt: ſchlafen oder: aus Zerſtreuung und Leidenſchaft ſtill betrachtend in das eigne Innere niedertauchen, oder: ſterben, ſo iſt dieſe ſchöne Ungewißheit des Sinns doch mit zartem Gefühl vom Ueberſetzer bewahrt. Die kurzen, verſtummenden Zeilen aber ſind zu längeren, in vier Hebungen verlaufenden geworden; das muß uns als eine Schwächung erſcheinen, allein, da ſie unvermeidlich, d. h. dem Genius der Sprache des Ueberſetzers einzig gemäß iſt, ſo bleibt einfach zu ſagen: dem italieniſchen Leſer wird des Aequivalents ſo viel geboten, als nur möglich iſt. Dagegen hat Mörikes tief wehmüthiges, im reinſten Geiſte des edelſten Volksliedes empfundenes, im ſanft klagenden Refrain ausklingendes „Agnes“ nur eine kaum merk-

bare Dehnung um einige Silben erfahren; zum Beweis, wie tief und ſchön Bild und Stimmung erhalten iſt, ſetze ich die dritte und vierte Strophe nebeneinander:

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth
Schnitterinnen ſingen.
Aber, ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut
Will nichts mehr gelingen.

Mietendo il grano, in coro
allegramente,
Allegramente
Cantano le compagne:
Ma tu, povera mesta, hai il core
afflitto,
E un core afflitto
Non ha vigor, ma piagne.

Schleiche ſo durchs Wieſenthal,
So durchs Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tauſendmal,
Tauſendmal
Er mir Treu geſchworen.

Trascino il piede per fiorito
calle
Lungo la valle,
In sogno abbandonata;
E salgo al monte, ov' ei ben mille
volte,
Ben mille volte
M'ha la sua fè giurata.

Ein kleiner Fehler iſt nur, daß aus dem Roſenband im letzten Vers ein nastricin (Bändchen, kleine Schleife am Hut) geworden; es iſt ein langes, breites Band gemeint, von deſſen Flattern ſich die Phantaſie das genügende Bild muß machen können, um die Vorſtellung des Wankelmuths, der Untreue ſymboliſch daran zu knüpfen. Nicht minder rein und ſtimmungsvoll iſt Mörikes traumhaftes „Denk' es, o Seele" wiedergegeben, ohne einen anderen Verluſt, als daß die den Athem gleichſam anhaltende kürzere Zeile, die je einer etwas längeren folgt, dieſer an Umfang, an Zahl der Hebungen gleich geworden iſt. Daß auch hier die Cypreſſe auftritt, wird noch weniger Widerſpruch finden, als daß Goethes „Wipfel" in dieſen dunkeln Baum der Schwer-

muth und des Todes umgewandelt ſind, denn das „Tännlein“ iſt ja erleſen ſchon, mit dem Roſenſtrauch „auf deinem Grabe zu wurzeln und zu wachſen“.

Nicht ganz ebenſo iſt die Uebertragung des brütenden Helldunkels, des ahnungsvollen Zwielichts in Gottfried Kellers „Es iſt ein ſtiller Regentag“, einem der ſchönſten Gedichte des markigen ſchweizeriſchen Lyrikers und Novelliſten, geglückt; die ſeltſam gemiſchte, trüb heiter beſchauliche Stimmung fand wohl im italieniſchen Sprachvorrath nicht die hinreichenden Mittel des Ausdrucks.

Doch ich möchte mich nicht beim Einzelnen kritiſch aufhalten; im Ganzen und Großen ſcheint mir, es ſei dem Ueberſetzer der ſchwerſte Theil ſeiner Aufgabe, die Wiedergebung der Klänge, die im engſten, ungetheilteſten Sinn als lyriſch zu bezeichnen ſind, recht wohl gelungen. Wir blicken in ein zart und rein nachempfindendes Gemüth und es thut wohl, zu fühlen, daß unter den Lauten der fremden, volleren, ſinnlich ſchöneren Sprache das Herz ſo innig ſchlägt, wie unter den ſcheinloſeren, aber geſammelteren und tieferen der deutſchen.

Ganz anders natürlich iſt der Italiener in ſeinem Elemente, wo es gilt, Anſchauungen, Stimmungen, Leidenſchaften, Gedanken zu übertragen, die ſich in der breiten Welle des großen Stils bewegen. Hier darf er den Pomp, die würdevolle Pracht, das Feuer und Pathos ſeiner Sprache walten laſſen. Einen ganz beſondern Genuß darf ich jedem Leſer verſprechen von der Ueberſetzung eines Gedichts, worin uns Goethe längſt, ehe er Italien betrat, ſo täuſchend auf den klaſſiſchen Boden verſetzt hat, daß wir meinen, dort in

den Umgebungen des Golfs von Neapel zu wandeln und ländliche Hütten an Trümmer römiſcher Tempel und Paläſte geheftet zu ſehen. Es iſt „Der Wanderer“, das hohe Bild voll Kunſtandacht und voll reiner Liebe zur geſunden Gegenwart der Natur, des Lebens, des rein menſchlichen Daſeins. Trotzdem, daß hier der Ueberſetzer ganz zur Hauſe iſt, daß ihm, um eine ſchöne Einzelheit anzuführen, für „Gefäß“ das antike anforetta zu Gebote ſteht, darf man ſich die Aufgabe wahrlich nicht leicht vorſtellen. Wie ſollte z. B. wiedergegeben werden: „Glühend webſt du über deinem Grabe, Genius!“? Für „weben“ konnte nicht das entſprechende tessere ſtehen. Benelli überſetzt: ardente spirto aleggia sul tuo sepolcro, o Genio! Glühender Geiſt flügelt über deinem Grab, o Genius! Gewiß ſchön, nur wäre wohl beſſer geweſen, zu ſetzen aleggi, denn der Genius iſt mit dem spirito identiſch. Als Probe der anmuthvollen Würde, womit das deutſche Gedicht im fremden Gewande ſchreitet, mag der Schluß hier ſtehen, worin der Dichter von den hohen, feierlichen Betrachtungen ſo rührend zum nächſten Menſchlichen, zum ſchlicht natürlichen Wunſch einlenkt:

Leb' wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann

Addio! — Or tu guida
i passi miei,
O Natura, dell' errante straniero,
Che sui sepolcri delle sacre etadi
Il piè conduce. All' asilo lo guida
Che dal gelo il difende, ove dai
raggi
Dell' ardente meriggio una sel-
vetta
Di pioppi lo ripara. E allor che
a sera

Am Abend heim	All' invocata mia capanna io torni,
Zur Hütte,	Quando l'indora il sol col mesto addio,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,	
Laß mich empfangen solch' ein Weib,	Oh incontro a me tale una donna mova,
Den Knaben auf dem Arm!	Beata d'un fanciul che al petto stringa!

Ungern verzichte ich darauf, durch Anführungen zu zeigen, wie prachtvoll in „Mahomets Gesang", in den melodischen Tönen der Sprache Italiens rauschend der Strom dahinrollt. Den „Gesang der Geister über den Wassern" hat Benelli in Reimen übersetzt; sie wirken mit dem musikalischen Tonfall der reinen Laute reizvoll zusammen, dem innern Gehör und Gesicht Farbe und Klang des Bildes vorzuführen. Man vernehme nur folgende Stelle:

Strömt von der hohen	Da eccelse rôcche eletto*)
Steilen Felswand	Sgorga quel puro getto
Der reine Strahl,	E quindi si dissolve
Dann stäubt er lieblich	In nubilosa polve
In Wolkenwellen	Su scoglio che il riceve
Zum glatten Fels,	E l'onda sua si beve;
Und leicht empfangen,	Poi in ondeggiante velo,
Wallt er verschleiernd,	Con dolce mormorio
Leisrauschend	Scende giù giù fino al profondo rio.
Zur Tiefe nieder.	
Ragen Klippen	A ogni scheggia sporgente,
Dem Sturz entgegen,	Che al cader suo s'oppone,
Schäumt er unmuthig	Spuma sdegnosamente,
Stufenweise	E a poco apoco avanza
Zum Abgrund.	Fino all' abisso in fervorosa danza.

An die Uebersetzung von Goethes Prometheus knüpfe ich eine Bemerkung, die ebensogut schon im Anfang dieser

*) „Eletto" ist wohl etwas gewagt für: herströmend von —

Beſprechung oder bei jeder von dieſen Nachbildungen Platz gefunden hätte, doch gerade bei dieſer, und zwar namentlich am Schluſſe ſich beſonders nahe legt. Man wird nicht behaupten, daß dieſer Monolog des Titanentrotzes in den vollen Tönen der Sprache Dantes und Michel Angelos ſeine finſtere Großheit eingebüßt habe. Doch geſchwächt iſt er da und dort, und zwar ohne Schuld des Ueberſetzers. Ein Mißgriff allerdings ſcheint es mir zu ſein, daß einzelne der Versgruppen mit Endreimen geſchloſſen wurden; die ſtolze Titanenſprache im Gedicht verſchmäht ſolche Abrundung, begnügt ſich mit dem freien Anklang an gemeſſenen Rhythmus. Doch es iſt etwas Allgemeineres, was ich zu ſagen habe, und enthält keinerlei Vorwurf für den Einzelnen. Benelli überſetzt die Schlußworte:

„Und dein nicht zu achten
Wie ich!“

ſo: A sprezzarti cosi, com' io ti sprezzo! Da iſt nicht nur überhaupt durch die Zuſammenfaſſung von zwei Zeilen zu Einer gedehnteren die Prägnanz der Kürze des Originals abgeſchwächt, ſondern dies geſchieht namentlich auch durch die letzten Worte. Goethes Schluß: „und dein nicht zu achten wie ich!“ fährt ſteil, ſcharf und ſchroff wie ein Stoß heraus. Nun wäre ein io am Schluß viel zu weich geweſen. Daher, obwohl der letzte Hauptnachdruck auf ich liegt, zieht Benelli vor, vielmehr sprezzo an den Schluß zu ſetzen und bereitet es durch avezzo als Reimfolge vor. Sprezzo hat eine energiſche Wurzelſilbe, aber vokaliſch ſchließt es doch wie io und dies führt uns zu einer allgemeineren, die beiden Sprachen vergleichenden Bemerkung.

Bei einem Bankett in Zürich trat ein Kollege, Professor für italienische Literatur, nachdem Trinksprüche in Deutsch, Französisch, Italienisch gehalten waren, zu mir und sagte: ich habe die Sprachen heute aufmerksam verglichen und muß zugeben: das Deutsche hat doch die solidesten Knochen. Sonst hatte er wie andere Ausländer unserer Sprache gern ihre Härte vorgeworfen. Es ist klar: was er meinte, ist die Bestimmtheit der Artikulirung, und diese liegt in der Herrschaft des konsonantischen Wortabschlusses, der ja freilich dem Deutschen zugleich seine Härte gibt. Ueber die Härte klagen ist ungerecht ebendarum, weil das Deutsche ihr jene seine Bestimmtheit verdankt. Goethe war in Venedig, mitten unter den Wohlklängen der italienischen Sprache, als er die übellaunigen Verse schrieb:

„Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst"

und als er in einem andern Epigramm klagte, dem Schicksal wäre gelungen, in ihm einen Dichter zu bilden,

„Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt."

Bekanntlich war das Deutsche einst viel reicher an vokalischen Endungen, erst durch Stutzung derselben in konsonantische ist es so hart geworden (amisala-Amsel, mennisco-Mensch) und zur Härte ist Lautabschwächung gekommen, indem die klangvolleren Vokale A O U großentheils in das klanglose E verdünnt wurden. Eine Hauptveränderung, die das Italienische mit dem Lateinischen vorgenommen hat, ist dagegen die Aufweichung konsonantischer Endung zu vokalischer. Nicht ebenso ist (ursprünglich) die französische (gallische) Zunge

mit dem Latein verfahren, ſie ließ den Konſonanten im Wortſchluß vielfach ſtehen, wo ihn der Italiener in Vokal umbildete (aiment—amano, sont (sunt)—sono), aber ſo ſehr ſchlug doch auch hier die Liebe zum weicheren Abſchluß vor, daß die Willkür eindrang und endlich Regel wurde, die Schlußkonſonanten einfach nicht zu ſprechen (état), oder ſammt der ganzen Schußſilbe, wenn ſie ein n enthielt, in einen (häßlich) genäſelten Vokal zu verwandeln (présent), ebenſo auch mit einſilbigen Wörtern zu verfahren (fond, sont). Andrerſeits hat dieſe Sprache freilich auch End-Vokale ſtummgelegt und dadurch eine Menge von konſonantiſchen Endungen an die Stelle von (lateiniſch und italieniſch) vokaliſchen geſetzt (barba, arma—barbe, arme); es iſt aber nicht dieſer Zuwachs, ſondern jener Verluſt, was uns hier angeht. „Dein nicht zu achten wie ich“ würde im Franzöſiſchen ein moi als Schluß verlangen, moi klingt etwas voller, als io, wäre aber doch auch ein akuſtiſch unbequemer Schluß; die franzöſiſchen oi (oa) klingen doch immer wie ein Froſchquaken, nnd der Kraftſtoß im Schluß verlangt eben einmal einen Konſonanten.

Nun mag nur noch an zwei Beiſpielen gezeigt werden, was beide Sprachen mit ihrem Gewinn an Weichheit durch vokaliſche Endungen zugleich eingebüßt haben. Man nehme das Wort: Hat. Das iſt doch ein Wort, iſt artikulirt, hat Knochen. Der Italiener aber hat das lateiniſche habet in ha, der Franzoſe in a verwandelt. Jener ſpricht das h nicht, alſo haben beide für den Begriff Hat nur einen Vokal, denſelben, der zugleich den Dativ anzeigt. Ganz ſo ſind ſie mit dem Wort est umgegangen. Unſer Iſt iſt doch

ein Wort, ist artikulirt, hat Knochen. Jene beiden Sprachen aber haben von est nur das e übrig gelassen (der Franzose spricht ja das st nicht) — : denselben Buchstab, der auch „und“ bedeutet (der kleine Aussprachunterschied: offnes, geschloßnes e ist doch ganz ohne Gewicht). Nun ist das aber eine Sünde an der Sprache, eine Leichtsinns- oder Weichlichkeits-Sünde, denn man soll kein wesentliches Zeitwort verlottern, so verkommen lassen, daß es einem bloßen Casuszeichen oder einem Verbindungslaute gleich wird.

Was haben aber diese Bemerkungen mit der Poesie zu thun? Nun, das wird sich an wenigen Fällen zeigen lassen. Ein Dichter will etwa sagen: „er sucht nicht nur, er wünscht nicht nur, er hat.“ Geht da die Kraft nicht verloren, wenn für dies Hat ein bloßes A steht? Oder: „er scheint nicht nur, er ist.“ Wo bleibt der Nachdruck in Ist, wenn ein bloßes E dafür steht? Nehmen wir noch ein nicht fingirtes Beispiel hinzu: Goethes Tasso sagt von seinen Gestalten im befreiten Jerusalem:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugt,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Der letzte Vers ist im Klang unschön, ein rechtes Beispiel für die ganz eingestandene phonetische Trockenheit, Hölzernheit der deutschen Sprache; man sehe oder höre hin: 6 (resp. 7) I — wie lauter stechende Spitzen und daneben kein anderer Vokal als das blaße E.! Ein Holzbrett mit 6—7 spitzen Nägeln! Aber dann bedenke man das letzte Wort! Setze dafür: sono oder sont (sõ), so ist das Mark der Bedeutung in dem Sind mit der hievon untrennbaren konsonantischen Decision in Brei zerschmolzen.

Quod erat demonstrandum. Man ſollte alſo weniger auf die Härte der deutſchen Sprache ſchmälen, da ſo erkennbar iſt, welches Gut ſie um dieſen Preis einkauft. Theuer iſt er, das bleibt wahr; ſelbſt gegen das Intereſſe der vorſtehenden Vertheidigung erwähne ich noch namentlich die Häufigkeit der unſchönen, läſtigen Endung ung (althochdeutſch noch unga). Es beſteht freilich auch eine Pflicht, die uns durch ſolche Härte aufgelegt wird, ſie heißt: vermeide ſie nach Kräften, wo ſie nicht dem Sinngehalt durch ihre Energie dient. Leider iſt es deutſche Art, vielmehr nach der Regel zu handeln: ſteigere ſie ohne Grund! Eine entſetzliche Mehrheit unſerer Schriftſteller ſchreibt mit verſtopften Ohren. Der Dichter vor allem iſt berufen, uns hören zu lehren; er wird Härte nicht meiden, wird ſie wollen, wo ſie den genannten Zweck erfüllt, er wird, wo ſolcher Zweck fortfällt, mit feinem Nerve dem harten Material akuſtiſche Schönheit abgewinnen. Man leſe das Mignonlied einmal von dieſem Standpunkt und horche der Vokalfolge nur gleich in den erſten Zeilen, ſo wird man geleiſtet finden, was ich meine, und dem anklagenden Dichter ſeine eigene Leiſtung als Gegenbeweis vorzeigen.

Ich habe betont, daß Goethe im italieniſchen Lande weilte, als er jenes herbe Urtheil ſchrieb. Unmittelbar neben das Italieniſche geſetzt, gleichzeitig neben ihm vernommen iſt das Deutſche freilich ſehr im Nachtheil, ſeine Trockenheit, Härte erſcheint auf dieſer Folie noch einmal ſo hart und trocken, dürr, philiſteriös, und geblendet von der Klangſchönheit und Grazie der Nachbariu hat man nicht Zeit, die Kraft, Tiefe und den Reichthum der Mutterſprache

zu bedenken. Daher, schließlich nur daher kommt es auch, daß deutsche Stämme unter romanische hineingeschoben nach und nach ihre Sprache aufgeben; die Verkehrsnothwendigkeit zwänge sie nicht dazu, sie dürften ja nur mit Beharrlichkeit auf ihrer eigenen Sprache bestehen, aber ihre Knarrlaute kommen ihnen, wenn sie so oft darüber lachen und scherzen hören, endlich selbst komisch und beschwerlich vor: das ist's. Nur um so mehr freilich ist es Pflicht des Staates, dem solche ausgesetzte Glieder angehören, sie gegen den verführerischen Andrang zu stützen und zu stärken, und zwar durch nachdrückliche Pflege der Schule. Was Oestreich hierin gesündigt hat und sündigt, wie neuerdings der deutsche Schulverein gutzumachen strebt, was der Staat versäumt, weiß man.

Doch wir beginnen abzuirren; jetzt ist unser Geschäft, zu zeigen und zu rühmen, was in künstlerischer Hand die italienische Sprache vermag, wenn sie mit der weniger schönen, aber markigeren und reicheren deutschen nachbildend, übersetzend wetteifert. Wir nehmen den Faden wieder auf und reihen zunächst an Goethes Prometheus eine didaktische, doch ebenfalls im hohen, feierlichen Stil gehaltene Dichtung: Schillers „Bild zu Sais". Für diese Art gemessen schreitender Würde ist die italienische Sprache besonders gestimmt und mit wahrem Genuß wird man dem Kothurnschritt des Uebersetzers folgen. Man vergleiche nur die Versgruppe:

Hier steht er nun und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.

Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, ſilberblauen Schein
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In ihrem langen Schleier die Geſtalt.

mit der Wiedergebung:

Vi è giunto alfin; ma un orrido l'attornia
Sitenzio sepolcral, rotto soltanto
Dal cupo risuonar del sacro asilo,
Che il rumore de' passi a lui tramanda.
Giù per l'azzurra volta argentea luce
Manda intorno la luna, e qual d'un Dio
La terribil presenza, a lui risplende
Sotto il chiaror di quell' augusta volta
Ricinto dal suo velo il Simulacro.

Nur das „langen" im letzten Vers iſt ausgeblieben und wird vermißt, denn es iſt weſentlich zu Bild und Stimmung beitragendes Epitheton.

Wir können hier beim Didaktiſchen noch einen Augenblick verweilen. Die Perle unter Schillers Lehrgedichten: „die Theilung der Erde" wird man mit gleichem Wohlgefallen in der Uebertragung leſen; das heiter Freie, licht und doch ernſt Bewegte, Schwebende macht ſich nur noch liebenswürdiger in der ſonoren, elaſtiſchen Sprache Italiens. In dem herrlichen Schlußvers hat allerdings die zweite Zeile Einbuße erlitten: „der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein" iſt farblos überſetzt mit: „se ogni bene terreno io già donai," aber nicht darf man ſich an dem scanno in der letzten Zeile ſtoßen; im Deutſchen würde es ſtilwidrig klingen, wenn Jupiter ſagte: „ich habe dir eine

Bank da oben vorbehalten", aber das italieniſche Wort scanno wird öfters, ſelbſt von Dante, in hohem Sinne gebraucht.

Zwei fühlbare Lücken finden ſich in der ſonſt ebenfalls wohlgelungenen Ueberſetzung von „Das Glück und die Weisheit": im dritten Verſe iſt der Pflug und im letzten das „eilt, ſich zu ermorden" weggeblieben, das man aus „Salva l'amico" nur erſchließen kann.

Es war vorher von Gedichten hoch ſchwungvollen Inhalts die Rede. Wie dem Pathetiſchen, ſo kommt dem Tone des höchſten Entzückens der elektriſche Nerv unſerer ſüdlichen Nachbarn feurig entgegen. Doch will es mir ſcheinen, von der Sprache der glühenden Sehnſucht, im Tauſch unendlicher Liebe das All in ſich aufzunehmen oder ſich in es aufzulöſen, die im „Ganymed" ſtammelt, ſei in der Ueberſetzung etwas Weſentliches verloren gegangen, nämlich eben das Stammeln. Daß der Reim gewählt wurde, iſt wohl hier nicht als ein glücklicher Gedanke anzuſehen, denn er rundet ab, wo ein abgebrochener Ausruf weſentlich iſt, er muß öfters dehnen, wo der Flug der myſtiſchen Andacht keine Worte findet, den Satz zu vollenden. Man vergleiche am Schluß:

Aufwärts an deinen Buſen, Alliebender Vater!	Padre amoroso d'ogni tuo creato, Posar mi sia concesso Nel tuo paterno amplesso!

Allein ich berufe mich hier auf die Bemerkungen, womit ich dieſe Anzeige eingeleitet habe. Wir dürfen der fremden Sprache nicht mehr zumuthen, als ihre Natur ihr erlaubt, und der italieniſche Leſer, in den wir uns doch

nicht ganz verſetzen können, lieſt vielleicht mit voller Befriedigung, wo wir Lücken oder, ein andermal, ein Allzuviel finden, vernimmt, ungeſtört durch die Vergleichung, obwohl in anderer Tonlage, Klangfarbe und Variation dasſelbe Thema.

Ungleich näher bleibt am Originale Goethes „Mailied“. Es war nichts Kleines, dieſem geſchwellten, kurzen Athem des Entzückens in Strophen zu folgen, die nur um ein paar Silben verlängert ſind, die ganze Wonne der Empfindung ſo voll nachgefühlt in den engen Rahmen zu preſſen.

Noch iſt eine Gruppe von Gedichten aufzuführen, worin der Ueberſetzer ganz beſonders die Feinheit ſeines Gefühls bewieſen, worin ihm aber auch der Geiſt ſeiner Mutterſprache beſonders willig ſeine graziöſen Formen dargeboten hat: es iſt das Zarte, einfach ſchön Gefühlte, Weiche, Anmuthige und in nahe liegendem Uebergang das Schalkhafte, das heiter Spielende, das Humoriſtiſche. Wie rein in der Stimmung iſt Goethes „Nähe des Geliebten“ wiedergegeben, wie ſchön z. B. der zweite Vers:

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege	Ti veggo allor che per lontana via
Der Staub ſich hebt;	La rena il turbo caccia,
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege	Se in notte oscura per smarrito calle
Der Wandrer bebt.	Il pellegrino agghiaccia.

Wie ganz tönt die Zartheit der reizend weichen Strophen der Gedichte „Gefunden“ und „Nähe“ in den reinen, ſüßen Klängen wieder! Das Bild voll griechiſcher, anakreontiſcher Anmuth vom „Nektartropfen“: wie freundlich ſchwebt es im ſchmiegſamen, fließenden, farbigeren Gewand am Auge

vorüber und hier gewiß wollen wir die Endreime nicht tadeln. Man leſe z. B.:

Emſig waren drauf die Bienen	Le industri pecchie a quella volta allora
Hinterher und ſaugten fleißig:	
Kam der Schmetterling geſchäftig,	Volaron tosto, e misersi a succhiare;
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;	
Selbſt die ungeſtalte Spinne	L'agile farfalletta affaccendata
Kroch herbei und ſog gewaltig.	Diessi pure a sorbire
	Onde ottenerne un goccettino anch' essa;
	Fino il deforme ragno ivi si volse,
	E quanto più potè, più ne raccolse.

Nur in der Uebertragung von Hölty's „Frühlingslied" iſt der Ton nicht getroffen, der rührende Zug kindlicher proteſtantiſcher Frömmigkeit, Kirchenliederton, womit die zweite Strophe ſchließt, iſt verloren: „die ſchöne Welt" iſt mit cose si belle ſchwach wiedergegeben und die geputzten donzelle, die den Reim beſorgen, paſſen nicht in die Stimmung des Bildes.

Im Gebiete des Schalkhaften bewegt ſich der Ueberſetzer freier als ſonſt, die traduzione wird hier an manchen Stellen mehr zur „imitazione", aber wahrlich nicht auf Koſten des Originals; das allegro wird um ein paar Wendungen, Töne, nur ganz in der Tonart, bereichert und mit beſonderer Genugthuung nimmt man wahr, wie einſtimmig die ſo verſchiedenen Sprachen und Volksnaturelle ſich in dieſem wohligen Elemente zuſammenfinden. Wie allerliebſt nimmt ſich Goethes „Schäfer" in dem um Weniges faltigeren Rock aus:

Es war ein fauler Schäfer,	Oziosi dì traeva un pecoraio,
Ein rechter Siebenſchläfer,	Un vero dormiglione,
Ihn kümmerte kein Schaf.	Nè vi so dir se lo movesse un guaio.

Ein Mädchen konnt' ihn faſſen:	Dato il piede d'amor entro la rete,
Da war der Tropf verlaſſen,	Perdette Ser Pacione
Fort Appetit und Schlaf!	L'appetito, i bei sonni e la sua quiete.
Es trieb ihn in die Ferne,	E astronomo di cor più che di mente,
Des Nachts zählt er die Sterne,	Noverava le stelle
Er klagt' und härmt' ſich brav.	Sospirando a nottate allegramente.
Nun da ſie ihn genommen,	Ma d'amoroso poi fatto marito,
Iſt alles wieder kommen,	Tornò lo *statu quo*,
Durſt, Appetit und Schlaf.	Tornò il sonno, la sete e l'appetito.

Nur im dritten Vers erwartet man ſtatt: allegramente: tristamente. — Die „Fröſche“ haben noch größere Vorſätze, als bei Goethe, ſie wollen, wenn das Eis ſchmilzt, auch Akrobaten werden:

E esercitar cosi la gamba alata
Da oscurarne la fama a un' acrobáta,

ein ganz ergötzlicher kleiner Zuſatz! Um ein paar Zeilen erweitert klingt doch ganz gleich anmuthig die Selbſt-Ironie in „Il proprio inganno“ wie in Goethes Original: „Selbſtbetrug“ und mit ungetheiltem Wohlbehagen, ausgenommen eine Stelle, wird man „Der Knabe und die Müllerin“ in dieſer Uebertragung leſen, die mit dem feinſten Taſtſinn dem ſchelmiſchen Gange des Dialogs, dem Wiederklang des neckiſchen Sinns in Reime folgt. Die Stelle, die ich ausnehme, findet ſich am Schluß, wo die Worte:

„Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben“

überſetzt ſind:

E poi sporcar del nobil suo vestito
Col bianco il bel colore,
Davver non avrei core.

Goethes Worte geben ja den einzigen Grund an, warum auf der Stelle verrathen iſt, wer die ſchöne Müllerin küßt; „Geſchichten" gäbe es gerade darum; das poi ſcheint überflüſſig einen zweiten Grund zu nennen.

Ich ſchließe, ohne ſämmtliche Gaben dieſer willkommenen Beſcheerung beſprochen zu haben. Außer den hier erwähnten Stücken kommen Dichtungen von Uhland, Wilhelm Müller, Lenau, Grün, G. Keller, auch des Verfaſſers Trinklied an die Reihe; doch die aufgeführten Proben werden hinreichen. Wer dieſes Geſchenks ſich ganz erfreuen will, dem rathe ich, die Ueberſetzungen ſich laut vorzuleſen oder beſſer, Gelegenheit zu ſuchen, ſie aus italieniſchem Munde zu vernehmen. Klang und Inhalt hängt in einer ſo viel naturvolleren Sprache inniger zuſammen, als in unſerer nordiſchen; es handelt ſich aber nicht bloß vom Klang, ſondern auch von der Accentfolge, vom Rhythmus, und ſchwer wird es ein Deutſcher dahin bringen, ſich in das freiere und doch feingewogene Verhältniß der Hebungen und Senkungen im italieniſchen Verſe ſo einzuleben, daß er im Vorleſen ſeine Gewichte ganz zur richtigen Geltung zu bringen vermag.

Man ſagt im Schwäbiſchen von einer guten Speiſe: das ſchmeckt nach mehr. Hier iſt nicht nur Talent, ſondern man fühlt aus der Wahl des Uebertragenen wie aus der Leiſtung eine liebenswürdige Perſönlichkeit heraus; Adel und Zartheit der Empfindung, hoher Sinn und ſchwebende

Leichtigkeit des Humors, jenes ſinnlich geiſtige Organ, jener Nerv, der richtig taſtet und nachfühlt, ſind Eigenſchaften, die den natürlichen Wunſch begründen, dem freundlichen welſchen Gaſte von Florenz auf dem Boden, wo die Völker-Genien ſich verbrüdern, noch öfter die feine Hand zu drücken.

Zuſatz.

Italien hat ſeither Umwälzungen in ſeiner lyriſchen Poeſie durchlebt, Heine iſt aufgekommen, das gefährliche Element der Ironie eingedrungen, man ſpricht von Eineare (Heiniſiren). Um ſo mehr mag es an der Zeit ſein, auf eine Erſcheinung wieder zu verweiſen, welche unſere ſüdlichen Nachbarn an den reinen, lautern Born geſunder Lyrik zurückführen hilft.

Voltaire.

Sechs Vorträge von D. Fr. Strauß.

(Deutsche Vierteljahrsschrift von Cotta 1870.)

Es ist nicht wenig, wenn man ein Buch mit den Worten begrüßen kann: so etwas hat uns just gefehlt; es ist noch lang kein Prädikat, das den Werth desselben im Mittelpunkte bezeichnet, aber es ist kein übles Prädikat, wenn wir es ein hülfreiches Buch nennen dürfen. In der That, die Leute werden nicht zu zählen sein, die einmal über Voltaire die Wahrheit erfahren möchten und nicht wissen, wie sie dazu gelangen sollen. Die befangenen freilich, die Köpfe, die im Vorurtheil stehen, und die Trägen, die nicht gern selbst sehen, sind fertig: er war frivol — und damit Punktum. Wer aber nicht gern nachglaubt und nachspricht und wer weiß, wie der Mann doch eine Zeit- und Geisterströmung in sich zusammengefaßt und in verdoppelter Wirkung wieder ausgestrahlt hat, der ist gerade ihm gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. Denn wie Viele haben Zeit, aus dem Gebirge von Schriften und Flugblättern sich des Mannes richtiges Bild zusammenzulesen? Welchem Urtheil aber, wenn man sich nicht aus den Quellen sein eigenes bildet, soll man trauen, da sich diese Urtheile so widersprechen,

daß ſie dadurch ſelbſt ihre Einſeitigkeit verrathen? Es verhält ſich ja hier nicht wie mit andern Männern, von denen bedeutende Geiſteswirkungen ausgegangen ſind: weniger als irgend Einen unter denſelben hat man Voltaire beiſammen; wie ſein Geiſt und Charakter ſchillert und ſchwer zu finden iſt, ſo weiß man von ſeinen Schriften nicht zu ſagen: lies dies oder dies, da haſt du den Mann. Daher ſind es gar nicht blos billig denkende Leute von mittlerer Bildung, die ſich nach Aushilfe ſehnen, ſondern in den Kreiſen der Wiſſenſchaft ſelbſt, da es in jeder ihrer Sphären ſo Unendliches zu thun gibt, ſind Tauſende dankbar, wenn Einer das ſchwere Geduldwerk übernimmt, ihnen vorzuarbeiten, aus der zerſtreuten Maſſe des Einzelnen die Quinteſſenz herauszudeſtilliren. Natürlich muß der Helfer in der Noth ein glaubhafter Mann ſein; doch das hat keine ſchweren Wege: ob der, welcher ſich uns als Vorarbeiter und Verarbeiter anbietet, wirklich ſelbſt geleſen, alles und gründlich, das findet ſich ja, das ſieht man. Nun, und dieſen Unzähligen hat Strauß es zum Danke gemacht; eine Schrift, die einem ſo gefühlten Bedürfniß abhilft, iſt eine willkommene, und noch einmal: das iſt nicht wenig.

Doch freilich, damit iſt auch nur erſt angefangen, wenn wir dies Buch charakteriſiren ſollen, es iſt nur ein Vorwort; das rechte Wort wird ſein: in eine beſſere Hand konnte Voltaire nicht fallen. Ausgerüſtet mit allen Mitteln der deutſchen Wiſſenſchaft, der deutſchen Philoſophie durchſchaut und überſchaut der Biograph — oder wie ſollen wir ſagen? der Charakter-Analytiker ſeinen Mann; er ſieht ihm in ſeine Werkſtätte, ſein Geheimniß, er erkennt die

Lücken, Sprünge, Einseitigkeiten und Widersprüche, wie die Lichter, die wahren Fünde seines Denkens, weil er im Besitze des ganzen, konkreten Gedankenzusammenhanges ist, in welchen die Begriffe des unruhigen, philosophisch dilettantisirenden Aufklärers als bloße Stücke sich fügen; ein dialektischer Denker — dialektisch im guten und tiefen Sinne — prüft einem abstrakten Denker, ein ganzer einem halben sein stückweises Denken. Stößt sich jemand, den Witz, die Schärfe, die Lebendigkeit, das bunte Phantasiespiel Voltaires im Auge, hier an der Bezeichnung: abstrakt, so dürfen wir nur sogleich Einen wesentlichen Punkt herausheben. Die Wunder, die uns die Bibel erzählt, müssen, so meint die Aufklärung, da sie nicht wahre Thatsachen sein können, Erdichtung, nämlich absichtliche, also Lüge sein. Hier liegt eine falsche Alternative zu Grunde, und zwar eine abstrakte, weil sie ein Drittes, eine dritte Möglichkeit wegläßt, und dies Dritte verbindet in bestimmtem Sinn die zwei Sätze der Alternative: wahr oder unwahr zu dem Begriff: wahr und unwahr, d. h. unbewußte Dichtung, die einen Kern von Wahrheit bildlich umhüllt, ist also ein konkreter Begriff. Dieser Begriff ist: die Wunder sind Mythen; Strauß ist der Entdecker des Mythus-Begriffs, oder besser: der Entdecker seiner Anwendung auf die Urkunden und den Vorstellungskreis der christlichen Religion. Er steht also darin über Voltaire und sieht ihm in seine Blöße, hat den Schlüssel, welcher ihm und den sämmtlichen Aufklärern fehlt. Das ist zugleich Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft; wie heute den theatralisch auffassenden Renan, so rückwärts überschaut die deutsche Tiefe und Gründlichkeit die geistreiche

Lückenhaftigkeit des Franzoſen in Voltaire. Konkret denken heißt aber auch den Gegenſtand nicht iſoliren, alſo z. B. einen Mann nicht aus ſeiner Zeit herausreißen. Strauß beginnt, indem er ein einſchlagendes Wort Goethes anführt, gleich damit, daß er Voltaire als Repräſentanten des Jahrhunderts der Aufklärungs-Literatur faßt, das er mit heraufgeführt und bis dahin begleitet, wo er ſeine Errungenſchaft auf der Schwelle des Revolutionszeitalters niederlegte, und er läßt ſeinem Mann dieſen Standpunkt zu gute kommen, indem er aus der Zeit entſchuldigt, was aus ihr entſchuldigt werden darf.

Doch man könnte mit allen Werkzeugen zu einer Zergliederung ausgerüſtet nnd doch könnte die Hand nicht ſtet genug ſein, ſie richtig zu gebrauchen. Strauß hat aber die ſtete Hand. Sein Geiſt hat die Ruhe und Klarheit, rein objektiv zu ſehen und zu urtheilen. Dies iſt ja gewiß nicht bloß Sache der wiſſenſchaftlichen Bildung: es iſt auch Sinn, Geſinnung, Charakter. Es will Gerechtigkeit. Doch „Gerechtigkeit“ iſt noch negativ geſprochen. Wahre Kritik erkennt und verwirft den Schatten, das Schlimme, das Unreine, aber nicht mit Haß, ſondern mit anerkennender Liebe für das Gute und das Licht, mit der Milde im Ernſt, die noch ein Lächeln übrig hat für die kleineren menſchlichen Schwächen, noch einen Humor für die Züge, in denen Werth mit Schwachheit, Mannheit mit Kindheit ſich miſcht. Dieſe Verbindung von Unbeſtechlichkeit, Schärfe mit Wohlwollen und Humor iſt wohl der Zug, welcher den Charakter völliger Mannesreife vollendet, der unſrem Buch ſein beſtimmtes Gepräge gibt.

Kaum ist eine Erscheinung denkbar, die vom Beurtheiler eine Verbindung solcher Eigenschaften, solche Dialektik nicht nur des Denkens, sondern auch des Gemüthes dringender fordert, als dieser kleingroße Mensch, dieser Voltaire, dieses wandelnde, springende Zwielicht von Gut und Schlimm, Ungemein und Gemein, Liebenswürdig und Widerlich, Edel und Niedrig, dieses „Ergebniß des Zusammenspiels gar verschiedener Kräfte, die in ihm durcheinandergiengen, reiner und unreiner Triebfedern, die ihn gleichermaßen bewegten. Mein Name ist Legion! konnte Voltaires Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion waren aber neben den bösen auch zahlreiche gute Geister und selbst von den ersteren eigneten sich nur wenige, in Schweine, wohl aber manche, in Katzen und Affen zu fahren.“ Goethe schreibt, wenn wir uns recht erinnern an Charl. von Stein bei Uebersendung einer Voltaireschen Schrift: das ist, als hätte es ein Gott geschrieben, aber eine Kanaille von Gott.

Der Geist der reinen Objektivität, der hier so widersprechende Züge zum klaren Bilde zusammenfaßt, äußert sich in der Darstellung als klassische Präcision und Koncision. Wir haben zugesehen, wie Strauß als Biograph zu dieser Schärfe und Kürze, dieser gediegenen Sparsamkeit in subjektiver Zuthat sich durchgearbeitet und in seinem Ulrich von Hutten darin bereits die Sicherheit des Meisters erreicht hat. Wir haben schon damals gesagt, diese ächt künstlerische Eigenschaft werde eben nicht jedem nach dem Munde sein, denn die Mehrheit wolle mehr „Sauce“. Doch hoffen wir, die Minderheit werde nicht klein sein, welche die maßvolle Enthaltung versteht und würdigt, was es heißt, einen so

maſſenhaften Stoff in eine ſo gedrängte geiſtige Geſtalt zuſammenzuziehen. Der müßte doch ſehr plumpe Sinne haben, der bei aller Selbſtentäußerung des Verfaſſers nicht merkte, was er will und wo er ſteht, der die kurzen, ſcharfen Schwerthiebe nicht blitzen ſähe, die er führt, wo er mit dem Manne, den er ſo unparteiiſch beurtheilt, einverſtanden iſt im herzlichen Haß gegen den dumpfen Wahn, gegen das kirchliche Gauklerthum und ſeine Verfolgungswuth, der nicht ſähe, wie er zwar ganz die philoſophiſche Unzulänglichkeit jener Geiſterbewegung durchſchaut, die wir Aufklärung nennen, aber auch ganz Partei mit ihr iſt im nie ruhenden Kampf gegen die ſchnödeſte aller Feſſeln, die je den Geiſt erniedrigt und beſchimpft haben. Doch er hat es mit einem Manne zu thun, der wohl in ernſter Stunde ſchweres Geſchütz gegen den Feind aufführt und heilige Flammen daraus entlädt, übrigens aber bei den Plänklern, bei den leichten Huſaren dient. Jedermann weiß, daß Voltaires Hauptwaffe der Witz iſt. Er iſt ganz ein Neck-Geiſt, ganz Franzoſe, ganz Gaulois und am wenigſten da zu ſuchen, wo er in Garderobe und Marſch des Römerthums geht, das, dem galliſchen Blute aufgeimpft, um jene Zeit zur Allongeperücke und zum ſteifen Paradegang des Alexandriner-Epos und Alexandriner-Dramas ſich aufbauſchte; Rabelais Geiſt, nur noch ungleich weniger harmlos, ruht auf ihm. Dieſer muthwillige, prickelnde, wuſelige Geiſt hätte in einzelnen Parthieen des Buchs wohl munterer hervorſpringen dürfen; der Ernſt ſeines Schrittes hätte nicht darunter gelitten, wenn der Verfaſſer Strecken weit an der Seite des hüpfenden Geſellen in bewegteren Takt ſich hätte fortziehen laſſen. Strauß verfehlt natürlich nicht, gar manches

witzige und spitzige Wort des ausgelassenen Knaben aufzunehmen; einiges Mehr hätte nichts geschadet; unter den Schriften nennen wir namentlich den Geschmackstempel und Kandide, von deren Späßen und närrischen Erfindungen ein farbigeres Bild wohl hätte gegeben werden dürfen. Da und dort, wo Voltaire wirklich unsauber frivol ist und der Biograph nur Strenge zu üben hat, hätte er dem ernsten Wißbedürfniß doch mehr Stoff und Anhalt geben sollen; doch hier schrieb freilich auch die Rücksicht auf das weibliche Zartgefühl, welche die Dedikation des Buchs mit sich brachte, bestimmte Schranken vor, so daß z. B. die Darstellung des Inhalts der Pucelle zu früh abbricht; — was übrigens ja nicht gesagt sein soll, als erfreuten wir uns nicht dieser Widmung, eigentlich dieser ursprünglichen Bestimmung der Arbeit, denn wir erfahren, daß sie aus Vorträgen hervorgegangen ist, welche für die in der Dedikation genannte fürstliche Dame und ihren Kreis niedergeschrieben wurden. Man ist gewohnt, in diesen höchsten Sphären häufig genug auf ängstliche Scheue vor Antastung des Positiven zu stoßen; der Ketzer vom Ketzer, obwohl der „frivole" vom ernsten, geschildert: ein solches Buch hätten sich wohl wenige Fürsten öffentlich in die Hand legen lassen, und doch wäre die Religion wohl längst auf reinerer Höhe angelangt, wenn auf des Lebens Höhen öfter der Denker mit dem Lenker wandeln dürfte.

Die Gedankenreife des Buchs spiegelt sich im klaren Stile, den wir an Strauß längst kennen. Die Gangart wechselt mit dem Inhalt: leichtere Bewegung in kürzeren Sätzen, wo zu erzählen und wo zusammenzufassen, logisch gebundener Periodenbau, wo Grund und Folge, wo über-

haupt Verflechtung der Dinge und Begriffe darzulegen ist. Strauß liebt nicht den „koupirten“ Stil, wie er, ein Bild springender, undisciplinirter und eitler Geistreichigkeit, unerfreulich überhand genommen hat. Mitunter vielleicht bildet er im Streben, diese Manier zu meiden, einen zu schwer verwickelten Satz; aber sehr würde man irren, wenn man von der Schärfe seines Denkens befürchtete, daß sie uns mit einer abstrakten Herbe der Darstellung die Zähne zerbrechen werde. Dieser strenge Geist ist mit einer hinreichenden Gabe von Phantasie ausgestattet, um seine Sprache durch so viel Zufluß des bildlichen Elements zu beleben, daß man ihr im Ganzen und Großen allerdings das Prädikat eines plastischen Stils zuerkennen darf. Ein saftiges Bild, sparsam, aber am rechten Fleck angebracht, faßt die Gedankenreihen zu konkreter, körniger Kompaktheit zusammen und gibt dem Ganzen jenen Charakter der Rundheit, den alle klassischen Werke zu haben pflegen.

Diese Abrundung zum geschlossenen Bilde ist schon in der Anlage begründet. Strauß zerlegt seinen Mann nicht nach einem abstrakten Schema, sondern ordnet das Ganze biographisch an und fügt eine zusammenhängende Darstellung und Beurtheilung seines Dichtens und Denkens da ein, wo es sich natürlich ergibt, d. h. wo eine Lebensperiode besonders einer solchen Thätigkeit gewidmet ist, die eine geschlossnere Betrachtung erfordert. Der erste Abschnitt umfaßt die Jugend bis zur Reise nach England, der zweite den Aufenthalt daselbst, dann nach der Rückkehr die Zeit des Verhältnisses zur Marquise du Châtelet: in diesem Zeitraum wird an die Zaïre als den Höhepunkt seines dramatischen

Dichterruhms eine zusammenhängende Beurtheilung Voltaires als Bühnendichters geknüpft; die dritte Periode bildet der Aufenthalt in Preußen bei Friedrich dem Großen, die vierte der Lebensabend in Ferney bis zum Tode, die Zeit, wo mit der Ansiedlung am Genfersee sein Leben „aus einem Strome selbst zum stillen See wird." Hier nimmt sich denn auch der Biograph zur stillhaltenden Betrachtung seine Zeit, er widmet dieser Epoche drei Vorträge, den vierten, fünften und sechsten, würdigt im vierten Voltaire als Romandichter, Geschichtschreiber, Philosophen der Geschichte und Stilisten, im fünften als Philosophen und Theologen, und kehrt im sechsten zur fortlaufenden Erzählung zurück, begleitet ihn nach Paris, ans Todtenbett und seine Reste ins Pantheon. Die einzelnen Schriften, die nicht wesentlich in eine der Sphären fallen, welchen ein Gesammtüberblick gewidmet wird, werden an ihrer biographischen Stelle besprochen; von jenen Werken, die nach Klassen zusammengestellt sind, muß allerdings das eine oder andere außerdem an anderer Stelle in der Lebensgeschichte erwähnt werden, weil sie zum Theil nach und nach entstanden sind und überhaupt nicht gleichmäßig in die Periode fallen, an welche jene beurtheilenden Ruhepunkte geknüpft werden; doch hat der Verfasser dafür zu sorgen gewußt, daß keine ermüdenden Wiederholungen entstehen.

Was ist es nun für ein Menschenkind, dessen Züge so taghell aus diesem mit sicherer Meisterhand entworfenen Bild hervorspringen? Fangen wir nur mit dem Kleinen und Schlimmen in der Mischung an. Deutschland darf in der That stolz sein, daß der Geist der Aufklärung sich bei uns

in einem Leſſing, Goethe und Schiller zuſammengefaßt, gegereinigt, vertieft hat. Strauß führt mehrmals die Vergleichung mit unſern Koryphäen ein; ſie wird durch die entfernte Analogie des großen Dichterpaars mit Voltaire und Rouſſeau nahe gelegt; er erzählt von den Reibungen dieſer beiden Charaktere und ſagt: „um den Gegenſatz ihrer Naturen und Richtungen zu freundlicher Ergänzung aufzulöſen, hätten beide ſo edle Menſchen wie Goethe und Schiller ſein müſſen, und das war einer ſo wenig wie der andere.“ Rouſſeau war ein krankhaft ſubjektiver Menſch, hypochondriſch, menſchenſcheu, verbittert im Selbſtgefühl, argwöhniſch, doch ein reiches, tiefes, ahnungsvolles, im Kern ideales Gemüth; Voltaire iſt grenzenlos eitel, Voltaire iſt Schmeichler, kann ohne Gunſt der Vornehmen, des Hofes nicht athmen, kriecht vor Königen, Miniſtern und Maitreſſen, Voltaire iſt ein nickelhafter Zänker und verſchmäht in ſeinen unendlichen Fehden kein Mittel, insbeſondere nicht den Angriff auf die Perſönlichkeit ſtatt auf die Sache; Voltaire lügt, verläugnet, ja er heuchelt: der Vorkämpfer der Geiſtesfreiheit heuchelt, er lobt und rühmt die Jeſuiten, läuft in die Meſſe, nimmt das Abendmahl, um einen Sitz in der Akademie zu erſchleichen. Freilich ein andermal iſt es Poſſe und Neckerei, wenn er ſich den kirchlichen Formen unterwirft, wie er denn in Ferney die widerſpenſtigen Pfaffen durch verſtellte Krankheit daran kriegt, ihm das Sakrament zu reichen, nachdem er das Confiteor und Credo in einer Art nachgeſagt, daß der Sekretär an der halboffenen Thür ſich todtlachen wollte; „dieſes Poſſenſpiel mit der Geiſtlichkeit, ſie zur Spendung ihrer Siebenſachen an ihn zu zwingen, von dem ſie wußten, daß

ihm dieſelben ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen.“ „Als es wirklich zum Sterben kam, blieb doch die letzte Oelung dem Mann erſpart, der einſt geſagt hatte: es ſcheint mir äußerſt lächerlich, daß man ſich ölen läßt, um in die andere Welt zu gehen, wie man die Achſen ſeines Wagens ſchmieren läßt, wenn man auf die Reiſe geht.“ Die ſtets ſich wiederholenden Verläugnungen aller derjenigen unter ſeinen Schriften, die ihm Angriff und Verfolgung bereiten konnten, ſind immerhin nicht ganz nur aus Feigheit entſprungen; er war freilich „zwar ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Märtyrerthum“ (ſchreibt er an d'Alembert), doch zur Hälfte geſchah es um des Spaſſes willen; Verſtecken, Necken, Foppen war ſein Naturell. — Voltaire iſt fähig, perfide Tücke gegen Wohlthäter zu üben, er iſt boshaft. Die niederträchtigſte Probe davon iſt wohl ſeine Schrift: „Das Privatleben des Königs von Preußen oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben des H. von Voltaire, von ihm ſelbſt geſchrieben,“ die er im Pult verſteckt und die dann freilich ohne ſein Wiſſen veröffentlicht wird. Er iſt Geldſpekulant, er bereichert ſich durch Geſchäftchen; die Schmutzgeſchichte mit dem Berliner Juden iſt bekannt. Im ganzen Verlauf des Verhältniſſes zu Friedrich dem Großen ſteht er doch klein genug neben dem großen Mann und Fürſten; dieſer verehrt ſein Talent, ja er iſt ordentlich verliebt darein; aber den Menſchen behandelt er doch ſehr von oben, hält ihn kurz genug, wenn er in Politik machen oder ſeine läſtige Nichte bringen will, verachtet fühlbar das Gemeine in ihm, nennt ihn gelegentlich ſeinen Hofnarren und ſtößt ihn endlich unſanft genug, doch nicht unſanfter als er verdient,

hinweg, versöhnt sich abermals, aber er liebt und verehrt ihn von nun auf Distanz. — Nun käme, um die Anklageliste zu vollenden, noch der Punkt der Frivolität. Ganz unzweifelhaft liegt sie vor, wo er im realen Leben nichts Ideales stehen läßt, sondern „das Strahlende schwärzt und das Erhabene in den Staub zieht.“ Dies verschuldet er insbesondere gegenüber der Weiblichkeit; er duldet kein hohes und reines Bild, er bewirft es mit dem Schmutze der gröberen und feineren Zote. Strauß nimmt ihn hierin ganz als Mann seiner Zeit und erklärt bei Anlaß der Pucelle diesen mäckernden Geist aus dem falschen, aber begreiflichen Extreme des Kampfes gegen den ebenso falschen Idealismus, die ascetische Ansicht der Kirche. Damit soll dieser Zug nicht geschont sein, er ist der widerlichste unter allen Zügen im Antlitz jener Zeit, deren priapisches Lächeln bald genug in das Zucken des Todes unter der Guillotine übergehen sollte; Voltaire ist sammt dem Geschmacke, dem er darin angehört, wirklich stinkend, ekelhaft gemein.

Doch der Anklagepunkt der Frivolität ist es, der uns nun gerade auf die Lichtseite des Mannes herüberführt. In der That: man empört sich über die Gemeinheit Voltaires so, daß man ihn in eine Kloake stürzen möchte; aber indem wir ihn packen, macht er einen so guten Witz, daß wir ihn loslassen und doch wieder anhören, ja er richtet sich hoch auf und — wunderbar! auf einmal steht der Schmutzgesell in einem schneeweißen Lichtgewande vor uns, denn —

Wir müssen nun den Begriff der Frivolität genauer nehmen. Frivolität wird doch wohl bedeuten: an solchem Gehalt, der dem Bewußtsein der Menschheit als

ideal, als unendlich gilt, die endlichen, realen Seiten aufsuchen, dann, wenn man solche entdeckt hat, diese Betrachtung auf das Ganze ausdehnen, keinen reinen Kern übrig lassen und nun die Waffe des Komischen, den Witz in der Weise führen, daß immer aufs Neue der Schein der Idealität in das Licht des Lächerlichen gerückt wird. Und so, meint man, habe Voltaire die Religion behandelt. Dies ist höchst ungerecht, ist große Leichtfertigkeit eines Urtheils ohne Prüfung. Voltaire trug in sich eine reine, volle Begeisterung für den Kern der Religion. Daß er diesen in der Weise der Aufklärung zu eng faßte, dies darf uns schlechterdings nicht beirren. Sein persönlicher Gott, an dem er sein Leben lang festhielt, war freilich ein die Welt von außen leitender, er kennt den ewigen Geist nicht als den, der die Welt von innen bewegt, und daher die Religion nicht als die innigste Vollendung dieser wahren Allgegenwart im menschlichen Gemüth; Recht, Liebe, Duldung, jede Tugend, die er als Wirkung und Probe der Religion fordert, kann er daher auch nur äußerlich an den Gottesglauben knüpfen; sie sind Gebote Gottes und Gott belohnt sie, straft ihre Verletzung. Allein wir haben doch wohl die Menschen nicht nach der Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit der Begriffe zu richten, in denen sie sich Rechenschaft von den großen und ewigen Mächten der Welt und Menschheit geben; wir können doch wohl zufrieden sein, wenn es einem Gemüthe mit dem, was Probstein der ächten Religion für alle Zeit bleibt, ein wirklicher Ernst ist, und gestehen wir es nur, unsere, gewiß so viel tiefere, Religionsphilosophie hat sich nur zu sehr bemüht, gar manchem Dogma und manchem Theile des Gottes-

dienſtes, die nur der menſchlichen Willkür, Herrſchſucht, Scholaſtik, Abſurdität und dem unverbeſſerlichen Heiden, der in der Menſchenbruſt ſitzt, ihren Urſprung danken, einen gequälten Tiefſinn unterzulegen. Gegen das nun, was er für Verfinſterung des wahren, des wirklich idealen Kernes der Religion hält, führt Voltaire eines Theils — nur eines Theils — die Waffe des Witzes. Iſt es nun frivol, wenn ich als lächerlich aufzeige, was ich als lächerlich erkannt habe? Verachtet Voltaire den Dienſt der Hoſtie als Fetiſchdienſt, iſt es dann frivol, wenn er ſagt: ihr erweist göttliche Verehrung einem Stück Teig, das ihr in eine Büchſe einſchließt aus Furcht vor Mäuſen? wenn ihm der aufrichtige Abſcheu gegen das Abſurde die Worte eingibt: „was ihr eine Meſſe nennt, heißt: die Luft mit drei Fingern in vier Theile ſpalten, ſich beugen, ſich wieder aufrichten, rechts und links, vor- und rückwärts drehen, Götter nach Belieben machen, ſie eſſen und trinken und zuletzt in ſein Nachtgeſchirr abgeben“? (ſ. S. 360). Gewiß nicht vor den Unmündigen, nicht vor dem Volke ſoll man dieſe Waffen brauchen; aber Voltaire, ganz Ariſtokrat, hat ja nie für das Volk geſchrieben. Hätte er ins Große und Weite wirken wollen, ſo mußte er freilich mit andern Mitteln wirken; er verachtet ſolch reformatoriſche Thätigkeit nur zu ſehr: „man hat nie daran gedacht, Schuſter und Mägde aufzuklären, das iſt Sache der Apoſtel,“ — „was das Pack betrifft, ſo iſt der dümmſte Himmel und die dümmſte Erde gerade das, was ſie brauchen.“

Das iſt nun freilich wieder ein unerfreulicher Zug an dem Mann, aber das Beſte haben wir noch nicht ausgeſprochen.

Voltaire läßt ja gar nicht blos das Feuerwerk des Witzes sprühen und knattern: eine reine Flamme steigt hinter den spielenden, tanzenden Funken sein ungefälschter Eifer empor und wir erkennen diese Reinheit an der Stimmung in solchen Stellen, an der Kraft und Tiefe des sittlichen Zorns gegen die Verfinsterung der Religion. Je mehr er die Menschenliebe, die Duldung liebt, desto gründlicher haßt er den Haß, den Fanatismus, die Verfolgung. Er sucht auszurechnen, wie viele Millionen Menschen wohl unter den Religionsverfolgungen schon geblutet haben, sein Herz schwillt in heiligem Grimm auf gegen die wilde Scheußlichkeit, welche die Züge der Menschheit verzerrt, wo es den Wuthstreit um den seligmachenden Glauben gilt, der (— durch die Athanasianer und Arianer —) das römische Reich mit „Gemetzel erfüllt eines Diphtongs wegen“ und bis auf die Mordscenen in den Cevennen durch die ganze Geschichte der Kirche einen breiten Blutstrom wälzt, „während ein Bischof zu Rom, weich auf einem Ruhebett gelagert, sich die Füße küssen läßt und fünfzig Kastraten ihn ihre Triller hören lassen, um ihm die Langeweile zu vertreiben.“ Strauß versäumt nicht, zu erinnern, daß es „die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christenthum kehrten; er setzt hinzu: „wenn er den Satz aufstellt: „„wer mir sagt: denke wie ich, oder Gott wird dich strafen, der wird mir bald sagen: denke wie ich oder ich bringe dich um““ — hat dieser Satz an seiner furchtbaren Wahrheit vielleicht etwas verloren, weil es hundert Jahre her ist, daß Voltaire ihn niederschrieb?“ — Will man alles beisammen haben, Vol-

taires wirkliche, herzliche Liebe zu einer einfachen menſchlichen Religion, ſeinen Abſcheu gegen ihre Verfinſterung in der Kirche, den Wechſel von ſpielenden Lichtern des Lächerlichen und von blitzendem Zorn, ſo leſe man die Stelle aus der Epiſtel an Urania, die Strauß (251 ff.) aushebt, und den Dialog „das Mittagsmahl des Grafen von Bulainvilliers," den er nebſt dem höchſt intereſſanten Teſtamente des Pfarrers Meslier, des heimlichen Atheiſten und rothen Demokraten, aus dem Voltaire einen Auszug gemacht, im Anhang ganz wiedergibt. Eine beliebte Schlußformel ſeiner Briefe an Vertraute iſt: écrasez l'infame! und er verſteht darunter die Kirche ohne Unterſchied der Konfeſſionen als die Trägerin des Aberglaubens und des Fanatismus. So haßt er auch die Theologie: „Die Moral kommt von Gott und iſt überall dieſelbe; die Theologie kommt von den Menſchen und iſt überall anders und iſt überall lächerlich. Die Anbetung Gottes, der beſtraft und belohnt, vereinigt alle Menſchen, die verruchte und verächtliche Theologie entzweit ſie. Jaget die Theologen fort und die Welt iſt ruhig (wenigſtens im Punkte der Religion); laſſet ſie zu, gebt ihnen Anſehen, und die Erde iſt überſchwemmt mit Blut." Keine Frage, daß all dies graß und ſchauderhaft erſcheinen muß, wenn man das Wahre, das menſchlich Gute, das höchſt Berechtigte von dem Irrigen, Begriffsarmen und Ungerechten in dieſem verſchlungenen Knoten nicht von einander zu löſen weiß. Voltaire, ganz im Geiſte der Aufklärung, glaubt, es könne eine Religion ſich ausbreiten, ohne ſich in Dogmen zu verfeſtigen und ohne in den Dogmen Solches aufzuſtellen, was dem Verſtande widerſpricht. Für das Verſtandeswidrige

fehlt ihm der Begriff des Symbols und des Mythus; er ist in manchen Stellen nahe daran, ihn zu finden, er spricht nicht immer von absichtlicher Erdichtung, er spricht auch von ehrlicher Schwärmerei und Legenden, aber er dringt nicht zur Klarheit durch, sondern fällt stets wieder in die erstere Auffassung zurück. Also noch einmal: überall die flachen Begriffe der Aufklärungszeit. Aber das ist auch leicht gesagt! Es gehe Einer her und gebe an, wie man es anstellen soll, daß Symbol und Mythus bei einem anständigen Maße stehen bleiben und nicht in jede wahnwitzige, verrückte Absurdität übergehen; wie man es anstellen soll, daß die Menschheit für ihre Dogmen Eifer fühlt und daß dieser Eifer nicht in Haß und Blutdurst gegen Andersdenkende übergeht; er gebe an, wie sich die Religion als ein organischer Körper, ein Staat einrichten soll, ohne, da sie doch im Besitze des Höchsten zu sein glaubt, in gewissem Sinn es auch ist, ein herrschsüchtiger, habsüchtiger, unduldsamer, unverschämter Staat im Staate zu werden, der den wirklichen Staat fressen will; Voltaire meint, es könne eine Religion ihre Segnungen verbreiten, ohne sich als realer Organismus, als Kirche zu konstituiren, also im Grund ohne Aemter: er irrt ja freilich; wenn je der Staat so gut würde, daß er die Kirche in sich auflösen könnte, eine Institution für Kultusverwaltung und höhere Volkserziehung müßte er ja doch gründen; aber es gehe Einer her und gebe an, wie der Staat so gut zu machen zu ist, daß er das durchführt ohne byzantinischen Glaubenszwang von seiner Seite — und wenn er sich über diese Frage vergebens den Kopf zerbrochen hat, so wird er — Voltaire und die

Aufklärer gerecht beurtheilen und ſagen: die wußten doch, was ſie wollten.

Voltaire hat aber nicht nur geurtheilt, er hat auch gehandelt. Sein Eifer, der nicht ruhte, bis der Urtheilsſpruch des Parlaments in Toulouſe, durch welchen der unſchuldige Calas hingerichtet worden, für nichtig erklärt und die Ehre der Familie hergeſtellt war, iſt ein himmliſcher Blick im Zwielicht ſeines Lebens; dieſer Eifer war ein heiliger; es kam kein Lächeln über ſeine Lippen, bis der Juſtizmord am Tage war. Ebenſo verdankte die von demſelben Wahn des Fanatismus mit Tod und Verbannung bedrohte Familie Sirven ſeinen unermüdlichen Bemühungen die Reviſion des Prozeſſes und die Umſtoßung des ungerechten Urtheils. Ein dritter ſcheußlicher Fall war die Verurtheilung der Jünglinge de la Barre und d'Etallonde zu martervollem Tode, weil ſie ein Crucifix beſchädigt, vor einer Prozeſſion den Hut nicht abgenommen haben ſollten; de la Barre wird hingerichtet, d'Etallonde zu retten iſt noch Zeit und er findet durch Voltaires Verwendung eine Stelle im Heere Friedrichs des Großen. In ſeiner Empörung über dieſen Akt menſchlicher Wuth war es, wo Voltaire an d'Alembert ſchrieb: „ich begreife nicht, wie denkende Weſen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die ſo oft zu Tigern werden.“

Während wir dies nachſchreiben, bringen uns die Züge der Eiſenbahn die gefangenen Beſtien aus Afrika, die Frankreich auf Deutſchland loslaſſen wollte, und leſen wir, wie der Feind Verwundete blendet, tödtet, auf Parlamentäre ſchießt, die Deutſchen austreibt.

Es iſt billig, aus der Stelle jenes Briefs noch die

Worte anzuführen: „Wie? in Abbeville verurtheilen Buſiris' im Richtergewande Kinder von 16 Jahren und ihr Spruch wird beſtätigt und die Nation läßt es ſich gefallen. Kaum ſpricht man einen Augenblick davon und geht dann in die komiſche Oper. Es iſt wohl eine Schande, daß ich in meinem Alter noch ſo lebhaft empfinde. Ich beweine die jungen Leute, denen man die Zunge ausreißt, während Sie, mein Freund, ſich der Ihrigen bedienen, um höchſt anmuthige Dinge zu ſagen. Sie verdauen alſo gut, mein lieber Philoſoph, und ich verdaue nicht. Sie ſind noch jung und ich bin ein alter kranker Mann; entſchuldigen Sie meine Traurigkeit."

Muß man dem Manne nicht viel verzeihen?

Doch das iſt nicht der einzige Lichtgeiſt in den Schatten dieſes bedeutenden, weitgreifenden Menſchenlebens. Voltaire war Forſcher. Er hat ſich Zeitlebens in redlichem, nie ruhendem Ernſte mit philoſophiſchen Fragen bemüht. Die Beweiſe für das Daſein Gottes, das Uebel in der Welt, — die Aufgabe, es mit der Gottesidee in Einklang zu bringen (Theodicee), — die Frage über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt in Raum und Zeit, über die Natur und Beſtimmung des Menſchen, die Freiheit des Willens und die Unſterblichkeit haben unabläſſig ſein Denken und ſeine fliegende Feder beſchäftigt. Er iſt durchaus von den Engländern angeregt, es ſind die Begriffe der Lockeſchen Philoſophie, des engliſchen Empirismus und Senſualismus, die ſeine Ausgangspunkte bilden. Uns liegt hier mehr daran, den Ernſt ſeiner Bemühung, als den Werth ihrer Ergebniſſe zu konſtatiren; wir beſchränken uns darauf, zu ſagen,

daß es im Großen und Ganzen der innere Mangel der Aufklärungsbegriffe iſt, der ihn zu keinen fruchtbaren Reſultaten gelangen läßt, ſo daß er oft, wenn er nicht mehr weiter weiß, mit einem leichten, witzigen Wort, einem heiteren Bild echt Voltairiſch ſich aus der Verlegenheit helfen muß. Gerade hier fühlt man recht, wie nothwendig es iſt, daß der, welcher eine geiſtige Perſönlichkeit richtig zeichnen und beurtheilen will, zwar Pietät und freundliches Eingehen, aber auch überlegenes ſelbſtändiges Denken und Durchſchauen mitbringe. Im Weſentlichen können wir jenen innern Mangel auf den Ausdruck bringen: Voltaire geräth mit ſeinem Denken ins Stocken, weil er überall von der Vorausſetzung ausgeht, es müſſen zwei ſein, wo die tiefere Spekulation eine Einheit von Zweien ſieht. Voltaire begreift alſo z. B. keine innere Zweckmäßigkeit in der Natur, weil er den Geiſt, der ſich überall in ihrer Thätigkeit, ihrem Bauen und Bilden aufdrängt, ſich nur außerhalb ihrer in ſeinem perſönlichen Gott vorſtellen kann. So läßt er den Philoſophen die Natur fragen, wie es komme, daß ſie, ſo roh in ihren Gebirgen und Meeren, in den Pflanzen und Thieren ſo künſtlich ſei? „Mein armes Kind," antwortet ſie ihm, „willſt du, daß ich dir die Wahrheit ſagen ſoll? Man hat mir einen Namen gegeben, der mir nicht zukommt! man nennt mich Natur und ich bin doch ganz Kunſt." Hätte er begriffen: die Natur iſt Natur und Kunſt zugleich, iſt unbewußte Kunſt, ſo wäre es ein tiefes, fruchtbares Wort, was er ihr in den Mund legt; Voltaire aber meint: von außen, durch Gott hineingelegte Kunſt, und faßt nicht, daß damit nichts erklärt iſt, weil ja doch die Natur all das, wozu nach

unſern zu engen Begriffen bewußtes Denken gehört, ohne bewußtes Denken ſelbſt thun muß. Man ſieht, wie weit ab jene Zeit noch hinter Forſchungen ſtand, die ſich neuerdings auf Grund unſerer neueren Philoſophie in einer Schrift wie: die Philoſophie des Unbewußten von Hartmann, in dem Theile derſelben, wo ſie noch nicht in ihre peſſimiſtiſche Mythologie übergeht, ſo ſcharf und tief zuſammengefaßt haben. Strauß weist Voltaire ſeinen Cirkel auf mit dem ſchlicht überzeugenden Bilde: er ziehe aus dem Sack ſeiner Beweisführung Zwei heraus, weil er zwei vorher ſelbſt hineingeſteckt habe. Ich ſetze voraus, daß, wenn die Natur Kunſt iſt, ſie nur von einem Künſtler außer ihr ſo geſchaffen ſein könne; dann beweiſe ich, daß in der Natur eine künſtleriſche Thätigkeit vor ſich geht, und ſchließe, was ich vorausgeſetzt: daß außerhalb der Natur ein Künſtler ſein müſſe, der die Kunſt in ſie legt. Nur in Einem Punkte iſt Voltaire kein Dualiſt, begeht alſo eine glückliche Inconſequenz: im Menſchen trennt er nicht Seele und Leib; das Gehirn, begreift er, hat die Eigenſchaft, zu denken; es gibt kein beſonderes Seelenweſen: „ſo viel ich mir auch Mühe gab, zu finden, daß wir unſerer Zwei ſeien, habe ich doch ſchließlich gefunden, daß ich nur Einer bin.“ Voltaire war, wie aus allem Geſagten hervorgeht, kein Materialiſt und dieſe Inconſequenz macht ihn auch nicht zum Materialiſten, denn daß die ſogenannte Materie etwas hervorbringen kann, deſſen Funktion Geiſt iſt, das eben iſt ja der volle Beweis gegen den Materialismus; aber er iſt weit entfernt, die tiefe Conſequenz ſeiner guten Inconſequenz zu ziehen: daß nämlich Materie und Form ſchlechthin untrennbar, daß die

Materie Kraft, Leben, Form in sich selbst trägt und nicht von außen bekommt. Von der Festhaltung der Unsterblichkeit will er nicht lassen, obwohl er die Einheit von Seele und Leib erkannt hat; sie hängt zu eng mit seiner Vorstellung eines lohnenden und strafenden Gottes zusammen; doch schlägt die Klarheit seines Kopfs mit freier und wirklich sittlicher Heiterkeit wieder durch in mehr als einer Stelle, namentlich in einem Brief an eine geistvolle Frau (s. S. 243).

War es dem Forscher, obwohl sein Senkblei nicht sehr in die Tiefe reichte, doch redlich um den Inhalt und dem handelnden Freunde der Menschheit rein um die Sache zu thun, so ist noch ausdrücklich die Rastlosigkeit in all diesen Bemühungen, die nie endende Geschäftigkeit, Vielthätigkeit, Agilität des Mannes hervorzuheben. Voltaire war unendlich arbeitsam; er ruhte nie. Er war kränklich, übertrieb es wohl gern wie alle nervösen Naturen — und das sind alle geistigen —, aber während er sterbend scheint, „vollbringt er die Arbeit von zwölf Lebenden," und — gewiß ein Beweis von einer starken Seele — er verschreibt sich gesteigerte Thätigkeit als Kur gegen Aufregungen und Alterationen. „Was die Geistesfähigkeiten eines gewöhnlichen Menschen gelähmt haben würde," sagt sein Sekretär Collini, „das gab diesem außerordentlichen Menschen nur noch mehr Schwung. Er besaß die Kunst, dem Kummer in der Arbeit ein Gegengewicht zu geben." Voltaire war ein straffer Geist, die Schwungfeder war von gutem Stahl; weit unter der Höhe eines Goethe, theilt er doch dessen geistiges: Vorwärts, Vorwärts! — „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." — Wir möchten hier einen Moment

nicht übergehen, aus dem eine gewisse rührende Größe spricht. Voltaire wird mit der Marquise von Châtelet auf einer nächtlichen Winterfahrt umgeworfen und muß mit ihr im Schnee sitzend warten, bis der Wagen wieder aufgerichtet und die schwere Ladung geordnet ist. Da sitzt er mit seiner Dame, beide klappernd vor Frost, aber sie vergessen alles über der Pracht der funkelnden Sterne und vertiefen sich in ein Gespräch über die Natur und den Lauf der Gestirne, über die Bestimmung so vieler Weltkörper im unendlichen Raume.

Es wäre noch über seine politischen Ansichten zu sprechen. Voltaire hat wohl seine „Briefe über die Engländer" in die stagnirende Fäulniß Frankreichs geworfen, in der That aber sich die Begriffe von Selbstregierung, von wahrem konstitutionellem Leben, vom Vorzuge des Protestantismus in kirchlicher und sittlicher Beziehung nicht bleibend angeeignet. Er hält das französische Parlament für den Hemmschuh der Monarchie, von welcher er allein die Reform, die Heraufführung des philosophischen Zeitalters erwartet. Er ist für das Volk, namentlich den Bauernstand, nimmt sich mit Wärme seiner Rechte an, aber seine Losung ist „alles für das Volk, nichts durch das Volk." Kurz er ist, wie schon gesagt, ganz Aristokrat, ganz Monarchist und könnte sein Frankreich, die Welt ohne Glanz des Hofes sich nicht denken, nicht ertragen; was er einfach und herzlich haßt, ist nur die Hierarchie; er hat keine Ahnung von der Revolution, die gerade er mit heraufgeführt hat.

Wir sind eigentlich im Zuge, Voltaires Lichtseiten aufzuführen, und haben an diese Betrachtung Manches geknüpft,

was freilich nicht eben Licht, ſondern Halbſchatten und Helldunkel in ſeinem Erkennen iſt; ſein guter Wille für das Volk bei aller Ariſtokratie und allem Abſolutismus in der Ueberzeugung führt uns noch einmal auf ſein Gemüth, führt uns auf den ſchönſten, liebenswürdigſten Abſchnitt ſeines Lebens. Wie der Patriarch von Ferney nach und nach ein Dorf ſchafft, als Wohlthäter, als Vater einer Gemeinde lebt, wie er eine Seitenverwandte Corneilles an Kindesſtatt annimmt, erzieht, verheirathet, mit dem Manne bei ſich behält und an ihren Kindern ſeine Herzensfreude wie ein wirklicher Großvater hat, — das iſt durchaus ein freundliches, rührendes Bild, ein wahrhaft verſöhnendes Schlußbild; Strauß hat die Korreſpondenz, worin es ſich um die Aufnahme des Mädchens handelt, worin Voltaire dann von ihrem Charakter, ihrer Erziehung, Verheirathung und der jungen Familie berichtet, in der Urſprache beigegeben und jeder Leſer wird es ihm danken. Hier ſteht denn dieſer Voltaire in reinem Gegenſatze gegen ſich ſelbſt, und zerſtreute Züge aus ſeinem ganzen Leben vollenden dieſen Widerſpruch. Der habſüchtige, in Geldgeſchäften ſich beſchmutzende Mann verzeiht ſeinem Sekretär Thieriot einen Diebſtahl, er theilt mit nobeln Gemüthern die Schwäche, daß er leicht zu betrügen iſt, und wenn er nie aufhört, eitel zu ſein, ſo iſt er doch läßlich genug, Nebenbuhlern, die ihn in der Liebe verdrängen, und dem untreuen Weibe ſelbſt nicht lang zu zürnen. Doch daß er hier ſo nachſichtig iſt und namentlich der langjährigen Freundin du Châtelet ſo ſchnell wieder gut wird, das könnte man auch als eine Gutmüthigkeit anſehen, die bis zur Charakterloſigkeit geht; aller-

dings ist ein gut Theil Unmännlichkeit in dieser Indulgenz, allein die Sache hat doch eine Seite, die das Urtheil auch hierin wieder zu Voltaires Gunsten neigt: er hat nicht genug Interesse für Liebesverhältnisse, um sich viel zu grämen oder dem Nachfolger viel zu grollen, wenn er die Weiber treulos findet. Sein Leben ist in diesem Gebiete nicht korrekt, aber wenn man die Sitten der Zeit und des Landes erwägt, kann es sich noch sehen lassen; die längste Liebschaft — eben die mit Frau von Châtelet — ist doch wirklich auch Freundschaft und von inhaltsvollem geistigem Austausch getragen. Ein Zug, den wir nicht erwähnt finden, ist Voltaires Humor. Er scherzt über sich selbst, seine Schwächen, seine dürre Gestalt. Freilich fließt diese Ader nicht reichlich; sich selbst belächeln können ist eine Freiheit des Geistes, die hoch steht, und Voltaire wäre ein Mensch von mehr Würde, als er es ist, wenn er sich mehr von sich lösen und über sich stellen könnte, aber er wäre auch nicht der ungemeine Geist, der er doch ist, wenn ihm die freie Erhebung des Humoristen über sich ganz fehlte.

Wir haben schon gesagt, daß Strauß den Werth seines Mannes natürlich nicht in seiner Poesie findet. Voltaire hat Phantasiegaben, aber sie stehen ganz im Dienste der Tendenz und des Verstandes; was in diesem Dienste noch athmen könnte, erstickt in der Kompresse des Alexandriners. Die französische Alexandriner-Tragödie ist eine abgethane Sache und Voltaire als Dramatiker von Lessing gründlich besorgt und aufgehoben. Er sucht die konventionelle Form allerdings von einigen ihrer beengenden Schranken zu befreien, namentlich der Handlung mehr Vielfältigkeit zu geben,

den Alexandriner durch Kreuzung der Reime zu beleben, allein im Wesentlichen geräth er doch in das „alte Fahrwasser“ und seine frei verschlungenen Alexandriner-Reime „machen den Eindruck einer schlangenförmig angelegten Pappelallee.“ Er hätte Shakespeare nicht zwar zu einem Hundertheil als Genie bewundert, im Uebrigen aber für einen Dorfhanswurst erklärt, mit einem Düngerhaufen verglichen, wenn er fähig gewesen wäre, eine wirkliche Ahnung von Leben, Natur und Handlung aus ihm zu schöpfen. Aeußerst bezeichnend ist, daß er sich u. a. höchlich an den Worten der Schildwache im Hamlet stößt, man habe keine Maus rascheln hören; der Eine Zug schon gibt hellen Einblick in die unbedingte Beherrschung des Geschmacks durch die Etikette. — Auch als epischer Dichter ist Voltaire, wo er nicht frivol ist, steifleinener Klassiker, aber die Hauptsache ist auch hier nicht die Poesie, sondern die Tendenz: seine Henriade ist eine Rede für Duldung und Frieden, wie im Grund fast alle seine Dramen. Gerade da, wo er nicht belehren und bessern will, wo er nur spielt, schlägt die poetische Ader am freiesten an; dafür bleiben ihm aber nur die kleinen Formen der poetischen Erzählung, des scherzenden Epigramms, übrig, besonders wo letzteres im Geist anmuthiger Galanterie an Damen gerichtet ist, man lese namentlich das allerliebste Madrigal an Prinzessin Ulrike, von Strauß so hübsch übersetzt, wie alles, was er metrisch und prosaisch wiedergibt (S. 331). Voltaire ist Prosaiker; in der Prosa liegt die Kraft des französischen Geistes und an Voltaire vor allem denkt man, wenn man sagt, die geistreichste prosaische Literatur sei die französische (— nicht die genialste:

da müßte erſt von Deutſchland und England die Rede ſein —). Wir haben hier noch einmal zu unterſcheiden: das ſtrengere und das freiere Gebiet. Voltaire verſucht ſich in der Geſchichtſchreibung; ſeine Geſchichte Karls XII. iſt „nicht viel beſſer als ein Roman," wie Schloſſer urtheilt, aber ein Meiſterſtück der Erzählungskunſt, wie Strauß dem Kritiker Villemain zugibt. Sein „Jahrhundert Ludwigs XIV." verhehlt die ſchwarzen Flecken nicht, übergoldet ſie aber natürlich mit dem unbedingten Vorurtheil, „daß zwiſchen den Leiſtungen dieſes Zeitalters und zwiſchen den Sternen nur ein geringer Zwiſchenraum ſei." Wir haben Voltaire mit raſchen Schritten in ſeine redlichen, unmethodiſchen philoſophiſchen Forſchungen verfolgt; hier iſt nachzuholen, daß er in ſeiner Art eine Philoſophie der Geſchichte ſchreibt im „Verſuch über die Sitten" u. ſ. w.; es iſt der intereſſante erſte Verſuch, ohne Einmiſchung einer tranſcendenten Urſache im menſchlichen Weſen ſelbſt eine Einheit, ein Geſetz, eine Bewegung des geſchichtlichen Lebens nach einem Ziele nachzuweiſen; er ſucht den rothen Faden zwiſchen dem „Wuſte von Verbrechen, Thorheit und Unfällen", findet ihn in der Geſchichte der „Meinungen," eigentlich in einem Kerne, der ihr inwohnt, und dies iſt ein Drang der Vernunft, der es — nicht weit, doch zu ein bischen Etwas bringt. „Endlich klären ſich die Menſchen auf, die Geſellſchaften kommen mit der Zeit dazu, ihre Begriffe zu berichtigen; die Menſchen lernen denken," und aus dem Kandide ſetzen wir hinzu: „wenn alles auch nicht gerade recht iſt, ſo iſt es doch paſſabel." Nicht ſo ſtolz, als Hegels Idee von organiſcher Entwicklung nach großen Geſetzen! dafür gewiß der Eine Faktor beſſer

erkannt, als von Hegel: die störende Willkür der Individuen und des Zufalls, wie ihr förderndes Wirken.

Didaktisch ist nun Voltaire freilich auch in den freieren Formen, aber in reiche, bunte, humoristische Erfindung wickelt er seine philosophischen Gedanken ein im Roman, und wir haben schon oben gewünscht, daß uns davon z. B. aus dem Kandide ein farbigeres Bild gegeben wäre. Strauß belobt den „Ingénu“ als den besten unter den Romanen, gerade weil er am wenigsten Tendenz hat und menschliches Leben menschlich ergreifend um seiner selbst willen schildert, nicht „Marionetten“ vorführt, die am Draht eines Begriffes tanzen müssen.

Das eigentliche Salz Voltaires aber ist in unzähligen Körnern ausgestreut in seinen zahlreichen Flugschriften, entstanden aus zufälligen Anlässen, vom Augenblick eingegeben und ebendaher den glücklichsten Produkten natürlichen Feuers. Voltaire ist wesentlich Publizist; seine Gefechtsart ist die zerstreute; von Busch zu Busch springend, gern Deckung suchend, von stets neuen Seiten anlaufend und umschwärmend, schießt er einen Regen von kleinen Spitzkugeln auf den Feind, oder, wenn man ein Bild vertauschen darf, in unzähligen scharfen Strahlen spritzt er den destillirten Geist der Aufklärung in der Welt umher — der eigentliche Verbreiter, der erste Propagandist dieses ätzenden Fluidums. Seine Spritze und seine Manipulation ist die feinste und eleganteste, die man sich denken kann; wir meinen seinen Stil, von dem Strauß sagt: „Voltaire steht unter den Meistern der Sprache und des Stils in erster Reihe; die Vorzüge seiner Prosa sind überall dieselben: einfache Natürlichkeit, durchsichtige

Klarheit, lebendige Beweglichkeit, gefällige Anmuth. Wärme und Nachdruck fehlen, wo sie hingehören, nicht; gegen Schwulst und Affektation des Stils kam der Widerwille aus Voltaires innerster Natur; wie andererseits, wenn zuweilen Muthwille oder Leidenschaft seinen Ausdruck ins Gemeine herabzogen, die Schuld nicht am Stilisten, sondern am Menschen in ihm lag"; und, da er doch auch im Verse nicht immer der Steifheit des Alexandriners unterliegt, so setzt Strauß hinzu, daß ihm hier die entsprechenden Vorzüge zu Statten kommen für die Fächer der komischen Erzählung und des leichten Gelegenheits- oder Sinngedichts.

Was können wir Besseres thun, als dies Bild des Bilds, diese Skizze vom Gemälde mit den Worten des Verfassers schließen, der, nachdem er ausgeführt, daß es für die Ausbreitung des Geistes der Aufklärung kein besser zugerichtetes, kein leistungsfähigeres Rüstzeug geben konnte, also fortfährt: „Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert, wie mit — seinem Vermögen. Er hat gearbeitet wie Wenige und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt hat er wie noch Wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor Vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte, weit über ihn hinaus, gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Axt uns Bahn gebrochen hätte. Andere sind nach ihm gekommen, die geleistet haben, was ihm nicht ver-

liehen war; Deutſche, Proteſtanten haben der Menſchheit gegeben, was von dem Franzoſen, auf dem Boden des Katholicismus erwachſen, nicht verlangt werden durfte. Wenn es ein richtiger Inſtinkt des franzöſiſchen Volks geweſen iſt, im Pantheon neben Voltaire als ſeine ergänzende Hälfte den im Leben ihm ſo widerwärtigen Rouſſeau aufzuſtellen: ſo wird im Elyſium unſer deutſcher Leſſing ſich nicht weigern dürfen, den ihm moraliſch ſo wenig achtbaren, poetiſch ſo wenig zuſagenden Dichter des Mahomet als ſeinen franzöſiſchen Mitarbeiter anzuerkennen. Kurz, Gretchen mag an der Phyſiognomie desjenigen, den ſie ſo ungern in der Geſellſchaft ihres Heinrich ſieht, noch ſo viel auszuſetzen haben: Fauſt hat doch Recht, wenn er meint, es müſſe auch ſolche Käuze geben; und daß dem Herrn unter den Geiſtern, die verneinen, der Schalk am wenigſten zur Laſt iſt, hat er ja ſelbſt geſagt."

Oberſchwäbiſche Zeitbilder.

Die letzten Räuberbanden in Oberſchwaben

in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte. Nach den Akten und mündlicher Ueberlieferung dargeſtellt von Dr. M. P. Mit 6 Holzſchnitten nach Originalzeichnungen Joh. Baptiſt Pflugs. Stuttgart. Verlag von Albert Koch 1866.

(Anzeige im Schwäbiſchen Merkur 1866.)

Ein Stück deutſcher Brigantaggio, freilich nicht mehr vom großen Schlage; da iſt kein bayeriſcher Hieſel, Konſtanzer Hans, kein Hannikel, kein Schinderhannes mehr, es iſt flacherer Nachwuchs, es ſind keine Wölfe, Tiger, noch gar Löwen, es ſind nur Marder. Der lange Krieg hatte das Fortleben des Gezüchtes begünſtigt, die Theurung das Ihrige beigetragen, die nahen Gränzen von 6 Ländern (Schweiz, Oeſtreich, Bayern, Württemberg, Sigmaringen, Baden) boten in jener Südweſtecke Deutſchlands den willkommenen Wechſel des Schlupfwinkels, die ſpärliche Bevölkerung, die großen Wälder, die vielen einſamen Höfe (Einöden) erleichterten das Handwerk, indem ſie gegenſeitige Hülfe der Ueberfallenen und Bedrohten, Nachforſchung, Verfolgung erſchwerten, und was zur Erklärung noch fehlt, das findet ſich in der Unzuläng-

lichkeit und Schwäche der Polizei, die namentlich eine wahre Fertigkeit darin zeigt, gefangene Gauner wieder entſpringen zu laſſen. — Anfangs will das Buch faſt ermüdend dünken. Die drei Banden, deren kurzes Räuberleben beſchrieben wird, deren Mitglieder zum Theil von der einen zur andern übergehen, ſind ſich darin gleich, daß ſie den Mord vermeiden, freilich weniger aus Zahmheit, als aus Vorſicht. Diebſtahl folgt auf Diebſtahl, ſtets in der Form des Einbruchs, mit blutwenig Wechſel der Methode und der Umſtände. Straßenraub iſt Ausnahme; es kommen nur zwei Fälle vor. Man fragt ſich, ob dieſe ſozialen Trichinen ſolcher verweilender mikroskopiſcher Unterſuchung werth ſeien. Humor wenig; einmal gibt es zu lachen, weil ein geſtohlener Ochs in Stiefeln bei der Bande eingebracht wird, die ihm zur Verbergung der Spur angezogen ſind; ergötzlich iſt mitten unter den Söhnen der rohen Natur ein Wirth, der im gerichtlichen Verhör auf durchaus affektirte Weiſe den Heuchler macht; es iſt der Wirth der Gauner-Herberge: Storchenhäusle, wo die dritte Bande ſchließlich gefangen wurde; er betheuert die Wahrheit ſeiner Lügen mit den Worten: „wenn ich heut' ſterbe, bin ich ruhig und nicht ein Zoll breit ſoll an meiner Seligkeit mankiren," und nach Vorleſung des Protokolls ſagt er: „mich freut nur das Protokoll, das iſt mir lieber, als 100 fl.; es iſt charmant abgefaßt, ganz ſo, wie ich geſprochen hab'". — Lieſt man aber weiter in das gewiſſenhafte, gründliche Buch hinein, ſo fühlt man mehr und mehr Intereſſe und begreift, daß Auslaſſen ſchwierig war, wenn einmal auf durchaus hiſtoriſchem Weg ein Geſammtbild gegeben werden ſollte. Die Räuber-Exiſtenz wird an-

ſchaulich, was man ſich nur ungenau vorgeſtellt, wird überzeugend klar. Wie iſt es dem Menſchen zu Muthe, der ſich aus der Menſchenwelt ausgeſtoßen hat, und wie beſteht er? Wie lebt die Geſellſchaft außer der Geſellſchaft? Da muß alſo z. B. jeder Biſſen und Schluck geſtohlen, geraubt werden, denn ein Haben, ein ordentliches Kaufenkönnen gibt es ja nicht. Hunger und Durſt befiehlt in kurzen Friſten: „man muß wieder etwas holen," wie es in der euphemiſtiſchen Sprache heißt; man muß in ein Bauernhaus „hineingehen". Einmal iſt zum Schmauße der geraubten Lebensmittel das Salz vergeſſen, es muß noch einmal eingebrochen werden, um es zu bekommen. Die Kleider gehen drauf, man „kommt von der Montirung"; ſie müſſen geraubt werden; die Waffen ſelbſt, um den Bürger zu bedrohen, werden dem Bürger entwendet, entriſſen. Die Wohnung iſt der Wald, Einkehr in die Diebsherbergen kurz, gefahrvoll; ewiges Wandern, eine bange Hetze das ganze Leben. „Wenn ich wieder los werde", ſagt der Bregenzer Seppel vor Gericht, „ſtehle ich gewiß nimmer; das iſt ein elendes Leben, man hat nie Ruhe; wenn nur ein Blatt am Baume zittert, meint man, es komme etwas." Man kann ſich des Mitleids trotz allem Abſcheu nicht erwehren, um ſo weniger, da man von den Einzelnen erfährt, welche Verwahrloſung ihrer Jugend ſie in den Pfad des Verbrechens geführt; zu den Ausnahmen gehört der Fall des „einäugigen Fidele", der das Maurerhandwerk gelernt, aber wieder aufgegeben hat, weil es ihm zu „dreckig" war. — Gibt es auch Romantik? Hat Rinaldini auch ſeine Roſa? Ja, er hat ſie, muß ſie haben ſchon darum, weil ihm ſonſt niemand kocht (namentlich „Knöpflen"),

näht und waſcht. Einzelne Beſchreibungen geben immerhin etwas für die Phantaſie. Da iſt Seppels Geliebte, „des Siebers Reſel“, ein „hochgewachſenes Weib von 26 Jahren mit frechen braunen Augen und einer Fülle blonden Haars, das in dicken Locken über die Stirne hereinhieng.“ Doch meiſt ſieht es minder poetiſch aus; Creſcenz, Agnes, Agathe gehören einer Familie an, die den ſtehenden Namen „die dreckete Parthie“ führt. Auch „Salznaſe“ lautet nicht ſehr anmuthig. Flotter iſt die „Günzburger Sephe“ mit den rabenſchwarzen Locken, Meiſterin in Verſchmitztheit, Beredtſamkeit, Kartenſchlagen, Lüge, doch treue Genoſſin des Hauptes der zweiten Bande, des „ſchwarzen Veri“, deſſen jähen Tod ſie rührend beklagt. Man iſt nach Kräften galant, ſo lang es keine Händel gibt. Gewöhnlich werden den Weibern die Einbrüche verſchwiegen, obwohl ſie natürlich wohl wiſſen, woher die Beute kommt; doch ausnahmsweiſe müſſen ſie als Trägerinnen mitwirken; einmal auf raſcher Flucht wird eine Schöne empfindlich, weil man ſie allein durch Sumpf waten läßt, während man einer andern die Hand bietet, ſie verläßt die Bande. Liebesgaben: Uhren, Schmuck, Geld liefert natürlich der Raub. Höchſte Blüte des Räuberglücks ſind die Freudentage im Wirthshaus zu Michelwinnenden nach reicher Beute: großartiger Räuberball, worauf das ſtärkſte, wildeſte, gefürchtetſte Mitglied der betreffenden (dritten) Bande, der „Käferen-Hannes“ als Löwe glänzt; die Andern pflegen ihn „Herr Johannes“ zu nennen. Nicht der kleinſte Spaß in dieſer kurzen ſpäten Jubelzeit iſt, daß die „Walburg“ und eben der Herr Johannes bei dem übertölpelten Schultheiß des Orts zu Gaſt ſitzen und ſein geräuchertes

Schweinefleisch und Sauerkraut sich schmecken lassen. Bald nachher aber gibt es im Wald eine wüthende Eifersuchts-Scene, da der Käferen-Hannes einen alten Schatz, die „Veron“ (Veronika) am Arme des „Fidele“ sieht. Er droht wüthend Mord und Todtschlag, läßt sich jedoch durch andere Weiber so ganz besänftigen, daß er, wie später die „Marien-Urschel“ vor Gericht bezeugt, „Reden gibt, man hätte sie essen können, so gut.“ Im Verhör und im Gefängniß fand der Untersuchungs-Kommissär die Weiber hartnäckiger, böser und gegen Rührung verschlossener als die Männer. Zu den schlimmsten und frechsten zählte hier: „das Ottile,“ die Geliebte Mauchers, des „Bometshauser Schneiderle“. — Doch das Interesse wächst noch in anderem, ernsterem Sinn. Die Räuber werden frecher und frecher, die Einbrüche verwegener, die Mißhandlungen, Todesdrohungen, wodurch sie von schwachen Weibern, doch auch von überraschten Männern Beute erpressen, wilder, schrecklicher; ein altes Weib stirbt, ein Mädchen wird wahnsinnig in Folge des erlittenen Grauens. Matte Lichter von ein bischen Edelmuth, Mitgefühl, Reue dringen durch das Dunkel der Barbaren-Gemüther. Der menschlichste ist eigentlich der genannte schwarze Veri und höchst naiv, was ein Zeuge als Aeußerung seiner Humanität meldet S. 56: „Der Veri war der bravste Mensch. Er war so kurzweilig, man hat müssen lachen. Er hat, wenn er so im Wirthshause saß, oft sagen können, er thu' den Bauern nichts, wenn er ihnen auch manchmal ein Stück Fleisch nehme. Er bleib' deßwegen doch ein Bauer. Er müsse eben auch wieder etwas zu leben haben. Er hat wohl auch von Einbrüchen geredet, die sie begangen haben, aber

mordiren, hat er gesagt, thu' ich keinen; nur wenn ich kann in ein Kamin kommen (wo die Bauern ihr Rauchfleisch haben), da gehts an." Allein Nothwehr führt nun auch zu Blutvergießen, von einer Räuber-Schildwache wird ein Vorübergehender niedergeschossen. Der Nerv der Erzählung spannt sich höher und höher, mit der Frechheit, mit der Größe der Beute wächst die Angst vor der sich sammelnden Macht der mißhandelten Gesellschaft, über die Lichtungen der Wälder wird selbst bei Nacht nur im Sprunge gesetzt. Nun folgt die Wendung, Recht und Gesetz treten in Kraft. Die Gefangennehmung der Häupter der zweiten Bande gewinnt dramatische Farbe durch die Tapferkeit eines Forstpraktikanten Langen, der ganz allein sich ans Werk macht und, als die Hülfe anlangt, schon das Beste gethan hat. Kurz darauf wird durch Streifmannschaft und Militär die dritte aufgehoben, vereinzelte Gauner werden überdieß in großer Anzahl da und dort aufgegriffen und die unzureichenden Gefängnisse der Stadt Biberach sind in Kurzem von 73 Verbrechern und Verbrecherinnen überfüllt. Wie ein banger Traum liegt es nun auf der Stadt; die Bewachungs-Mannschaft ist unzulänglich; dunkle Gerüchte drohen Brandstiftungen zur Befreiung der Gefangenen; wildes Singen, wüstes Geschrei, Pfeifen, seltame Laute, Zeichen, wodurch sie sich über ihre Aussagen im Verhör von Thurm zu Thurm ins Einvernehmen setzen, durchtönen wie dämonische Geisterstimmen die Luft über den friedlichen Straßen. Eines Tages fährt in diese Gewitterschwüle ein wirkliches Gewitter. Im hohen, runden „Siechenthurm" unterhält sich der schwarze Veri durch seine Gitter mit den gefangenen Weibern im

höheren Stock und ruft: „wenn doch der Blitz auch einmal in das verfluchte Loch hier schlüge!“ Gleich darauf fällt ein furchtbarer Donnerschlag, der Blitz ist in den Thurm, durch alle seine Stockwerke gefahren. Man dringt ein, findet Ziegel, Mauertheile zerrissen, im vierten, im dritten Stock keinen Gefangenen beschädigt, Veris Zelle aber im zweiten mit Rauch, Schwefelqualm dicht erfüllt und den Bewohner mit versengter rechter Seite und Brust, brennendem Hemde todt auf seiner Britsche. Der Blitz hatte das Ende seiner in die Mauer eingelassenen Kette ergriffen und war an ihr fortgelaufen. — Gustav Schwab hat sich durch den blendenden Schein des grellen Ereignisses verführen lassen, die frommen Schlüsse, die er täuschend nahe legt, in einer Ballade voll harter Verse auszusprechen. Die Vorsehung wird sich wohl nicht bemüßigt finden, dem Henker seine Arbeit abzunehmen. Man sollte darauf verzichten, Zufälle zu besingen, die den Zweck zu enthalten scheinen, Böse zu richten, Gute zu retten oder Beides auf einmal. Der Dichter soll nicht den Verstand zu schweren Bedenken herausreizen, ihm nicht die Frage brennend nahe legen, warum in unzähligen Fällen die Verbrecher straflos ausgehen, die Guten elend untergehen. Aristoteles erwähnt den Fall, wie die Bildsäule eines gewissen Mithys in dem Moment umfiel, wo der Urheber seines Todes sie betrachtete, und diesen Schuldigen erschlug; und er empfiehlt Fabeln dieser Art dem tragischen Dichter. Er hat Unrecht aus dem genannten Grunde. Und ebendaraus ergibt sich, daß Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“, so glänzende Bilder die Ballade auch enthält, als unpoetisch im Hauptgedanken erscheinen muß. — Man

wird keine Einwendung gegen dieſe Sätze daraus entnehmen, daß jener Blitzſchlag zu Biberach in dumpfer Verbrecherſeele plötzliche Gewiſſensbiſſe weckte: einer der Mitgefangenen verlangte ſchwerere Ketten, ein dunkles Gefängniß, am liebſten das, worin Veri erſchlagen worden. Die Andern erſchreckt das Ereigniß ohne nachhaltige Wirkung, Einigen gelingen noch Ausbrüche trotz Ketten, Mauern, Gittern; der „Schleiferstoni“ ſagt zum Richter: „Gewiſſen? Mein Gewiſſen iſt wie ein Zehentſtadel, der hinten und vorn ein Loch hat.“ Die ſämmtlichen Verbrecher erreicht dann die Strafe. Mehrere ſtarben bald an der Schwindſucht, Folge des Waldlebens in Wind und Wetter. Von Maler Pflug, deſſen lebendigen Erzählungen der Verfaſſer Anregung und einen großen Theil des Stoffs verdankt, exiſtiren mehrere Bilder, auch ganze Gruppen und Scenen darſtellend, wovon das Buch nur einige Porträtfiguren gibt. Dasſelbe ſtellt ſich als weiterer Beitrag neben das Werk von Avé-Lallemant: Das deutſche Gaunerthum. Es wird gewiß nicht nur dem Juriſten intereſſant ſein. Die herbe Speiſe iſt nicht ohne Nahrung. Selbſt Schiller äußerte noch kurz vor ſeinem Tode, daß er in leeren Stunden gern Räubergeſchichten leſe.

Zuſatz.

Der Grund, warum ich dieſe kleine Arbeit zum Wiederabdruck beſtimmt habe, iſt einfach: weil ich glaube, daß ſie ein Bild gibt. — Zugleich bin ich der angezeigten Schrift einen Nachtrag ſchuldig, der ſeine Stelle finden wird, wenn im Folgenden das Wirken des Reichsgrafen Schenk zur Sprache kommt.

Es haben aber die Zuſtände, welche hier geſchildert ſind, ſpäter eine erweiterte Darſtellung erfahren durch Jul. Ernſt Günthert: „Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und erſten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts.“ 1874; „Zweite Reihe“ 1877. (Nördlingen. Beckſche Buchhandlung.) Der Schwabe iſt derſelbe Maler Pflug, deſſen Aufzeichnungen und Geſpräche die Quelle der älteren Schrift von Dr. M. P. (Planck) geweſen ſind. Daneben hat Günthert noch Chroniken, Archiv-Akten, namentlich die Aufzeichnungen eines Konrektors Krais von Biberach benützt, der zum Theil ſelbſt der ſtädtiſchen Chronik folgt, zum Theil treulich berichtet, was er erlebt hat. Beiden Verfaſſern, Planck und Günthert, kommt es zu gute, daß ſie doch hauptſächlich aus der mündlichen Mittheilung des wackeren, liebenswürdigen Biberacher Künſtlers ſchöpfen. Der hat weit mehr ſelbſt erlebt, als der Chroniſt, und ſo trägt auch die Wiedergabe den Stempel des lebendig Vernommenen. Pflug iſt außerhalb Schwabens wenig bekannt; das zweite der Hefte von Günthert charakteriſirt ihn näher und zählt ſeine Bilder auf. Pflug iſt weder mit der Farbe,

noch mit der Zeichnung fertig geworden, Umstände und Ereigniſſe riſſen ihn zu bald aus der Schule. Doch weiß man, daß eine gewiſſe Unbehilflichkeit, Trockenheit der Form und Seichtheit der Farbe überhaupt das Gepräge unſerer Malerei in den erſten Jahrzehnten (Pflugs Studienjahre zu München fallen in das erſte) des Jahrhunderts bildet; er iſt in dieſer Unreife alſo zugleich als Kind ſeiner Zeit ſtehen geblieben. Allein durch das unvollkommene Können leuchtet dennoch mit ſolcher Friſche eine Künſtlernatur hervor, daß man leicht und gern ſupplirt, was fehlt. Dieſe Bilder ſind naiv, und das iſt doch nicht wenig geſagt —, meiſt glücklich im Motiv, feſt in der Charakteriſtik, bald ſtreng ernſt oder heiter humoriſtiſch, bald rührend gemüthlich in der Auffaſſung, klar durch zweckmäßige Kompoſition bei einfachen Stoffen. Die Zeit hatte über die Mängel in der Durchführung ja überhaupt noch ſehr wenig Kritik, vollzog daher das nöthige Suppliren unbewußt, ſo wurde er der Liebling Schwabens und galt für einen Maler erſter Bedeutung, einen ſchwäbiſchen Teniers, Oſtade oder Brouwer. Er iſt ganz Oberſchwabe und man meint den härteren, breiteren, aber auch volleren, ſaftigeren, am Altdeutſchen gemeſſen reineren Dialekt unſeres alemanniſchen Oberlands aus ſeinen Bildern herauszuhören. Ich habe ihn nicht gekannt, ſein Weſen muß einen herzgewinnenden Eindruck von Bravheit und Friſche gemacht haben. Als ſein Biberach, bis dahin freie Reichsſtadt, 1803 würtembergiſch wurde, und zwar unter dem Kurfürſten, dann König Friedrich, bekam es zu fühlen, was es bedeute, einem zuſammenregierten Land anheimzufallen; Pflug verſpottet nicht ungern das unterthänige Schreiberland und ſtellt ihm die unbefangene,

mit dem alten Adel frei verkehrende altbürgerliche oberschwäbische Heiterkeit entgegen. — Er ist Volksmaler, Soldatenmaler und Räubermaler. Das letztere Feld bringt uns auf unser nächstes Thema zurück.

Die Landplage des Gauner- und Räuberwesens ist es denn, welche in den Heften Güntherts in vielfältig bereichertem Bilde vorübergeht. Auch die Bande des schwarzen Veri tritt wieder auf, sein Ende in Biberach findet sich noch etwas ausführlicher erzählt. Aber da tauchen noch andere Gestalten auf, als Gauner, die nur ausnahmsweise zu Mördern werden; nicht Marder nur, Wölfe, Bären, Tiger. Der Schrecken der Verbrecher, einst in aller Schwaben Munde, Oberamtmann Schäffer von Sulz, führt den gefangenen Hannikel nebst seiner Bande aus Graubünden her und macht über Mittag Halt in Biberach. Das Wild war ihm in Chur, wo er mit seiner Beute sehr ehrenvoll empfangen worden war und der Kriminalpräsident auf dem Rathhaus eine „flozlange" (— berichtete Schäffer —) Rede über die verdienstvolle That gehalten hatte, noch einmal entwischt und dann nach schwerem Raufkampf wieder eingefangen worden. Von Augenzeugen weiß Pflug über den bayrischen Hiesel (eigentlich zu schreiben Hiasel, von Matthias) und seine Kühnheit, seine blutige Gegenwehr bei der Gefangennehmung zu berichten. Außerdem zieht sich ein breiter Faden von Gauner- und Räuberabenteuern durch das ganze hier gegebene Zeitbild; dieser Faden flicht sich am Schluß um einen Mittelpunkt, ein höchst merkwürdiges Charakterbild. Es ist der „Malefizschenk", wie ganz Oberdeutschland ihn nannte, Franz Ludwig Schenk, Reichsgraf von Kastell u. s. w., seßhaft zu

Oberdiſchingen an der Donau. Seine Leidenſchaft war die Verfolgung des Gauner- und Räuberthums. Er organiſirte ſein eigenes Kriminaljuſtiz-Inſtitut, zugleich Zucht- und Korrektionshaus, ſchloß mit den Nachbarn Verträge über gemeinſames Fahnden und Ablieferung von Verbrechern an ſeine Anſtalt; dieſe, die „Frohnfeſte“ war ſtets gefüllt; prompt, aber geſetzlich wurden die Prozeſſe geführt, die Schuldigen zu Gefängniß oder Tod verurtheilt. Günthert beſchreibt aktengemäß einen Gerichstag, wo zwölf Züchtlinge auf den Pranger geſtellt, vier ſchwerere Verbrecher hingerichtet wurden. Er gibt das Tagebuch des Scharfrichters, eine lange Liſte von Gebrandmarkten, Geſtäupten, Gehängten, Geköpften. Von Einzelnen dieſer Plagegeiſter der Geſellſchaft, ihren Diebſtählen, Raub- und Mordthaten wird Näheres erzählt; ſie werden nach den Namen benannt, die ſie in ihrer edlen Geſellſchaft trugen, — eine hübſche Auswahl von „Koſenamen“: da iſt der Buckelte, der Butzenjörgle, der Schinderſtephan, der Wannen-Michel, der krummmaulet Marte, der Franzoſenhannes, der Wälderliſelhannes, der Pfalzerjörgle, der rozig Toni, unter den Weibern eine der ſchlimmſten, die den Grafen ſelbſt frech beſtohlen, die ſchwarze Liſel. Man darf die blutige Thätigkeit des Grafen nicht ſentimental betrachten. Der damalige Zuſtand iſt ſchon in unſerem obigen Artikel geſchildert: allgemeine Unſicherheit aus den genannten Urſachen. Der ſchneidige Mann mit ſeinem energiſch beſchränkten Lebenszweck, ſeinem Kriminalpathos, er ſteht mit Geißel und Schwert in der Hand als Wohlthäter der von dieſer Schmarozerpflanze umſchlungenen Menſchheit, ja als eine Art Theſeus im Kleinen da, der die Lande von Blut-

menschen und Ungeheuern säubert. Sein Walten verlangte Muth und nicht wenig. Tödlich gehaßt von dem Gesindel schwebte er in beständiger Todesgefahr; der rothe Hahn wurde ihm auf sein Schloß gesetzt, es brannte ab und er wohnte von da an im Zuchthaus selbst. Und der grimme, furchtlose Mann war auch menschlich gut. Er verkehrte mit seinen Sträflingen, trug Sorge für Reinlichkeit und Gesundheit, prüfte, wer noch besserungsfähig sei, suchte sie für die Gesellschaft zu retten, ließ verwahrloste eingefangene Kinder unterrichten, zur Religion anhalten, Kinder von Hingerichteten auf seine Kosten erziehen, ein Handwerk lernen, pardonnirte manche zum Tod Verurtheilte, ernährte sie in seinem Zuchthaus, das neben den Beisteuern der Nachbarterritorien zu nicht kleinem Theil auf seine Kosten lief, und that das Mögliche, in den Verwilderten den Menschen zu wecken. *)

*) Hier tritt ergänzend ein späterer Aufsatz von M. Planck ein: „Konventionen zwischen dem Reichsgrafen Schenk von Kastell und der Reichsstadt Dinkelsbühl, sowie den Kantonen Schwyz und Appenzell-Außer-Rhoden in Betreff der Ablieferung von Verbrechern in das gräfliche Zucht- und Arbeitshaus in Oberdischingen." Vierteljahrshefte für württembergische Geschichte und Alterthumskunde. Jahrgang 1878 Heft III. Der Verfasser gibt Aktenstücke aus dem Archive von Oberdischingen, das auch Günthert benützt hat: amtliche Schreiben der Behörden, Briefe des Grafen und seines Beauftragten an ihn. Man sieht, wie geschäftsmäßig geregelt hier alles zugieng, man erkennt aus der Bereitwilligkeit der deutschen Stände des Schwäbischen Kreises und der Schweizer-Kantone (auch Zürich tritt bei), welche Wohlthat die energische Thätigkeit des Grafen für die Nachbarn war, man findet, daß in diesem Manne Gewandtheit und Klugheit mit der Kraft vereinigt war ohne Schaden seines Edelsinns, denn natürlich nicht alle Kosten der Unterhaltung seiner Anstalt wurden durch die Beiträge gedeckt, die er stipulirt und die ihm nach etlicher Verhandlung bewilligt werden, und ebenso bestätigt sich des Näheren, was in unserem Text über seine Menschlichkeit gesagt ist.

Das wohlverdiente „Institut“ mußte der neuen Zeit weichen, welche Souveränetätsrechte in kleinen Sphären nicht duldete; es wurde 1808 durch die Krone Württemberg aufgehoben; „die um sich greifenden höheren Mächte“ schreibt der Reichsgraf. An sich schon hart genug für den rechtseifrigen Grafen; aber es geschah überdieß unter höchst ungerechtem Vorwand, der Mann mußte zum schweren Abschied von seinem Lebensinhalt noch eine bittere Kränkung mit auf den Weg nehmen, und dadurch bekommt der Hergang etwas Tragisches. Schreiende Ungerechtigkeiten, Unordnungen, Willkürlichkeiten, Verzögerungen wurden dem in Wahrheit ganz normalen Rechtsverfahren seiner Anstalt in einem Königlichen Reskripte vorgeworfen, er vertheidigte sich mannhaft, wurde aber schließlich dennoch in die Kosten der eingeleiteten Untersuchung verurtheilt, in welcher man selbst seine Züchtlinge als Kläger gegen ihn vorrief.

Dies ist nun aber nur ein Theil des Inhalts der zwei Hefte von Günthert. Die Kriegsstürme der hochbewegten Zeit gehen an Pflugs Vaterstadt vorüber, und gar nicht blos als Schauspiel, sie wird hart gestreift, empfindlich getroffen. Im Jahr 1796 ziehen zuerst die fliehenden „Condéer“ an ihren Mauern vorbei, deren Thore ihnen versperrt werden. Bald folgen vom Rheine her die siegreichen Republikaner, die Soldaten der Freiheit, zerlumpt, mit Beutestücken bepackt, räuberisch brutal; zwischen Feldzeugmeister Latour und Moreau kommt es zum Treffen bei Biberach. Im Jahr 1799 zieht Erzherzog Karl nahe vorüber, seinem Siege bei Ostrach entgegen: „der Prinz Karle kommt“ heißt es, die Bürger eilen hinaus, ihn zu sehen: „er ist grad e Manle,

wie der alt Grotzer“ (— Grotzer ein Biberacher mit ähnlicher Habichtsnaſe und Unterlippe —) ruft einer. Pflug hat den Erzherzog gemalt, wie er in einem Bauernhauſe bei Ottenswang Kriegsrath hält. Im Frühling 1800 kommt es zwiſchen Kray und S. Cyr ganz unmittelbar an der Stadt zum Treffen, der Kampf wälzt ſich in die Stadt hinein, in den Straßen wird heftig gefochten; die Oeſtreicher ſammeln ſich zuletzt auf einer Höhe gegenüber und ihre Artillerie meint ſo viel Zeit übrig zu haben, daß ſie mitunter nach Häuſern der Stadt zielen könne, wo franzöſiſch republikaniſch geſinnte Bürger wohnen: „ſo, jetzt ſchickt's wieder ein paar Kugeln dem patriotiſchen Apotheker zum Gruß!“ befiehlt der Kommandant einer Batterie; aber das franzöſiſche Grenadierbajonnet ſtürmt die Höhe und entreißt ſie ihnen. — Der Kampf um Ulm mit dem ſchmählichen Ende, der Kapitulation des General Mack, wettert nahe genug bei Biberach, die Nachbarſchaft hat unter dem Haß der in Eilmärſchen hinrückenden Franzoſen auf alles Oeſtreichiſche nicht wenig zu leiden und nicht die letzten ſind dabei die Klöſter. Pflug kann das Einzelne berichten faſt wie ein Augenzeuge; das Ringen um Elchingen, das dem Marſchall Ney ſeinen Namen gegeben, wird lebendiges Bild. Nach der Uebergabe wird Biberach vom Ulmer Magiſtrat erſucht, Lebensmittel für die von Freund und Feind ſchrecklich überfüllte Stadt zu ſenden. Pflug ſelbſt verfügt ſich mit einem Proviantwagen dahin, ſieht mit Augen das Elend der verrathenen, entehrten, hungernden öſtreichiſchen Soldaten inmitten der Sieger und ſieht, obwohl wegen des Gedrängs nur von ferne, Napoleon auf dem Kienlesberg, wo er die öſtreichiſche Beſatzung defiliren und die Waffen ſtrecken

ließ; mit ſtillen Flüchen ihren Führer verwünſchend, der ſie hingeopfert, gebückten Hauptes ſchleppen die Armen ſich am Triumphator vorüber und legen die Gewehre nieder — wer ſie nicht im Grimm ſchon in die Gräben geworfen hat. — Ich erwähne noch das Jahr 1809, die Nähe des Tiroler-Aufſtands, der ſich ja nach Vorarlberg erſtreckte, alſo Biberach nahe genug berührte, dann den Durchmarſch der Württemberger, die gegen Oeſtreich zogen, um bei Abelsberg, Eßling, Aſpern unrühmlichen Ruhm mit Napoleon zu erfechten. Es genügt, auch hier zu ſagen, daß das aus der politiſchen Geſchichte Bekannte, ebenſo wie das Kulturgeſchichtliche den Reiz des Geſehenen erhält und daß der Sehende mit dem Auge des Malers ſieht. Der „Rothmantel" (Szerezaner) mit Meſſer und Piſtolen im Gürtel, der Schrecken der Einwohner, wo er erſchien, der ungariſche Huſar, der Ulane, der reguläre Tiroler Jäger wie der Scharfſchütz in der Juppe, der Koſak und der rothjackige Tartar aus dem Ural (Ruſſen in Biberach nach der Schlacht bei Zürich im Jahre 1799), der geſchmückte, ordonnanzmäßige Franzoſe des kaiſerlichen wie der verlotterte des republikaniſchen Heeres — Kaiſergarde und „Löffelgarde," — all das Kriegsvolk tritt in hellen Farben auf die Bühne und kreuzt ſich gemüthlich, komiſch oder roh und wild mit dem friedlichen Bürger. Auch das alte Reichskontingent fehlt nicht. Biberach hatte zum ſchwäbiſchen Kreis eine Kompagnie (175 Mann ſtark) zu ſtellen, Nördlingen hatte dazu den Hauptmann zu ernennen. Im Jahr 1793 marſchirt dieſe Abtheilung aus, dem Rheine zu, nicht lächerliche Figuren, ſondern wohl ausgerüſtete ſtattliche Leute, von weinenden Angehörigen eine Strecke weit

geleitet: man letzt sich noch, ja man tanzt in einem Wirthshaus vor der Stadt, dann folgt der schwere Abschied. Im Jahr 1796 kommt das ganze Korps der schwäbischen Kreistruppen vom Rhein zurück und schlägt ein Lager bei Biberach; ein heiteres Lagerbild thut sich auf, man belustigt sich mit den besuchenden Bürgern. Aber was geschieht? Das Lager wird von östreichischen Truppen umzingelt und das Kontingent entwaffnet. Erzherzog Karl hatte den Befehl gegeben, „weil das Kreisdirektorium mit den Franzosen voreilig Frieden geschlossen habe.“ Man traute diesen Schwaben nicht, befürchtete Neigung zu Frankreich. Fluchend mußten sie gehorchen; sie hatten doch am Rheine redlich und rühmlich an der Seite der Oestreicher gefochten. Ein Dragoner-Rittmeister (von Falkenstein) duckte sich nicht, er jagte in die Stadt, um bei dem östreichischen Kommandanten Einspruch zu erheben, das östreichische Militär versperrte ihm den Weg, da spornte er sein Pferd, daß es mit einem ungeheuern Sprung über einen Brunnen setzte, gelangte zum Kommandanten, trug seine Einrede vor, aber vergeblich. Hierauf sprengt er zurück, läßt schnell zum Abmarsch blasen und führt seine Schwadron fort, aber nicht in die Hände der Oestreicher, sondern heimwärts dem rechtmäßigen Herrn zu.

Nicht minder frisch lebt das Bild entschwundenen Bürgerthums wieder auf. Es ist vor Allem die alte Reichsstadt mit ihren ehrenfesten und derbheiteren alten Sitten, Ordnungen und Bräuchen, ihren Kirchen- und Schützenfesten, ihren Schwörtagen, wo beim Schwure jeder Bürger seine Waffe als wehrtüchtiges Glied der Gemeinde vorzeigen muß. Die Gegend war reich an Klöstern, Pflug behagte sich in

ihrer Schilderung; das katholiſche Weſen hat noch die plaſtiſche Fülle des Mittelalters; Kapuziner und Nonnen, beleibte Prälaten, Flagellanten, Büßer in härenen Kutten, Prozeſſionen, Umzug holzgeſchnitzter, bemalter oder reich bekleideter Bilder auf geſchmückten Wagen, „Blutritt“, Wallfahrten: kurz ein volles Bild guten alten Heidenthums, alles gegenſtändlich mit ruhigem Humor erzählt. In dieſe gediegene Maſſe hinein hat ſich längſt die Reformation geſchoben, Biberach iſt paritätiſch, ſorgt für ſeine Schulen; auf proteſtantiſchem Boden ſchlagen die Ideen der modernen Zeit Wurzel, mit ihnen die Illuſionen der franzöſiſchen Revolution, und bewegtes Parteileben rüttelt die Gemüther; ſo erfreut man ſich des Bildes der „guten alten Zeit“, ohne entfernt für Stagnation geſtimmt zu werden. Das Moderne im nivellirenden Sinn dringt ein mit dem oben ſchon erwähnten Ende der Reichsſtadt, der Einverleibung in Württemberg, 1803 noch Churfürſtenthum, bald darauf Königreich.

Fragt man, wie es dem Nacherzähler gelungen ſei, den Erzähler wiederzugeben, ſo liegt die Antwort bereits im Geſagten. Der Verfaſſer hat wohlgethan, nicht nach ſtrenger Diſpoſition zu ordnen, ſondern dem ungezwungenen Gange mündlicher Mittheilung und ſchriftlicher Tagebuch-Aufzeichnung gleich ungezwungen zu folgen, doch hätte er unbeſchadet dieſes ganz angemeſſenen Charakters lebendiger Zufälligkeit klarer ordnen dürfen, im erſten Hefte wenigſtens, wo die Rückſprünge von Späterem in Früheres, von Gleichem in Ungleiches manchmal verwirren; das zweite Heft gruppirt wenigſtens chronologiſch beſtimmter und ſammelt am Schluſſe die zerſtreuten Gaunergeſchichten im kompakter gehaltenen

Bilde des originellen Verfolgers, des Malefizgrafen, zu geschlossener Einheit. Ein paarmal läßt sich, nicht gut stimmend mit dem realistischen Zusammenhang, ein sentimentaler Anklang vernehmen. Doch das ist Ausnahme, die Naivetät des Inhalts bleibt verstanden und bewahrt. Man erkennt die Feder eines Dilettanten, aber so mancher Historiker hat sich die Kunst um den Preis der Frische, des Verständnisses naiver Zustände erkauft, daß wir gerade diesem Stoffe, der Beides recht besonders verlangt, die Dilettanten-Art aufrichtig gönnen. Es gibt eine Geschichte der Stadt Biberach (von Lutz), die Kriege jener Zeit kennt man durch Historiker; aber der Geschichtschreibung soll immer die Memoirenliteratur ergänzend zur Seite gehen und die letztere mag wieder in zweierlei Formen sich theilen, eine kunstmäßigere und eine leichtere, der eine gewisse Unbesorgtheit gut ansteht. Das gibt Fundgruben nicht nur für den Geschichtschreiber, sondern auch für den — Poeten.

So seien denn die zwei Büchlein bestens einem Dichter empfohlen, der Lust hat, einen Roman in dieser Zeit, auf diesem Schauplatz spielen zu lassen, edlere, bedeutende Figuren auf einen unheimlichen, auch unheimlich komischen Hintergrund zu stellen und dadurch seine Fabel gut — ohne falsche Kunstgriffe — zu spannen, dem Zarten und Großen das Wilde zur Folie zu geben. Ich müßte mich lästig wiederholen, wenn ich ihm aufzeigen wollte, was alles, welche Fülle ihm da entgegenkommt. Fast begehe ich diesen Fehler bereits, wenn ich auch nur darauf hinzeige, wie energisch zusammenfassende Figuren in diesem Malefizgrafen, in Vandamme, Ney, Erzherzog Karl, Napoleon, auch im dicken, gewalt-

thätigen Württemberger Friedrich da ſich aufbringen. Lebte Hermann Kurz noch, der wäre der rechte Mann für dieſen Stoff.

Aber noch etwas! Ich habe noch nichts davon erwähnt, daß auch Kulturgeſchichte im höheren Sinn hereinſpielt, vertreten in lebendigen Geſtalten. Wir ſind ja in Biberach! Da iſt ja Wieland! Und ganz nahe Warthauſen, Graf Stadion, Sophie Laroche! Das ſpielt allerdings vor Pflugs Zeit; dieſer iſt 1785 geboren, Wieland lebte als Senator, dann Stadtſchreiber und Kanzleidirektor 1760 bis 1769 in ſeiner Vaterſtadt, aber Pflugs Frau hatte dreizehn Jahre lang einer Tochter des Grafen Stadion, gefürſteter Aebtiſſin des Frauenſtiftes Buchau, als Kammerjungfer gedient. Letztere ſprach gern und viel von ihrem Vater, ſeinen Verhältniſſen und Umgebungen, Frau Pflug bewahrte dies in treuem Gedächtniß und ſo hatte unſer Maler reichlich Gelegenheit, ſich zu ergänzen, was ſeine Mitbürger ihm von jenen Zeiten zu erzählen wußten.

Nun frage ich, ob der Wieland, der Oberſchwabe, noch vor wenigen Jahren Pietiſt, jetzt zur franzöſiſchen, angeblich griechiſchen „Grazie“ bekehrt, dort unter ſeinen Abderiten, hier im prächtigen Rokokoſchloß bei ſeinem Grafen, der feinen Adelswelt, die da verkehrte, neben der Jugendverlobten Sophie nicht eine koſtbare Figur für einen Roman wäre? Und welche Farbenwirkung gewänne man, wenn man ihm den ſchwäbiſchen Volksdichter Sailer gelegentlich gegenüberſtellte, nicht zu erwähnen den unſaubern Weitzmann, der neben jenem in dieſen Heften auftritt. Daß das Bild nicht zu knochen- und muskellos literariſch würde, dafür

wäre geſorgt durch das Gauner- und Räuberthum und den Malefizgrafen. Dieſe Gegenſätze, Salon, Bürgerſtube, Wald und Räuberhöhle — Süßes, Zahmfleiſch und Wildbret — durch gute Kompoſitionsmotive ineinanderzuflechten, einer guten Küche würdig zuſammenzuſtellen wäre für ein nach guten Rezepten gebildetes Talent kein überſchweres Werk, vielmehr nur angenehme Arbeit. Die Zeiten zuſammenzurücken müßte erlaubt ſein: ſo könnte man die bangen Tage hereinziehen, wo die Bande des ſchwarzen Veri in Biberach gefangen lag, und die Schreckensſtunde, wo der Blitz den Hauptmann erſchlug. Leider wäre es wohl allzukühn, auch die Kriegsbilder hereinzunehmen; es iſt zu allgemein bekannt, daß dies ſpätere Zeiten ſind, und der Poet, ſo frei er iſt, ſchadet doch ſich ſelbſt, wenn er den Verſtand und ſein Wiſſen gegen ſich zum Widerſpruch herausreizt. Ja noch mehr: es ſind Kriege der Revolutionszeit; Wieland aber und der Kreis in Warthauſen ſind Figuren, die noch nicht in dieſe Luft geſtellt werden dürfen, obwohl das Kniſtern von ferne ſchon vernehmlich war, als die Crebillons, die Grécourts, als die Chanſoniſten ſcherzten, ja vernehmlich genug, als Voltaire ſeine Funken warf. Aber Voltaire iſt nicht Rouſſeau, vollends nicht Rouſſeau, der die Lunte an das donnernde Geſchoß des Revolutionszeitalters anlegt.

Alſo Beſchränkung! Etwa auch Beſchränkung auf den Umfang einer Novelle! Und dem Poeten, der dazu Luſt hätte, dem will ich einen Stoff denunziren, den ich abſichtlich bisher nicht erwähnt habe und der ſich allerliebſt zum führenden Faden einer Novelle darbietet. Das iſt die köſtliche Geſchichte vom Pfarrer Brechter. Günthert erwähnt

ſie in Kürze (1. Buch 3. Kap.); Wieland erzählt ſie ſelbſt, ich erinnre mich nicht in welcher ſeiner Vorreden, ausführlich findet man ſie in der anziehenden, an Beiträgen zum Bilde der Zeit reichen Schrift: Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Profeſſor Dr. Ofterdinger (einem gebornen Biberacher); ſ. XII. S. 178 ff. Wielands Vater als Senior der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit in Biberach iſt in dieſer Sache thätig geweſen zu Gunſten des wackern Kandidaten, von dem man unmittelbar nach ſeiner trefflichen Probepredigt erfuhr, daß er mit großem Beifall im Dienſt eines fahrenden Wunderdoktors als ausſchreiender Hanswurſt gedient hatte. Der Hauptgegner des armen Enthüllten war ein Abendprediger Zell — der Prieſter Strobylos in den Abderiten. Mehr verrathe ich nicht, nicht die Art der Entdeckung, die das eigentlich Komiſche am Vorfall iſt; ein Poet, dem ich Appetit gemacht habe, leſe ſelbſt nach; iſt er dramatiſcher Dichter, ſo wird er finden, daß auch eine rührende Komödie in dem Vorgange ſteckt und nur gehoben werden darf; auch das wird er finden, daß eine höchſt bequeme Löſung des Knotens ſchon im Gegenſtande liegt, nnd zwar durch den Stellentauſch zweier Geiſtlicher. Novelle oder Luſtſpiel: wie leicht iſt die Fabel ſo zu wenden, daß Wieland ſelbſt, in wohlwollendem Sinne natürlich, einwirkend in dem Handel auftritt! Und wie leicht ſind dieſe Hergänge mit der Geſellſchaft in Warthauſen zu verbinden, wie bequem läßt ſich der Sturm gegen Brechter ſteigern, wenn man etwa ſeinen frühern Prinzipal mit dem Gaunergeſindel in Verbindung bringt! Natürlich müßte neben der Begegnung Wielands

mit der Jugendgeliebten, in die ſich ſo viel zarten Reizes legen ließe, eine ſpannende Liebesgeſchichte her: alſo zum Beiſpiel des armen Brechter Noth wird hoch geſteigert, weil er in die Pfarrwohnung eine geliebte Braut einzuführen hoffte; nun gebe man etwa dem Helfer in Schwaigern, durch den die berührte ſchließliche Löſung erfolgt, eine Tochter, welche —

Doch genug, wenn ich nicht ſelbſt komiſch werden will als Rathgeber, als öffentlich geheimer Kompoſitionsrath für Poeten. Bleibt meine Empfehlung unbefolgt, ſo beruhigt mich das Bewußtſein, Manchem, der die angezeigten Schriften nicht kannte, einen Dienſt gethan und zum Schluß die Bemühung meiner Leſer noch durch ein ſpezielles Vergnügen verſüßt zu haben, das ſie erwartet, wenn ſie die comédie larmoyante, die der Stoff Brechter auch unbearbeitet vorſtellt, an den genannten Stellen aufſuchen mögen. Ruft aber meine Lockung ein gutes poetiſches Kindlein ins Leben, ſo darf ich mich mit einigem Stolz zwar nicht Vater, aber doch etwa Onkel desſelben nennen.

Publiziſtiſches.

I.

Die (vorläufig) letzte Handlung des deutſchen Reichskanzlers.

(Augsburger Allgemeine Zeitung Beilage 1. Mai 1877.)

Vorwort.

Der Artikel ſpricht gleich zu Anfang ſeine Zeitbeziehung aus, daher muß auch ſeine Ueberſchrift belaſſen werden, obwohl jetzt zur Erläuterung daran zu erinnern iſt, daß er in einem Zeitpunkt entſtand, wo uns der Rücktritt des Reichskanzlers zu drohen ſchien, doch aber Hoffnung war, daß das Befürchtete nicht eintreten werde.

Recht mit Abſicht bringe ich dieſen Ausbruch der Entrüſtung gegen den furchtbar verbreiteten Fälſchungsunfug zum Wiederabdruck. Ich weiß, daß Mancher zwiſchen Gängen im wiſſenſchaftlichen, humaniſtiſchen Felde mit Befremden einem ſolchen Schritt ins gemein praktiſche Gebiet begegnen wird. Man ſoll aber nur wiſſen, daß unſres Gleichen ſich auch um das Leben kümmert.

Verſpätet wird man den Wiederabdruck nicht finden. Das Reichsgeſundheitsamt iſt in Thätigkeit und man ſpürt

ſie, aber noch ſind die Vorlagen und Anträge über Wein- und Bierfälſchung vom Reichstag unerledigt, iſt alſo im Wichtigſten nicht geholfen und ſind die Zuſtände ſo, daß meine Worte darüber heute noch gelten. Im Reichstage, wenn er daran geht, wird man wieder die Stimmen vernehmen müſſen, die aus dem heilloſen Standpunkt hervorgehen: laufen laſſen! laisser faire! das Publikum mag ſelbſt zuſehen, ſelbſt für ſein Wohl ſorgen! Die Einrede iſt im Artikel beantwortet und braucht dieß Vorwort nichts hinzuzuſetzen. Es iſt der Standpunkt, der auch im Größeren, im Politiſchen und Wirthſchaftlichen uns ſo ſchwer zu Schaden bringt, der unſelige falſche Freiheitsbegriff.

Auch die Brau- und Branntweinſteuerfrage wartet noch auf Erledigung; ſie ſteht im engſten Zuſammenhang mit der andern, da erhöhte Beſteuerung natürlich den Fälſchungs-Unfug fördert. Hierüber hat nun aber derſelbe Mann, dem wir die Schöpfung des Reichsgeſundheitsamts verdanken, Anſichten ausgeſprochen, die nach meiner und wohl der meiſten Süddeutſchen Ueberzeugung zum Uebel führen müſſen; er hat ſich zu denen geſtellt, die den Branntwein ſchonen, nicht höher als bisher beſteuern, das Bier aber ſtärker belaſten wollen. Die Aeußerungen hierüber, wie wir ſie aus den Blättern kennen, ſind nicht ſo logiſch, als man es von einem ſo ſcharfen Geiſt erwarten ſollte. Sie ſtellen den unmäßigen Biergenuß dem mäßigen Branntweingenuß gegenüber: dort der Bierſchlemmer, dumpf, träg, ſtumpf geworden, hier der tüchtige, mäßige Arbeiter, der ſich gegen Ermüdung und rauhe nordiſche Luft mit einem Glas Branntwein ſtärkt: — ſo muß die Entſcheidung natürlich gegen das Bier

ausfallen. Ich will dem erſten Theile dieſer unlogiſchen Zuſammenſtellung noch eine Waffe leihen, geholt aus dem Bierland Bayern. Die Bayern ſind einer der gediegenſten deutſchen Volksſtämme, aber ich habe gar oft gedacht, was aus ihnen werden könnte, das würde man erſt dann recht ſehen, wenn es möglich wäre, ihnen das Vormittagsbiertrinken zu verbieten. Bierfrühtrunk macht auf den ganzen Tag halbſchläfrig, dämlich, toſig, und wer's gewohnt iſt, wird ſeine Lebenstage nur in halber Helle des Kopfes zubringen, — ausgenommen höchſtens, wer ſtark arbeitet, marſchirt, reitet und ſo den sopor wieder hinausſchafft. Aber die geliehene Waffe hilft dem Branntweinprotektor nichts. Will man logiſch verfahren, ſo muß man mit mäßigem Brantweingenuß mäßigen Biergenuß und mit unmäßigem Biergenuß unmäßigen Branntweingenuß vergleichen. Da ſtellt ſich denn die Sache anders. Das Bier iſt ein unerſetzlich treffliches Mittel, den Durſt zu ſtillen, man muß das erfahren in Sommerhitze, wo Waſſer zu reizlos, magenerſchlaffend, Wein zu ſtark iſt, um die nöthigen, kräftigen Schlücke zu erlauben, und Branntwein aus demſelben Grunde vollends ſich ganz verbietet. Es iſt überflüſſig, die anderweitigen guten Eigenſchaften des Getränks aus Hopfen und Malz zu rühmen, es genügt, zu ſagen: nahrhaft. Nun aber der unmäßige Branntweingenuß! Vorauszuſchicken: die Verführung dazu, die der dämoniſche Reiz eines ſo koncentrirt alkoholhaltigen Getränkes mit ſich führt; dann die Sache: man kann nicht von einer Bierpeſt ſprechen, wie man von einer Branntweinpeſt ſpricht. Zu viel Bier macht dumpf, zu viel Branntwein bös, giftig, verbrennt, verkohlt

mit den Eingeweiden die Seele, glüht ihr jedes gesunde Naturgefühl, jede gute Naivetät aus; der Bierschlemmer muß nicht auch verdorben sein, der Branntweinsäufer ist immer auch verdorben. Wo der Branntwein herrscht, da verschwindet in viel kleinerer Distanz vom soliden, gebildeten Bürgerstande das Volk und beginnt der Pöbel, als da, wo Wein oder Bier herrscht. Nicht als wüßten wir nicht sehr gut, welch kernhafte Volksstämme im Norden Deutschlands wohnen, wir kennen Immermanns Dorfschulzen. Aber nicht Branntwein, sondern Bier, dessen Heimat ja eigentlich Norddeutschland ist, hat diese Stämme herangenährt und der Branntwein, wenn er mehr und mehr einreißt, wird ihre Tüchtigkeit brechen; man liest öfters, mit welchen Schlichen und Pfiffen die Brennereien dafür sorgen, und wenn das so fortgeht, wird man bald einen „Dorfschulzen" mit der Laterne suchen müssen. Belastet man nun mit höherer Steuer das Bier und schont mit Erhöhung den Branntwein, so arbeitet man dieser Pest in die Hände und gleichzeitig der Bierfälschung, die man doch bekämpfen wollte.

Es ist wohl nur eine irrige Vorstellung, nämlich eben der bezeichnete logische Irrthum, was den Reichskanzler für den verderblichen und gegen den harmlos gesunden Trank stimmt; allein hinter dem wohl nur Irrenden steht, sich die Hände reibend, der Branntweinbrennende Adel des Nordens. Bei uns sind da und dort adelige, ja fürstliche Häuser im Besitz von Brauereien, ein Gewerbe, das nach unsrer Meinung immerhin besser zum Adel stimmt, als die Brennerei, dann besonders stimmt, wenn er seine Ehre darein setzt, der Niedertracht der Fälschung entgegenzuwirken. Und

ſo wird, wenn die Begünſtigung des Branntweins gegen das Bier im Reichstage durchgeht, dem Süden Deutſchlands ein Uebel ſchwerer Art vom Norden herüberkommen. Es wäre traurig, wenn wir dies demſelben Manne verdanken müßten, der den verdienſtvollen Schritt gethan hat, ein Amt zu ſchaffen, von dem wir Schutz unſeres geſunden heimiſchen Tranks gegen Fälſchung hoffen.

Wir hätten es noch aus einem tieferen Grunde zu beklagen: es würde alten bitteren Stimmungen des Südens gegen den Norden, die im Weichen begriffen ſind, ſeit das Reich beſteht, neue Nahrung geben; der Kampf der Vernünftigen gegen dieſe Antipathieen würde um ein Gutes erſchwert werden, und das Reich iſt doch noch nicht ſo ſtark, um ſich an Stimmungen nicht kehren zu ſollen. Noch haben wir nicht ein anderes vom Uebergewichte des Nordens ſtammendes großes Uebel verwunden: die neue Münze. Wir halten die Gründe, die unſere Reichstagsabgeordneten gegen die Mark vorgebracht haben, nicht für widerlegt, die Berufung auf den Handel mit England nicht für ausſchlaggebend, wir müſſen heute noch glauben, daß für die Mark entſchieden wurde, weil der Norddeutſche ſeinen Thaler behalten wollte. Unſeren Gulden hätten wir gern geopfert, aber nicht einem Gelde, dem es Deutſchland nun verdankt, daß alles, was einen Franken koſten würde, wenn man für das Frankenſyſtem entſchieden hätte, eine Mark koſtet, daß die Vertheurung, die ohnedies aus allgemeinen Urſachen kommen mußte, dadurch noch unerhört geſteigert wurde und mit ihr die Leidenſchaft der Verkürzten und Beengten, ſich mit unrechten Mitteln zu helfen, die Geldwuth überhaupt, ſo daß denn hier nicht

die geringſte Quelle der moraliſchen Uebel zu ſuchen iſt, an denen Deutſchland krankt. Es iſt ein großer Moment, wenn einer Nation das Gut einer einheitlichen Münze geſchaffen werden kann; unwiederbringlich ſchade, wenn er ſo benützt wird. Nicht einmal zu reden von der Form der Scheidemünze, womit man uns beſchenkt hat; es gäbe wohl ein hübſches ſtatiſtiſches Reſultat, wenn man z. B. berechnen könnte, wie oft in Einer Stunde im deutſchen Reich ein Fünfzigpfennigſtück mit einem Zehnpfennigſtück, ein Zwanzigmit einem Fünfpfennigſtück verwechſelt wird, wenn man die Summe der Verluſte feſtſtellen könnte, die daraus entſtehen; und dann freilich möchte man wünſchen, daß es möglich wäre, die Urheber ſolcher Münzformen zum Schadenerſatze zu verurtheilen. Es iſt doch wahrhaftig, als hätte es gegolten, für den Zweck dieſer Formenbeſtimmung die augenloſeſten Köpfe zuſammenzuſuchen, die unfähigſten, ſich in die ſinnlichen Bedingungen des Verkehrs zu verſetzen, die geſchickteſten, das Unbequemſte zu erſinnen.

Alſo ſchlimm genug, wenn uns dorther, woher uns dies kam, auch noch die Begünſtigung des Schnapsgifts und daraus folgende unausbleibliche Steigerung der Bierfälſchung käme. Wir, die es nicht erfreut, wenn den Pfaffen neue Waffen geliefert werden, gegen das Reich zu hetzen, wir, die wir begreifen, daß der Wohlthat eines Ganzen auch Opfer zu bringen ſind, wir hätten einen doppelt ſchweren Stand, wenn die nöthigen Opfer durch ſo unnöthige vermehrt würden. Doch treten wir auf dieſe empfindlichen Punkte nicht weiter ein, nur mit einem Worte ſei noch die laſtende Juſtizgeſetzgebung erwähnt; bleiben wir beim Thema.

Zur Ergötzung des Leſers noch ein Kurioſum! Ich hatte den unglücklichen Gedanken, in meinem Artikel unter den indirekt ſchädlichen Mitteln der Bierfälſchung Haſelnußrinde zu nennen, von der ich meinte, ſie werde als Hopfenſurrogat verwendet. Nun gibt es eine „Allgemeine Hopfenzeitung, offizielles Organ des deutſchen Brauerbundes.“ Im Namen dieſes Brauerbunds verklagte mich nun ein Herr (Braumeiſter?) Henrich wegen meines „ſehr leidenſchaftlichen“ Artikels beim Kaiſerlichen Reichsgeſundheitsamt in Berlin und wies in ſeiner Klage nach, daß Haſelholzſpäne ein ganz unſchädliches bloßes Klärungsmittel ſeien, wobei er ſich auf ein Gutachten des Chemikers Profeſſor Buchner in München berief; dieſes Klagſchreiben wurde im genannten Brauer-Organ abgedruckt und die Nummer mir gütigſt zugeſandt. — So kann es gehen! Was ich Halbgifte nenne — jene an ſich unſchädlichen Stoffe, die aber ſämmtlich in der Miſchung mit anderen, worin ſie Bier vorſtellen ſollen, eine ſchädlich medikamentöſe Wirkung haben —, davon hätte ich eine lange Liſte niederſchreiben können, mein Unſtern führt mich auf ein Beiſpiel, das nicht zutrifft, und nun rufen die Herren Brauer: ſeht da einen Beweis, wie leichtfertig uns die Unwiſſenheit der Fälſchung beſchuldigt! Ich habe die Stelle nun geſtrichen, hätte ſie ſehr leicht mit Beiſpielen erſetzen können, deren Richtigkeit mir von Chemikern beſtätigt iſt, aber ich überlaſſe das Eintreten ins Einzelne ebendieſen, den Männern vom Fach. In der That, ich bitte die Chemiker, — diejenigen unter ihnen, die gerne von ihrer Wiſſenſchaft die Schmach des Bundes mit dem Betrug abwenden helfen, — daß ſie mich nicht ohne Beiſtand

laſſen. Die Stimme der Oeffentlichkeit muß mitwirken, wenn dieſe Dinge im Reichstag zur Berathung kommen, und es muß geſchehen mit dem Nachdruck der moraliſchen Empörung gegen die Schandwirthſchaft der Fälſchung, dieſen Schmutzflecken in der Ehre der deutſchen Nation.

(Fortſetzung während der nun geſchloſſenen Seſſion des Reichstags.) Das Obige iſt im Juli dieſes Jahres geſchrieben. Jetzt ſitzt ein Reichstag in Berlin, von dem ſchwerlich zu hoffen ſteht, er werde das Uebel, von dem wir reden, mit der Strenge packen, die geboten iſt. Die Mehrheit der Wahlen iſt wahrlich nicht aus Reichsgeſundheit hervorgegangen, ſo wird ſich die Mehrheit der gewählten Geſellſchaft auch blutwenig für das Reichsgeſundheitsamt intereſſiren. Majoritäten, die aus der Fälſchung des Wahren hervorgegangen ſind, werden ſich ſchwerlich gegen die Fälſchung der Waaren ereifern. Deutſchland hat gegen ſich ſelbſt, das deutſche Reich hat gegen die Grundbedingungen ſeines Beſtands gewählt. Eine unſerer Parteien hat das Volk durch die Schlagwörter von 1848 betäubt. Damals war kein kleiner Theil von Deutſchland wirklich ſchlecht regiert und es war natürlich, daß ſich die Vorſtellung erzeugte, ein Charakter ſei nur, wer opponire. Klare Bürgerrechte waren erſt zu erſtürmen, falſche Vorrechte niederzureißen. Die ganze Bewegung war aus einer Revolution hervorgegangen. In Revolutionstagen bemächtigt ſich der Geiſter eine Art von Trunkenheit, aus welcher eine tolle und doch begreifliche

Täuſchung hervorgeht. Der Zweck iſt doch, zu erzwingen, daß beſſer regiert werde, und die Form dafür zu finden, aber der Wirbel in den Köpfen brütet eine Stimmung aus, deren Inhalt, in das richtige Wort gefaßt, im Grunde lautet: es wäre das Beſte, wenn gar nicht regiert würde — was freilich nicht ausſchließt, daß die vorderſten Schreier in Gedanken hinzuſetzen: ausgenommen, wenn wir regierten. Dies iſt ja eigentlich die Urſache, warum Revolutionen nicht zu ruhen pflegen, bis das Gegentheil von dem erreicht iſt, was ſie vernünftiger Weiſe zu wollen hätten: ſie ſind Sturm gegen Reaktion und machen neue, größere Reaktion, ſie wollen Freiheit und ſchaffen Unfreiheit, weil ſie die Freiheit negativ verſtehen. Trotz dieſer Begriffsverkehrung und ihren Folgen iſt die Stimmung in den Anfängen ſolcher Sturmzeiten ſchön wie Frühlingsſtimmung. Man ahnt die nahe liegende Verzerrung nicht. Alles ſcheint möglich. Wie ein ſeliger Traum kommt es über die Geiſter; der Zorn, der darin waltet, fühlt ſich als ein heiliger Zorn. Die Stichwörter der Freiheit haben etwas Berauſchendes, wie die Loſung: Einheit aus zerſtückelten Theilen! es nicht hat. Sie laſſen ſich mißbrauchen, die Gemüther in einen Wahnſinnstaumel hineinzuhetzen und ihn zu Tollhausbeſchlüſſen zu treiben. — Es iſt der falſche, der centrifugale Freiheitsbegriff ſolcher Zeiten, in den ſich der deutſche Reichsliberalismus ſeit Jahr und Tag hinein- oder zurückgearbeitet hat, und dieſem Unglück verdanken wir den einen Theil der unſeligen Wahlen. Die Generationen, die jetzt wählen, haben kein deutliches Bild mehr von den Hergängen der Revolution 1848 und ihrem Ausgang. Die Loſung: Freiheit! Sturm gegen die Reaktion!

war ihnen neu, als die Herren, die seit 1848 nichts haben lernen wollen, in der Wahlbewegung sie hervorzogen, sie wirkte auf die Nerven der nicht durch die alte Erfahrung gewarnten Köpfe wie Belladonna, das Wörterbuch der alten Negation klang wie begeisternde Kriegsmusik und die Benebelten — stimmten ab wie bekannt ist. Die Partei hat wirklich alles-gethan, was geeignet ist, die Reaktion, gegen die sie schreien, zu machen; ihr Verdienst ist es nicht, wenn der an die Wand gemalte Teufel nicht kommt. — Im wirthschaftlichen Gebiete lautet der negative, centrifugale Freiheitsbegriff, wie man weiß: laufen lassen! Nicht einmal schützen, denn auch das ist unfreie Schranke, Reaktion! So wenig als möglich Bindung, Verbindung, auch das ist Zwang! Die Atome ganz sich selbst überlassen! Aus ihrer losgebundnen Interessen-Hetze muß sich das Rechte, das Allen Nützliche von selbst herausworfeln!

Atome, Atomismus: dies ist es. Und atomistisch muß auch der Geist benannt werden, der uns die Wahlen der Schwarzen gebracht hat. Nicht nur darum, weil sie und die Rothen (in den bekannten verschiedenen Farbentönen des Roth) einander hübsch in die Hände gearbeitet haben, was ja ganz gut geht, da der politische Atomismus folgerecht für den Unsinn: freie Kirche im freien Staate schwärmt; der Grund liegt tiefer, er liegt im ultramontanen Standpunkt an sich. Der Despotismus der Kirche will ja keine Gewalt neben sich, welche die Energie hat, die Atome vernünftig zu binden, zu ordnen; die Ordnung, die einzig wahre, soll ihm vorbehalten sein. Er marschirt daher unter der Fahne der Freiheit; er ruft sie aus für Alle, um sich die

Freiheit vorzubehalten, Allen ſeine Zwangsjacke überzuwerfen. Es war eine beſonders traurige Erſcheinung bei dieſen Wahlen, daß ſo viele Kandidaten ihr proteſtantiſches Gewiſſen ſchnöd und frivol um katholiſche Stimmen verkauften, viel trauriger noch, als daß Pfaffen ihnen katholiſche Stimm-Truppen zuführten, denn vom jeſuitiſchen Gewiſſen erwartet man keine Redlichkeit.

Wäre es nicht ſo traurig, man möchte wahrhaftig dieſem Reichstag einen Ariſtophanes wünſchen. Der große Volkstribun, der Gracchus, Demoſthenes oder Kleon, der ſchon die erſte Sitzung mit ſeiner Rede reinem Feuerſtrom beglückt, dann der witzige Marquis Poſa des Freihandels, und dann der kleine, feine Herr Centrumsmeiſter mit der heilig klugen Sehnſucht, das Centrum des Staats in die Kirche zu verlegen: nette Stoffe für den großen Karikaturendichter!

Der Reichskanzler ſteht im Kampfe gegen den politiſchen Atomismus. Es iſt das zweite große Stadium des großen Mannes. Sein erſtes läßt ſich ebenſo bezeichnen: die Staaten Deutſchlands hatten ſich als unverbundene, ſelbſtändig ſpröde, ſcheinfreie Atome zu einander verhalten; ihre Verbindung zu einem Reiche war Beſiegung des Atomismus. Derſelbe Kampf tritt jetzt in anderer Form auf, er geht gegen den Atomismus im innern Rechts- und Wirthſchaftsleben der nach außen geeinigten Nation; der Zeitenlauf bringt es zugleich, daß in demſelben Stadium noch einmal die Frage des Kulturkampfs anbrennt. Die Gegner im erſten Stadium waren die Fürſten und Partikulariſten, im zweiten ſind es die Freiheits-Atomiſten in Sachen des Handels und Wandels, im Intereſſenleben der Nation; im Unklaren bleibt noch,

wie es ſich mit den Ultramontanen verhält. An ſich, einfach logiſch genommen, müßte es eine klarere Gegnerſchaft nicht geben, als zwiſchen dem Schöpfer der deutſchen Einheit und denen, die in der höchſten Angelegenheit des Menſchen ihre Einheit außerhalb des Vaterlands haben und die Freiheit vorſchützen, um dieſem herrſchſüchtigen fremden Mittelpunkt ſeine ſtaatsfeindliche Macht zu ſichern. Daß beiderlei Gegner mit den Partikulariſten im erſten Stadium theils zuſammenfallen, theils zuſammenhalten, verſteht ſich.

Es iſt nur ganz begreiflich, daß die Atomiſten dem Manne, deſſen Lebenszweck iſt, Einheit, lebendige Einheit, Verband, Gemeinſamkeit zu ſchaffen, Herrſchaft der Vielköpfigkeit zu ſtürzen, — daß ſie dieſem das Gegentheil vorwerfen: er wolle nur ſein herriſches Ich. Und das Volk hat ſich einreden laſſen, es ſei eine Schande, wenn Ein Mann ſo viel thue, es hat ſich ſcheu machen laſſen vor der Zahl 1. Es iſt ja wohl ein Unglück, ſo viel geſcheidter und thatkräftiger zu ſein, als die Meiſten. Die Menſchen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verſtand und Wille von ſo Vielen in Einem zuſammengefaßt ſei; ſie haſſen ihn und ſäen Haß gegen ihn. Genie ſein, das iſt immer ein tragiſches Schickſal. Auch iſt nur ganz wahr, daß es ohne Gewaltthätigkeit nicht abgeht, wo ein Geiſt ſo hoch hervorragt, und nicht ohne Menſchenverachtung, wo er ſo ſchwer mit dem Kleinen kämpfen muß. Wer könnte ſolch ein Kriecher ſein, Oppoſition zu verwerfen? Wer der Tropf, einen Menſchen für unfehlbar zu erklären? Hier aber lauert hinter der Oppoſition, die aus Gründen widerſpricht, noch eine andere mit dem Vorſatz: Oppoſition jedenfalls! und dies iſt das Uebel.

Der Reichskanzler hat neueſtens im einen der Kampfgebiete gezeigt, daß er klar genug iſt, nicht zu meinen, er müſſe einen ſchöpferiſchen Gedanken ſtarrſinnig in der erſtgefaßten Form feſthalten: er hat den Plan des Unfallverſicherungsgeſetzes mit der leitenden Idee ſeines Lebens: organiſche Verbindung kombinirt und will dieſe Schöpfung auf Aſſociation, auf korporative Genoſſenſchaft gründen. Selbſt die Oppoſition quand même fühlt in ihrem vernunftfähigeren Theile darüber bereits ein „menſchliches Rühren", ſcheint ſich erweichen und die eingeklemmte Hand zum Entgegenkommen öffen zu wollen. In der Tabaksmonopolfrage ſteht die Hebung eines ſchweren Anſtoßes, der gerade den günſtig Geſtimmten bereitet worden war, in Ausſicht, und ſo iſt es nach mehreren Seiten leidlicher abgelaufen, als man nach den Wahlen beſorgt hatte.

Aber ein dunkler Punkt iſt leider zurück. Kein Menſch weiß, was im „Kulturkampf" noch werden ſoll. Es iſt unheimlich, eben ſchon das lange Dunkel iſt unheimlich. Die Nation erträgt in dieſer Sache keine Ungewißheit. Denn ſie iſt in ihrem wahren Kerne proteſtantiſch und zwar nicht kirchlich, ſondern rationell proteſtantiſch. Die Deutſchen ſind die Nation Luthers, aber auch Kants und Leſſings. Dieſe Nation will ihren großen Baumeiſter nicht in den Zellen der gebundenen Geiſter wohnend und nicht mehr um dieſe bekümmert wiſſen, als durchaus nöthig iſt. Sie bedarf ihn im Lichte zu ſehen, klar in ſich und klare Mittel wählend, ſie verſteht in dieſer Sache keine verborgenen Hinterkuliſſen. Schon dies iſt traurig, daß man auch nur ausſtreuen konnte, die deutſche Politik gedenke, dem

Pabſt in Deutſchland eine Stätte zu öffnen oder gar auf Rückgabe ſeiner weltlichen Herrſchaft hinzuwirken. Solche Lügenſchwämme brütet eben der ſchwüle Schatten der Ungewißheit. Ernſtere Folgen ſind bereits eingetreten. Ermuthigt durch die Symptome des Rückweichens in Preußen hebt der Ultramontanismus in Oeſtreich und Bayern mit erneuter Frechheit ſein Haupt. Im letzten September mußte ich in Innsbruck hören, wie man über uns urtheilt. Die Landſtände waren verſammelt und Anträge wurden eingebracht, die in Anſpruch auf Abhängigkeit der Schule von der Kirche das Aeußerſte von Unverſchämtheit leiſteten. Ich erfuhr es durch einen Herrn, der eben aus der Sitzung kam und ſeine Mittheilung mit dem Vorwurf ſchloß: das danken wir Preußen. Nicht anders iſt es in Bayern; dieſer Kammer iſt aus derſelben Urſache der Kamm noch ſtolzer als vorher gewachſen und in jedem gebildeten Kreiſe kann man dort dasſelbe hören wie ich in Innsbruck, begegnet man demſelben Kopfſchütteln zu der Haltung der deutſchen Politik wie bei allen Helldenkenden in Oeſtreich.

Wer wäre ſo naiv, nicht zu wiſſen oder nicht zu bedenken, daß der Katholicismus noch eine Macht iſt, mit welcher der Staatsmann zu rechnen hat! Aber iſt das Rechnen Alles? Es iſt romaniſch, nicht deutſch, auf dieſem Felde nur wie mit Brettſteinen oder Schachfiguren zu operiren. Die franzöſiſche Bildung iſt mit ihrer Kirche gründlich fertig und dennoch wird die franzöſiſche Politik der Anmaßung dieſer unverbeſſerlichen Gegnerin des modernen Staats nie gründlich auf den Leib gehen; man kann ſie eben immer wieder zu politiſchen Zwecken benützen. Der italieniſche

Standpunkt ist ursprünglich derselbe — „il papato è un cancro che bisogna lusingare“ — aber glücklicher Weise brennt das Uebel dem jungen Staat unmittelbar auf die Haut und brennt noch heißer, seit Pabst und König im selben Raume nebeneinander sitzen, so kommt es, daß Italien, obwohl ungemischt katholisch und obwohl äußerlicher denkend in Sachen der Religion, als wir, dennoch jetzt mehr Schneide zeigt, als die deutsche Kirchenpolitik.

Das deutsche Reich hat als Erbe die große Aufgabe überkommen, im Sinn des modernen Geistes fortzubilden, was die Reformation unvollendet gelassen hat, wie innerlich durch die Arbeit der Geister an Reinigung der Religion vom Wahne, so nach außen durch gründliche Sicherung des Staats gegen die Anmaßung der Kirche des Mittelalters. Diese Aufgabe will Ethos. Berechnung ohne Ethos, wohin führt sie? Zum Paktiren und Nachgeben, und dieses zur gewissen Wiederkehr eben des Nothstands, wogegen der preußische Staat durch die Maigesetze, durch die Civilehe sich Luft verschaffen mußte. Aesthetisirender Hang des „Romantikers auf dem Thron“ war es, was diesen Nothstand herbeigeführt hatte. Jetzt transigiren mit dem Feind, mit seinen Vorposten im Herzen Deutschlands um politische Gegenleistungen negoziiren, dies muß dieselbe Folge haben und die nächste Generation wird sich vor dieselbe Nothwehr gestellt sehen. Wir kennen doch die katholische Kirche genug, um zu wissen: je mehr der berufene Beschützer des Rechts und der vernünftigen sittlichen Bildung nachgibt, um so weniger gibt *sie* nach, denn ihr genügt nichts als alles. Wer läuft, den jagt man. — Die

Versicherungen, daß der Staat in den laufenden Verhandlungen mit dem Pabst seinen Rechten nichts vergeben werde, können uns nicht beruhigen im dauernden unheimlichen Dunkel. Im Reichstag ist der schnöde Bund der Demokratie mit dem Centrum am 12. Januar als grelle Thatsache herausgetreten, — ein Schauspiel, worüber man sich vor Ekel erbrechen möchte; an dieser Versammlung hat das Reich und Preußen keine Stütze im Kampfe mit Rom, vielmehr das Gegentheil: mächtigen Rückhalt und Vorschub im Rückweichen vor Rom. Was von der preußischen Kammer zu hoffen, wird wenig genug sein. Die Gefahr wächst und mit ihr die Besorgniß der Nation und mit ihr der Ernst der Frage, ob in dem großen Staatsmann die Tiefe der Intelligenz mit dem patriotischen Ethos, das ihn in all seinen Kämpfen getragen hat, dasselbe Gleichgewicht wie bisher bewahren und bewähren, ob er der schweren Versuchung widerstehen und schaffen werde, was Deutschlands Wohl und Ehre fordert. —

Er hat kürzlich die reine, von mythischen Wahnbildungen befreite Religion für bloßen fossilen Ueberrest der positiven erklärt. Wir meinen dagegen — nur akademisch, und unser akademisches Denken ist ungefährlich, weil machtlos — wir meinen mit den ersten Denkern unserer Nation: jene Afterformen, in ein System gebracht, haben sich zu Dogmen, Dogmenzwang und Herrschsuchtbau der Kirche verhärtet, zuerst der katholischen, dann, als der Lutherische Geist versteinerte, der protestantischen. Fossil ist die mythisch getrübte, lebendig die rein ethische Religion; die deutsche Politik unterhandelt mit einem Petrefakt, das seinen Tod nun ins vierte Jahr-

hundert überlebt und, wenn man ihm muthig den Ernſt zeigt, doch endlich ins Naturalienkabinet ſinken wird, wohin es gehört.

Noch ein Wort über die Civilehe ſei hinzugefügt, denn zu der Unheimlichkeit des jetzigen Zuſtands gehört die ſchwere Sorge, es werde auch in dieſem Punkte noch nachgegeben werden. Wer könnte beſtreiten, daß die Ehe ein ſittliches Band iſt und daß dieſe Wahrheit bei ihrer Schließung feierlichen Ausdruck finden, dem Brautpaar tief eingeprägt werden ſoll? Die Kirche hat dieſe Wahrheit in die anmaßende Behauptung verkehrt, daß durch ihre Einweihung die Ehe erſt gültig, erſt wirklich werde. Dies iſt Magie ſtatt Religion; es ſoll ein myſtiſches Etwas im Prieſterſegen ſein, das die Ehe feſtzaubert: ein echtes und höchſt belehrendes Beiſpiel von Fälſchung der Religion. Iſt dieſe Fälſchung geduldet, ſo hat die Kirche ein Mittel gewonnen, ihre Weihe an konfeſſionelle Bedingungen zu knüpfen, eine Ehe, die dieſen nicht entſpricht, für ungültig zu erklären und durch Vergiftung der Gewiſſen zu unterwühlen. Davon iſt, wie man weiß, der erſte Kulturkampf in Preußen, unter Friedrich Wilhelm III., ausgegangen und in dieſen Ausgangspunkt ſteuert man jetzt fröhlich zurück, wenn man nachgibt. Der Staat, wie er iſt, hat leider ein anderes Mittel nicht, als die obligatoriſche Civilehe, und dies führt nothwendig auf eine tiefere, prinzipielle Betrachtung. Die Zweiheit zwiſchen Kirche und Staat iſt überhaupt und an ſich falſch, das Verhältniß dieſer falſchen Zwei daher an ſich ein unheilbar ungeſundes. Kirche und Staat ſind natürliche Feinde, denn die zur Kirche verfleiſchte Religion will herrſchen. Entweder es wird nie Friede oder wir dürfen hoffen, die

jetzigen Wehen seien Vorboten einer Zukunft, wo der Staat seine Aufgabe höher fassen und aus sich eine Anstalt für Pflege der Religion, für höhere Volkserziehung schaffen werde. Das hat, weiß der Himmel, weite Wege und muß doch unser letztes Ziel sein, weil es der einzige Rettungsweg ist. Nicht in alle Ewigkeit können wir uns doch mit dem unerträglichen Uebel abquälen, daß wir diesen Pfahl im Fleische tragen müssen, diesen Körper im Körper, der seinen Anspruch der Alleinherrschaft auf Magie gründet. Magie statt Religion: das ist unser Feind, dem gilt unser Kampf. Modergeruch aus den Grüften des alten Aegyptens streicht durch unsere politische Luft, durchfrißt unser politisches Parteileben; mitten darin steckt eine politische Partei, die keine politische Partei ist, jede politische Frage von nicht politischem Standpunkt faßt, logisch verwirrend durchkreuzt, die wirklich politischen Parteien korrumpirt, indem sie mit Konzessionenschacher Stimmen aus ihnen kauft, und so Parteiverschiebungen schafft, die dem gesunden Menschenverstand und — der Moral ins Gesicht schlagen. Man fühlt den Schweiß der Scham auf der Stirne, wenn man sich denkt, was künftige Jahrhunderte über uns sagen werden.

Das ist nun freilich nicht praktisch gesprochen, dieser Blick in eine Zukunft, deren Bildung über Dogmen, Dogmenzwang, magische Religion hinausgewachsen sein wird, enthält ja freilich keinen Rath für Schritte des Handelns in der Gegenwart. Dennoch glaube ich, daß er das Auge befreit und vor Fehltritten hütet. —

Das Vorwort ist nun länger geworden, als der bevorwortete Artikel über Schutz gegen Fälschung der Nahrungs-

mittel. Ich fürchte nicht, man werde darin einen komiſchen Abſtand finden. Wir verdanken den Kulturkampf der hierarchiſch verfälſchten Religion. Religion iſt doch das erſte Nahrungsmittel des Geiſtes. Eine Parallele zwiſchen beiden Fälſchungen iſt wohl nichts Geſuchtes.

(Im Februar 1882.)

Dieſer Zuſatz zum Vorwort, wie er während der Sitzung der Reichstags geſchrieben wurde, mag auch nach Schluß desſelben ſtehen bleiben; wer meinen Anſichten zuſtimmt, wird wohl auch finden, daß die Anknüpfung an die wechſelnden Fälle des Tages ihrem Sinne keinen Abbruch thut. — Der Gegenſtand, von dem der Artikel handelt, iſt wieder nicht zur Berathung gelangt; um ſo weniger kann ich letzteren als veraltet anſehen. Es gilt den Zweck, zu wirken. Darf ich hoffen, daß er bei künftiger Verhandlung ein paar Stimmen für ſtrenge Entſcheidungen gewinnt, ſo habe ich ihn nicht vergeblich geſchrieben, nicht vergeblich noch einmal hervorgezogen.

Der Widerſpruch zwiſchen den Stellen dieſes Vorworts, die vom Kulturkampf handeln, und zwiſchen der frohen Begrüßung ſeiner erſten Energie im Artikel ſelbſt (S. 152. 153) mag als Bild des Unterſchieds der Zeiten 1877 und 1882 ſtehen bleiben wie er ſteht.

Die (vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers war eine sehr schlichte und doch eine solche, von der man meinen sollte: den Reichstag müsse es gedrängt haben, als er sie ihm anzeigte, sie mit hellen Worten der Freude zu begrüßen und die ganze sittliche Bedeutung der anscheinend einfach sanitarischen Maßregel zu bekräftigen. Der Reichskanzler hat am 14. März dem Reichstag angekündigt, daß er dem Reichsgesundheits-Amte den Auftrag gegeben, außer dem Trinkwasser der großen Städte auch Wein und Bier einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Andere Lebensmittel, wie namentlich Brod und Milch, sind wohl stillschweigend mitbegriffen. Als Redner trat nur Herr Reichensperger (Crefeld) auf, und zwar (neben einem nicht hergehörigen Ausfall) mit der Bemerkung: man sollte die Sache der Privatthätigkeit überall vertheilter Komités und der von ihnen zu beauftragenden Chemiker überlassen, wie solches in England der Fall sei. Der Reichskanzler hat die Berufung auf England widerlegt, indem er sagte, gerade dort habe man sich überzeugt, daß die von Privatgesellschaften beauftragten Chemiker den Wünschen der Interessenten meist zugänglicher seien als denen der Auftraggeber, man sei deßwegen auf den Gedanken gekommen, eine Centralbehörde zu errichten, und verfahre nun dort gerade so, wie jetzt in Deutschland.

Ich fragte vor Jahr und Tag ein Reichstagsmitglied, ob denn noch nie die Rede davon gewesen sei, in dieser An-

gelegenheit einen Schritt von Reichswegen zu thun. Ich erhielt die Antwort, er habe einmal mit einem Kollegen darüber geſprochen und dieſer habe erwidert: die Anſicht ſeiner Bekannten ſei, daß die Sache den Gemeinden überlaſſen werden müſſe. Auch eine ſchöne Gegend! Den Gemeinden, in deren Magiſtraten doch wohl allerorten Bierbrauer und Weinwirthe ſitzen, unter denen es zwar gewiß Ehrenmänner gibt, aber — doch zur Sache!

Es kann hier nicht die Aufgabe ſein, den Thatbeſtand zu beſchreiben und zu belegen. Nur Intereſſirte können läugnen, daß unter dem Namen Wein und Bier tagtäglich Meere von Gift in die Adern unſeres Volkes ſich ergießen. Gift: wir wollen immerhin glauben, daß Gifte im eigentlichen Sinne des Worts, Belladonna, Strychnin, nux vomica, Blei-Eſſig, Kalk und dergleichen, nur ſelten das Fälſchungsmittel bilden; dieſes beſteht meiſt aus Stoffen, die an ſich nicht Gifte ſind, von denen zum Theil nicht nachgewieſen werden kann, daß ſie an ſich dem Magen, den Nerven ſchädlich ſeien, die aber ſchädlich werden, weil ſie in die Stoffe-Verbindung, woraus reiner Wein und reines Bier einzig beſteht, nicht richtig mitaufgehen, weil ſie den gegohrenen Naturbeſtandtheilen dieſer Getränke fremd ſind und bleiben. Wir wollen ſolche Stoffe, die, an ſich nicht Gift, doch in in dieſer Verbindung und häufig genoſſen ſchädlich wirken, Halbgifte nennen. Wo aber die Beimiſchung dieſer Halbgifte ſtraflos bleibt, da kann auch der Anwendung eigentlicher Gifte nicht geſteuert werden. Sobald nicht mit unerbittlicher Geſetzesſchärfe aufgeſtellt wird: wer fremde Stoffe in den Wein miſcht, wer Bier aus anderem als aus Hopfen

und Malz bereitet, ist ein Betrüger und gesundheitschädigender Fälscher, so ist auch der eigentlichen Giftmischung Thür und Thor geöffnet. Ueber die Halbgiftmischungen ist noch zu sagen: die Trinker fallen davon allerdings nicht sogleich todt um, leider aber kann uns keine Statistik zeigen, wie viele Menschen an Krankheiten sterben, an denen sie nicht gestorben wären, wenn sie nicht jahrelang tagtäglich mit schnödem Surrogatgebräu Magen, Nervensystem und Hirn verschleimt, verdumpft, geschwächt, gelähmt hätten. Am übelsten ist der Theil des Volks daran, der nach der Wohlfeilheit gehen muß, wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß Bier und Wein mit dem Preis immer auch an Reinheit steigen; höchstens etwas mehr Wahrscheinlichkeit ist bei theurerem Preise vorhanden: die Gewinnwuth unserer Zeit weiß keine Grenze: gesteigerter Preis soll reines Getränk verbürgen; die Steigerung genügt nicht, in kurzem heißt es: „Willst du reines, so mußt du noch mehr zahlen!“ Und so geht in unabsehlicher Scala der wilde Schwindel weiter.

Auf das Einzelne mögen andere eingehen. Uns ist es daran gelegen, die Sache von der moralischen Seite zu beleuchten. Daß Lebensmittel gefälscht werden, ist wahrlich schlimm genug, weit schlimmer ist, daß der Begriff der Fälschung gefälscht ist, indem sie sophistisch für etwas ganz Unschuldiges erklärt wird. Sittliche Begriffe fälschen, das ist noch eine ganz andere Vergiftung, als Vergiftung der Mägen, des Blutes, des Marks, das ist Vergiftung der Seelen. Waaren fälschen ist schlimm, die Wahrheit fälschen ist noch schlimmer. Es hat jederzeit Fälscher und Betrüger gegeben, aber Fälschung war Fälschung, Betrug Betrug,

und das Brandmal der Schande ſtand auf der Entdeckung. Jetzt dürfen die Fälſcher und Betrüger ſchamlos ihre Surrogate in den Zeitungen anzeigen und ausbieten, durch Reiſende kolportiren. Auch dies iſt in jener Reichstagsſitzung zur Sprache gekommen, einzelne Blätter ſind genannt worden, es geſchieht aber allgemein; den Zeitungsexpeditionen gehen ſolche Anzeigen ohne Zweifel in ſolcher Menge zu, daß ſie ſchwerlich nur Zeit hätten, ſie zu prüfen, die frechſten zu unterſcheiden und zurückzuweiſen. Der Fälſcher, der Betrüger iſt nicht mehr ehrlos, breit darf er mit honetten Menſchen am Tiſche ſitzen. Der Jeſuiten-Orden hat, wie alle Welt weiß, ſich nie ein Gewiſſen daraus gemacht, im Namen der Religion Dolche und Gifte in Bewegung zu ſetzen; nicht dieſe einzelnen Morde aber ſind ſein ärgſter Frevel, das vielmehr iſt ſein größtes Verbrechen, daß er, wie andere ſittliche Begriffe, ſo auch den des Mordes gefäſcht hat, indem er ſophiſtiſch lehrte: „der Zweck heiligt die Mittel.“ Die Folge einer ſolchen Grundfälſchung iſt unabſehlich. Wer einen ſittlichen Begriff fälſcht, hat nicht nur einzelne Verbrechen, zu denen er ſpitzfindig gerathen, auf ſeinem Gewiſſen, ſondern unberechenbar viele, deren Zuſammenhang mit ſeinen direkten Frevelſtiftungen nicht nachzuweiſen iſt, die aber daraus entſpringen, daß er die Anleitung gegeben hat, mit Scheingründen das Gewiſſen zu belügen. Daher iſt es eine nothwendige, von jedem ehrlichen Mann längſt erſehnte Ergänzung des Kulturkampfes im Deutſchen Reiche, daß es nun auch den Feldzug gegen die Fälſchung des Begriffs der Lebensmittel-Fälſchung eröffnet; daher handelt der Reichskanzler rein in der Konſequenz

jenes großen und ſittlichen Kriegs gegen die Prieſterherrſchaft und ihr Lügengebäude, wenn er nun auch gegen dieſen gemeinſchädlichen Reichsfeind, den Jeſuitismus der Fälſchung, ſein Geſchütz auffährt.

Die furchtbar verbreitete Fälſchung vorzüglich der Getränke iſt ein Theil, eine Seite der tiefen Verdorbenheit, welche jetzt breiter und breiter in unſerer Nation um ſich frißt. In der That, der phyſiſche Ekel, mit dem man die gefälſchten Brühen ſchlürft, iſt noch das geringſte; viel weher thut der moraliſche Ekel, den man mit jedem Schluck hinunterwürgt. Nicht mit jedem, nein! aber die Ausnahmen muß man mit der Laterne ſuchen.

Miturſache der Fälſchung der Getränke und der Fälſchung des Begriffs der Fälſchung ſind bekanntlich die Fortſchritte der Chemie; Miturſache, nicht Schuld; die Schuld trägt nicht die Chemie, ſondern ein Theil der Chemiker. Wenn die Wiſſenſchaft nachweist, daß gewiſſe künſtlich herzuſtellende Stoffe denen gleichkommen, welche in gewiſſen Naturerzeugniſſen, in gewiſſen Produkten ihrer Gährung enthalten ſind, ſo erklärt ſie damit noch lange nicht für zuläſſig, in der techniſchen Behandlung, der wir den Saft der Traube, Hopfen und Malz unterwerfen müſſen, jene Stoffe, ſtatt ſie eben durch natürliche Gährung ſich bilden zu laſſen, durch Zuthat von außen zu erſetzen, um dafür das Quantum durch Waſſer vermehren zu können. Anzuklagen ſind nur die einzelnen Chemiker, die das für zuläſſig erklärt, ja gerathen haben, und dieſe freilich haben den Weg gezeigt, mit deſſen Betretung alle Grenzen zwiſchen Redlichkeit und Betrug ſich verwiſcht haben. Bei ihnen iſt die Praxis des

Betrugs in die Schule gegangen und, so verstanden, haben wir allerdings eine Wissenschaft im Dienste der allgemein wachsenden Schlechtigkeit.

Gewiß haben wir das Krebsübel, das am sittlichen Mark unserer Nation zehrt, von mehr als einer Seite anzufassen. Die Fälschung der Lebensmittel ist aber ein so wesentliches, so starkes Symptom des allgemeinen Uebels, gleicht so sehr einem Karbunkel, der nicht nur das physische, auch das moralische Blut vergiftet, daß wir keine Zeit mehr verlieren dürfen, auch an diese Seite mit scharfem Messer die Hand anzulegen. Die verdorbene Mehrheit unseres Volkes soll sehen, daß die anständig gebliebene Minderheit endlich Ernst macht, mit dem Schwerte des Gesetzes gegen sie vorzurücken. Dieser starke Ausdruck verlangt nähere Beleuchtung. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Menschen in Mehrheit stets eine blinde Beute der Leidenschaft sind; darum braucht man für die Völker noch nicht bange zu werden, denn der Gegensatz Mehrheit und Minderheit ist flüssig; man muß jederzeit bedenken und festhalten, daß in jedem jener Blinden eine Möglichkeit liegt, in das Lager der Sehenden herübergezogen zu werden; daher darf die genannte Erfahrungswahrheit auch nicht zur Menschenverachtung führen. Sehr schlimm wird es nur, wenn jene Mehrheit in einem Volke sichtbar wächst und wenn ihre Leidenschaften einen gefährlich verschärften und mit dem Arsenik der sophistischen Beschönigung versetzten Charakter annehmen. Unter Minderheit versteht man, wenn von Nation die Rede ist, wie jeder weiß, nicht wenige. Unsere Worte sind also zunächst nicht so hart, als sie scheinen, und wir

brauchen nicht zu versichern, daß wir nicht glauben, Ehre und Gewissen seien in Deutschland ausgestorben; wir zählen Millionen zu uns als Mitbeklagende, wir haben Millionen auf unserer Seite. Sehr sorglich sieht es aber nach dieser Seite dann aus, wenn man befürchten muß, die Minderheit wiege sich unthätig im Werthgefühl ihrer Ehrlichkeit. Ihr Werth liegt doch nur zur kleineren Hälfte in dem, was sie ist, zur größeren in dem, was sie thut. Und lange Zeit schien es, sie könne sich nicht entschließen, gegen die mancherlei Uebel, wie sie jetzt anwachsen, mit Handeln Ernst zu machen, sie beschränke sich auf Vorwurf und Klage, sie verstehe den Freiheitsbegriff falsch und vergesse, daß gegen das Schlechte der Schrecken ins Werk gesetzt werden muß. Dies ist der höhere Zusammenhang, in welchen wir den Akt des Reichskanzlers stellen, dies die Allgemeinheit der Bedeutung, die wir ihm beilegen. Gewiß, wir müssen den Feind auf vielen Seiten angreifen und mit vielen Mitteln, namentlich mit dem ethischen der Volkserziehung. Man wird diesen Zeilen darum, weil sie ein bestimmtes Uebel auf ein tieferes zurückführen, nicht die Pflicht auflegen, auf alles dies einzutreten. Niemand wird bestreiten, daß Volkserziehung nicht alles ist, oder, wenn man will, daß zur Volkserziehung nicht auch Justiz und Polizei mit ihren drastischen Mitteln gehören. Man kann ein Volk auch verziehen, wenn man zu lange säumt, nach diesen Mitteln zu greifen. Genug, es liegt hier einer der schlimmsten Schäden vor, eine Stelle, wo einzuschneiden ist, um fortwühlender Verfaulung zu steuern; es war die höchste Zeit, und daher fällt uns eine Last von der Seele, da endlich von Reichswegen vorgegangen wird.

Unſere Klagen ſollen keiner der Nationen, die uns um der neuen, mit dem Schwert erkämpften Stellung willen beneiden und haſſen, den Genuß der Schadenfreude bereiten. Sie mögen vor der eigenen Thüre kehren! Kein kleiner Theil der Uebel, die bei uns ſich eingeniſtet, iſt von ihnen zu uns herübergekommen, und eben der Ernſt, womit wir ſie aufdecken, ſoll ihnen ein Zeugniß ſein, daß es bei uns noch Augen gibt, die nach innen ſehen, daß es nicht die ganze Nation iſt, die blind im Schlamme verſenkt liegt.

Als unſere Heere den Feind beſiegt hatten und das Reich aufgerichtet war, meinten wir, nun werde die ganze Nation ſtolz ſich emporſtrecken, um der neuen Ehre würdig zu ſtehen und zu ſchreiten. Wie hatten wir uns getäuſcht! Eine ſinnloſe Menge rieb ſich die Hände und rief: „Nun haben unſere Legionen es uns erkämpft, nun wollen wir aber auch recht gründlich gemein werden und ſo recht luſtig im Koth wühlen!“ Schneller reich werden und mehr genießen als Ehre und Gewiſſen erlaubt, das war ihre Loſung. Es folgte, daß Ehre und Gewiſſen für lächerlich erklärt werden mußten. Es iſt hergebrachte Mode bei der Korruption, jede Stimme, die es unternimmt, an die einzig wahren Güter des Lebens zu mahnen, dem Gekrächz abſurder Moralprediger und Pietiſten gleichzuſtellen; die Zuſtände in Amerika ſind auf dieſer Stufe angekommen und die Deutſchen im vollen Zuge, ihnen nachzujagen. Wie die Loſung durch die Reihen des ſüßen, weit hinauf reichenden Pöbels flog, ſo begann nun die wahnſinnige Jagd der Spekulationswuth, des Gründerthums, des Schwindels jeder Art, und der nothwendig folgende Krach hat lange nicht hingereicht, den wilden

Fieberdurſt zu dämpfen. Von jedem braven deutſchen Kaufmann kann man die Klage über die unſoliden Zuſtände in unſerem Handel vernehmen. Jeder ehrliche Induſtrielle wird uns zugeben: das Wort, welches Reuleaux über unſere Induſtrie ausgegeben hat: „billig und ſchlecht!“ ſagte nur denen eine Neuigkeit, welche die Augen nicht offen hatten. Es iſt leider noch ſehr ſchonend; auf einen Theil unſerer Induſtrie und namentlich auf das Handwerk angewandt muß es heißen: „ſchlecht und theuer!“ Wir können, wir dürfen es nicht läugnen, daß auf dieſem Felde dasſelbe Frankreich uns beſchämt, deſſen übrige Frivolität im letzten Kriege zum Ausbruch gekommen und von uns gezüchtigt worden iſt. Wir verweiſen auf den gedruckten Vortrag von Sybel: „Was können wir von den Franzoſen lernen?“ Die Arbeit des franzöſiſchen Handwerkers iſt pünktlicher, gewiſſenhafter, ſolider, auch im Stoffe, wenn er ihn hinzugibt, ſolider und doch billiger als die deutſche. Er handelt ſich dabei auch vom Worthalten, und jener Vortrag hat nicht verſäumt, es zur Sprache zu bringen. Der franzöſiſche Handwerker achtet es für Ehrenſache, genau die Friſt einzuhalten, auf welche er eine Arbeit verſprochen hat; bei uns zu Lande darf man ſich zehn für eins bei jeder Beſtellung darauf gefaßt machen, daß der Arbeiter es für lächerlich, für ungebildet, für kleinlich hielte, ſich an ſein gegebenes Wort zu binden. Anderes, ſehr Schlimmes, verdanken wir freilich unſern weſtlichen Nachbarn, ohne daß wir darum entſchuldigt wären; denn wer heißt uns ſie nachahmen? Dies ſind Dinge, die im Gebiet der Sitte, der Lebensformen, der Kunſt, und namentlich der ſceniſchen, liegen und von denen in dieſem Zuſammen-

hang beſſer geſchwiegen wird. Denn es iſt immer mißlich, den Jeremias, den Bußprediger, zu machen. Die Rolle wird in die Länge ſo widerlich, als ihr Gegenſtand. Man ſoll von ſittlichen Erkrankungen wie von leiblichen nur handeln, um Rath dagegen zu finden, es wäre denn die Rede von geweſenen Völkern, die an der inneren Fäulniß zu Grunde gegangen ſind, und allerdings erſchrickt man in der Seele, wenn man betrachtet, nach wie vielen Seiten unſere Zuſtände den römiſchen gleichen, wie ſie zur Zeit der Kaiſer geworden waren. Zu den Aehnlichkeiten gehört das Vertrauen auf die Legionen, nachdem der innere ſittliche Halt verloren iſt. Die Legionen haben aber Rom nicht retten können. Das iſt einfach: freſſen ſittliche Krebsſchäden fort, ſo freſſen ſie ſich endlich auch in die Heere ein. Die Disciplin ruht ja ſchließlich doch nur auf moraliſchen Stützen. Glücklicherweiſe ſind wir aber noch nicht in allen Dingen da angekommen, wo Rom in der Kaiſerzeit ſtand. Zu den Beweiſen hiefür gehört nicht zum wenigſten eben der Schritt, von dem hier die Rede iſt, der manchem nichts ſcheinen mag, als eine Polizeimaßregel unter andern, und den wir vielmehr als erſehnte Ergänzung anderer Akte, die mehr Aufſehen gemacht haben, ſo freudig begrüßen.

Große Schwierigkeiten ſtehen der Operation des Geſchwürs entgegen. Die Chemie vermag nicht alle Fälſchungen nachzuweiſen; wenigſtens was das ſo geſunde und immer mehr ſich verbreitende Getränke des Biers betrifft, verſichern uns Chemiker, daß im allgemeinen der Gaumen ſicherer urtheile als das wiſſenſchaftliche Experiment. Der richtige natürlich; aber da liegt das Uebel. Der Gaumen unſerer

Generation ist gerade jenem Trank gegenüber in einem Grad abgestumpft, der den Brauern zu jeder Fälschung den Vorwand leiht, ja sie zur Fälschung ordentlich verführt. Wozu die Mühe und die Kosten, ein reines Bier zu brauen, wenn dem Publikum die ekelsüße Jauche besser schmeckt als das im Anschmack immer herbe, ehrliche Getränk aus Hopfen und Malz? Es verhält sich wie mit dem Kaffee und den Weibern: die Mehrzahl will Cichorie darin; so verlangt die Mehrzahl der Trinker ein Gepansche von angeblichem Bier, das im Anschmack süß ist und im Nachschmack wie Erde und Alaun schmeckt. An diese unbestreitbare Thatsache hängen sich nun die vielen Gegner eines ernstlichen Einschreitens gegen den verbreiteten Betrug. Das Publikum soll sich selbst schützen, sagen sie; volenti non fit injuria; wem das schlechte Bier besser schmeckt als das echte, dem ist nicht zu helfen.

Dieser Grundsatz, wonach der Betrug straflos sein soll, wenn der Betrogene ihn nicht merkt, würde in seiner Konsequenz zur Strafloſigkeit jedes Verbrechens führen. Der Falschmünzer z. B. wäre nicht mehr zu strafen, der Staat hätte zu sagen: es ist eure Sache, euch durch die falsche Münze nicht täuschen zu lassen. Freilich muß dieses Beispiel sehr fremdartig erscheinen, da die Falschmünzerei dem Staate an den eigenen Säckel geht, gesundheitsschädliche Fälschung von Lebensmitteln aber nicht. Es wäre einzuwenden, daß Schädigung der Bürger in ihrer Gesundheit dem Staat nicht minder an sein Wohl greift als Falschmünzerei, nur nicht so evident, nur nicht so unmittelbar. Doch wir wollen ein anderes Beispiel wählen. Auch der

Mord müßte straflos sein nach jener Prämisse. Warum hat sich der Gemordete täuschen lassen, warum hat er dem Mörder getraut? so könnte der Staat sagen und, statt zu strafen, seinen Bürgern überlassen, besser auf der Hut zu sein. Dieses Beispiel wenigstens wird man nicht gesucht finden, denn Fälschung der Lebensmittel ist langsamer Mord, geübt an Vielen, an Unzähligen.

Da nun aber die chemische Probe nicht ausreicht, alle Fälschungen der Getränke nachzuweisen, und da der natürliche Gaumen längst selbst schon gefälscht ist, so fragt es sich, welche Mittel zu ergreifen sind, die in diese Lücke treten. Wir nennen eines, welches Praktischere als wir nicht für unthunlich halten.

Man hört von allen Seiten, daß Fälschungsstoffe von Weinhändlern und Bierbrauern bei Apothekern und Droguisten massenhaft aufgekauft werden. Soll es denn unmöglich, mit dem Gesetze nicht vereinbar sein, hier einzugreifen, den Apothekern und Droguisten den Verkauf solcher Stoffe an diese Geschäfte zu verbieten, Einsicht in ihre Bücher zu verlangen? Gewiß fänden Käufer und Verkäufer hundert Wege, das Gesetz zu umgehen, aber wenn auch nur in einem Dutzend von Fällen jährlich eine solche Bestimmung und Maßregel auf die Spur der Fälscher führt, so können — strenge Bestrafung vorausgesetzt — doch jährlich zwölf gewiß wirksame Abschreckungen vollzogen werden.

Strenge Bestrafung: es wird jeder Freund der Gerechtigkeit mit uns übereinstimmen, wenn wir aufstellen, daß unsere Gesetzgebung in diesen Dingen zu lax, zu mild ist. Unseres Wissens stand bis hinein in das vorige Jahrhundert

die gesundheitsschädliche Fälschung der Tod; jedenfalls noch im siebenzehnten; im Jahre 1602 ist in Stuttgart ein Weinhändler, in dessen Getränke Blei-Essig nachgewiesen war, enthauptet worden. So schrecklich waltet nun freilich in unserer zahmen Zeit die Göttin Gerechtigkeit nicht mehr, aber so weich ist sie doch wohl nicht geworden, daß sie für Schurken keine Zuchthäuser mehr hätte.

Einigen verschärften Strafparagraphen müßte natürlich die Bestimmung vorangehen, von der wir oben gesprochen haben; es müßte proklamirt werden, daß es schlechthin Betrug ist, Getränke für Wein und Bier auszugeben und auszuschenken, die Anderes enthalten als Traubensaft, Hopfen und Malz. Hier nun begegnet freilich wieder eine Schwierigkeit, welcher allerdings Rechnung getragen werden muß. Es ist vielleicht zuzugeben, daß der ungeheuren Konsumtion gar nicht genügt werden könnte, wenn es schlechthin verboten und strafbar sein sollte, dem Wein und Bier mit Zusätzen, welche die Chemie als unschädlich betrachtet, namentlich mit Klärungsmitteln, nachzuhelfen. Dies ist ja einer der Punkte, von denen die furchtbare Fälschungsseuche ausgegangen ist; es hat sich die Vorstellung verbreitet, künstlichen Wein, künstliches Bier müsse so erlaubt sein zu verkaufen, wie künstliche Mineralwasser. Der eingeräumten Thatsache steht nun aber mit gleicher Wahrheit unser obiger Satz gegenüber: läßt man einmal irgendeine Beimischung zu, so ist eine Grenze zwischen unschädlich, schädlich, schädlicher und absolut schädlich nicht mehr zu ziehen; das Gesetz muß mit scharfer Definition durchgreifen oder es bleibt wirkungslos. Wie ist aus dem Widerspruch dieser Sätze herauszukommen? Das

Beiſpiel der Mineralwaſſer zeigt den Weg. Es iſt erlaubt, künſtliche zu bereiten, zu verkaufen, aber der Erzeuger und Verkäufer handelt widergeſetzlich, er betrügt, wenn er ſie für echte verkauft. Man ſtelle die Beſtimmung auf, daß die Verkäufer von Bier und Weinen, die künſtliche Zuſätze enthalten, ihre Waare danach benennen müſſen, d. h. eben mit dem Namen: künſtlich. Sprechen ſie an, daß ihre Zuſätze unſchädlich ſeien, ſo wird ja — wir faſſen ſie an ihrer eigenen Logik — dieſe Benennung dem Abſatz keinen Eintrag thun. Die Aufgabe der chemiſchen Prüfung wird dann zwei getheilte Felder vor ſich haben: Weinhandlungen, Brauereien und Wirthſchaften, die, wenn ſich überhaupt irgendein Zuſatz in ihren Getränken findet, ſtraffällig ſind, weil ſie dieſelben für echt verkaufen, und andere, die es nur dann ſind, wenn ihnen ſchädliche Zuſätze nachgewieſen werden. Die zugegebene Schwierigkeit der Nachweiſung bleibt freilich ſtehen, aber mit Beihilfe der früher genannten Maßregel gegen den Verkauf von Surrogaten muß doch in manchen Fällen die Entdeckung des Betrugs, falſcher Waarenbezeichnung und ebenſo auch ſchädlicher Fälſchung gelingen, und wir haben ſchon geſagt, daß bereits viel gewonnen iſt, wenn man, obwohl nicht allen, doch einigen Gift- und Halbgiftmiſchern auf die Spur kommt und ſie exemplariſch ſtraft.

Noch eine Seite der eingedrungenen Gewiſſenloſigkeit iſt hervorzukehren, die dem handelnden Geſetze doch einen Anhalt darbietet. Es gilt für ganz unſchuldig, dem gefälſchten Sudelgebräu falſche Namen zu geben, von Städten genommen, die durch Bierbereitung berühmt ſind. Man tauft: „Erlanger, Münchener, Nürnberger, Pilſener Bier“ u. ſ. w.

Der Hintergedanke ist: es soll bedeuten Bier in der Art gebraut, wie es in den genannten Städten üblich ist, wobei man das Publikum gemüthlich im Glauben läßt, es sei von dorther importirt. Also echt jesuitische reservatio mentalis, also zur Fälschung noch Lüge, und der lügnerische Fälscher, der fälscherische Lügner gilt eben auch noch als Ehrenmann, sein biederer Mitbürger setzt sich neben ihn, als ziemte sich nicht, daß er aus jeder anständigen Gesellschaft infam hinausgeworfen würde. Die Polizei hat nun freilich keine Zeit, tagtäglich auf den Eisenbahn-Aemtern nachzuforschen, um Falschangaben auf die Spur zu kommen, aber das eine- und anderemal könnte sie doch eine solche Razzia vornehmen und, nicht ohne Aussicht auf den Erfolg, einigen Ehrenmännern auf die Spur zu kommen, deren drakonische Auszeichnung denn auch wieder einen heilsamen Schrecken verbreiten würde.

Wir kehren zu unserem Hauptsatze zurück: es handelt sich nicht bloß um die Gesundheit, sondern um die Ehrlichkeit und um die Ehre, den guten Namen der Nation. Wir Deutschen haben immer für schwerfällig, langsam und für Trinker gegolten, dagegen hatten wir den Ruhm, daß man bei uns noch etwas mehr Ehrlichkeit finde als bei andern Nationen. Jede Nation hat ja ihre Fehler, ihre Laster und ihre Vorzüge. Ein leidig großer Theil der unsrigen beeilt sich jetzt, zu handeln, als hätten wir uns zu schämen, daß man uns neben unsern Schatten doch jenen Vorzug einräumt, als gälte es dafür zu sorgen, daß es von uns heiße: sie nehmen alle fremden Laster an und unterscheiden sich von andern Völkern nur noch dadurch, daß sie mehr trinken und plumper, gemeiner sind. Soll es aber denn gar so eine

Schande ſein, wenn wir noch etwas vor andern voraus haben? Gar ſo rühmlich modern, wenn wir die Laſter anderer Völker vereinigt mit den unſrigen ohne einen Vorzug in uns darſtellen? Wenn es noch ein bißchen mehr Schamhaftigkeit, mehr Redlichkeit bei uns gibt?

Noch ein Wort von verdorbener Mehrheit und anſtändiger Minderheit, weil man ja doch immer in ein Weſpenneſt ſticht, wenn man ſo etwas ſagt! Es bleibt ja jedem Leſer unbenommen, ſich zu dieſer Minderheit zu rechnen, wenn ſein Gewiſſen Ja dazu ſpricht. Empört es dich, einem Volk angehören zu ſollen, worin der Betrug ſo weit im Schwange geht: um ſo beſſer. Je mehr deren ſind, die es empört, um ſo tröſtlicher, denn um ſo mehr darf man vertrauen, daß die Minderheit nicht klein ſei. Ein Freund des Vaterlandes hat finſtere Stunden in gegenwärtiger Zeit. Das Schlechte macht ſich wachſend breit im Vordergrunde, das Gute wirkt ſtill und weniger ſichtbar. Man muß ſich oft mit erſchwertem Nachdenken darauf beſinnen, wie mancher ehrliche Arbeiter, Fabrikant, Kaufmann, wie mancher ehrliche Beamte geräuſchlos thätig um mäßigen Lohn zwiſchen ſeinen Wänden ſich im Stillen abmühen mag, während auf dem lauten Markte die Menge von Schelmen ſich umtreibt. Wir haben, dem Himmel ſei Dank, auch noch eine Wiſſenſchaft. Eine Nation die noch forſcht, iſt nicht verloren. Aber ſie forſche auch nach den Sitzen der ſittlichen Krankheit, die in ihren Maſſen umſchleicht und ſchamlos zu Tage tritt, und ſäume nicht, neben der ärztlichen, d. h. volkspädagogiſchen Behandlung das Uebel auch ſchonunglos chirurgiſch in Angriff zu nehmen.

Dieſelbe ſtarke Hand, welche einſt einen gleich großen

Schandfleck, die Spielhöllen, ausgetilgt, hat jetzt das Eisen an die Eiterbeule der Fälschung gelegt. Glück zu! Nur recht tief geschnitten und gebrannt!

II.

Zwei Artikel über eine gesellige Unart.

Vorwort.

Wer über den Wiederabdruck dieser zwei Artikel aus der Tagespresse den Kopf schüttelt, dem dürfte ich entgegenhalten, er werde sein Urtheil festgestellt haben, eh' er den zweiten recht gelesen, aus dem zu ersehen ist, wie doch der kleinste Ausgangspunkt auf Bedeutenderes, auf politisch Bedeutendes führen kann. Auch der dortige Hinweis auf den Zusammenhang mit der Moral wird wohl nicht unrichtig sein. Doch ich gestehe, daß diese Gründe allein mich nicht zu der Aufnahme bestimmt haben. Es darf doch jeder Schriftsteller auch sein Urtheil über die Qualität seiner Arbeiten haben. — Ich überlasse dem Leser, aus diesem Satz weiter zu schließen, und bitte ihn, die Sachen nicht bloß auf den Stoff anzusehen, sondern auf die Behandlung des Stoffs. Ich darf nicht fortfahren; schon dies Wenige kann eitel scheinen — es fragt sich nur: wem? Ich hoffe: denen nicht, von denen man beurtheilt zu sein wünscht.

Erſter Artikel.

Ueber Podoböotismus oder Fußflegelei auf der Eiſenbahn.

Ein Seufzer an die Verwaltung.

(Stuttgarter Neues Tagblatt Dezember 1879.)

Eiſenbahnfahren kann überhaupt nur ein ſehr kindiſcher Menſch für ein Vergnügen halten; kommt noch das beſondere Leiden hinzu, von dem hier ein traurig Lied geſungen werden ſoll, ſo wird es vollends zum Martyrium.

Wir haben unſer Billet erſtürmt, unſer zwiſchen Koffergebirgen gebanntes, auf „Behandlung“ harrendes Gepäck aufgegeben, ſind eingeſtiegen, haben einen Eckplatz erwiſcht, verfügen alſo mit einiger Freiheit über das nächſte Fenſter und können es gegen einen Zugnarren hüten; wir ſitzen, uns gegenüber etwa ein ſichtlich ordentlicher, beſcheidener Menſch, mit dem wir in Frieden zu bleiben hoffen; der Kondukteur ruft noch einmal die Richtung aus — und nun kanns losgehen. Aber da iſt in der letzten Minute noch ein junger Mann eingeſtiegen und ſucht ſich einen Platz. Sieht aus, als könnte er ſein: Reiſender in Cigarren, Tuchen, Droguen, Weinbouquets oder Bier-Kouleuren, vielleicht auch Touriſt, der ſeine Reiſen literariſch ausnützt, oder ſo etwas. In ſeinen Augen, wie er ſo daſteht und umſchaut, leuchtet Herrſcherblick, in ſeinen Zügen iſt etwas, das da ſagt: ich bin Praktikus im Reiſen, ich kenns und kanns, den letzten Reſt von Schüchternheit, der ſich im Gemüthe des unerfahrneren Menſchen birgt, ich bin ihn los. Ausdruck unbedingter Sicherheit. O, man ſieht ihm auf den erſten Blick an: da gibts etwas mit den Füßen! Dieſes Geſicht

ſagt ſtillſchweigend: „den Unverſchämten will ich ſehn, der mir verwehrt, auf dieſen Polſterſitzen mit den beſtäubten Stiefeln umzurutſchen.“ Stiefel, Sohle, Abſatz guckt ihm eigentlich ſchon aus dem Geſicht heraus, etwas gewiſſes ſtaubig Ledernes, Schuhnägeliches wohnt auf Stirn, Naſe, Mundwinkeln und Kinn. — Er ſetzt ſich — mir ſchief gegenüber — und der Platz neben mir iſt unbeſetzt — da hat er alſo freies Feld — Fußtummelplatz — o weh!

Man iſt wenige Minuten gefahren, ſo fängts an, ſtufenweiſe. Eine Ungeduld, ein Kitzel, ein Reiz zur Kinder-Unart prickelt ihm in den Beinen, ſie zappeln, ſie geben nicht Ruhe. Jetzt ſchlägt er ein Bein übers andere: erſte Form der Ungezogenheit. Wo Leute nebeneinander und einander gegenüber ſitzen — vollends eng, wie im Waggon — da geht dies ja nicht, darf nicht ſein. Darum nicht, weil jeden Moment die gehobene, ſchwebende Fußſohle das Knie des Nachbars mit Berührung bedroht. In England freilich iſt dieſer Unfug Sitte, überall, in jedem Raum, in allen Ständen, ſelbſt in den höchſten; der Lord ſchlägt neben der Lady im Salon, im Konzertſaal das Bein über und ſie duldets. Nun, von engliſcher Zucht haben wir nachher noch ein Wort zu reden.

Zurück zu unſerem Mann! Es iſt ein Mann des Fortſchritts.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten.

Zunächſt wechſelt er mit den Beinen, ſchlägt nach dem rechten das linke über oder umgekehrt, dann ſetzt er vorerſt nur die Fußſpitze an die Vorderſeite meines Nebenſitzes, dann rückt er aufwärts und jetzt legt er den einen, dann auch den andern Fuß neben mich auf das Polſter.

Angelangt an dieſem Stadium unſerer Leidensgeſchichte, wollen wir uns doch das Kapitel der Schicklichkeit, um das es hier ſich handelt, etwas näher ins Auge faſſen.

Ein Eiſenbahnwagen mit ſeinen Sitzen iſt zwar kein Wohnzimmer oder Salon, aber doch nicht ſo ſehr von einem ſolchen verſchieden, daß da erlaubt ſein könnte, was in dieſen als Ungezogenheit, als rohe, grobe, wüſte Unſitte zweifellos verpönt und ausgeſchloſſen iſt. Auf die Stelle, wo Menſchen, gebildete Menſchen ſitzen, gehören ein für allemal keine Füße, keine Schuhe, Stiefel mit ihrer Wichſe und ihrem Sohlen-Staub oder gar -Koth. Berühren und beſchmutzen ſie, neben mich gelegt, auch nicht meine Kleider — was aber doch jeden Augenblick droht und auch oft genug geſchieht —, ſchon der Anblick iſt beleidigend, ekelhaft, empörend, wie jeder Anblick einer Ungezogenheit. Eine Reiſe von Stunden, von halben, ganzen Tagen kann uns dieſer bloße Anblick verbittern, vergällen. Es hauste einmal einen halben Tag lang mir ſchief gegenüber in einem Coupé-Wagen ein Herr, der keinen Nachbar hatte, weder neben ſich, noch gerade gegenüber, der alſo über die Abtheilung, worin er ſaß, allein verfügte. Er zog einen Haufen Zeitungen heraus und fieng an zu leſen; dabei nahm er, ſich drehend, dehnend, reckelnd alle Stellungen an, die ihm beliebten, legte die Füße auf die Polſter gegenüber, ſetzte ſich halbliegend der Länge nach uud bohrzte mit den Kanten der Abſätze auf dem Polſter ſeines eigenen und des Nebenſitzes herum, kurz, that alles, was erſinnlich war, die Tuch-Ueberzüge zu beſchmutzen, zu verſchweinigeln, zu zerſchinden. Es begreift ſich wohl, daß es nicht angenehm iſt, ſechs Stunden lang zu fahren,

eine ohrfeigenwürdige Büberei vor Augen, und dieſer Büberei wehrlos zuſehen zu müſſen.

Der Liebenswürdige war unverkennbar ein Semite, aber die Japhetiten machen es ja nicht beſſer. Beſonders angenehme Mitreiſende ſind die ſchon erwähnten Herren Engländer, eine Nation, die bekanntlich die ſchroffſten Widerſprüche in ſich vereinigt, die feinſten und die gröbſten Manieren, und zwar mitten in der guten Geſellſchaft. Von den Amerikanern zu ſchweigen, in deren Städten man die offenen Fenſter eines Kaffee-Hauſes mit Reihen von Stiefelſohlen beſetzt ſehen kann: es ſind Leſende, welche die Füße auf die Fenſterſimſe ſtemmen. — Ein Exemplar aus Albion hatte ich erſt kürzlich zu genießen. In München ſtieg nach mir ein ältlicher Herr ein, ſäuberlich angethan, die Glanzhandſchuhe fehlten nicht, die er auch auf der ganzen Fahrt anbehielt; Geſichtstypus engliſch, ließ auf einen Reverend ſchließen, Züge wie gebügelt, weich, ſammten. Kaum ſitzt das Herrchen, ſo liegt ſchon ſein einer Fuß auf dem leeren Sitz gegenüber, und zwar dieſer Fuß nicht in Glacé-Handſchuh ſteckend, ſondern in einem mächtigen, dickſohligen, ſtark benagelten, ſtaubigen Gebirgsſchuh. Der Fuß mußte jedoch zurückgezogen werden, denn der Platz wurde von einem jungen Mann eingenommen. Dieſer knüpfte alsbald mit dem Britten ein engliſches Geſpräch an; die Rede des Letzteren zeugte von feinſtem Schliff, klang zart, fein, dünn wie bloßes Liſpeln: der denkbar vollſte Gegenſatz gegen ſein Fußgebaren und ſeine Schuhe, deren Urſprung ſich übrigens jetzt aufhellte, denn er erzählte, er komme von Tirol: es waren alſo wirklich Gebirgsſchuhe von irgend einem Künſtler in

Schwaz, Zell oder Imbst. Der Nebenplatz des würdigen Herrn war frei und ebenso der nächste weitere Platz nach der Zwischenlehne der zwei Abtheilungen einer Koupéseite; was thut er? Er zieht nun seine langen Füße in dieser Richtung herauf und legt sie so, daß sie noch über genannte Zwischenlehne hinüberragen und hier sich an einem Ueberzieher reiben, den ein Jüngling, mir gegenüber im letzten, im Eckplatz sitzend, neben sich gelegt hatte. Was thut der Jüngling? Er bringt bescheidentlich seinen Paletot in Sicherheit und beschwert sich nur leis bei mir über die Unart. Ich aber hatte keinerlei Recht, einzugreifen, denn ich saß auf der andern Seite und hatte in die Dinge, die drüben vor sich giengen, nichts dreinzureden; hätte ich es dennoch versucht, so war leicht zu wissen, was ich erreicht hätte, denn mehreremale sah der Kondukteur den Unfug und that nichts. Die Ankunft Abends in Ulm befreite mich von dem Anblick; der Herr Reverend wird wohl mit seinen Nagelschuhen noch hübsch herumgearbeitet haben die Nacht hindurch.

Bin ich nicht bloßer Zeuge, sondern geht der Unfug mich direkt an, so dulde ich ihn nicht, folge, was da wolle. Darüber habe ich schon heftige Szenen bekommen; am glimpflichsten lief es immer ab in Italien. Dort herrscht der Unfug stark, aber der Italiener ist höflich genug, auf Beschwerde nachzugeben, der Engländer läßt es lieber bis zum Boxen kommen. In Frankreich, das ich wenig kenne, wird man wohl im Kollisionsfall auf Artigkeit rechnen dürfen, wie jenseits der Alpen; in Deutschland macht man in verschiedenen Himmelsgegenden verschiedene Erfahrungen. Noch leidlich stehts in unserem Süden, speziell in Württemberg ist

durch die langen Wägen der Unfug auch weniger begünstigt; da hier je nur Zwei sich gegenübersitzen, also das Feld für Fußrecklümmel kleiner, da der Kondukteur öfter gegenwärtig ist, so liegt alles einfacher. Gegen Norden nimmt das Uebel zu mit der Art von Zuversichtlichkeit und Selbstgewißheit, welche die nördlicheren Stämme verhärtet, mit der Vermehrung der Kommisvoyageurs, der Engliſhmen und mit der Koupé-Wägen-Einrichtung. In östlicher Richtung macht sich bald die östreichische Menschenart fühlbar, die in solchen Dingen der Ungesetzlichkeit stark ergeben, doch meist ziemlich traktabel ist, naiv staunt, wenn man sie aufmerksam macht, doch nicht lang streitet, sondern weichgibt.

Es sind die gebildeten Stände, die sich das Vorrecht dieses Unfugs anmaßen. Nimmst du auch die erste Klasse, du wirst dich nicht vor ihm sichern. Der Baron, der Graf, der Fabrikenkönig, der Millionär auf den Sammetpolstern macht es nicht besser, als das reisende Haus, der artikelschreibende Tourist, Korrespondent, der Interviewer, der Kouponsschneider drüben auf den Tuchpolstern. Es ist Unsitte der Gesitteten, Ungezogenheit der Erzogenen, Unbildung der Gebildeten, Rohheit und Grobheit der Feinen, es ist Böotismus in attischem Land (si parva licet —). Willst du wirklich sicher fahren, so mußt du in die dritte Klasse sitzen. Dort riecht es nicht eben fein, dort kannst du neben einen Kerl in Hemdärmeln zu sitzen kommen, aber diese Rohheit hast du nicht zu befürchten. Sie fließt aus der Unbescheidenheit, welche eine Begleiterin des falschen Selbstgefühls vermeintlicher Bildung zu sein pflegt. Sie ist so eingerissen, daß sie nur ganz als selbstverständlich gilt, ist ein Unrecht, das als Recht angesprochen wird.

Das ist nun aber denn doch hart, daß man in die dritte Klasse fliehen muß, um vor einem Unfug sich zu schützen, vor dem das Gesetz alle Klassen schützen sollte!

Und hiemit wollen wir zum Schuß und Schluß übergehen durch die Frage: Wie ist es denn zu erklären, daß diese offenbare Ungesetzlichkeit aufkommen konnte? Die Eisenbahn-Verwaltungen können doch nicht dulden wollen, daß man ihre Polster mit Sohlen und Absätzen zerreibt, daß der frühere Passagier dem folgenden einen bestäubten und beschmutzten Sitz hinterläßt, daß Stiefel und Schuh des Nachbars Kleider streifen. Es ist offenbar so gekommen: man glaubte, gewisse Billigkeits-Konzessionen machen zu sollen, zunächst für Nachtfahrt. Es schläft sich bequemer, wenn man die Füße ausstreckt; dagegen wollte man nicht unbedingte Härte ausüben. Also — Ausnahmen! Zwischen Tag und Nacht liegt der Abend, die Grenze ist nicht genau zu bestimmen. Dem Abend geht die Dämmerung voran, dem Sonnenaufgang die Morgendämmerung. Die Stunde nach Mittag ist auch eine träge Stunde, Mancher bedarf einer Siesta. — So entstanden und häuften sich die Zulassungen, die Ordnung bekam eine Bresche, die Bresche wuchs, die Grenze zwischen Erlaubt und Verboten war verwischt, alles wurde schwankend, die Dienstthuenden (zur Zeit der Anfänge vielleicht auch manchmal durch ein „douceur“ erweicht) wurden in der Ausführung einer Instruktion, die ihnen ursprünglich doch gewiß streng gegeben war, unsicher, nun findet, wer sich über den Unfug beschwert, bald Hilfe bei ihnen, bald nicht; w e n n sie einschreiten, sieht man doch, daß sie sich ungern mit der Sache befassen, daher entschließt

man ſich ungern, ſie anzurufen, vollends in den Koupé-wägen, wo ſie zudem ſelten erſcheinen, wo man ſie ſchwer herbeibekommt.

Was folgt? Nun, das folgt, daß man mit den Zulaſſungen, mit den Ausnahmen ein Ende machen, daß man die Linie ſtraff beſtimmen, daß das Geſetz mit ſcharfem Schnitt wieder durchſchneiden muß. Dies iſt keine Härte, keine Grauſamkeit. Wer auf der Fahrt ſchlafen kann, kann auch ſitzend ſchlafen. Wir können den Grad von Bequemlichkeit, den wir zu Hauſe genießen, nicht in Wägen anſprechen, die für Alle ſind. Wer aber durchaus glaubt, liegen zu müſſen, für den gibt es ja Schlaf-Koupés. Die Eiſenbahn kann einmal keine Rückſicht nehmen. So wenig der Säumige anſprechen kann, daß ſie mit der Abfahrt auf ihn warte, ſo wenig kann der Bequeme anſprechen, daß ſie ihre Polſter ſeinen Füßen überlaſſe.

Soll nun aber das Geſetz in Kraft treten, ſo muß es ſichtbar, öffentlich geſchrieben ſtehen. Es iſt und bleibt nicht in Kraft, wenn es erſchwerender Umſtände bedarf, um ſeinen Schutz zu erringen, wenn man mit dem Uebertreter erſt lang disputiren, den Kondukteur herbeirufen muß, der nicht zur Hand iſt, wenn man warten muß, bis er, und dann dennoch nur eilig und flüchtig, beim nächſten Halt an der Wagenthür erſcheint, wenn man endlich erſt nicht ſicher iſt, ob er energiſch abhilft. Alſo ein Anſchlag in jedem Wagen, ein Anſchlag, der mit großer Schrift deutſch und jedenfalls auch engliſch beſagt: Es iſt unter allen Umſtänden verboten, die Füße auf die Polſter zu legen! Dann bedarf es nur eines Hinzeigens mit dem Finger und

der ausgeſtreckte Flegel muß pariren, wenn er nicht Unannehmlichkeiten, ſtrengen Rügen, Strafen bis zur Ausweiſung aus dem Zuge ſich ausſetzen will. Dann kann auch der nicht direkt Berührte, der bloße Zuſchauer eines Füße-Unfugs, der in einer anderen Abtheilung des Koupés oder auf einer andern Seite des Langwagens vor ſich geht, gegen den Anblick, der ihm als Anblick ſchon eine ganze lange Fahrt verbittert, für den Anſtand, für die Sitte mit Erfolg auftreten, ſeinem empörten Ordnungsſinn Luft machen.

O Württemberg, gutes Ländchen! Mit Recht reſpektirt in der Welt um der Ordnung willen, der Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Dienſtes in deinen Verkehrsanſtalten! Mit Recht reſpektirt um ſo mancher guten Einrichtung willen, mit der du vorangegangen! Erwirb dir auch dies Verdienſt! Die Welt wird dir folgen und danken!

Philonomos.

Zweiter Artikel.

Podoböotismus, „Punch“ und Reichskanzler.

(Dasſelbe Blatt, Januar 1880.)

Der Londoner „Punch“ hat kürzlich (29. November 1879 S. 251) den Artikel des „Neuen Tagblatts“: „Podoböotismus oder Fußflegelei auf der Eiſenbahn“ u. ſ. w. mit einem Gegen-Artikel beehrt. Aufſchrift: Mind where you put your feet; Inhalt: das ſei wohl eine häßliche Gewohnheit, die Füße auf die Waggon-Polſter legen; doch wenn nur kein Volk ſich ſchuldig machte, ſeine Füße auf geheiligtere

Dinge, als auf dieſe Polſter zu ſetzen! „Bedenke Einer, auf was alles eben jetzt Fürſt Bismarck ſeine Füße ſetzt! Und ſo derbe Stiefel, wie er ſie trägt, und ſo unſauber, als ſie zu Zeiten ſind! Herr φ möge ſich einmal von der Eiſenbahn umſchauen! — Doch Punch, in ſeinem inſolenten inſulariſchen Freiweſen (freedom), vergißt, daß die Polizei-Zuchtruthe im Salz bereit liegt für die Rücken aller Derer, die freventlichen Scherz gegen den ehrwürdigen Reichskanzler ſich erlauben, deſſen Wille Geſetz iſt, unbekümmert um Gerechtigkeit für den Gegner, und deſſen Warnruf für ſeine Kritiker in der Preſſe kurz, ſcharf, entſchieden, iſt: Shut op or be shut op!“ (etwa: das Maul geſperrt oder ins Loch geſperrt!)

Das iſt ja nun ſehr witzig; Herr „Punch“ gönnt ſich, was ſonſt einem Redner oder Schreiber aus Zerſtreutheit paſſirt: μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, Abſchweifung in ein anderes Gebiet, denn die ſymboliſchen Kanonenſtiefel des Reichskanzlers haben doch mit den ſehr realen des Eiſenbahnrutſchers, z. B. mit den benagelten Gebirgsſchuhen des Herrn Reverend, von dem wir erzählt haben, wahrhaftig rein nichts zu ſchaffen und ebenſo nichts die Eiſenbahn-Ordnung und -Sitte mit dem Preßgeſetz. Wir danken dem Witzblatt aufrichtig für dieſen Abſprung, er iſt Waſſer auf unſere Mühle, weil er das Geſtändniß enthält, daß es keinen Witz zu Stande brachte, der die Sache träfe, um die es ſich handelt. Wer nichts vorzubringen, wer keine Gründe hat, der ſpielt das Geſpräch gern in ein anderes Kapitel. Wir, denen es um die Sache zu thun iſt und die wir daher bei der Stange bleiben, ſind aller Pflicht enthoben, dem munteren Pritſchen-

mann auf seinem Seitensprung zu folgen. Nur so beiläufig haben wir uns kurz besonnen, auf was alles denn der deutsche Reichskanzler seinen Fuß schon gesetzt habe, aber uns nicht erinnern können, daß er ihn je gesetzt hätte auf den Nacken des armen Chinesen, um Krämerpack im Opiumgifthandel zu schützen, noch auf den Nacken halbnackter Zulus,*) um einen länderfreßgierigen Magen zu überfüttern, bis er endlich bersten wird. Der Reichskanzler ist sich ohne Zweifel auch wohl bewußt, daß wir kein Söldner-Heer haben, sondern ein Volksheer, das ihm in solche Kriege nicht folgen würde, wenn er sie je wollen könnte. — Dem Naiven ist viel erlaubt, also auch dem Engländer, Politik und Recht so zusammenzustellen, als ob es niemand einfiele, dabei zu fragen, wie denn beide in England sich zu einander verhalten. — Was die Polizei-Fuchtel betrifft, so mag der freiheitstolze Insulaner zu Hause sich der schönen Freiheit erfreuen, unbehelligt von diesem Strafwerkzeug ein freier Lümmel sein und bestaubte Stiefel hinlegen zu dürfen, wohin er mag; wir kontinentale Sklaven denken unfrei genug, aufrichtig zu wünschen, daß man ihm, wenn er diese edle Sitte des freien Mannes zu uns herüberbringt, mit einer recht gesalzenen Ruthe darüber haue oder noch lieber mit der neunschwänzigen Katze.

Damit wären wir denn wieder bei der Sache. Uns ist es einfach ernst mit ihr, und darum ist es uns eben recht, daß diese Stimme von jenseits des Kanals uns Anlaß gibt, noch einmal darauf zurückzukommen.

---

*) „und Boers" wäre nachzutragen.

Die hiesigen Gegner beschweren sich sämmtlich über Verwechslung von anständigem Gebrauch und unanständigem Mißbrauch eines natürlichen Rechts. Etwas mehr Logik, bitte ich! Niemand hat gesagt, es wäre einem ordentlichen, anständigen Menschen nicht zu gönnen, daß er die Bequemlichkeit genieße, seine Füße auf die Polster der Wagensitze zu legen. Ein solcher wird ja vorsorgen, daß er keinen Nachbar inkommodirt, berührt, nichts beschmutzt; er wird es halten wie zu Hause, wo er, falls er die Füße auf Sopha oder Sessel legen will, irgendwie verhütet, daß er seine Möbel verunreinige oder beschädige, und wo er gewiß nie die Füße neben einen Gast hinstreckt. Die Einfalt selbst aber sollte erkennen, daß, wenn man dies dem Anständigen, dem Gesitteten einräumt, durch die offene Bresche dieser Freiheit die Unanständigen, die Ungesitteten einbrechen, die ebendasselbe auf rohe, freche, beleidigende, empörende Art thun, und daß es kein Mittel gibt, diese Konsequenz abzuhalten, weil der Kondukteur nicht Zeit hat, nicht häufig genug gegenwärtig ist, um auf die Grenzlinie zwischen Säuberlich, Anständig und Unsäuberlich, Unanständig zu achten und scharfe Einhaltung dieser Grenze durchzuführen. Man versuche einmal, sich vorzustellen, die Verwaltung ergriffe einen Ausweg, um die in Rede stehende Bequemlichkeit dennoch zu gestatten. Der Anständige wird die Füße nie auflegen, wenn nicht so viel freier Raum ist, daß niemand dadurch belästigt wird. Will man es nun gesetzlich erlauben, so muß auch gesetzlich dafür gesorgt werden, daß es nur in diesem Fall geschehe; es muß also vorgeschrieben werden, daß, wer diese Bequemlichkeit genießen will, zwei, ja eigentlich drei Plätze zahle, denn auf den Zufall,

daß dieſe frei ſeien, kann ſich ein Reglement nicht einlaſſen; oder man muß jedem Zug Wägen mit entſprechender Einrichtung, Schlafwägen beigeben und jeder, der auch nur die Füße auflegen, nicht einmal ganz zum Schlafe ſich ausſtrecken will, muß das theure Billet für einen Platz in dieſen Wägen löſen. Da nun dies nicht geht, was folgt? Das folgt, was wir aufgeſtellt haben: die Nothwendigkeit eines unbedingten Verbots, eine Nothwendigkeit, die nicht angenehm, die aber leider darin begründet iſt, daß die Mehrheit der ſogenannten Gebildeten roh iſt und eine Freiheit, die man den Geſitteten geſtattet, von dieſer Mehrheit mißbraucht wird.

Aber ſo ſind die Menſchen! Greift man einen eingefleiſchten Unfug an, der Einigen Bequemlichkeit, Unzähligen Laſt und Aerger bringt, ſo ſchreit es an allen Enden und Ecken auf: „Was? wie? Ich ſoll das nicht mehr genießen dürfen? Mir ſoll das nicht mehr geſtattet ſein?“ Mir! Ich! Und der Ich vergißt, daß es auch andere Ich gibt, die erträglich leben und reiſen wollen, daß er mit andern zuſammenlebt, zuſammenreist, kurz, daß er Mitmenſchen hat, daß es ſich um Soziales handelt. Setzen wir nun gar hinzu: alles Soziale fällt auch unter den Standpunkt der Moral, weil bei allem Sozialen Einſchränkung des Egoismus zur Pflicht wird: wie werden dieſe Geſichter grinſen, höhnen: „neue Moral! Eiſenbahnmoralprediger! Polſter-Kapuziner!“ Kein Kurzkopf iſt ſo von der Natur vernachläſſigt, um nicht witzig zu werden, wenn er höheren Zuſammenhang ſehen ſoll, wo ſeine ſpannenlangen Gedanken ihn nicht ſuchten, kein Bildungsnaturburſch,

kein Lümmel mit Konverſations-Lexikon-Kultur ſo unkundig der gemeinen Ironie, daß er nicht ſeine wulſtigen Lippen verzöge und blöckte: „Der φ hat ſich einmal wieder verhauen: ſchießt mit Kanonen auf Mäuſe! Schade, daß der ſonſt in geiſtigen Regionen ſich bewegende Mann ſich mit dieſen Dingen befaßt, ſo ungeſchickt fehlſchießt; er kommt herunter! Ein Todter, ja, das iſt etwas Anderes, an dem iſt's löblich, wenn er nach recht vielen Seiten ausſchaut und nihil humani a se alienum putat!“ — Der edle Sohn der „Jetztzeit“, Thurmhutbedeckt, Manſchettenkorrekt, Ulſterumwallt, Apoll mit prozentgewichtigem Weltblick, hört in einer Geſellſchaft den Namen Juſtus Möſer nennen. Er ſchlägt ſeinen Pierer, Brockhaus, Meyer auf und lieſt, der Mann habe ſich mit Literatur und Geſchichte, ebenſo aber heute mit Bauernwirthſchaft, Spinnſtuben, Geſinde-Behandlung, ja Dungſtätten, morgen mit frechen Fratzen-Moden befaßt und gegen Unſitte jeder Art geſchrieben, und er lieſt weiter, daß dieſe Vielſeitigkeit des Intereſſes etwas Gutes und Rechtes geweſen ſei: da glaubt er's nun, weil ein längſt feſtgeſtelltes Urtheil vorliegt, und er ſchwätzt es nach. Sieht aber ein Lebender, ein Mitſohn der herrlichen „Neuzeit“, ähnlich nach mehr als Einer Seite ſich um und drängt ihn die Seele, auf dieſen und jenen faulen Fleck im Leben der Sitte zu tupfen, da quackt es im Froſchteich: oho! und der ganze Chorus quackt nach.

Daß es aus der ſchlammigſten Tiefe noch anders heraufklingt, iſt nur natürlich. Wer die Pflugſchar in die verhärtete Kruſte alten, breiten Unfugs ſetzt, der reißt mit der nächſten Bodenſchichte immer auch weiter unten ſitzen-

des ekelhaftes Gewürm an die Oberfläche. Da erſcheinen dann die anonymen Schandbriefe. Ich habe deren aus verſchiedenen Zeiten eine hübſche Sammlung. So käme denn eine andere, böſere Unſitte noch zur Sprache, aber ſie iſt es nicht werth, dabei zu verweilen, gehört nicht in den Zuſammenhang. Es iſt beſtritten, daß die Gewohnheit, gegen die ich geſchrieben, eine geſetzlich zu verbietende Unſitte ſei; es iſt nicht beſtritten, daß es verächtlich, alſo mit dem Wort Unſitte viel zu ſchwach bezeichnet iſt, anonyme Briefe zu ſchreiben, ſie enthielten denn Gutes und der Urheber verſchwiege ſeinen Namen aus ehrenwerthen Gründen. Es kann zwar ſehr wohl Beides zuſammentreffen und ich bezweifle nicht, daß meine namenloſen Briefſteller zugleich Fußreck-lümmel ſind, aber perſönliche Identität iſt nicht an ſich auch ſächliche und logiſche. Hier genügt, zu ſagen: die Beehrung mit anonymen Briefen iſt mir allemal das ſichere Zeichen, daß die Pflugſchar eingeſchnitten, daß man etwas geſchrieben hat, das wirkt, und daß man Recht hat.

Carl Guſtav Reuſchle,

Philoſophie und Naturwiſſenſchaft.

Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß. Bonn, Emil Strauß 1874.

(Jenaer Literaturzeitung 1874.)

Vorwort.

Den folgenden Journal-Artikel habe ich für den Wiederabdruck auf einigen Punkten erweitert. Was zu Reuſchles Vergleichung zwiſchen Strauß und Leſſing geſagt iſt, ſchien mir ſchärfer und klarer geſtellt werden zu müſſen; die Frage des Atoms, insbeſondere die Auffaſſung desſelben als eines beſeelten, ſchien mir im Verhältniß zu ihrer prinzipiellen Wichtigkeit kürzer als billig weggekommen zu ſein; endlich hielt ich für Pflicht, jetzt mehr über Karl Planck zu ſagen, als zur Zeit der Abfaſſung des Artikels. Kleinerer Zuſätze nicht zu gedenken.

In einer Beziehung hat die urſprüngliche Arbeit hiedurch wohl eben nicht gewonnen; das Verhältniß der Theile iſt aus dem Gleichgewicht geſchoben, ſie trägt nicht mehr ganz den Charakter des Journal-Artikels, weckt durch theilweiſes gründlicheres Eingehen den Anſpruch auf noch viel

gründlicheres, namentlich auf mehr Berücksichtigung der betreffenden Literatur (ich nenne namentlich die der Descendenz-Theorie) und kann doch diesen Anspruch nicht befriedigen, denn da hätte sie müssen eine Abhandlung, ja ein umfangreiches Buch werden. Der einsichtige Leser, der es weiß, welch schwieriges Ding es um solche Ueberarbeitungen ist, wird diese Ungleichmäßigkeit mit Nachsicht beurtheilen und bei näherer Prüfung sich wohl überzeugen, daß ich zureichende Gründe hatte, den ursprünglichen Text nicht lieber ganz umzustoßen und an die Stelle einer Anzeige etwas völlig Neues zu setzen. An Frische, an Raschheit der Bewegung hätte sie auf jeden Fall verloren, was sie an Gleichmaß und relativer Vollständigkeit etwa gewonnen hätte.

Seit dieselbe erschienen, ist der Verfasser der besprochenen Schrift dem Manne nachgestorben, dem er durch sie ein Denkmal seiner Verehrung gesetzt hat. Durch tückischen Zufall, schwere Verwundung bei einem Fußbad, haben wir vor der Zeit eine unserer hervorragend feinen Intelligenzen verloren. Man wird finden, daß das Lager, worin er heimisch war, Mathematik und Naturwissenschaft, in gewissen philosophischen Fragen, so lebendig auch sein philosophisches Interesse war, es ihm in einigen Punkten angethan hat; in den höchsten Angelegenheiten des Geistes stand er hell und fest zu unserer Fahne. Und Karl Planck, auch er zwar nicht mehr in der Mitte der Mannesjahre, aber noch mitten in der Kraft des besten Wirkens, auch er ist tragisch hingegangen. Geisteskrankheit ergriff den Schwergeprüften, so unverdient fast Ignorirten, und es war noch eine Wohlthat, daß ein anderer, gewöhnlicher Krankheitsanfall dem größeren

Leiden mit dem Leben rasch ein Ende machte. — Die Manen des Ersteren werden nicht fordern, daß ich die polemischen Stellen mit ihrem stellenweise humoristischen Anstrich tilge. — An das Ganze dieser Arbeit knüpfen sich nun für mich so unmittelbare Gefühle ernster und starker Art, daß ich um so weniger mich getrieben finden kann, ihr eine nur objektive Form zu geben.

Ein wohlbekannter Name, selbst ein Repräsentant des Bundes zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, erscheint hier am Grabe des Mannes, dessen Verlust Deutschland betrauert, und legt ein wahres Denkmal der Pietät darauf nieder, eine Schrift, die eine Reihe von Ehrenzeugnissen für den Verstorbenen mit dem Prädikat abschließt, er nehme den ersten Platz unter den Philosophen ein, welche ans Werk gegangen sind, die lang getrennten Bahnen der Philosophie und Naturwissenschaft in Eine Linie zu vereinigen: den ersten, weil er das wirklich spekulativste unter den Ergebnissen der neueren Naturforschung, die Descendenztheorie, seiner Weltanschauung einverleibt habe.

Die kleine Schrift ist von einer durchaus wohlthuenden Frische und Lebendigkeit: der Sinn herzlicher Verehrung und der Geist des regsten Interesses der Wissenschaft treffen in ihr zusammen; sie ist warm und macht warm; man sieht, sie ist in Einem Gusse rasch niedergeschrieben, und man nimmt dafür einige Lässigkeiten im Satzbau, einige Härten im Tonfall leicht in den Kauf: wo Feuer ist, da ist doch immer auch Stil.

Der Verfaſſer ſchildert Strauß zuerſt als theologiſchen Kritiker, Stiliſten und künſtleriſchen Biographen, als Philoſophen und führt dabei die Parallele mit Leſſing, die oft gezogen worden iſt, in einer Weiſe durch, daß bedeutende neue Lichter auf die einzelnen Seiten der Vergleichung fallen. Ich verweile bei einigen Punkten.

Reuſchle geht von den Wolfenbüttler Fragmenten, von Reimarus aus und zeigt dann, wie Leſſing, ſein Herausgeber, an Freiheit und Tiefe des Blickes hoch über ihm ſtand. Es iſt bekannt, daß Leſſing (wie Herder) an einigen Stellen nahe daran ſtreift, den Begriff des Mythus zu entdecken und auszuſprechen. Als Strauß ſein Leben Jeſu ſchrieb, war dieſer Begriff gefunden. Wir verdanken dieſen Schlüſſel zum Verſtändniß aller Religionen den aufeinanderfolgenden und zuſammenwirkenden Arbeiten eines Heyne, Gabler, Schelling, Creutzer, Baur. Ich geſtehe, nicht zu wiſſen, wer das Wort: Mythus iſt unbewußte Umdichtung einer geahnten Wahrheit in Perſonen und Handlungen, zum erſtenmal ausgeſprochen hat; von Schritt zu Schritt klarer ausgebildet und theilweiſe auf die Erzählungen nicht nur des alten, ſondern auch des neuen Teſtaments angewandt hat Strauß dieſen löſenden Begriff ſchon vorgefunden. Er war aber der Erſte, der es wagte, ihn auf alle Berichte und Auffaſſungen des neuen Teſtaments anzuwenden, welche dem Naturgeſetz, dem geſchichtlichen Kauſalzuſammenhang widerſprechen, namentlich auf die ſtärkſte aller Wunder-Erzählungen, die man am meiſten ſich geſcheut hatte anzutaſten, die von der Auferſtehung Chriſti. Iſt nun, wer dies geleiſtet hat, ein Entdecker zu nennen? So ſcheint mir die Frage geſtellt

werden zu müſſen. Verdient Strauß das große Prädikat, ſo ſteht dies ſein Verdienſt ſo hoch über allen ſeinen übrigen Verdienſten, daß zwiſchen den letzteren, ſo bedeutend ſie auch ſind, und jenem eine Gleichung nicht zu ziehen iſt. Strauß iſt Kritiker, künſtleriſch zeichnender Biograph, gewandter Stiliſt und Polemiker, man kann ihn einen Philoſophen nennen, wenn man darunter nicht den Begründer eines neuen Prinzips und Syſtems verſteht, aber wenn in jenem Punkte ſein kritiſches und philoſophiſches Talent ſo zuſammengetroffen ſind, daß er Entdecker genannt werden kann, ſo iſt und bleibt dieß ſein eigentlicher Ehrenname und ich finde nicht, daß in der Literatur, die ſich nun ſchon ziemlich reich über ihn geſammelt hat, dies Eine und Weſentliche mit der nöthigen Schärfe herausgeſtellt wäre. Und ich glaube, die Frage iſt zu bejahen: er iſt ein Entdecker. Alle die Männer, denen wir dieſen ſtolzen Namen beilegen, hatten ihre Vorläufer, denen nur noch ein Schritt fehlte, um das Geheimniß, dem ſie auf die Spur gekommen, ganz zu enthüllen und für die Welt ganz nutzbar zu machen. Dieſe vergißt man; wer den Schritt vollzog, dem bleibt der Ruhm. Die Größe des Ruhms hängt ab von der Größe der Wohlthat, welche der Menſchheit durch die Entdeckung gebracht wird. Ich frage nun, ob es nicht eine Wohlthat von unendlichem Werth iſt, daß wir aus folgenden Alternativen erlöst ſind: entweder die Schriften des neuen Teſtaments wollen Wunder berichten oder nicht; im erſteren Fall ſind die Verfaſſer entweder Betrüger oder ſie berichten Wahrheit und dann iſt Naturgeſetz und Vernunft umgeſtoßen; im zweiten Fall müſſen wir uns abquälen, mit den Rationaliſten den greiflich klaren

Wortſinn geſchmacklos durch ſogenannte natürliche Erklärungen zu verdrehen, zu mißhandeln. Die Konſequenz in der Anwendung des Mythusbegriffs iſt das große Expediens, das uns aus der Pein dieſer Wahl befreit hat. Die jetzigen Generationen wiſſen kaum mehr, was ſie darin für eine Wohlthat beſitzen und wem ſie dieſelbe verdanken. So geht es aber mit allen großen Entdeckungen; wir fahren auf der Eiſenbahn, auf dem Dampfſchiff, wir benützen den Telegraphen, ohne der Namen Watt, der Namen Gauß, Weber, Morſe zu gedenken; wir laſſen Bücher drucken und es geht gut, wenn wir einmal des Jahres uns Guttenbergs erinnern, wir erbeben nicht mehr bei einem Gewitter und fragen nicht nach den Phyſikern, die es zuerſt als Natur-Erſcheinung erklärt haben, wir wiſſen, daß ſich die Erde um die Sonne dreht, und nur, wer ſoliden Schul-Unterricht genoſſen, nennt ſich die Namen Copernikus, Galilei und Keppler. Das ungemeine Expediens ſchließt aber ein zweites von noch unabſehlicherer Wirkung in ſich: einen weiten, großen Schritt zur Läuterung der Religion von dem, was nicht Religion iſt, zur Erfüllung deſſen alſo, was Leſſing wollte und auf dieſem Punkte noch nicht ganz leiſten konnte. Zur falſchen Art des Glaubens gehört es unbezweifelt: glauben, daß ein Buch etwas ſchlechthin Anderes ſei, als alle Bücher, und es daher von einer Prüfung ausſchließen, der wir alle andern unterwerfen. Man ſteht noch in einem ungeheuern Widerſpruch, wenn man gewagt hat, an den Hauptbeſtandtheilen des falſchen Zuſatzes im Weſen der Religion, des Mythiſchen nämlich, zu rütteln, deren ſtärkſter Träger die Urkunde iſt, und wenn man gleichzeitig

dieſer Urkunde entweder noch eine unvergleichbare Autorität beilegt oder wenigſtens noch nicht weiß, wie man von dieſer Autorität ſich befreien ſoll, ohne die rein menſchliche Achtung zu verletzen, welche die Urkunde doch verdient. In dieſer Klemme befand ſich noch Leſſing — nicht ganz, doch halb und halb —; wir verdanken es Strauß, daß wir Beides vereinigen können. Die freie Anwendung des Mythusbegriffs involvirte zugleich den freien Fortſchritt der kritiſch-hiſtoriſchen Studien über die Entſtehung der Schriften, die vor Strauß im Gange waren; nach dieſer Seite wurde Strauß durch Baur ergänzt, deſſen Forſchungen er in die ſpäteren Ausgaben ſeines Lebens Jeſu aufnahm.*) — Nehmen wir die Vergleichung mit den großen Entdeckern im aſtronomiſchen und techniſchen Gebiete noch einmal auf, ſo iſt zu ſagen: dieſe übertreffen Strauß an Breite der Wirkung, er ſie durch die Höhe des Gebiets, dem ſeine Entdeckung angehört. Jene Entdeckungen ſind für Alle, dieſe kann nie für Alle ſein, wiewohl die Minderheit, die dem Entdecker den reinen Dank zollt, der allen Wohlthätern der Menſchheit gebührt, noch zu ungeahnter Größe wachſen wird. Die Mehrheit bedarf in alle Zukunft des Mythus, aber daß er auf einen möglichſt kleinen Reſt reduzirt werde, müſſen wir ihr gönnen und wünſchen. Reuſchle vergleicht Strauß und Leſſing auch nach ihrem Verhalten gegen die „Halben“. Denkt man ſich aber Leſſing bis dahin vorgeſchritten, wo Strauß ſtand, ſo wäre er ohne Zweifel darin doch milder geweſen. Die Mehrheit bedarf die Halben, um in jener Reduktion gefördert, um ſo weit in der Läuterung

*) Das Verhältniß von Baur und Strauß iſt mit beſonderer Feinheit und Klarheit beſprochen von Wilh. Lang. (Im Neuen Reich 1874. I.)

der Religion vorwärts gebracht zu werden, als ſie überhaupt kann. Die Straffheit vergibt ſich nichts mit einem theilnehmenden Seitenblick auf dies langſame und gelinde Werk des praktiſchen Lebens.

Bei dieſem Punkte iſt etwas zu verweilen. Leſſing iſt allerdings ſo mild nicht, als man ihn gewöhnlich nimmt, wenn man, im Hinblick auf ſeinen Nathan, kurzweg die Loſung Toleranz an ſeinen Namen knüpft. In der Sache ſelbſt war er ſo ſchneidig wie man es nur ſein kann und wie es alle ſcharf denkenden Geiſter ſind, die zwiſchen Wahrheit und Wahn die ſtraffe Linie ziehen. Dieſe Linie iſt bei Leſſing der „breite Graben“, welcher das Weſen der Religion von allen den Zuthaten trennt, die ruhig der Kritik überlaſſen werden können, weil ſie nicht zum Weſen gehören. Solche Geiſter haſſen den Wahn, müſſen ihn haſſen, weil ſie das Licht lieben. Ja die wahre Toleranz ſetzt dieſe Schärfe mit ihrem Haß voraus. Man ſehe die Sache genauer an. Um die Befangenheit in dieſer oder jener Form des Wahns, d. h. in dieſem oder jenem Umkreis mythiſcher Religionsvorſtellungen, ſchonend mild zu beurtheilen und zu behandeln, darf ich nicht ſelbſt in einem ſolchen Umkreis befangen ſein; dieſe Befangenheit wird nothwendig zur Leidenſchaft gegen Andersdenkende, denn ſie kann nicht anders, als die entgegenſtehende Religionsform für ſchädlich, höchſt ſchädlich halten; iſt es ja doch das Heil der Seele, um was es ſich handelt. Frei von dieſer Befangenheit und ihrer Leidenſchaft kann nur ſein, wer über allen dieſen Formen in der reinen, der mythusloſen Religion ſteht; ihm ſind diejenigen, die im Mythus ſtehen, Einer wie der Andere, Kinder, welche

Mitleid, ſchonende Behandlung anſprechen. Er haßt den Wahn, aber nicht den unſchuldigen, unmündigen Theil ſeiner Träger, nicht das Volk, das es nicht beſſer wiſſen kann. Gilt der Haß Menſchen, ſo können das nur die Hüter des Wahns ſein, die es beſſer wiſſen könnten, aber nicht wiſſen wollen, die ſich ſchuldhaft im Wahn verhärten und die Unmündigen darin erhalten oder aus Intereſſe dies thun, ohne auch nur den Wahn ernſtlich zu theilen. Man muß Leſſings „Antigöze“ leſen, um zu erkennen, daß der Mann nicht ohne Weiteres ſo ein Mann der Milde war, ſondern im Prinzip ein Mann der Schneide und in der Stellung zum Pfaffenthum ein Mann des gründlichen Haßes. Dagegen aber alſo Mann des rein menſchlichen Mitleids gegen die unſchuldig blind Befangenen; predigt er nun dieſen Toleranz und bleibt doch unſere Behauptung wahr, daß dieſe gegen die ebenſo blind Befangenen duldſam nicht ſein können, weil jeder des Andern Wahn für ſehr ſchädlich halten muß, ſo heißt dies nichts Anderes als: er ſucht ſie auf den Standpunkt ſeiner Unbefangenheit, ſeiner reinen Religion zu erheben. Nathan glaubt an die Wunder ſeiner Religion nicht, er ſucht dieſe Klarheit auf Daja überzutragen und Nathan kann den Fanatismus im Patriarchen nur gründlich haſſen.

Nun fragt es ſich, wie dieſe ſchneidige Geſinnung ſich gegen die „Halben“ verhalten werde. Zu Leſſings Zeit gab es ſolche, gab es das, was wir jetzt freiſinnige Theologen nennen, noch nicht, d. h. Leute, die den Mythus bis zu irgend einem Punkte fallen laſſen, bei dieſem Punkt aber Halt machen, als ſtünde ein Polizeidiener dahinter und

riefe: bis hieher und nicht weiter! Strauß haßte dieſe gerade erſt recht, und es iſt an ſich begreiflich, denn man kann denjenigen, der den Muth der Wahrheit hat, aber nur halb, mehr haſſen, als den, der ihn überhaupt nicht hat. Aber zwei Momente ſprechen gegen dieſen Haß auf die Halben, ein allgemeines und ein ſpezielles. Das allgemeine iſt bereits genannt: als Kirchendiener müſſen uns die Halben willkommen ſein, weil ſie thätig ſind, jene Reduktion zu fördern; iſt der ſtraffe Denker gegen die Unmündigen tolerant, ſo muß er auch tolerant ſein gegen die, welche dieſen doch um ein Stück Wegs vorwärts zur Mündigkeit führen. Die ganz Klaren können nicht Kirchendiener ſein, das Volk bliebe in den Händen der ganz Finſteren, wenn die halb Klaren nicht wären und ſeiner ſich annähmen. Man vergleiche hiezu, was ich über die angefeindete Halbheit, namentlich auch über die wohlthätige Halbheit der Reformation anderwärts geſagt habe (Krit. Gänge N. F. H. 6 S. 223—226). — Das ſpezielle Moment tritt hervor in beſonderen Lagen der Parteien und ihrer Machtſtellung; man kann es das politiſche nennen. Strauß' Schrift „die Ganzen und die Halben" war vorzüglich gegen Schenkel gerichtet, deſſen Uebergang ins freiſinnige Lager ein großer Gewinn für die Partei in Baden war und ſie ans Ruder brachte. Strauß nahm keine Rückſicht auf dieſe Lage; radikale Geiſter richten gern ihr Auge unerbittlich nur auf das Anſich der Sache, arbeiten für eine unbekannte Zukunft und ſehen über die Stunde und ihr Intereſſe weg. Leſſing nun wäre in derſelben Lage ohne Zweifel billiger geweſen, aber ſtehen bleibt, daß er im Prinzipiellen ſchneidig, durchſchneidend

war wie alle die ſcharfen, klaren Geiſter, die dem Ding auf die Wurzel gehen.

Die ungemeine Verwandtſchaft zwiſchen beiden Männern in der beredten polemiſchen Schlagfertigkeit führt den Verfaſſer weiter zu einer Vergleichung nach der Seite des künſtleriſchen Talents. Um in der Kunſt, die Strauß als Biograph gezeigt hat, ein relatives Aequivalent für Leſſings Bedeutung als Dichter zu finden, holt er mit einer allgemeineren Bemerkung aus, und zwar zunächſt mit einer Digreſſion über die Eintheilung der Künſte. Dies veranlaßt auch mich zu einer kleinen Digreſſion. R. hält die alte Eintheilung der Künſte in bildende und lautende aufrecht, weil die Poeſie wie die Muſik ſich doch im Medium des Tons und der Zeit bewege. Allein die Dichtkunſt legt ja das Schöne nicht ſo in den Ton wie die Muſik, der zur Sprache artikulirte Ton dient ihr als Vehikel für die Schönheit der Vorſtellung, mit dieſer aber iſt der Phantaſie die gegenſtändliche Welt aufgethan, während die Muſik keine Gegenſtände, nur Gefühle ausdrücken kann; indem der Dichter uns Geſtalten vorführt, öffnet er dem innern Auge den Raum wieder, der das Medium iſt, worin die bildende Kunſt darſtellt. Dies iſt doch ein Unterſchied von ſo entſchiedener Stärke, daß er durchgreift und nicht erlaubt, den Eintheilungsgrund aus dem Medium des Lautes und der Zeit darum zu nehmen, weil die Poeſie zunächſt darin mit der Muſik zuſammentrifft. Dies alſo nebenher! — Wenn R. dann fordert, daß die Kunſt der Geſchichtſchreibung und die Kunſt der dichteriſchen Naturbeſchreibung neben der Rhetorik als Auslauf der Poeſie in das Gebiet der Proſa,

des Praktiſchen, Zweckmäßigen, in die Aeſthetik hereingezogen werde, ſo hat er Recht. Uebrigens hätte er bei ſeiner Einräumung, daß die hiſtoriſche Kunſt, die Strauß als Biograph entwickelt hat, allerdings nicht als ausreichendes Aequivalent für Leſſings große Leiſtungen als Dichter gelten kann, wohl etwas mehr verweilen dürfen. Als Entdecker iſt Strauß der Größere, Leſſing aber ſtellt ſich durch ſeinen Nathan auf einen gleich hohen, wenn nicht noch weit höheren gegenüberſtehenden Gipfel. Er nimmt ſich aktiv der Unmündigen an, die Strauß wohl auch bedacht hat, wie z. B. in ſeiner Schrift: Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum, aber nicht ſo warm, nicht als Dichter, Leſſing faßt ſie mit ſanfter, unmerklich ſtarker Hand im Elemente des Sinnlichen an der Bruſt; er ſtellt ſich auf die Bühne als „ſeine Kanzel", wendet ſich an den Nerv des Auges und Ohres und bezwingt durch die Macht des Symbols ungezählte Tauſende, welche der nackten Wahrheit unzugänglich blieben. Es kann hier die Unterſuchung nicht aufgenommen werden, wie es Leſſing bei einem doch nur mittleren Grade des poetiſchen Talents zu einer Leiſtung gebracht hat, die der Leiſtung des ganzen Genie's nahe kommt. Gewiß iſt nur, daß zu jener Concentration ſeiner anſchauenden und erfindenden Kräfte, woraus der Nathan entſtand, weſentlich ein ſittliches Element, die Liebe zur Menſchheit, alſo eben ſelbſt die Religion mitgewirkt hat. Es iſt eine Summation ſeines beſchränkten Maßes von Phantaſiebegabung (wie ſeines fein komponirenden Verſtandes) mit einer Kraft des Herzens, die einzig in ihrer Art bleibt. Strauß hatte jedoch Herz genug, dieſe unvergleichlich ſchöne Verbindung von Kräften gründlich zu verehren und zu

bewundern, wie ſein gedruckter Vortrag über den Nathan bezeugt. — Zu nennen wäre aber noch ſein „Poetiſches Gedenkbuch“, allerdings erſt zwei Jahre nach Reuſchles Broſchüre erſchienen; es zeigt kein volles, aber doch ohne Frage ein volleres Talent im Lyriſchen, als Leſſing es hatte, ſo daß hier noch eine Kompenſation weiter eintritt gegenüber Leſſings großer dramatiſcher Schöpfung. — Auf einen Zug der Verwandtſchaft beider Naturen, der auch in der Proſa ſich zeigt, möchte ich hier noch aufmerkſam machen: beide lieben das Gleichniß, keiner die Metapher; die eingeſtandene Vergleichung mit einem Wie entſpricht beiden mehr, als der kühne Schein der Vertauſchung; höchſt zutreffend und überzeugend iſt bei beiden die Wahl der Bilder; beide ſpinnen das Bild gern aus und beide mitunter zu weit und beide deßwegen, weil das Bild einem verſtändigen Belehrungszwecke dienen muß.

R. vergleicht am Schluſſe dieſer Vorbetrachtung beide noch ſpeziell als Philoſophen. Keiner von beiden war als Philoſoph Erfinder; beide waren nicht ohne Tiefſinn, doch mehr ſcharfſinnige, unterſcheidende, als tiefſinnige Geiſter, in beiden war die Ahnung, die Vorahnung großer Gedankenreihen, die im Geiſte des ſchöpferiſchen Philoſophen dem Begriff und Beweis vorangehen muß, nicht ſo mächtig, daß ſie ihnen die Präziſion und Konziſion erſchwert hätte. Beide hatten ihre Stärke da, wo an der Hand philoſophiſcher Bildung die Kritik an große Aufgaben geht; dies Zuſammentreffen der beiden Funktionen: Philoſophie und Kritik zu vereinigter Wirkung hat aber bei Strauß in dem ungleich bedeutenderen Akte ſeiner großen Entdeckung darum gemündet,

weil er doch weit mehr Philoſoph war, als Leſſing. Daß wir nicht recht wiſſen, wie Leſſing als Philoſoph dachte, daran war freilich auch ſeine Zurückhaltung ſchuldig; allein er hätte weniger hinter dem Berge zu halten vermocht und wir hätten deutlicher erfahren, wie weit er ſich eigentlich Spinoza näherte, wenn der Drang in ihm ſtärker geweſen wäre. Ich glaube nicht, daß Leſſing, hätte er auch in unſerer Zeit gelebt, eine Dogmatik zu ſchreiben fähig geweſen wäre, wie Strauß ſie geſchrieben hat; und dadurch hebt ſich wieder der Gipfel, auf welchem er ſteht, gegenüber jenem, den Leſſing mit ſeinem Nathan erſtiegen hat.

Nun aber iſt der Zweck dieſer Schrift, den Geiſtesbruder Leſſings als Philoſophen noch auf eine ganz andere Höhe zu ſtellen. Dies iſt bereits angegeben: eine Bedeutung einziger Art in der Philoſophie ſoll ihm zuerkannt werden als dem Erſten, der die ungemeinen Fortſchritte der neueren Naturwiſſenſchaft in ſie aufgenommen hat. R. beginnt nun dieſen Haupttheil ſeiner Schrift mit allgemeinen Bemerkungen über das Verhältniß zwiſchen beiden Gebieten; er zeigt auf, wie die Oppoſition der Naturforſcher gegen die Philoſophie, eine Nachwirkung der natürlichen Reaktion gegen die Konſtruktionen der Naturphiloſophie, im Schwinden begriffen, ja ein philoſophiſcher Zug in die Naturwiſſenſchaft ſelbſt eingetreten ſei, er nennt die Männer, denen ſie dieſe Vertiefung dankt, unter den Deutſchen einen Helmholtz, Dubois-Reymond, Liebig u. a., unter den Außerdeutſchen namentlich Darwin; man erinnert ſich hiebei einer Reihe trefflicher Artikel von der Hand des Verfaſſers ſelbſt; er durfte nicht nur an jene frühen in den Jahrbüchern der

Gegenwart: „Die Physik und die Naturphilosophie," sondern auch an mehrere spätere in der deutschen Vierteljahrsschrift, namentlich: „Kant und die Naturwissenschaft" erinnern. Hierauf gibt er in raschen, kurzen und doch ganz klaren Zügen einen höchst belehrenden Ueberblick über die Hauptergebnisse der neueren Forschung in Physik, Astronomie und Naturgeschichte (Biologie).

Betrachtet man mit dem Interesse des Philosophen die großen Resultate der neueren Physik, wie sie hier ein Freund der Philosophie im Lager der Naturforscher an uns vorüberführt und beleuchtet, so muß man sich mit Staunen sagen, wie die Empiriker, schlechthin ohne philosophiren zu wollen, ganz auf ihrem reinen Erfahrungswege eine philosophische Entdeckung um die andere gemacht haben. Es ist, als hätte der Geist Heraklit's, seine Losung: alles Leben ist ein unendlicher Fluß, oder als hätte der Geist Hegels sie geführt: der Geist Hegels, d. h. was in Hegels Denken ewig wahr bleibt, wenn auch längst seine logische Weltkonstruktion abgethan ist. Und was bleibt denn wahr? Das bleibt wahr, daß er keine festen Klötze im Bewußtsein duldet, d. h. keine Vorstellung von einer Vielheit von Substanzen, die als undurchdringliche Monaden bei aller Wechselwirkung doch fremd gegen einander wären, daß er lehrt: die Welt ist in ihrem Wesen lebendiger Prozeß und nichts Anderes. Der Verfasser zeigt, wie die Physik eine Vorstellung um die andere von besonderen Stoffen, materiellen Prinzipien und von besonderen „Kräften" los geworden ist und, wo sie sonst solche annehmen zu müssen glaubte, nur verschiedene eigenthümliche Bewegungen eines und desselben Wesens

entdeckt hat. Es ist eine Reihe von Zurückführungen und durch sie die Herstellung eines inneren Zusammenhangs, wo keiner zu sein schien. Er hofft, es werde auf diesem Wege der Reduktion auch die Chemie mit ihren jetzt noch geltenden sechzig bis siebzig „Elementen“ noch Fortschritt auf Fortschritt machen und, wo sie solche Urstoffe sah, nur verschiedene Zustände eines und desselben Stoffs durch verschiedene Gruppirung der Moleküle entdecken. Also Modi, wo sonst Substanzen, („Hypostasirungen“ nennt es Reuschle mit philosophischem Namen), und also — vielleicht zuletzt — nur Eine Substanz? Wir wären auf gut Spinozischem Wege. Doch ich verfolge ihn noch nicht und nenne zunächst nur an des Verfassers Hand die Reihe der Zurückführungen in der Physik: der Galvanismus erschien zuerst als eine neue Naturkraft und wurde dann unter der Elektrizität begriffen, der Magnetismus auf die Elektrizität, diese auf jenen reduzirt, der Magnetismus zugleich als eine allgemeine Naturkraft erkannt, welche sich wie die Elektrizität auf alle Stoffe erstreckt. Es folgen die großen Entdeckungen vom Licht; Leibniz nahm noch einen besondern Lichtstoff an, das Licht ist jetzt als bloße Bewegung, Schwingung begriffen, auf deren Geschwindigkeitsunterschieden die Unterschiede der Farben beruhen; supponirt wird dabei der unwägbar feine, elastische Aetherstoff, was wir noch für spätere Fragen zurückstellen; J. R. Mayer macht die große Entdeckung, daß die Wärme eine Wirkung der Bewegung ist, und hiermit ist diese mit dem Licht auf Eine Ursache zurückgeführt. Aus dieser Entdeckung ergibt sich die unendlich bedeutende Erkenntniß von der Erhaltung der Kräfte: die Welt ist ein perpetuum mobile, in welchem sich Bewegung

beſtändig in Wärme, Wärme in Bewegung umſetzt; die Bewegung iſt allgemein, die Moleküle jedes Körpers ſind in beſtändiger Bewegung, daher iſt auch die Wärme allgemein, es gibt keinen abſolut kalten Körper; aber auch ein Verhältniß der Farbe zur Wärme wird erforſcht, — natürlich, da Farbe und ſtrahlende Wärme beide auf Schwingungen beruhen: der Raum, in welchen das Farbenbild des Spektrums fällt, wird erwärmt und dieſe Erwärmung nimmt zu bei den lichtvollen Farben (Gelb, Roth) und nimmt ab bei den lichtarmen (Blau, Violett): wie höchſt merkwürdig für die Aeſthetik! Wir meinten nur ſymboliſch zu ſprechen, wenn wir jene Farben warm, dieſe kalt nannten, und ſiehe, es war keine bloße Vergleichung! Entdeckt wird ferner, daß im Licht auch chemiſch wirkende „aktiniſche“ Strahlen enthalten, oder vielmehr, daß ſolche mit den größeren Schwingungs-Geſchwindigkeiten verbunden ſind, alſo mit den kälteren Farben zunehmen. Weiter: es wird eine innere Verwandtſchaft der Körper mit dem Licht entdeckt: es beſteht eine Sympathie und Antipathie zwiſchen ihren inneren oscillatoriſchen Molekularbewegungen und zwiſchen den Schwingungen, die als Licht (Farbe) und Wärme wirken; jeder Körper abſorbirt vorzugsweiſe diejenigen Strahlen, welche er ſelbſt, wenn er der Herd der Strahlung iſt, ausſendet; die Uebereinſtimmung beruht auf der ſpezifiſchen Molekularſtruktur der Körper. Die Analogie bei dem Schall bildet die wohlbekannten Erſcheinungen von der Sympathie der Töne. Ein beſondrer Fall des großen Prinzips iſt auch der zuerſt von Kirchhoff aufgeſtellte Satz, auf welchem die Spektralanalyſe beruht, daß ein Gas (oder Dampf) genau

diejenigen Strahlen abſorbirt, die er ſelbſt ausſenden kann. Haben ſolche Prinzipien nicht ein wahrhaft philoſophiſches Gepräge? — Noch nicht genug Einheiten: auch die Elektrizität wird auf die Wärme, hiermit auf das Licht zurückgeführt, denn ſie erzeugt Wärme und Wärme erzeugt Elektrizität, und endlich entdeckt man, daß beide in verſchiedener Wechſelwirkung mit dem chemiſchen Prozeß ſtehen.

Der Verfaſſer zeigt dann im zweiten Abſchnitt auf, wie derſelbe philoſophiſche Zug der Vereinfachung in die Aſtronomie eingedrungen iſt, ſchon ſeit Newton freilich, durch den wir wiſſen, daß die Gravitation nicht nur auf unſerem Planeten, ſondern im Univerſum waltet. Neu aber und ein ungeheurer Schritt iſt die chemiſche Unterſuchung der Weltkörper durch die Spektral-Analyſe; durch ſie iſt die Natur der Kometen entdeckt, iſt erkannt worden, daß die Sonne ein weißglühender feſter oder flüſſiger Körper ſein muß, umgeben von einer mit Dämpfen aller Art geſättigten Atmoſphäre, daß ſie die meiſten der chemiſchen Elemente enthalten muß wie die Körper unſeres Erdballs. Der Solaranalyſe folgte die Stellaranalyſe und das allgemeine Ergebniß dieſer kosmiſchen Chemie iſt, daß im Weltall wie Einheit der Kraft, ſo auch Einheit des Stoffes herrſcht. In der Frage möglicher Zerſtörung von Sonnenſyſtemen durch Zuſammenſturz der Planeten mit ihrer Sonne wollen wir dem Verfaſſer nicht weiter folgen; das Weltall iſt nach ſeiner Ueberzeugung vor Stillſtand geſichert, auch wenn dieſes Ereigniß eintreten ſollte; zu der Vorſtellung eines allgemeinen Endes der Welt konnte die Phyſik und Aſtronomie nur in ihrer völligen Abſonderung von der Philoſophie

gelangen; der Verfaſſer erfreut ſich ja eben jedes neuen Schrittes zur Verſöhnung beider Gebiete und kann ſchon darum von Scheinſchlüſſen, die zu einer Annahme führen, welche jedem Begriffe von Raum, Zeit, Endlichkeit und Unendlichkeit Hohn ſpricht, ſich unmöglich blenden laſſen.

Der dritte Abſchnitt: „die Philoſophie in der Naturgeſchichte“ handelt nun vom Darwinismus. Dieſe Theorie iſt es, mit welcher nach der Ueberzeugung des Verfaſſers der philoſophiſche Geiſt auch in die Biologie eingedrungen iſt. Den Uebergang von der Aſtronomie bildet der Satz: die Aſtronomie hat entdeckt, daß in den kosmiſchen Verhältniſſen der Erde wie in der anorganiſchen Natur auf ihr nichts unveränderlich iſt; durch die Descendenz- oder eigentlich Transmutationstheorie iſt dieſe Wahrheit auch in die Biologie einführt: die Arten oder Typen der organiſchen Welt, ſo konſtant ſie relativ ſein mögen, ſind nicht unveränderlich. Da nun ihre Entſtehung und Veränderung aber auf beſtimmte Urſachen: Zuchtwahl, Anpaſſung, Kampf um das Daſein und Vererbung zurückgeführt wird, ſo iſt hiermit nun auch das Reich des organiſchen Lebens unter das Geſetz der Kauſalität geſtellt; die Annahme von Schöpfungs-Akten oder von Entwicklungs-Rucken von innen heraus zerreißt die Kette ihrer Kontinuität, der Darwinimus erhält ſie. Dieſe Einbegreifung in die Allgemeinheit (des Kauſalgeſetzes) iſt zugleich Rettung der Einheit: alle Formen ſind aus Einer Urform, der Zelle geworden. Ganz läge die Einheit der Natur uns vor Augen, wenn ſich beweiſen ließe, daß auch dieſe Urform des Organiſchen aus dem Unorganiſchen hervorgehe oder einſt hervorgegangen ſei; dieſer Her-

vorgang, die Urzeugung ist ein Postulat, auf die Idee der Einheit der Natur und die Kontinuität der Ursächlichkeit zu wohl begründet, um dem bisherigen Mangel an Beweisen geopfert werden zu dürfen.

Am Schlusse dieses Ueberblicks nimmt der Verfasser Stellung gegen den Begriff der Zweckmäßigkeit in der Natur, gegen die Teleologie; er entscheidet sich für den Satz des reinen Kausalismus: was nur durch Ursache und Wirkung entstanden sei, erscheine dem Menschen, nachdem dieser als Gattung sich ausgebildet, hintennach als zweckmäßig und komme ihm gerade so vor, wie wenn in der Natur die Vorstellung eines Zwecks vorangegangen wäre.

Hierauf geht er mit der Ueberschrift: „Die Naturwissenschaft in der Philosophie“ wieder zu Strauß über und vindicirt ihm also, wie schon gesagt, die Bedeutung, der Erste gewesen zu sein, welcher die Resultate der Naturwissenschaft in die Philosophie aufgenommen habe, indem er das speculativste derselben, die Lehre von der stufenförmigen, faktischen, rein kausalen „Entwicklung“ der organischen Arten bis zum Menschen in seiner ganzen Tragweite erfaßte und seiner Weltanschauung einverleibte. Er erklärt sich mit Strauß gegen Ed. v. Hartmann; das „Unbewußte“ sei nur dasselbe, was in der alten Ansicht der persönliche Gott, ein Zwecke setzendes Wesen, das der „natürlichen Entwicklung“ substituirt werde. Der Verfasser möchte nun die Philosophie, die sich auf jenen Grundlagen aufbaut, die Philosophie des Universums nennen. Die Philosophie unterscheide sich, sagt er, immer wesentlich dadurch von der Naturwissenschaft, daß sie auf ein Absolutes zurück- oder hinausgehen müsse, und dies

könne für die neue Philoſophie nur das Univerſum, das Weltall als ſolches ſein, gedacht als ſchlechthin unendlich nach Raum und Zeit, nach Kraft und Stoff, ohne Anfang und Ende, bei allem Wechſel ſich ſelbſt gleich. Er verfolgt dann noch in raſchen Schritten die Entwicklung, durch welche Strauß an dieſem Ziel anlangte; er begleitet ihn durch die Zeit der Romantik und des Myſticismus zunächſt bis zu ſeiner Hegelſchen Periode, erkennt in Hegels Syſtem den Monismus als ſeine Wahrheit, wirft ihm aber vor, daß es ſich im Kreiſe drehe, weil der Geiſt zugleich Ausgangspunkt und Zielpunkt, Alpha und Omega, Wurzel und Frucht ſein ſolle. Daß der Geiſt überhaupt Reſultat der Natur ſei, könne die neue Philoſophie herübernehmen, daß aber der Geiſt zugleich Urſache, Grundlage ſein ſolle, ſei ein Hyſteron-Proteron, das ſie abſtreifen müſſe. Er nennt dies idealiſtiſchen Monismus, dagegen die „Philoſophie des Univerſums“ realiſtiſchen Monismus. Schließlich bezweifelt der Verfaſſer nicht, daß die Abſtammungstheorie ein ausreichendes Fundament für den Aufbau der Ethik ſei. Er nennt ſie im guten Sinn ariſtokratiſch: ſie zeigt, wie der Menſch ſeine Würde ſelbſt errungen hat und wie daraus von ſelbſt folgt, daß er ſie zu bewahren und weiterzubilden hat. Ebenſo wohlbegründet ſei auf dieſe Grundlage die Religion; das Abhängigkeitsgefühl, worin ihr Weſen beſtehe, bleibe in ſeiner vollen Reinheit, da der egoiſtiſche Wunſch wegfalle, durch übernatürliche Mittel ſich mit demſelben abzufinden. „Die Erfahrung, daß es im Univerſum geſetzmäſſig hergeht, führt zu der Ueberzeugung, daß es“ (dieſem Ausdruck ſind wir ſchon einmal begegnet) „ſo iſt, wie

wenn es von vornherein auf den Geist angelegt wäre, und die dadurch in dem Einzelnen angeregte Gesinnung läßt dieser auf seine Umgebung zurückwirken."

Ich habe oben gesagt, Strauß habe seine eigentliche Stärke nicht in der Philosophie, sondern auf dem Punkte gehabt, wo sie mit der theologischen Kritik zusammenfällt. Und den Beweis davon sehe ich darin, daß er die Weltansicht, die sich auf ihren neueren Erforschungen die Naturwissenschaft aufgebaut, in die Philosophie herübergenommen hat, wie sie ist, mit Haut und Haaren. Ich sehe darin nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche. Dies ist der Satz, den ich nun zu beweisen habe.

Ich schicke voraus, daß ich nicht von einer Bekämpfung der Darwinischen Theorie ausgehe. Ich bin zwar eigentlich nicht ganz davon überzeugt. Es wird mir z. B. immer noch etwas zu schwer, zu glauben, daß man das Auge vom Sehen, das Ohr vom Hören bekomme. Das ungemeine Gewicht, das auf die Zuchtwahl gelegt wird, will mir auch nicht einleuchten. Bei dem Menschengeschlechte wenigstens, und wenigstens wie es jetzt ist, wird es von der Erfahrung nicht bestätigt. Schopenhauer hat ihr geradezu widersprochen mit seiner Deduktion der Liebe aus einem nach Zuchtzwecken wählenden, durch eine Illusion das gewählte Individuum zum Ideal erhebenden Gattungs-Instinkt. Die Erfahrung besagt, daß die Liebe vielmehr in der großen Mehrheit der Fälle gerade in diesem Sinn wenig zweckmäßig in ihrer Wahl verfährt; warum ein Individuum gerade in dieses und kein anderes sich verliebt, dies ist so unerklärlich, als warum es diese oder jene Lieblingsspeise

hat, die ihm vielleicht sehr unzuträglich ist; was hier den Philosophen am meisten interessiren muß, ist die Erscheinung, daß mit dieser blinden wahllosen Wahl und Illusion die höchsten Seelenkräfte in Blüte treten; doch dies gehört nicht in unsern Zusammenhang. Weit glaubwürdiger als die große Bedeutung, die von Darwin der Zuchtwahl beigelegt wird, erscheint mir diejenige, welche er der Anpassung zuerkennt; hier muß das Hauptgeheimniß, die Hauptquelle der Formveränderungen liegen und hieran knüpft sich das wichtige Moment, dessen Bedeutung Moriz Wagner geltend gemacht hat: die Wanderung, welche Anpassung an veränderte Bedingungen des Wohnorts mit sich bringt, hiemit neue Formen, die durch Vererbung konstant werden, also neue Arten begründen. Diese nun, die Vererbung, ist natürlich das andere Hauptmoment in der ganzen Theorie und auf diesem Punkte liegt ihr Hauptverdienst; wie immer die erste Entstehung neuer Formen zu erklären sein mag, ihre Fixirung zu bleibenden Typen muß auf Vererbung beruhen, aber auch abgesehen davon, außerhalb der Descendenztheorie ist die Hinlenkung des Interesses und Forschens auf diesen Punkt ein nicht genug zu schätzender Gewinn, den die Naturwissenschaft, insbesondere auch die Anthropologie dem berühmten Engländer verdankt. — Wir kommen auf den Darwinismus noch einmal zurück; hier ist nur noch zu sagen, daß es ein Anderes ist, sich skeptisch zu ihm verhalten, ein Anderes, ihn geringschätzen, ja verdammen, der Beleidigung der Menschenwürde anklagen. Wer nicht in der Schöpfungstheorie befangen ist, d. h. das Denken über die Werdung der Natur und ihrer Reiche von sich wegschiebt, der

kann Darwins Gedanken nur groß finden. Es ist keine Schande für den Menschen, von der Pike auf gedient zu haben; war sein Anfang niedrig, so ist sein Aufsteigen um so rühmlicher; hat er seine Menschheit erst erringen müssen, so darf er stolzer darauf sein, als wenn sie ihm vom Himmel zugefallen wäre. Der Erdenkloß der Bibel ist gerade auch nichts Vornehmes und das Geschenk der Seele durch Einblasung von außen kein Besitz der Seele. — Längst war von der Wissenschaft ein Stufenplan, eine Vorbereitung der höheren Organismen in den niedrigeren, kurz eine Einheit erkannt; in einem feinen Geiste steigt der Gedanke auf: wie, wenn diese Verwandtschaft eine genetische, ein wirkliches Hervorgehen des Einen aus dem Andern wäre? Er geht daran und sucht es nachzuweisen. Diese Idee ist nur höchst genial zu nennen, auch wenn sie im Wege ihrer Durchführung nicht Recht behalten sollte. Und stehen bleibt auf alle Fälle der Satz, daß es bei Entstehung der Arten und so wohl auch bei dem Hervorgang des Organischen aus dem Unorganischen nur kausal zugegangen sein kann.

Die bedeutendste der Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie entsteht nun, wenn man, beim Unorganischen angelangt, weiter und weiter, von Reduktion zu Reduktion fortgeht und bei der Frage nach einem Letzten — oder Ersten — anlangt. Die Kausalität ist das allgemeine Bewegungs- und Werdegesetz in der Natur, ein Nexus ohne Lücke, eine unzerreißbare Kette. Nun aber haben wir damit nur ein Wie? noch kein Was? Was ist es denn, das in dieser Kette der allgemeinen kausalen Vermittlung läuft? Was ist das Innerste, worauf die Naturlehre zurück-

kommt? Nennen wir dies Letzte, Erste oder Innerste, vorerst Substrat; gebrauchen wir diesen Ausdruck, obwohl sich zeigen dürfte, daß er einen falschen Begriff enthält.

Die Physik operirt mit der Hypothese von Molekülen und kann sie nicht entbehren, wie bekannt. Der Molekül, selbst schon „transmikroskopisch" klein, ist noch „kolossale Masse" gegen die „excessive Kleinheit der Theilchen", woraus der Aether besteht. Und dieses unendlich Kleine — oder noch hinter ihm, noch unendlich kleiner? — was ist es? Es ist das Atom; so heißt die Antwort.

Reuschle und Strauß haben die Atom-Hypothese der neueren Naturwissenschaft einer ausdrücklichen Kritik nicht unterworfen, gerade auf diesem Punkte aber begegnen sich Philosophie und Naturwissenschaft so, daß die letztere ihr Geschäft an die erstere abzutreten hat. Ja man kann sagen, in der Frage des Atoms liege die Frage des Welträthsels, in ihr scheiden sich die Grundansichten über das Wesen der Welt.

Die große Mehrzahl der Physiker nimmt an, das Atom, das supponirte Letzte, Innerste der Körperwelt, sei Stoff, sei Masse. Dies ist eine Wahndichtung, von mehr als Einem Philosophen als solche aufgezeigt, dialektisch zerrieben, gerichtet, vernichtet; ich erwähne Adolf Steudel (Philosophie im Umriß*) I. Thl. 1. Abtheilung S. 335—372. 478—507). und Ed. von Hartmann (Philosophie des Unbewußten

*) Dieses noch immer nicht nach Verdienst beachtete Werk ist jetzt vollendet. Seine Methode ist vorherrschend ein Fortschreiten auf Grund der Kritik vorhandener Philosopheme und verbreiteter Vorstellungen des gewöhnlichen Bewußtseins. Er schließt mit einer durch Klarheit ausgezeichneten Kritik der Religion.

Abſchnitt V die Materie als Wille und Vorſtellung). Stoff iſt theilbar, Maſſe iſt zerlegbar. „Ἄτομον“ heißt aber doch: Untheilbares, alſo kann es nicht Stoff ſein. Das Letzte, woraus der Stoff beſteht, ſoll etwas ſein, was, weil untheilbar, nicht Stoff ſein kann, und dieſes Letzte ſoll doch Stoff ſein. Dies iſt contradictio in adjecto, Unſinn. Das Atom iſt unendlich klein: das heißt entweder: es iſt vor lauter Kleinheit Nichts, oder es heißt: jede kleinſte Form desſelben iſt in eine noch kleinere auflösbar zu denken; damit iſt dasſelbe geſagt, wie vorhin: das Atom iſt kein Atom, d. h. kein Untheilbares; es iſt gleichgültig, ob man einfach ſetzt: Atom oder ob man nach der Größe ſeiner Kleinheit fragt. Kurz, man kann nicht ausgedehnt und nicht ausgedehnt zugleich ſein; das Atom iſt Materie und keine Materie, ein Ding, das kein Ding iſt.

Dies führt direkt auf die Grundfrage nach Wahrheit oder Unwahrheit im Begriff der Materie an ſich. Er iſt unwahr, er löst ſich auf, weil er einen Widerſpruch enthält, denn unendliche Theilbarkeit iſt ein Widerſpruch: nach jeder Theilung bleibt ein Etwas, dieſes Etwas zerfällt wieder und ſo fort ins Unendliche. Die Materie iſt ein unendlich theilbares Untheilbares. Die Materie muß ſich finden, packen laſſen, weil ſie ſinnlich iſt, die Materie läßt ſich nicht finden, packen, weil, ſo oft man ſie gefunden, gepackt hat, das Gefundene wieder entſchlüpft: ein Geſpenſt, das Fangens mit uns ſpielt.

Bleibt es nun auch wahr, daß die Phyſik der Annahme von transmikroſkopiſch kleinen Körpern nicht entrathen kann, ſo iſt es alſo dennoch grundverkehrt, hinter dieſe noch zurück-

gehend die Welt auf das Atom oder, wenn man fälschlich schon das Molekül Atom nennt, auf das sogenannte Uratom zu bauen. Die Wissenschaft muß bekennen, daß sie hier vor einem Dunkel steht, das sie nicht zu lichten vermag. Was wir Materie nennen, ist Kraft, die, um das zu erbilden, was wir Körperwelt nennen und woraus an der Spitze der Naturreiche als seine Wahrheit der Geist aufsteigt, sich in zahllose kleine stetige Aktionspunkte auseinanderlegt, die man Moleküle und mißbräuchlich Atome nennt, Aktionspunkte, welche auf die menschlichen Sinne eine Wirkung hervorbringen, die uns nöthigt, ihnen Räumlichkeit, Dichtheit, Schwere u. s. w. beizulegen. Die Sinnenwelt ist ein Kräfteleben, das in solcher Weise agirt, daß es, in unendliche Kleinste sich theilend, durch dieselben den vollen Schein annimmt, den wir Körperlichkeit nennen, es ist voller Schein, scheint jeden Augenblick und ist nicht, — ein μὴ ὄν. Die Materie ist ein Ding, das nur *insofern* ist, *als*. Was „als?“ Nun: als der eine der extremen Pole des Einen und Selben absoluter Gegensatz des andern scheint. Ich stoße mir eine Beule an einem Stein, vergesse, daß der Widerstand des Steins gegen meinen Kopf eben auch Kraft ist, wie das, was meinen Kopf bewegt, und nenne nun den Stein Materie. — Neue Schwierigkeit, gleiches Helldunkel entsteht, wenn man nun näher nach der Natur dieser supponirten Kleinsten forscht; so nenne ich sie, weil kein rechter Name sich findet; die Frage nach einer Form derselben kann man nur dann höchstens aufwerfen, wenn man den Begriff Atom ganz fern hält. Untersuchen, ob das *Atom* rund („Kraftkugel“!) oder eckig sei, ist nun erst ganz eine contradictio

in adjecto. Hat man ſich den Begriff der Materie in den der Kraft aufgelöst, ſo bietet ſich als nächſte Auskunft der Name Kraftpunkte oder Dynamiden dar, der denn auch bekanntlich vielfach gewählt worden iſt. Ihr Geſchäft iſt, ſich in Körper- und Aether-Atome zu unterſcheiden, ſich zu ſogenannten chemiſchen Elementen, weiter zu chemiſchen Körpern, weiter zu ſogenannt eigentlich materiellen Körpern zu vereinigen. Die allgemein wirkenden Kräfte der unorganiſchen Natur, Anziehung, Abſtoßung, Cohäſion, Schwere, Bewegung (um die letztere vorderhand nur ſo mitaufzuzählen) treten in Thätigkeit. Der Unterſchied der Körper beruht auf der Aggregation, Art der Verbindung, Lagerung, Configuration, Summiruug der Moleküle und Aether-(„Atome“ darf man nicht mehr ſagen, alſo nur:) Kleinſten. Es entſteht endlich die organiſche Zelle. Dieſe entwickelt ſich höher und höher durch Theilung, Häufung, geſteigerten Rapport zwiſchen den vereinigten Zellen bis zu dem Vollkommenheitsgrade, wo die Empfindung, dann höher und höher, wo Bewußtſein, wo der Geiſt aufgeht.

Nun entſteht die Frage: wo iſt eigentlich das agens dieſer Leiſtung zu ſuchen?

Wir nehmen jetzt nicht die Antwort auf, welche mit der Mehrzahl der Atomiſten Reuſchle auf dieſe Frage gibt; wir ſind mit der Dynamidenlehre aus unſerem urſprünglichen Zuſammenhang herausgetreten, um ihn mit Nächſtem wieder aufzufaſſen. Die Dynamidenlehre ſtellt eine Immanenz auf, die nicht wie der Atomismus Stoff und Kraft nur nebeneinander ſetzt. Aber wie iſt dieſe Immanenz zu beſtimmen? Die Kraft in den „Kraftpunkten“, dieſen geheim-

nißvollen letzten Einheiten ist Streben, Streben nach immer höheren Formen, bis das Organische zum Geistigen entwickelt ist; dies schließt in sich Vorstellung, Erzeugen eines inneren Bildes von dem, was werden soll, und Willen, dies Werden zu bewirken; die „Atome“ (den Namen behält man trotzalledem bei) werden zu vorstellenden Willensakten. Dahin hat sie Ed. von Hartmann konsequent gesteigert und hiemit die Materie überhaupt in Vorstellung und Willen aufgelöst. Nun aber die Schwierigkeit! Sind diese unzählichen seelischen Kraftpunkte das, was die Monaden des Leibniz sind, d. h. jede dieser Einheiten eine gegen die andere geschlossene Welt für sich, nicht eine gegen die andere offen, also ohne Verkehr untereinander, dann ist es unbegreiflich, wie sie sich zur Herstellung der harmonischen Ordnungen miteinander verständigen sollen. Wir haben hiemit eine Vielgötterei, Droßbach nennt die Atome wirklich Götter, auch Büchner sagt, das Atom sei der Gott, dem alles seine Entstehung verdanke; es sind Götter von unendlicher Zahl, es ist mehr als Polytheismus: Myriotheismus oder vielmehr Anarithmotheismus; da aber diese Götter nichts voneinander wissen und wollen, so müssen sie trotz ihrer eigenen Beseeltheit zur Herstellung der harmonischen Formenwelt von außen angehalten werden, es braucht hiezu über ihnen noch einen obersten Gott, und wir hätten so daneben die prästabilirte Harmonie und den Theismus. Hartmann ist strenger Monadolog; er sagt, in welchem Grade mit dem Vorstellen und Wollen der Kraftpunkte Bewußtsein verbunden sei, darüber können wir so gut wie nichts wissen, so viel aber mit Bestimmtheit behaupten: „wenn die Materie“ (d. h. was

wir Materie nennen) „ein Bewußtſein hat, ſo iſt es ein atomiſtiſches Bewußtſein und zwiſchen den Bewußtſeinen der einzelnen Atome iſt keine Kommunication möglich.“ Aber was er nicht ſtatuirt, das iſt der Folgeſatz, nämlich eben das genannte logiſche Ergebniß. Vielmehr was geſchieht? Er ſagt: „wir werden ſchließlich die Frage zu berückſichtigen haben, ob wir bei unſerer jetzigen Auffaſſung der Atome als Willensakte dieſelben noch als viele Subſtanzen anſehen dürfen oder nicht vielmehr als Erſcheinungen Einer Subſtanz, ob alſo jedem Atom ein geſonderter, ſelbſtändiger, ſubſtantieller Wille — ſelbſtverſtändlich dann auch mit geſondertem Vorſtellungsvermögen ausgerüſtet — entſpricht, oder ob dieſen vielen gegeneinander wirkenden Aktionen und Thätigkeiten ein einziger identiſcher Wille zu Grunde liegt. Nachdem wir als das räumlich Reale nur die Oppoſition, das Widerſpiel der Aktionen erkannt, die Kräfte ſelbſt aber als etwas ſchlechthin Unräumliches begriffen haben, verſchwindet jeder Grund dazu, Wille und Vorſtellung im ewig Unräumlichen in eine zahlloſe Vielheit von Einzelſubſtanzen zu zerſplittern, und zwingt vielmehr die Unmöglichkeit des Aufeinanderwirkens ſolcher iſolirten und berührungsloſen Subſtanzen zu der Annahme, daß die Atome wie alle Individuen überhaupt bloße objektiv-reale Erſcheinungen oder Manifeſtationen des All-Einen ſeien, in welchem, als in ihrer gemeinſamen Wurzel, ihre realen Beziehungen zueinander ſich vermitteln können.“ Was heißt nun dies? Entweder: die Prämiſſe, die Verſchloſſenheit der Atome (Monaden) gegeneinander wird ernſtlich wieder umgeſtoßen, ſie ſind offen gegeneinander, und dann wozu

noch ſo unendlich viele Weltſeelen? Es genügt an Einer, die Hypotheſe von den beſeelten Atomen fällt. Oder: es führt doch auf etwas, wie die Lehre von der präſtabilirten Harmonie. „Vermitteln ſich“ die Kraftpunkte ihre Wechſelbeziehung nur aus ihrer gemeinſamen Wurzel, dem All-Einen, ſo bleibt ihre Vielheit und innere Verkehrloſigkeit ſtehen und das „Vermitteln“ klingt zwar lebendiger, als präſtabilirte Harmonie, die immer nur mechaniſch gedacht werden kann, aber welches Geſchäft nun, wenn dieſelben, obwohl ſämmtlich Manifeſtationen des All-Einen, doch für ihren Verkehr und Zuſammenwirken — wie ſollen wir ſagen? — beim All-Einen die Ordre und die Mittel holen ſollen! Welcher ungeheure Umweg! Alſo abermals: wozu dann noch die unendlich vielen iſolirten Kraftpunkte, wenn jeder derſelben zu jeder Aktion, wie einſt der öſtreichiſche General beim Kriegsrath in Wien, den Plan beim Abſoluten holen muß, mag auch die Expedition unendlich ſchneller gehen als zwiſchen der Hofburg und dem Kriegsſchauplatz? Im Ernſt: haben die Kraftpunkte zwar jeder einen Willen für ſich, aber keiner einen Willen zu gemeinſamem Wirken, ſo kommt dies doch nur von außen über ſie, alſo im Grunde, ſo wenig dieſe Theorie das Wort hat, mechaniſch wie im Theismus, der es freilich auch nicht Wort hat, daß das göttliche Lenken von außen eine mechaniſche Vorſtellung iſt.

Hiemit genug über die Atomenlehre. Sie löst ſich auf, mag man das Atom als ein Materielles faſſen oder als (ſelbſtändigen, verkehrloſen) beſeelten Kraftpunkt. Was ſtehen bleibt, iſt, wie ſchon geſagt, ein Dunkel, das ſchwerlich je gelöst wird: die Wiſſenſchaft findet ſich, wenn ſie

die Natur in ihre letzten erkennbaren Bestandtheile verfolgt, vor die Annahme transmikroskopisch kleiner — sagen wir etwa (höchst mangelhaft und angreifbar): Urformen — gestellt, durch welche, oder durch deren Verbindungen das Wesen aller Dinge jenen Schein annimmt, als wäre es das, was wir gemeinhin Materie nennen.

Wir treten auf den Punkt zurück, auf dem wir standen; wir haben, um die verschiedenen Ansichten über das Atom zusammenzunehmen, vielfach vorgegriffen. Wir standen vor der Aufnahme der Dynamiden-Hypothese bei der gewöhnlichen cruden Ansicht von dem Atom, und müssen dieselbe nun erst in ihre Konsequenzen verfolgen. Danach ist also das Atom Atom und doch Materie. Materie ist das X, von dem sich weiter nichts sagen läßt, als: es ist das Passive, das Substrat, worauf ein Aktives wirkt, um die Körperwelt, die Natur, höher den Geist (wo solcher zugegeben wird) hervorzubringen. Dies Andere heißt die Kraft. Wir haben den Ausdruck Substrat oben gebraucht und sogleich einen Zweifel dabei ausgedrückt. Dort bezeichneten wir damit „das Letzte, Erste oder Innerste", was unter dem Kausalnexus verborgen ist, — „was die Welt im Innersten zusammenhält, — alle Wirkenskraft und Samen;" allein er will sich zu dieser Bedeutung nicht eignen, denn er besagt wörtlich: das darunter Ausgebreitete, führt also schon mit sich die Vorstellung, das Innerste der Dinge sei Stoff, d. h. Undurchdringliches, Dichtes, Todtes. Ist nun die Grundlage der Welt ein Todtes, die Welt aber doch offenbar nicht ein Lebloses, so muß ein Zweites, Bewegendes, Lebendiges hinzugenommen werden, dies Zweite wird denn als „Kraft" neben

den Stoff geſetzt. Hiemit ſind zwei Prinzipien aufgeſtellt: Stoff als Subſtrat und Kraft als Agens, welches auf das Subſtrat wirkt. Die Kraft weckt aus dem Stoff in der organiſchen Welt Empfindung, Bewußtſein, Geiſt; läßt der Atomgläubige doch zugleich den Geiſt in ſeinem Werthe gelten, ſo füllt ſich das zweite ſeiner Prinzipien, die Kraft, mit dieſem hohen Begriff, aber es bleibt doch nachhinkend, denn das Atom, der Stoff behält als Undurchdringliches, als letzte Grundlage den Werth eines Prinzips. Wie ſich beide Prinzipien zu Einem verbinden ſollen, iſt unerſichtlich. Es iſt und bleibt ein bloßes Und — Stoff „und“ Kraft. Oder ſagen wir, wie die Atomiſten es gewöhnlich ausdrücken: kein Stoff ohne Kraft, keine Kraft ohne Stoff, — ſie bleiben doch nur äußerlich verbunden; wer ausſpricht: ich habe zwei untrennbar Verbundene, der erklärt doch damit nicht, wie die Zwei verbunden ſind, noch weniger kann er behaupten, er habe geſagt, ſie ſeien eigentlich Eines. Kurz, er iſt Dualiſt und von ſeinen zwei Prinzipien kommt das eine (Kraft, höher: Geiſt) nur nachträglich hinzu, verliert alſo die Hälfte der Bedeutung eines Prinzips. Ich erlaube mir, meinen Ausdruck (Krit. Gänge N. F. H. 6.) zu wiederholen: der (den Geiſt doch anerkennende) Materialismus habe anderthalb Prinzipien. Monismus iſt er einmal gewiß nicht. Es iſt hinkender Dualismus, Dualismus mit zwei Beinen, einem langen, materialiſtiſchen, und einem kurzen, nachſchleppenden, das man ungefähr ein idealiſtiſches nennen kann.

Wie iſt es nun mit der Kauſalität? Neben der Kraft (und dem Stoff oder Atom) iſt ſie hingeſtellt wie ein drittes Abſolutes. Die Vermittlung ſcheint zunächſt einfach dieſe

zu ſein: die Kauſalität iſt das Geſetz, die Form, worin die Kraft ſich bewegt. Da wäre die Kraft der innere Grund der Kauſalität, ſie wäre es, welche ſich dieſen Bewegungs-Modus ſetzt. Allein ſo kann der Atomiſt nicht ſagen. Umgekehrt vielmehr bringt nach ſeinen Vorausſetzungen die Kauſalität die Kraft hervor. Durch die Aggregations-Verhältniſſe von Atomen werden die Kräfte geweckt, ſtufenförmig ſo, daß die phyſikaliſchen, organiſchen, auf höchſter Stufe die geiſtigen Kräfte entſpringen. Die Aggregations-Verhältniſſe — mit ihnen der (unerklärliche) Verkehr, Rapport unter den Atomen — ſind Wirkung der Kauſalität, alſo iſt dieſe nicht der Modus, ſondern der Motor, Sollicitator, Wecker, eigentlich die Quelle (?) der Kraft. So wird die Kauſalität zu einer Art von myſtiſchem Gott neben dem Atom, das auch einer iſt, und da trotzdem, daß ſie im Stoff die Kraft erſt weckt, neben dem Stoff auch dieſe, die Kraft, als ein Weſen für ſich aufgeſtellt wird, ſo iſt mehr als Dualismus vorhanden, wir haben eine Art von Trinitarismus: die Dreieinigkeit Stoff, Kraft, Kauſalität; aber man kann nicht ſagen, dieſe Drei ſeien Eins. — Die Atomiſten haben verſäumt, ſich mit der Kritik des Kauſalitätsgeſetzes zu beſchäftigen. Dasſelbe iſt eine Ausſage über die Form des Geſchehens, wonach dieſelbe eine mechaniſche iſt. Wir ſind gewohnt, mechaniſches und dynamiſches Geſchehen zu unterſcheiden. Soll das Geſetz von Urſache und Wirkung auch auf das zweite dieſer Gebiete anzuwenden ſein, ſo müßte demnach erſt vorher der unterſcheidende Begriff des Dynamiſchen geleugnet, widerlegt werden. Doch nein! Wir haben nicht beſtritten, daß die ganze Welt im Kauſalitäts-

geſetze ſich bewegt; nur das widerſtreitet dem Begriffe des Dynamiſchen, daß dieſes Geſetz als erſchöpfende Erklärung darauf angewendet wird. Aber auch auf das Gebiet des nur mechaniſchen Geſchehens angewendet, geht ja das Kauſalitätsgeſetz nicht auf den Grund. Grund und Urſache iſt zweierlei. Aus dem Satz: jede Urſache hat eine Wirkung und umgekehrt kann ich nun und nimmermehr erklären, warum nicht immer nur dasſelbe iſt, warum aus dem Einen Neues und Anderes entſteht. Kauſalität iſt inhaltslos, der Begriff Atom gibt ihm keinen Inhalt und der Begriff Kraft, nur ſo äußerlich neben das Atom hingeſtellt, auch nicht. Der Grund iſt das innen heraus Treibende, lebendig Wirkende, das Innere des ohne ihn leeren, nichtsſagenden kauſalitätsmäßigen Geſchehens. Dynamiſch iſt in ſeinem Grunde auch das mechaniſche Geſchehen. Es wäre den Atomiſten zu empfehlen, daß ſie z. B. läſen: Schopenhauer: Ueber die vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde; Planck: das Kauſalgeſetz in ſeiner rein logiſchen und in ſeiner realen Form; Ad. Steudel: Philoſophie im Umriß, Erſter Theil S. 413 das Kauſalitätsgeſetz.

Alſo trotz der Hinzunahme der „Kraft“ eine rein mechaniſtiſche Weltanſicht. In der That: eine andere als dieſe iſt auf das Atom nicht aufzubauen. Die Kauſalität ſcheint etwas Beſſeres zu ſein, als der Wirbel der antiken Atomenlehre, weil ſie ein Geſetz iſt. Allein da ſie eben ohne Weiteres vorgefunden daſteht, da ſie, ſelbſt inhaltslos, ganz unſchuldig das Inhaltvolle des wirklichen Kräftelebens weckt, ſo iſt ſie dennoch nicht mehr, als ein Zufälliges, alſo nicht mehr, als der Wirbel der alten Atomiſten.

Strauß hätte ſich von dieſer Konſequenz Rechenſchaft geben müſſen, wenn er nicht unterlaſſen hätte, den Begriff Atom genauer zu prüfen; er hat doch den Mythus in der Religion als Mythus erkannt: der Mythus vom Atom iſt leichter zu erkennen. Die Naturwiſſenſchaft auf ihrem jetzigen Standpunkt hat es ihm dadurch angethan, daß ſie das unbezweifelte Verdienſt hat, die Kontinuität des Kauſalzuſammenhangs in allen Naturreichen als unverbrüchliches Geſetz erkannt und auf vielen Stellen mit nie dageweſener Evidenz aufgezeigt zu haben. Dieſes Verdienſt iſt auch in gegenwärtiger Beurtheilung bereits freudig anerkannt. Aber Strauß hat darüber die Einſeitigkeit und die eigentlichen Konſequenzen der jetzt herrſchenden Anſicht überſehen. Es könnte bei der ſtrengſten Feſthaltung dieſes Geſetzes noch von Entwicklung die Rede ſein, aber es kann nicht, wenn es ſo feſtgehalten wird, daß dadurch der Begriff einer innern Triebkraft ausgeſchloſſen iſt, die der äußern Kauſalität entgegenkommt. Durch dieſe Ausſchließung wird die Anſicht mechaniſch; die Ausſchließung aber kommt daher, daß man das Atom zu Grunde legt oder, wie man will, das Atom wird zu Grunde gelegt, weil verkannt wird, daß die Kauſalität zwar eine Wahrheit, aber nur die halbe Wahrheit iſt. Verſuchen wir eine Natur uns zu denken, unter deren ununterbrochener Kauſalkette nichts läuft, als das Atom, und ſehen wir von den aufgedeckten innern Widerſprüchen des Atomismus augenblicklich ab, ſo müſſen wir die Vorſtellung einer Werkſtätte vollziehen, worin ein Etwas in immer neue Formen getrieben wird, das dem Treibenden, dem Hammer mit einer innern, ihm eigenen lebendigen Kraft abſolut ſo

wenig als Eisen und Erz entgegenkommt. So entstehen Nägel, Klammern, Stangen, so entsteht in Ewigkeit keine organische Welt. Mit dem allgemeinen Nexus der Kausalität ist nichts erklärt, wenn man auf die eine Seite das schlechthin Todte, auf die andre das Gesetz der Ursache und Wirkung stellt. Das Wahre kann nur sein: dieselbe Natur wirkt mit einer ununterbrochenen Kette von Reizen auf ein Gegenüberstehendes, das, weil von derselben Natur produzirt, diesen Reizen mit innerer Entwicklungsfähigkeit entgegenlebt. Gewiß kein Auge ohne Licht, kein Ohr ohne Schall, aber kein Licht und kein Schall hätte in irgend einem Wesen ein Auge und Ohr geschaffen, wenn nicht in diesem eine Triebkraft dem Licht, dem Schall entgegengekommen wäre. Man kann die blos äußerlich kausalistische Ansicht auch pragmatisch nennen; bloßer Pragmatismus aber ist bloße Lehre von Hergängen, wo doch Wesen zu erklären ist. Darwin ist durch und durch bloßer Pragmatiker, davon liefert sein neueres Werk über den Gefühlsausdruck bei Thieren und Menschen schlagende Beispiele. Warum reibt sich die Katze am Menschen, wenn sie schmeicheln will? Antwort: weil sie als Junges im Nest sich mit den andern Jungen zusammenliegend gerieben und ihr dies wohlgethan hat, weil sie also nun dem Menschen dieselbe Annehmlichkeit erweisen will. Warum senkt der Hund Schwanz, Ohr und Augenlider, wenn er traurig ist? Antwort: um das Gegentheil von Freude zu bezeigen, da er in der Freude umgekehrt den Schwanz hebt u. s. w. Wie Darwin hier vom Hauptpunkte, um den es sich handelt, von der unbewußten Symbolik nichts weiß, so weiß er in der Abstammungslehre nichts

von einer innern Bildkraft der Natur, ohne welche die äußere Kausalität niemals Formen zu schaffen vermöchte. Bildkraft ist nur ein anderes Wort für innere Zweckmäßigkeit; Bilden bedeutet doch nicht bloß: Auswirken schlechtweg, sondern Auswirken einer Gestalt, deren Bild, ehe sie da war, der wirkenden Kraft in einer uns unerforschlichen Art von Ahnung als ihr Ziel, ihr Zweck vorgeschwebt haben muß. Dagegen erhebt sich nun der bekannte große Einwurf, daß eine Seelenfunktion angenommen wird, wo doch eine Seele, wie wir solche allein kennen, noch nicht ist, d. h. in allen unbewußten Naturgebieten, den leiblichen Organismus des Menschen miteingeschlossen. Wir kommen darauf im Weiteren noch zurück und sagen vorerst nur: ist dies mystisch, bleibt dieser Begriff in einem Halbdunkel — und freilich bleibt er! — so ist dieses Halbdunkel doch etwas heller als die Sage vom Atom und ihre pechrabenschwarze Nacht. Kommen wir ohne Mysticismus nicht aus, warum soll das mystische Atom besser sein, als die mystisch ahnende und bauende Natur? Soll es aber bei dem Atom bleiben, so rede man nicht von Entwicklung! Hier entwickelt sich nichts, alles wird nur herausgerieben, herausgewetzt, erstoßen, erhämmert.

Nun zu der Frage von der Konstanz der Arten! Sollen sie ins Unendliche variabel sein, dann leuchtet wiederum ein, daß von Entwicklung nicht mehr zu sprechen ist. Entwicklung ist ein Herauswickeln aus einem Keime, welches von Versuch zu Versuch fortschreitet, bis das Bild, das als Möglichkeit im Keime lag, wirklich geworden ist, dann aber stillstehend die gefundene Form als bleibende festhält. Ueberhaupt jeder Begriff kommt ins Schwanken, wenn wir die

Typen, die nun seit so vielen Jahrtausenden auf unserem Planeten bestehen, und vor Allem, wenn wir unsern eigenen Menschentypus für immer noch veränderlich halten sollen. Wir können dann unsern Gedanken, ja unseren Denkgesetzen, unsern Gefühlen, den Idealbildern unserer Phantasie, die doch nichts anderes sind, als läuternde Nachbildungen von Formen der uns bekannten Natur: wir können keinem dieser festen Halte unserer Seele mehr trauen. Alles ist in Frage gestellt; auch unsre sittliche Welt, denn ihre Basis ist der Menschentypus wie er besteht. Ja wir müssen, wenn nicht das reine Irrsal eintreten soll, allerdings annehmen, daß, wenn auf andern Weltkörpern die Natur sich zu beseelten organischen Wesen entwickelt, diese von uns nicht schlechthin verschieden seien. Auf dem entferntesten Planeten wird niemand sich bedanken, wenn er eine Ohrfeige bekommt; will sagen, daß dort passiv passiv und aktiv aktiv sein muß wie bei uns hier, will sagen, daß die Kategorien des Denkens dort gelten müssen, also auch die Gehirne im Grunde dieselben sein müssen wie hier; vielleicht phantasiereicher, vielleicht rascher denkend, vielleicht auch dummer, aber den unsrigen analog nach ihren Denkgesetzen. Und wenn unser Planet untergeht? Er wird ja gewiß nicht ewig sein; wenn es aber wahr ist, daß die jetzt bestehenden Typen das Endziel der organischen Entwicklung auf ihm sind, so hat ihr Untergang nicht die tödtliche Bedeutung, wie wenn sie nur vorübergehende Versuche gewesen wären. Sie bleiben dann zeitlos wahre Gedanken, von denen wir annehmen dürfen und müssen, daß sie wesentliche Glieder in einem noch größeren und universalen Entwicklungsgang seien, welcher in andern Gestal-

tungen auf andern Planeten das Wesentliche und Wahre in ihnen bewahren wird; dies ist eine Hypothese, um nichts kühner, als irgend eine Vermuthung über das, was wir glauben und nicht wissen. Zeitlos also und zeitlos auch trotz der allmählichen Entstehung durch die successive Reihe der Kausalitäten sind im angegebenen Sinn als wahre Gedanken des Weltalls die uns bekannten Typen, Gattungsformen unsres Planeten. Hier müssen wir auch auf die Vererbung zurückkommen. Die Festhaltung eines Gattungsstempels unter allen Zufällen, denen Keim, Zeugung, Fötus unterliegt, versteht sich weniger von selbst, ist etwas Wunderbareres, als man gewohnt ist anzunehmen, und bewährt sich dieser Stempel als so mächtig, daß er ungezählte Jahrtausende lang seine Gattungen vor Alteration bewahrt und nur untergeordnete Neuzüchtungen erlaubt, so ist er Idee im platonischen Sinn, nur natürlich mit Abzug der bekannten hypostasirenden Phantasie-Zuthat Platos. Der richtig verstandene, d. h. auf die Bedeutung, nur die Hälfte der Wahrheit zu sein, reduzirte Darwinismus kann nun so mit dem richtig verstandenen Platonismus zusammenbestehen; auf diese Formel hat sehr treffend Liebmann (Philos. Monathefte IX) die Frage reducirt.

Fechten wir aber nicht gegen Windmühlen? „Der Darwinismus behauptet ja keine Variabilität ins Unendliche!“ Allerdings, er glaubt die Konstanz mit der Wandelbarkeit vereinigen zu können. In der vorliegenden Schrift Reuschles kommt die Frage (dem Zusammenhang gemäß) in Beziehung auf die Menschengattung zur Sprache und wird angenommen, daß diese keine andern Fortschritte der Perfektibilität mehr machen

werde als innerhalb des Typus, wie er jetzt, nach Ausbildung der Sprache und Vernunft besteht; „der Kulturmensch braucht sich keine neuen körperlichen Organe mehr zu erwerben, er braucht sich nicht mehr über sich hinaus zu züchten, wohl aber in immer höherem Maße über das Thier hinaus —"; der Verfasser zitirt aus Helmholtz: „einen nahezu festen Zustand scheinen die jetzt lebenden Wesen erreicht zu haben u. s. w." In einem späteren Journal-Artikel*) spricht er den allgemeinen Satz aus „die Art wird sich konstant erhalten, wenn das Ziel der Anpassung erreicht ist und die äußern Verhältnisse sich konstant gestaltet haben." Das Ziel? Woher ein Ziel, wenn nur die blinde Kausalität wirkt? Wenn die Dinge nicht auf ein festes Bild angelegt sind, welchem sie sich zubilden, in welches sie hineinwachsen sollen, in welchem ein: bis hieher und nicht weiter! gegeben ist? Es bilden sich Arten höchst verschiedener Art unter den gleichen Anpassungsbedingungen: warum, wenn doch ein Urbild ihres Typus nicht besteht, soll sich eine Art auch nach scheinbarem Abschluß ihrer Form nicht dieses oder jenes Organ, um das sie eine andere Art zu beneiden hat, noch aneignen können? Der Mensch wünscht sich gar sehr und gar nicht nur aus leerem Gelüste weiterreichende und mehr Organe, die er sich auch als möglich denken kann, ohne daß Grundgesetze wie die Schwere aufgehoben werden. In der Schrift über Strauß folgt unmittelbar auf die Sätze von Konstanz der Arten die schon angeführte Erklärung gegen die Teleologie. Steht es damit im Einklang, wenn

*) Augsb. Allg. Zeitg. Beilage, 26. Januar 1875 „Zum Darwinistischen Streit."

der angeführte Artikel von Ziel spricht? Ja oder Nein? Ist keine immanente Zweckmäßigkeit in der Natur, so ist nicht abzusehen, wie sie einen Typus als Resultat ihrer Verwandlungen festhalten soll; walten blinde Gesetze über die Verwandlungen, so können wir nie wissen, ob irgend eine Form bleibend ist. Ziel ist entweder kein leeres Wort, dann enthält es den Begriff Streben, Streben aber setzt Zweck voraus und hiemit ist die ganze bloße Kausalitätstheorie umgestoßen, oder diese bleibt stehen und „Ziel" ist ein leeres Wort.

Die Sache verlangt es, daß wir an dieser Stelle auf die moralische Welt hinüberblicken. So wie in unabsehlich langem Gang und Kampf die jetzigen Gattungstypen der organischen Welt erarbeitet sind, ebenso die sittlichen Begriffe, die wir nun als Mächte, als feste Grundsäulen der sittlichen Welt anerkennen. Nichts, auch in dieser Sphäre nichts ist nur von innen gekommen, es brauchte unendliche Erfahrung, bis der Mensch z. B. fand und feststellte, daß ohne Eigenthum, Recht und Gesetz das Zusammenleben unmöglich sei. Diese Begriffe oder besser diese nun lebenskräftig hoch über aller Willkür bestehenden Ideen sind also ebenfalls in der Zeit auf dem Wege der Kausalität entstanden. Der Kausalität von außen ist dabei von innen die Fähigkeit und der Trieb zur sittlichen Bildung entgegengekommen. Nachdem aber diese fundamentalen Stützen des Baues der sittlichen Ordnung aufgeflanzt sind, stehen sie zeitlos fest so gut, als wären sie ewig gestanden. Zu untersuchen, wie ihre Quader gegraben, gehauen, gesetzt worden seien, ist Interesse der Geschichte, Anthropologie

u. ſ. w., die Ethik aber beweist ſie aus innern, zeitlos wahren Gründen und fragt nicht nach ihrer Entſtehung im Lauf der Jahrtauſende und in der Reibung unendlicher Kämpfe. So ſteht eine zweite Welt über der phyſiſchen, ein moraliſcher Gattungstypus über dem phyſiologiſchen. Beide ſind ſich darin gleich, daß zeitlos feſtſteht, was in der Zeit geworden iſt. Wir bedürfen einer Korrektur des Zeitbegriffes, wie ich auch im 6. Heft der Krit. Gänge ſchon geſagt habe; dort in dem Zuſammenhang, wo von der innern Zweckmäßigkeit und im Gegenſatz von der Zweckmäßigkeit expoſt die Rede war. Dies leitet zu einer weiteren, überblickenden Betrachtung.

Wir ſehen alſo jetzt von dieſer Höhe des Univerſums, wie wir Menſchen es kennen, wieder hinab auf das, was uns als ſeine Baſis erſcheint. Dabei ſind wir weit entfernt, zu vergeſſen, daß der Gegner mit uns ganz einverſtanden auf derſelben Höhe ſteht. R. tritt mit gutem Grunde denen entgegen, die da glauben, der „Materialismus“ — dieſen Namen acceptirt er S. 56, während er, wie oben geſagt, ſonſt ſetzt: realiſtiſcher Monismus — läugne den Geiſt. Er ſagt, nur die Behauptung, daß die Seele eine ſelbſtändige immaterielle Subſtanz ſei, werde ebenſo geläugnet wie die jetzige Phyſik die Hypotheſe von einem Lichtſtoff in Abrede ſtelle. Er hat nur ganz vollſtändig Recht; die Seele wird ſelbſt zum Körper, wenn ſie neben und außer demſelben ein ſelbſtändiges Weſen ſein ſoll: durch das Neben und Außer iſt ſie ſelbſt als Räumliches geſetzt; wie ſie zum Körper kommen, Eins mit ihm ſein, ihn durchdringen kann, iſt dann rein nicht mehr einzuſehen. Lieſt man doch wirklich

in pſychologiſchen Schriften die Frage erörtert, auf welchen Punkten ſich Seele und Leib berühren! „Der Dualismus iſt vielmehr materialiſtiſch, — die letzte Quelle der Seelenhypotheſe iſt am Ende dieſelbe, welcher die Weſen entſtammen, mit welchen die alte Naturreligion alles Lebendige und Bewegliche ausgeſtattet hat.“ Gut, eine Seele neben dem Körper gibt es nicht; ebendas, was wir Materie nennen, wird alſo auf der uns bekannten höchſten Stufe ſeiner Formung, im Gehirn, zu Seele und die Seele entwickelt ſich zu Geiſt. Es gilt, einen Begriff zu vollziehen, der für den trennenden Verſtand ein reiner Widerſpruch iſt. Jenes Etwas, die ſogenannte Materie, deſſen Theile räumlich auseinander liegen, produzirt auf dieſer Stufe eine Potenz, deren Aktionen ein Ineinander ſind, die in ihrem Auseinandergehen in Vielheit von Gedanken bei ſich bleibt, die das Eine im Vielen, das Allgemeine denkt, die fähig iſt, die körperliche Form, deren höchſtes ſtetiges Produkt ſie iſt, freiwillig zu tödten: der Selbſtmörder denkt den Entſchluß, ſich eine Kugel durch das Hirn zu jagen, mit demſelben Hirn, das er zerſtört; niedrige Triebe, erregt durch Phantaſiebilder unſeres Hirns, bekämpfen wir mit Gedanken, Willensbeſtimmungen, die wir in und mit demſelben Gehirn erzeugen. Der Menſch, die Natur als Menſch ſteht hoch über ſich und tief unter ſich, in ihm übertrifft die „Materie“ ſich ſelbſt. — Darin wären wir alſo einverſtanden. Auch das Werden des Menſchen aus Thierform erſchreckt uns beide gleich wenig; davon iſt oben die Rede geweſen. So einverſtanden alſo ſehen wir hinab nach der Baſis. Und dieſe reiche Welt mit ihrer Geiſter-Krone ſoll aus Stäubchen auf-

ſteigen, die Nichts ſind? Wir haben es auf alle Weiſe verſucht, einen Sinn im Atom zu finden, und haben es nicht vermocht. Nein! Das iſt ein talentloſer Junge, das Atom, aus dem kann ſelbſt der Kampf ums Daſein keinen Menſchen herausprügeln. Der Verfaſſer ſelbſt will das Univerſum als Ring, als Kreis anſchauen. Der Ring hat ein Loch, einen Bruch, wenn wir dort Atome, hier Geiſt haben. „Die Philoſophie eines Strauß, wie materialiſtiſch oder naturaliſtiſch ſie iſt, wenn es ſich um die im Univerſum wirkenden Urſachen handelt, iſt ebenſo idealiſtiſch, wenn es den Triebfedern und Zwecken des menſchlichen Handelns gilt.“ Ein Stück Materialismus, ein Stück Idealismus und Ethik, die Wahrheit der Welt Atom und Mechanismus, der Menſch in der Täuſchung, innere Zweckmäßigkeit zu ſehen, wo keine iſt, ein Syſtem der Pflichten und Tugenden auf ſeine Gattungsidee, auf die Idee der Perſönlichkeit gründend, während die Gattung variabel bleibt oder ihre Konſtanz nur im Widerſpruch mit den Prämiſſen halbwegs poſtulirt wird, — dies iſt kein Univerſum, ſondern eine Sammlung, ein Conglomerat von Widerſprüchen. Und die Religion? Kann ich auf eine bewußte Täuſchung, auf ein „Wie wenn“ Reſpekt, Vertrauen und Pietät gegen das Univerſum bauen? Abhängigkeitsgefühl, Schrecken und Schauer vor der ungeheuern Maſchine, das wohl, aber iſt dies Religion? Die wahre Konſequenz der mechaniſch-atomiſtiſchen Weltanſicht wäre nicht Religion, ſondern Peſſimismus. Es iſt eine ſchöne Inkonſequenz, wenn er nicht auf ſie gebaut wird. Die Lehre vom Unbewußten aber trägt Keime in ſich, die nur richtig entwickelt und in ihren Folgen zuſammen-

gefaßt werden dürften, um nicht zum Peſſimismus, ſondern zu einem vernünftigen Optimismus zu führen, und es iſt ſchwer begreiflich, wie Hartmann einem ſo guten Bau ein ſo krummes Dach aufſetzen mochte.

Zu dieſem Knäuel von Widerſprüchen gelangt man alſo durch die Setzung des Atoms. Der Verfaſſer hat in ſeinem erſten Theile ſo lebendig gezeigt, wie die Naturwiſſenſchaft eine „Hypoſtaſe“ um die andere entfernt, einen angeblichen beſondern Stoff um den andern in Bewegungs-Arten aufgehoben hat, warum nicht auch fort mit dieſem letzten Stoff, dem Urſtoff, und kühn vorwärts zu der Idee: Alles iſt nur Bewegung? Die Mathematik ſpricht von Funktion und man darf ſagen, ſie ſei auf dem Wege, dieſen Begriff bis dahin zu erweitern, daß ſie in der Funktion das Weſen der Welt erkennt. Setzen wir dafür in der Sprache der Philoſophie: Bewegung. Ihr erwidert: es muß doch ein Was ſein, das bewegt wird? Wohl, auch ich habe meine Beurtheilung mit der Frage begonnen, was im Wie (der Bewegung) das Was ſei; aber nur, um ſchließlich zu zeigen, daß das Was auch das Wie ſein muß. Denn nun erhellt doch: wir beide wollen keine Zwei als Grundweſen der Welt, wollen keine Dualiſten ſein, — was folgt? Daß dasſelbe, was bewegt, auch das Bewegte iſt. Was folgt weiter? Was ſich auf unſerem Gange längſt gezeigt hat: daß es ſtreng genommen keine Materie gibt, das folgt! Es folgt, daß das ewig Eine ſich in ein ſcheinbar ſchlechthin Anderes, genannt Stoff, umſetzt, um an ihm als Bewegung thätig zu ſein und es in ewigem Prozeß immer aufs Neue und in immer höheren Formen in Bewegung

aufzuheben, daß es ſich verdichtet, um aus der Verdichtung ſich als freies Leben zu entbinden, die Verdichtung als bloße Maske fallen zu laſſen. Ihr müßt für den Aufbau der Naturwiſſenſchaft ein Subſtrat haben; ganz recht, der Weltgeiſt ſelbſt muß es haben. Er ſelbſt bedarf eine Suppoſition, um die Natur real zu konſtruiren, die ihr ihm theoretiſch nachkonſtruirt. Was gewinnt ihr aber, wenn ihr dies Subſtrat, dieſe Suppoſition, dieſen nothwendigen Schein des Körperlichen als Wahrheit des Atoms erklärt? Was wir geſehen haben: Widerſprüche! Ihr verfallt — es muß abermals wiederholt werden — in den Dualismus: Materie und Geiſt. Steudel nennt es einfach eine falſche Alternative. Ihr wollt Moniſten ſein, zugleich durchaus nicht den Geiſt leugnen; ihr ſetzt euch aber auf dem Gegenpol des Geiſtes feſt und ſo bleibt nichts, als ein „theils, theils“ oder ein „übrigens doch auch.“

Nun aber haben wir ja natürlich die Einwendung zu erwarten: „und ihr ſetzt euch auf dem andern Pol der Alternative feſt, dem Geiſt“, und ſo erwächst der ſchon angeführte Vorwurf eines Hyſteron-Proteron; „was Reſultat der Bewegung iſt, der Geiſt, iſt bei euch zugleich Urſache der Bewegung“. Wir haben zu antworten: und ihr habt zu einer Wirkung keine Urſache, denn wie ſoll aus dem Atom der Geiſt ausſchlüpfen? wie oben herauskommen, was unten nicht vorbereitet war? Ein Ganzes, worin oben Geiſt erſcheint, kann nicht unten geiſtlos ſein. Ich acceptire den Vorwurf. — Causa sui! Ja das iſt es! Das Wort Hyſteron-Proteron habe ich ſelbſt ſchon gebraucht, habe in einem öffentlichen Vortrage den Geiſt das Hyſteron-Proteron der

Materie genannt. Wir müſſen hier zuerſt das Prädikat: falſche Alternative noch einmal anſehen. Iſt die Welt Bewegung und durchaus Bewegung und ſetzt dieſe Bewegung immer aufs Neue das Feſte, das wir Stoff nennen, um es in Form zu verwandeln und in Geiſt aufzuheben, ſo kann doch in Wahrheit Stoff und Geiſt (als höchſte Form) nicht von gleicher Dignität ſein. Die eigentliche Potenz der Bewegung muß der Geiſt ſein. Der Stoff iſt, wie ich ihn bereits genannt, Maske des Geiſtes, nicht der Geiſt die Maske des Stoffes. Die Bewegung aber iſt ein ewiger Kreis. Nur der Geiſt, wie wir ihn am lichten Tage der Menſchenwelt kennen, folgt aus und nach dem, was Materie genannt wird. Er könnte daraus nicht hervorgehen, wenn er nicht vorher darin wäre. Er gibt ſich ewig aufs Neue den Schein, als fange er von vorn an, und iſt doch ewig aufs Neue aus ſeinem aus ſich projicirten Gegentheil hervorgegangen. Hier gibt es kein Vorher und kein Nachher, es iſt ein zeitloſer Kreis, und ſo gelangen wir zu dem Satze zurück, daß die Zeitform keine Geltung mehr hat, wo es letzte Inſtanzen gilt.

Wir ſind auf dieſen entſcheidenden Punkt ſchon geführt geweſen bei der Frage über die Entſtehung und Konſtanz der Arten; dort war die Rede von einem Bilde, das in einer uns unerforſchlichen Art von Ahnung der Natur vorgeſchwebt haben müſſe, — ſagen wir etwa: wie der Biene die Form der Zelle, die gebaut werden ſoll; es wurde zugegeben, die Annahme ſei myſtiſch, und geſagt, wir werden darauf zurückkommen. Gewiß, es geht über unſere Begriffe, Geiſt anzunehmen da, wo kein Gehirn iſt, Geiſt, wenn auch

nur dunkel, unbewußt, aber instinktiv sicher. Mag man die Auskunft in dem unbestimmteren Wort Zielstreben suchen wie K. E. v. Baer, diese große Autorität auf der Seite des wahren Entwicklungsbegriffs, mag man es wagen, dies Geheimnißvolle wirklich als Phantasie zu bezeichnen, die Phantasie als objektive plastische, die ganze Natur bauende Macht zu fassen wie Froschammer: das Dunkel bleibt. Ebendiese Noth ist es im Grunde, die zur Annahme der Beseeltheit der Atome geführt hat, und wir haben gefunden, daß auch damit nicht geholfen ist. Da gibt es denn keine Rettung, man muß sich das Dunkel gefallen lassen, wenn man nicht aus dem Monismus, in welchem man doch zu stehen glaubt und behauptet, heraus und in den Dualismus fallen will. Man kann nicht Atomist, konsequent reiner, d. h. innere Zweckmäßigkeit der Natur absprechender Kausalist sein und gleichzeitig dem Geist wahre Realität zusprechen. Wir kommen hier auf oben bereits ausgesprochene Sätze zurück und fassen alles noch einmal dahin zusammen —: „Monismus“: mit diesem Namen beliebt man neuerdings die atomistisch-kausalistische (mechanistische) Ansicht zu bezeichnen — unrichtig, denn er besagt wesentlich Prinzip-Einheit und drückt den Gegensatz gegen die Standpunkte aus, die eine Mehrheit von Grundwesen der Welt aufstellen. Das Letztere thut unbewußter oder ungestandener Maßen der Theismus, denn neben einem persönlichen Gott gewinnt die Welt eine Selbständigkeit, welche man durch die Begriffe oder vielmehr unhaltbaren Vorstellungen: Schöpfung und lenkende Vorsehung vergeblich abzuhalten sucht. Bewußter und gestandener Maßen nimmt eine Vielheit von Grundwesen

Herbart an durch ſeine Lehre von den „vielen Seienden“ — man kann ſie (barbariſch) etwa Polyismus oder Polyontismus nennen. Die Philoſophie ſucht aber, indem ſie die Wahrheit der Dinge ſucht, nothwendig auch Einheit aller Dinge. Denn ſie iſt doch Vernunft-Denken und demgemäß ihr Grundſtreben, die Trennungen des bloßen Verſtandes aufzulöſen und an ihre Stelle nur Unterſcheidungen zu ſetzen. Alſo: Einheit des Prinzips, Aufſtellung des Satzes: es iſt nur Ein wahrhaft Seiendes oder Grundweſen der Welt, dies iſt Monismus. Und im Monismus ſcheiden ſich nun zwei Anſichten, die ſich in reinem Dilemma gegenüberſtehen. Die eine ſagt: es iſt nur Ein Grundweſen und dieſes iſt der Geiſt. Die andere: es iſt nur Ein Grundweſen, und dieſes iſt die Materie, der Geiſt iſt nur Schein, eine Art von Exhalation des Stoffes. Hiebei ſehen wir davon ab, daß auf dieſem Standpunkt die Materie unter der Hand in eine Vielheit (von Atomen) zerſpalten wird, daß neben ſie die Kauſalität als ein allmächtiges Prinzip tritt und außerdem noch die (dunkle) Kraft als eine Potenz neben die ſogenannte Materie geſtellt wird, daß alſo die Einheit eigentlich zerfällt, wir laſſen alles dies zuſammen als eine Einheit gelten und nennen alſo die ganze Anſicht materialiſtiſchen Monismus. Nur das laſſen wir nicht gelten, daß dieſer Standpunkt zugleich den Geiſt in ſeinem Werth feſthalten, das Reich des Geiſtes, Ethik, Kunſt, Religion als grundweſentlich ſeiende Wahrheit ſtatuiren kann, ohne in Dualismus zu verfallen. Da hilft alſo nichts: wer wirklicher Moniſt ſein will, muß entweder für den Materialismus oder Idealismus ſich entſcheiden; und wenn das Erſtere, ſo muß

er den Geiſt leugnen, wenn das Zweite, ſo muß er ſich entſchließen, zu glauben, daß in der Welt der Geiſt da iſt, ehe er da iſt, d. h. in all den Exiſtenzſphären, wo es noch kein Organ für ihn, kein Gehirn gibt. Reuſchle bewegt ſich in einer Inkonſequenz, die man von anderem als logiſchem Geſichtspunkt beloben muß, die aber vom logiſchen betrachtet Inkonſequenz bleibt. — Den Geiſtmonismus haben wir hier Idealismus genannt; das erſtere Wort wäre wohl vorzuziehen, denn das letztere kann auch die Anſicht bezeichnen, welche der Natur, allem Objekt die Realität abſpricht; der Geiſtmonismus ſpaltet ſich ſelbſt wieder in zwei ganz verſchiedene Anſichten: die eine ſpricht der ſogenannten materiellen Welt nicht die Realität ab, ſondern nur die Subſtantialität; die Dinge ſind nach ihr nicht blos ſubjektiver Schein, ſie ſind ein Etwas außer uns, aber die Wahrheit dieſes Etwas iſt nicht der Stoff; man mag ſich dafür unſern wiederholten Ausdruck: voller Schein oder Maske gefallen laſſen; (vergl. zu dieſem Punkte den ſcharfſinnigen Aufſatz: Idealismus und Realismus in der Schrift: Zur Analyſis der Wirklichkeit. Philoſophiſche Unterſuchungen von O. Liebmann). Die andere Anſicht iſt der ſubjektive Idealismus, der die Dinge wirklich für bloßen Schein in unſerem Bewußtſein erklärt; davon nachher noch ein Wort. Unſer Standpunkt iſt der erſtere, iſt jene Form des Geiſtmonismus, die man auch objektiven Idealismus oder Real-Idealismus nennen könnte; freilich iſt es etwas Prekäres um ſolche Benennungen, ſie ſetzen eben ihre Erläuterung voraus.

Reuſchle nun will die Inkonſequenz, die ſein Standpunkt enthält, den Dualismus nicht zugeben, er verharrt

einfach in seiner Scheue vor dem Satz: Geist in der Natur schon außer und vor dem Geist in seiner eigentlichen Form, wie er sie im Denkorgan sich baut; „wir kennen“ wiederholt er einfach „außer dem Menschen, der erst am Schluß der Entwicklung erscheint, keinen Träger von Zwecken und Ideen“ (so im oben angeführten Zeitungsartikel). Was ich als Antwort hierauf am meisten betone, ist meine obige Bemerkung über die Nothwendigkeit der Korrektion des Zeitbegriffs, ist die Aufstellung: zeitloser Kreis.

Und Strauß? Hat diesen Punkt so wenig streng aufs Korn genommen, als die Frage des Atoms. Seine kritische Schärfe hat sich hier nicht als philosophische Schärfe erwiesen. Als er niederschrieb, der Mensch sei vom Thier nur dem Grade nach verschieden, nahm er es sehr ungenau. Zu diesem Satz ist zu sagen: ja und nein. Ich habe den Punkt schon berührt Krit. Gänge N. F. B. 2 S. 220. Zunächst vergaß er dabei den alten grundwahren Satz, daß graduelle Unterschiede auf einer gewissen Höhe des Grades in wesentliche umschlagen; so ist der Mensch Thier und zugleich nicht Thier. Aber die Wesentlichkeit des Unterschieds hebt die Einheit der Stufenlinie nicht auf. Dasselbe, was unorganischer (sogenannter) Stoff, was Pflanze, was Thier ist, wird König all dieser Wesen, wird Mensch. Was in ihm Mensch wird, muß vor ihm in jenen Formen, obwohl latent, vorhanden sein. Das ist die Dialektik des Universums.

Nun wäre von der andern Form des Geistmonismus, vom subjektiven Idealismus, von Fichte noch ein Wort zu sagen. Kant nannte das Welt-Substrat das Ding an sich,

Fichte das Nicht-Ich. Das Ich setzt ein Nicht-Ich, um thätig sein zu können. Das Atom der Materialisten ist einfach Fichtes Nicht-Ich. Wie? werden sie sagen, wir bauen auf dem Atom mit Hilfe der Kausalität die Natur auf, das unverrückbar feste System ihrer gesetzmäßig geordneten Erscheinungen, und diese Basis soll das Fichtesche Phantom sein? Die Antwort ist einfach: das hat Fichte auch gewußt, daß die Natur eine feste, gesetzmäßige Ordnung ist, hat es stricte abgeleitet aus dem Begriffe der Thätigkeit des Ich; das Ich muß sich eine strenge Naturordnung gegenüberstellen, um, ihren Gesetzen sich fügend und doch auf sie wirkend, als wahrhaft freies Ich aus dem Kampf mit diesem seinem Widerlager hervorzugehen. Hat er das sehr ungenügend angefangen, ist sein Versuch, auf das Nicht-Ich eine Natur zu bauen, nur ein Versuch: gut, so wäre ja vielleicht unsere Aufgabe, mit den jetzigen Ergebnissen der Naturkunde ausgestattet seine Philosophie zu revidiren. Was seinem Systeme den Schein des Wahnsinns gibt, ist das Mißverstehen seines „Ich". Der Laie glaubt immer wieder, bei dem Ich an Hinz und Kunz denken zu dürfen oder zu sollen, da doch das Ich das Ich in allen Ich ist. Die Frage ist nur, ob man den Geist vor dem Geist, den Geist in der Natur Ich nennen darf; Fichte nennt ihn Nicht-Ich, hat aber ja das Ich als das Setzende mit darin. Dies ist der Punkt, von welchem Schelling seinen Ausgang nahm.

Ich breche ab, um längst Bekanntes nicht zu wiederholen, nicht in einen Vortrag über Geschichte der Philosophie zu gerathen. Es ist Zeit, noch einmal zu bekennen, daß

ich mir ſehr bewußt bin, an einem Räthſel herumzutaſten. Wir grübeln, müſſen grübeln, ſollen grübeln und bringens nicht heraus. Wir ſtehen vor einem Geheimniß. Gewiß wiſſen wir nur das Negative: der Theismus erklärt nichts. Schöpfung aus Nichts, Erhaltung und Leitung von außen, — dies iſt ein Ungedanke; iſt es darum, weil es zum Dualismus führt, oder einfach darum, weil die Dinge doch Alles ſelber thun, ſelber verrichten müſſen. Auch iſt es ein Irrthum des Religiöſen, wenn er meint, an ſeinem perſönlichen Gott doch etwas ſo recht Feſtes zu haben, woran er ſich halten könne und wogegen die Ur-Einheit des Pantheismus eine leere Abſtraktion ſei. Angenommen, das Abſolute ſei Perſon, ſo iſt ja in dieſer Perſon wieder von dem Umfang aller ihrer Geiſtesthätigkeiten, Eigenſchaften, Gemüthsbewegungen zu unterſcheiden die Einheit derſelben, und dieſe wäre reines Ich, reiner Akt des Ich, an welchem der Fromme eben auch einen palpabeln Halt wahrhaftig nicht beſitzt. Die Ur-Einheit des Pantheismus aber ſcheint nur leer, wenn man ſie von allem dem, deſſen Einheit ſie iſt, durch eine reine Abſtraktion wieder trennt, wenn man aus ihrer ewigen Bewegung die ganze reiche Welt wieder wegläßt, welche ſie aus ſich und in ſich bewegt. Auf dieſer Abſtraktion ruht der Nihilismus Schopenhauers und ſeiner Schule. —

Noch etwas Unbeweisbares, noch einen Glaubens-Artikel müſſen wir zu der Annahme eines Denkens vor dem Denken, eines Denkens ohne Denker allerdings hinzunehmen: iſt das Weltall ein zeitloſer Kreis in dem Sinne, wie wir geſagt, ſo kann es nie eine Zeit gegeben haben, noch jemals geben,

wo aus dem Etwas, das wir Materie nennen, nicht Geist aufgestiegen ist und aufsteigen wird. Wir müssen also glauben, daß es persönliche Wesen immer gegeben hat und geben wird.

Wir glauben auch noch einiges Andere, z. B. eine sittliche Weltordnung, für die wir doch keinen persönlichen Träger und Hüter haben. Wir stehen also mit unserm Glauben vor mehr als Einem Geheimnisse, wir wandeln durch eine Reihe von Sphinxen. Es ist ein wesentlicher Zug der Religion, ich meine der ganz mythenfreien Religion, wie wir sie ansprechen, daß ihr der Mysticismus des Geheimnisses bleibt. Religion ist Gefühl der Unendlichkeit, hierin ist eingeschlossen, daß das Einzelwesen sich bewußt ist, nie alles zu umfassen, zu begreifen. Gewiß ist die Religion nicht darin erschöpft; der Schauer vor dem Geheimniß, das Bewußtsein, nur ahnen zu können, gehört so zu sagen zu ihrer theoretischen Seite, ihr Grundwesen ist eine reale Durchschütterung des ganzen Menschen, wie ich solche in den Bemerkungen gegen die bloße Auffassung derselben als Abhängigkeitsgefühls in Kürze näher zu bestimmen gesucht habe (Krit. Gänge H. 6 S. 209). —

Nach allem Diesem kann ich also eine richtige Herübernahme der Naturwissenschaft in die Philosophie nicht zu den großen und unsterblichen Verdiensten des Verstorbenen zählen. Wir haben die schwache Seite, die er mit jener theilt, namentlich im Unterlassen philosophischer Prüfung der Atom-Hypothese gefunden. Dies führt in gerader Linie auf einen neueren Philosophen, dessen Ideengang als fortlaufender Protest gegen den Atomismus bezeichnet werden kann; ich meine Karl Planck. Hätte er die concise Klarheit eines

Strauß in der Darstellung seiner Gedanken gehabt, wie anders stünde es um die Verbreitung seiner Gedanken! Es mag versucht werden, noch in Kürze die Grundzüge seiner Philosophie hervorzuheben.

Man kann das Urtheil über die Atomenlehre auch so formuliren: sie sucht das Ganze aus den Theilen zu erklären. Das Atom soll aber freilich nach ihr ebensosehr auch nicht Theil, sondern schlechthin selbständiges Etwas sein, dem jedes innere Verhalten zu Anderem, also auch jede Willigkeit, ja Fähigkeit, sich als Theil in ein Ganzes zu fügen, völlig abgeht; daher bringt die Atomenlehre auch niemals ein Ganzes zusammen. Sofern sie aber doch meint, ein solches zusammenzubringen, wird sie nothwendig Grundlage einer mechanischen Naturansicht. Uns beschuldigt sie, daß wir die Theile aus dem Ganzen erklären. Die Wahrheit ist aber, daß es das natürliche Geschäft der Philosophie ist, auch hier eine falsche Alternative zu erkennen. Weder ist das Ganze vor den Theilen, noch sind die Theile vor dem Ganzen. Man kann nun als Grundzug von Plancks Philosophie, die auf jedem Schritte die mechanische Naturanschauung bekämpft, dies bezeichnen, daß er die Falschheit der Alternative aufweist. Er beginnt damit, daß die Ausdehnung, die Grundeigenschaft der Realität, eo ipso auch die Zusammenfassung, und zwar in ihrer ersten, ursprünglichsten Form als Schwere in sich schließt. Er sagt, die subjektive Natur des Denkens, wonach wir uns das Erste nur als Außereinander der Theile und nicht auch als Einheit, als Ineinander des Außeneinander vorstellen: dies sei es, wodurch wir uns die Lösung des Welträthsels versperrt

haben. Realität ist durchaus nur Ganzes von Theilen, die von einer Einheit beherrscht sind. Wir fallen immer in die falsche Abstraktion, die Theile auseinanderzuhalten, denken nur ihren Unterschied, nicht aber, daß derselbe real nur als Einheit ist; das Grundgebrechen unseres Denkens ist das Isoliren. Es ist kein Etwas außer im Zusammenhang. Zusammenhang aber führt hinüber und herüber, ist kein Ruhendes, sondern ein Laufendes. Von da ergibt sich also für Planck der Satz, der sich auf unserem Gang aus der Kritik des Atombegriffs, des Stoffbegriffs ergeben hat: das Wesen des Universums ist Bewegung, Bewegung ohne sogenanntes Substrat, denn solches wäre todter Stoff, den es nicht gibt. Soll das Universum als Eines begriffen werden, so ist das Bewegende als in der Wurzel identisch mit dem Bewegten zu fassen und entsteht nun die Aufgabe, den Modus der Bewegung zu suchen, der diesen Gegensatz in sich stetig erzeugt und löst. Dann ist die Frage, ob der Begriff, den sich die Philosophie von diesem Modus bildet, gleichmäßig taugt, wie die unorganische Welt, so das organische und geistige Leben zu erklären, ob der Schlüssel an die Pforten des untersten und obersten Daseins gleich gut paßt. Bewährt er sich in dieser Weise, so wird man sagen dürfen, der Philosoph, der ihn gefunden, sei dem Geheimniß alles Daseins näher gekommen, als andere, und mir will es scheinen, diese Bedeutung sei dem Prinzip, das Planck aufstellt, allerdings zuzuerkennen. Man kann nicht sagen, Planck stelle nur mit andern Worten dasselbe auf, was Hegel die Diremtion des Begriffs nennt. Es ist neu, daß Planck gezeigt hat, eine Grund-Einheit der Welt sei

überhaupt anders gar nicht zu denken, als ſo, daß die Diremtion von Anfang mit darin enthalten iſt. Nicht ſteht hier der Philoſoph mit dem ſubjektiven Denken einer Grund-Einheit der Welt dem Wirklichen gegenüber und ſucht zu erforſchen, wie dieſe Grund-Einheit ſich in die unendliche Vielheit zertheile, er kennt ſchon in ſeinem Denken dieſe Lostrennung der Pole nicht, er weiß ſich nicht anders als ſtehend in einem Ganzen, das ohne ſeine Theile gar nicht gedacht werden kann. An die Stelle früherer Terminologieen, wie Identität der Idealen und Realen, Begriff und ſeine dialektiſche Diremtion, ſetzt daher Planck die Bezeichnung Wirklichkeit. Bewegung klingt in der That noch zu leer, Planck ſetzt dafür Wirken, reines Wirken. Den Modus der Bewegung nun hat der bisherige Pantheismus bald als ein Emaniren, bald ein ſich Theilen, Scheiden, immer ſo zu ſagen in linearer Form zu faſſen geſucht, Planck greift zu einer andern Symbolik — und nur Symbolik iſt es ja doch, was die Sprache mit ihren Mitteln uns bietet — — nämlich zum Bilde des Kreiſes, des Centrums und der Peripherie. Das reine Wirken iſt ſtetiges Ausgehen von Centrum in Pheripherie und ebenſo ſtetiges Zurücknehmen der Peripherie ins Centrum, intenſive ſtetige Zuſammenfaſſung; ſagen wir in Kürze: Ausbreitung und Koncentrirung. Es kann nicht fehlen, daß immer auch andere Ausdrücke wie Theilung, Scheidung, Zerlegung gebraucht werden, aber um ſo viel der Kreis mit Mittelpunkt, Radien, Peripherie eine lebendigere Form iſt als gerade Linie und ihre Veräſtung, um ſo viel erſcheint Plancks Terminologie dem Räthſel des Univerſums näher, als jene, und das erſte Zeugniß hiefür

findet sie in der Form der Welkörper und ihrer Bewegung im Planetensystem. Es ist schon angeführt, wie die allgemeinsten Grundeigenschaften der Körperwelt, die Ausdehnung und die Schwere, aus diesem Weltgesetz als peripherische Ausbreitung und deren Zusammenfassung, Rückführung ins Centrum begriffen werden. Ebenso faßt Planck Wärme und Licht als Hinüberwirken und Hineinscheinen des Centrums in seinen Umkreis, in die peripherischen Theile; dieses bereits lebendigere Verhältniß ist ihm ein Hauptbeweis gegen die Naturansicht, welche nur selbständige Theile und daher keine lebendige Einheit kennt, denn solche bleiben (bildlich und real) ewig kalt und finster gegeneinander. Darin ist kein Widerspruch gegen die physikalische Erklärung. Liegt die Ursache beider Erscheinungen in der Bewegung, so kann Planck sagen, der innere Sinn ebendieser Bewegung und aller Bewegung sei dasselbe peripherisch koncentrische Leben im Weltall, das in seinen höchsten Bildungen als Seele und Geist erscheint. Nicht für jeden seiner Sätze über die unorganische Natur will ich damit eintreten, zu einem Endurtheil braucht es gründlichere physikalische Kenntnisse, als ich besitze; aber ich glaube, daß sein Gang im Großen und Ganzen durch keine Resultate der empirischen Wissenschaft widerlegt werden kann. Das Axiom: Einheit im Weltall muß Wahrheit haben, und hat es Wahrheit, so müssen schon die untersten, allgemeinsten Bedingungen, Formen, Kräfte des Naturdaseins nicht etwa blos poetisirend als analoge Sinnbilder des Organischen und des Geistes aufzufassen sein, sondern was im Fundament Planetenbildung, Schwere oder Anziehung, Centripetalkraft, planetarische Bewegung,

Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus u. ſ. w. iſt, muß als dasſelbe zu begreifen ſein, was auf den höheren Stufen als Lebens-Einheit des organiſchen Gebildes, als empfindende Selbſterfaſſung, Seele, Bewußtſein, Geiſt auftritt; die ſeeliſche und geiſtige Welt muß ſein das Offenbarwerden des Sinnes der ganzen Natur. Es kann geſchehen, daß der Philoſoph, von dem wir freilich Naturkenntniß verlangen, ſein Ziel im Auge da und dort dennoch zu kühn ſchreitet und konſtruirt, ohne genug die Thatſachen gefragt zu haben, aber dies Ziel kann ihm keine Naturforſchung umſtoßen. Iſt doch die aufſteigende Stufenform der Naturreiche unleugbar vorliegende Thatſache trotz den je auf höherer Stufe auch wieder abwärts führenden Treppen. Ich kann hier nicht verfolgen, wie tief und überzeugend Planck in dieſen Stufen die wachſende Vertiefung der peripheriſch-koncentriſchen Allbewegung aufweist; ihre Vertiefung ſteigt mit dem Reichthum der peripheriſchen Theilung, was nur Theil war, wird Glied, Vielheit von Gliedern zu relativer Selbſtändigkeit entlaſſen, aber nur um ſo intenſiver zuſammengefaßt, bis als tiefſte Koncentration der Geiſt auftaucht. Er wurzelt im Naturgrund und iſt frei von ihm, Freiheit vom Naturgrund iſt die letzte Konſequenz des Naturgrunds ſelbſt und es kommt zu Tage, daß die Bewegung des reinen Wirkens ſchon als naturbauende das Streben zum Geiſt iſt. — Abermals muß hier auf unſern obigen Satz von der nothwendigen Korrektion unſeres Zeitbegriffs verwieſen werden. Das „Vorher“ und „Nachher“ iſt es, was unſer Denken verwirrt und den Verfaſſer der Schrift über Strauß in den Dualismus hineinführt. In ihrer Vorſtellungsweiſe drückt es die Religion

so aus: vor Gott gibt es kein Vorher und Nachher; darin ist metaphysische Wahrheit.

Nun wäre weiter zu zeigen, wie sich das Prinzip dieser Philosophie bewährt, wo sie den Menschen in seinem Einzeldasein durch die Stufen des natürlichen und des seelischen Lebens verfolgt und dann zu den Sphären des privatsittlichen und höher des öffentlichen Gesammtlebens, des Rechts-, Gesellschafts-, Staats- und des religiösen Lebens aufsteigt. Planck hat seine in verschiedenen Schriften ausgesprochenen Ideen vor seinem tragischen Ende in dem Werke: „Testament eines Deutschen. Philosophie der Natur und der Menschheit" (nach seinem Tode mit pietätsvoller Sorgfalt herausgegeben von seinem Freunde K. Köstlin) zusammengefaßt und vorzüglich nach der Seite der Religion weiter entwickelt. Es ist hier nicht der Ort, in die ganze Fülle und Tiefe dieses Werkes einzugehen, wie wäre sie auch in Kürze wiederzugeben? Nur Hauptpunkte sind noch anzudeuten.

Als durchgehende Tendenz ergibt sich aus allem, aufzuweisen, daß der handelnde Mensch nicht der Natur widersprechende, sondern ihr Leben, wie es hier aufgefaßt ist, in Geistform wiederholende Ordnungen zu bauen hat. Naturgemäßheit, Natürlichkeit in diesem tieferen Sinn ist Grundbestimmung. Darin ist zunächst enthalten, daß der Mensch auch mit den nothwendigen Schranken der Natur versöhnt leben soll, denn Freiheit ist ja nicht Freiheit von diesen. Nicht über die Endlichkeit seufzen und jenseitige Ziele suchen, sondern sich in die Naturordnung ergeben: diese Forderung stellt daher Planck als Vordersatz an diesen Theil seiner inhaltsvollen Schrift. Es folgen die wichtigen Ergebnisse —:

Haben wir Plancks Philoſophie als einen fortlaufenden Proteſt gegen den Atomismus bezeichnet, ſo iſt nicht anders zu erwarten, als daß mit vollſtem Nachdruck dieſer Grundzug in ſeinen Gedanken über das ſoziale Leben zu Tage treten werde, nun zugleich als Proteſt gegen einen Standpunkt, der noch ſo breit in den praktiſchen Gebieten unſere Zeit beherrſcht. Man wird ſagen müſſen: die Mehrheit der Köpfe ſteckt noch in den ſeichten Verſtandesbegriffen von Geſellſchaft und Staat, die das vorige Jahrhundert, das Aufklärungszeitalter kennzeichnen. Die Auffaſſung lautet: zuerſt ſind die Einzelnen, ſie ſind das wahrhaft Seiende, dann kommt der Staat als nothgedrungene Beſchränkungsform, welche dieſe vielen Seienden ſich auferlegen, damit die Freiheit jedes Einzelnen mit der Freiheit aller Andern zuſammenbeſtehen könne. Darauf wurde der Rechtsbegriff in der weiteſten Bedeutung des Wortes begründet und die Moralphiloſophie pflegte ebenfalls „die Pflichten gegen Andere“ nur ſehr oberflächlich und äußerlich anzuknüpfen und aufzureihen. Der ſo konſtruirte Begriff des Gemeinlebens der Menſchen, der Völker bringt es mit ſich, daß der Staat mit ſeinen Ordnungen im Grunde als weſentlich Beſchwerliches gefühlt wird. Zugleich gilt es für Tugend und Weisheit, ihm mit der Grundſtimmung des Verdachtes gegenüberzuſtehen. Der ächte Volkstribun, wenn er einem Polizeidiener begegnet (ohne deſſen Wachſamkeit er täglich ausgeſtohlen würde), ſo ſagt er: da haben wir's: der Polizeiſtaat! — Hegel hat umſonſt gelehrt, der Staat ſei der objektive Geiſt; freilich nicht ganz unverdient wurde ſeine Lehre zum überwundenen Standpunkt, weil er den Staat büreaukratiſch verſtand; aber wahr bleibt doch, daß der Einzelne

außer dem Rechtsverband des Staates ein bloßes Scheindaſein hat, daß alſo dem Werthe nach zuerſt der Staat kommt, dann erſt die Einzelnen kommen. Eine Philoſophie dagegen, die nur ein Zuſammen kennt, iſt durch ihr Prinzip davor bewahrt, in dieſen großen Sphären vom Theildaſein auszugehen, den Staat und die Geſellſchaft als nothdürftige nachträgliche Verbindung von Einzelweſen mit ihren Privat-Intereſſen zu betrachten. Unſer Staat iſt noch ein Syſtem von Klammern, das mit knapper Noth eine „Privaterwerbsgeſellſchaft“ zuſammenhält. Planck zeigt nach allen Seiten, wie arm und öd noch die Zuſtände ſind, die auf jenem trennenden, zerſtückenden Bewußtſein ruhen. Erneuerung, Wiedergeburt des ſozialen Lebens im weiteſten Sinn iſt das Ziel, nach dem ſein Denken und Wollen mit allen Kräften hinſtrebt; dieſe Philoſophie drängt aus der Abſtraktion heraus und mündet ins Leben mit einer Energie, wie es noch keine gethan. Planck entwirft das Bild eines Ganzen, in deſſen Gliederleben die Einheit waltet wie Wärme und Licht in der unbeſeelten Natur. Es iſt nicht möglich, hier auf ſeine Haupt-Idee: Aufbau des Staats auf einem Syſtem von Berufsgenoſſenſchaften, einzutreten und zu prüfen, wie viel des Realiſirbaren ſie enthalte, wie viel über die bereits beſtehenden korporativen Formen hinaus noch zu organiſiren möglich ſei; negativ iſt ſo viel gewiß, daß unſere Zeit bitter genug zu erfahren bekommt, wohin ihr Grundſatz: möglichſt unbedingte Freigebung alles Erwerbs führen muß. Hierin, wie in andern Dingen, iſt unſer ſoziales Leben durchaus ein noch zu verbindungsloſes, unzuſammenhängendes; mehr organiſcher Zuſammenſchluß nach allen Richtungen

bleibt eine Losung von unzweifelhafter Wahrheit.*) In einem Theile dieser Abschnitte zeigt sich allerdings ein Idealismus, zu dem auch der frei Blickende, der die Wahrheit des Uebrigen einräumt, den Kopf schütteln wird; ich erwähne die Vorstellung, im organischen Berufsstaat werde die bürgerliche Gesellschaft sich mit dem vernünftigen und sittlichen Rechtsbewußtsein so durchdringen, daß an die Stelle der erblichen die Wahlmonarchie treten könne. — Planck erweitert seinen Gedankenkreis zum Internationalen und gelangt zu der Forderung eines Völkerverbands in Form einer Staatenordnung mit oberster Rechtsgewalt, mit einem Völkerkaiser. Es geschieht in der Konsequenz seines Prinzips; einen phantastischen Traum kann man es nicht nennen, denn logisch folgt, daß das centrale Einheitsleben der Welt, der Natur wie der Menschheit, dahin fortschreiten soll, daß es, wie die Sonne Planeten beherrscht und beleuchtet, so nicht nur Ein Volk, sondern Völker zum höheren Wohle vereinigt und hiemit erst wahrhaft universal wirkt. Den Beruf zu dieser Schöpfung erkennt Planck dem deutschen Volke zu, „das am meisten den gleichmäßig menschlichen Sinn“ zeige, also fähig sein werde, den Völkern eine oberste Rechtsgewalt zu geben, die „am unmittelbarsten den Sinn für das gleichmäßige

*) (Anmerk., Januar 1882.) Merkwürdig genug ist, daß neuerdings der deutsche Reichskanzler in Verbindung mit dem Plane des Unfallversicherungsgesetzes den Gedanken korporativer Schöpfung aufgenommen hat. Was der Philosoph auf der Linie streng abstrakten Denkens aus seinem Grundbegriffe das „Zusammen“ abgeleitet hat, das drängt sich als das praktisch Angemessene dem genial empirischen Blicke des Staatsmanns auf, und so treffen, von grundverschiedenen Punkten ausgehend, beide zusammen.

Recht des Ganzen vor sich hat.“ Dies ist viel schöne Hoffnung; vor der Hand haben wir leider ein anderes Centrum in Deutschland, als das Centrum, welches Deutschland für die Nationen werden soll; Geister, die schnurgerade der Begriffe-Konsequenz folgen, können nicht dieselben sein, welche die Dinge darauf ansehen: wie soll man es anfangen, welche Mittel finden, der Selbstsucht der Einzelnen und der Völker so etwas abzuringen? Es fehlt überhaupt ein Abschnitt über das physische und moralische Uebel, worin der Aufruhr der Kräfte gegen die Einheit dargestellt und den Wegen nachzugehen versucht würde, die der Weltgeist einschlägt, den Feind seiner Zwecke, die Blindheit und Selbstsucht zu besiegen.

Planck, in seinem Sinne ganz Realist, ist doch nach dieser Seite ganz Idealist. Er vertraut einfach der Idee, daß sie sich durchringen werde, macht zwar starke Ausfälle gegen das Verkehrte und Schlechte, untersucht aber nicht, durch welche Praxis es zu bekämpfen sei. Das ist ein Mangel, aber nur niedrige Seelen werden die Geister verlachen, die wenig Vorstellung vor der Gemeinheit der Welt haben.

Daß die Religion nicht im Glauben an Dogmen, sondern in selbstloser Liebe und Thätigkeit bestehe, haben Andere vor Planck, hat am klarsten Lessing gesagt, aber noch keiner hat wie er schon in der Natur, im Ursprung der Dinge das Vorbild der Religion aufgezeigt. Hier im vollständigsten Sinne trifft es zu, daß auf der höchsten Stufe menschlichen Verhaltens sich wiederholt, was in der noch nicht individualisirten Natur Anziehung, Wärme und Licht ist; eben das Centrum, das seine peripherischen Theile anzieht, in sie hineinscheint und hinüberwirkt, ist jetzt das über

den Naturgrund erhobene, zum Universalen, zur Menschenliebe ausgeweitete Herz; so ist die Religion der Schluß der Natur. Planck nimmt sie identisch mit der Sittlichkeit. Nach der gewöhnlichen Auffassung wäre so zu unterscheiden: die Ethik stellt das Sollen auf, die Religion ist die Quelle der Verwirklichung dieses Sollens, denn sie nur als innerste Brechung der Selbstsucht gibt die Lust dazu, die Sittlichkeit ist somit allerdings der einzige Prüfstein der Religion. Aber Planck stellt sich über den Unterschied beider Sphären. Er hält sich überhaupt nicht beim Sollen auf; das Opfer der peripherischen, atomistischen Selbstsucht ist ihm ja ursprüngliches Wollen und Ziel der centralen Einheitsbewegung im Universum, die Religion also Weltmacht. Dies ist freilich nicht die Religion, wie sie jetzt noch verstanden zu werden pflegt: nur subjektives Gefühl und zwar ein solches, welches das Ideale im Transcendenten sucht, ein nach Jenseits gerichtetes Sehnen. Planck bekämpft in immer neuen Wendungen die Trennung des Idealen (in diesem Gegensatz des Geistlichen) und Weltlichen. Man hat zu Zeiten des Rationalismus viel von der natürlichen Religion gesprochen und dabei immer noch auf das Jenseits gewiesen; die wahre natürliche Religion ist diejenige, welche das Diesseits durchdringt, welche das Weltgesetz des Zusammen, des centralperipherischen Wirkens in der höchsten und reinsten Form realisirt. Es erhellt aus allem, daß man das Planckſche Buch auch Religionsphilosophie nennen könnte. Das Ganze befaßt sich unter den Religionsbegriff. Er beginnt mit der Religion, leitet unter diesem Standpunkt seine Lehre von der Natur ein, wissend, daß es falsche Religionsbegriffe sind,

die uns das wahre Weſen der Natur verfinſtern, und er ſchließt mit ihr, denn das Bild der erneuerten Menſchheit, wie er es entwirft, iſt das Bild der verwirklichten wahren Religion. Es wird wieder Lärm geben, Gerede von Atheismus und Unglauben, wenn dies „Teſtament eines Deutſchen“ bekannt werden wird. Vernünftige werden es anders ſehen und zugleich mit herzlicher Rührung den Zukunftsgeſichten dieſer reinen, einſamen, hohen Mannesſeele folgen. Er war eine Natur und weil er es war, iſt das Bild der Welt, wie es vor ſeinem innern Auge ſteht, naturvoll. Sein Leben war Sehnſucht nach dieſem Bilde, daß es wirklich werde. Er fühlte ſich wie ein Prophet in der Wüſte und krankte an dieſer Sehnſucht. Je weniger die Welt ihn anhörte, deſto tiefer grub ſich das Bewußtſein, ein verkannter Reformator zu ſein, — rein von windiger Eitelkeit, ein heiliger Stolz, um ſo mehr ein bohrender, freſſender Lebensſchmerz. Daß man ſeine Stimme nicht hören wollte, davon trug einen Theil, nur einen Theil der Schuld ſeine Darſtellung; ſie iſt beredt in ihrer Art, fließend und doch ungemein bemühend; hierüber habe ich mich in der Anzeige ſeiner Schrift: „J. Pauls Dichtung im Lichte unſerer nationalen Entwicklung“ ausgeſprochen (Krit. Gänge N. F. Heft 6). Seiner philoſophiſchen Methode wirft man vor, ſie ſei zu ſehr Konſtruktion; allein wie induktiv der Philoſoph beginnen mag, er muß an einen Punkt gelangen, wo er konſtruirt, ebendadurch unterſcheidet ſich ja die Philoſophie von Naturwiſſenſchaft und Geſchichte, von allem Hiſtoriſchen im weiteſten Sinne des Worts. Planck verfährt in manchen Partieen in dieſer bedingten Weiſe induktiv genug und zeigt eingehende

Naturſtudien. Es iſt jedoch ſchon oben zugegeben, daß er immerhin auch mehr als zuläßig konſtruirt. Dabei geht es nicht ohne ſtärkere Phantaſie-Einmiſchungen ab, ſo wenig als bei irgend einem produktiv philoſophiſchen Talent. Da und dort wird Planck von dem leitenden Gedanken Centrum und Peripherie zu Vorſtellungen fortgezogen, die ſich ſchwer vollziehen laſſen, ſo z. B. im naturphiloſophiſchen Theile da, wo er gegen die Descendenz-Lehre, übrigens mit ſo gutem Grunde, für die richtige Entwicklungslehre kämpft; verſtehe ich ihn recht, ſo denkt er da an unmittelbare Eingriffe des Erd-Centrums, die kaum begreiflich ſind. Seine ethiſch politiſchen Zukunfts-Ideen laſſen ſich zum Theil an wie Viſionen und ſchwerlich wird ſie die Zukunft in ihrem Umfang beſtätigen, wiewohl ſie als Anſchauungen eines tiefern und ausgezeichnet edlen Geiſtes ihren inneren Werth für immer behalten werden. — In einem beſtimmten, nicht dem gewöhnlichen Sinne des Worts wäre ihm allerdings mehr Induktion zu wünſchen, wenn man nämlich darunter Methode des Einführens überhaupt verſteht: Ausgehen von geläufigen Begriffen, ſich in den Leſer verſetzen, ſeine vorauszuſetzenden Vorſtellungen kritiſch auflöſen, Standpunkte, Sätze anderer Philoſophen aufführen, widerlegen und ſo zur Aufſtellung des Eigenen übergehen; gleich was den Anfang betrifft, ſo ſcheint mir immer, Planck hätte beſſer gethan, damit zu beginnen, daß er den Leſer zuerſt überhaupt auf den Standpunkt des Pantheismus geführt, nun den Spinoziſchen Begriff Subſtanz als unhaltbar aufgezeigt und in den Begriff Bewegung übergeleitet hätte. Doch dies kann hier nicht verfolgt werden. — Der abweiſende Theil ſeiner Anſichten über Religion

ruht auf den kritiſchen Forſchungen der Tübinger Schule, vorzüglich des Verfaſſers des Leben Jeſu. Planck ſelbſt war urſprünglich Theolog und hat an dieſen Forſchungen ſelbſtändig Theil genommen. Dies führt uns auf den Gegenſtand unſerer Beſprechung zurück.

Dem Manne, womit ſich Reuſchles Schrift beſchäftigt, D. Fr. Strauß, bleibt der Ruhm eines wohlthätig befreienden Entdeckers im Religionsgebiet, der Ruhm eines geiſtreich dialektiſchen Polemikers, eines Künſtlers in der biographiſchen Geſchichtſchreibung, eines edlen Förderers der humaniſtiſchen Bildung; der beſprochenen Schrift über ihn bleibt das Verdienſt, dieſe Bedeutung klar ins Licht geſtellt, ebenſo klar und in bündiger Kürze die Reſultate der neueren Naturwiſſenſchaft vorgeführt zu haben, und der ſchöne Vorzug, daß man ſie um ihrer Wärme, Friſche, Liebe willen lieben muß, auch wo man ſie bekämpft. Ich habe Parallelen zwiſchen der Descendenz-Theorie und der moraliſchen Welt, zwiſchen dem Atomismus und der politiſchen gezogen: es bedarf keiner Verwahrung, daß ich weit, weit davon entfernt bin, damit etwas Perſönliches zu meinen und auch nur den kleinſten Schatten auf Männer zu werfen, deren Verluſt die Wiſſenſchaft, die Bildung beklagt.

Mein Lebensgang.

(„Die Gegenwart," November und Dezember 1874.)

Ich bin den 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, der damaligen zweiten Residenzstadt des Königreichs Wirtemberg*) geboren. Den Charakter der Stadt, wie er sich lange erhielt und erst jetzt allmählich schwindet, hat Justinus Kerner in seinem „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" geschildert; es sind mir noch einige der Originale in Erinnerung, die das köstliche Buch aufführt. Mein Vater war Archidiakonus („Oberhelfer"), ein freigesinnter Theologe, Rationalist nach damaligem Stande der Wissenschaft, ein klarer und wohlwollender Mensch und fester Mann, der seine Kinder mit liebender Strenge erzog und namentlich zur Pünklichkeit anhielt; eine tüchtige Tracht Schläge für eine versäumte Bestellung ist mir in dankbarem Gedächtniß geblieben. Er ist früh, erst 45 Jahre alt, in seinem Dienste gestorben; der Lazarethtyphus raffte ihn weg, er hatte sich durch den Schauer vor Ansteckung und den Rath besorgter Freunde nicht abhalten lassen, an Kranken- und Sterbebetten im überfüllten Militärhospital seine Pflicht zu thun. Es war im

*) So schrieb man bis zur Regierung Königs Friedrich, der die falsche Form Württemberg einführte, weil ihn Wortspiele mit Wirth verdrossen.

Januar 1814; ein Todfeind Napoleons (ich bewahre noch ein Gedicht voll flammenden Grimmes), vom tiefsten Schmerz erfüllt über die Schmach des Rheinbundes, hatte er noch die Schlacht bei Leipzig, das Ende des verabscheuten Bündnisses, den Zug des deutschen (und russischen) Heeres nach Frankreich erleben dürfen. Russische Reiterei zog im Spätsommer durch; ein Theil nahm auf einige Zeit Standquartier in Ludwigsburg; ich sehe die Straßen meiner Vaterstadt noch von fremdartigen Gestalten belebt, Kosaken, Kalmuken, Kirgisen mit Köcher und Bogen reiten über den breiten Marktplatz, wir selber hatten zwei donische Kosakenoffiziere mit Gefolge im Hause; ich weiß noch, wie ihre Bedienten meiner Mutter den Teig des Weihnachtsgebäcks wegaßen. Dunkle Tage folgten bald auf diese Kinderfreuden. Nach des Vaters Tod wurde das Haus wegen der ansteckenden Krankheit abgesperrt, er mußte ohne jede Begleitung begraben werden. Geraume Zeit später folgte, nachdem das Grabdenkmal vollendet war, das die Stadt dem tief betrauerten Todten errichten ließ, die Bestattungsfeier am Grabe.

Die Mutter zog mit ihren drei Kindern, deren ich das jüngste war, nach Stuttgart, ihrer (wie des Verstorbenen) Heimat. Ich besuchte hier das Gymnasium; unter meinen Lehrern nenne ich Roth, später Gymnasialdirektor in Nürnberg, zuletzt als Prälat wieder in Wirtemberg; ich verdanke seiner Strenge eine feste Grundlage im Lateinischen; das Griechische wurde lässiger betrieben. Es war noch ganz die alte Lateinzeit, es herrschte die Kompositions-, die Hebdomadarmethode und alles war eigentlich auf die Zustutzung

zum „Landexamen“ gestellt. Den Stand des Realunterrichts zu charakterisiren genügt es, wenn ich anführe, daß mir nie ein Lehrer eine Landkarte gezeigt, mich auch nur mit den Himmelsgegenden bekannt gemacht hat; Geographie kam im letzten Kurs des mittleren Gymnasiums vor; sie bestand darin, daß ein Professor Oetinger, solider Philolog, widerwillig mit diesem Fach für unsere Klasse beauftragt, nach Ablauf der Hälfte der einzigen hiefür bestimmten Wochenstunde halbschläfrig im Lehrsaal erschien und uns aus Alexander von Humboldt einiges über die amerikanischen Prairien und Urwälder vorlas; wo Amerika liege, wie sollten wir es wissen, die wir nicht wußten, nicht erfuhren, was die deutschen Hauptströme seien, ja woher und wohin auch nur der Neckar fließe!

Ich habe das „Landexamen“ erwähnt, die damals noch so hochwichtige Angelegenheit des Landes Wirtemberg; es war die Prüfung zur Aufnahme ins „Kloster“. Ich bitte, über diese Dinge die niedliche Novelle von Hermann Kurz: „Die beiden Tubus“ (Novellenschatz, Serie III, Bd. 6) nachzulesen; übrigens ist es wohl bekannt, daß in unserem Lande die Theologie in ungemeinem Mißverhältniß zu anderen Fachwissenschaften durch Stipendien begünstigt ist; sie sind so reich, daß, wer das Landexamen besteht und in eines der Seminarien aufgenommen wird, seine Studien vom vierzehnten Jahre an fast ohne Zuschuß der Eltern vollenden kann. Es ist eine Schöpfung des edeln Fürsten, Herzogs Christoph, verdienstvoll, wohlthätig für die alte, von weltentfremdender Wirkung für die neue Zeit; sie hat lange dem Lande ein theologisches Gepräge aufgedrückt, hat Talente

gespornt, gepflegt, geleitet, aber auch so einseitig, in so engen Banden, daß viele derselben nur durch Kampf, Bruch, Sprengung zu ihrem wahren Ziele gelangten.

Mein Wunsch war eigentlich, Maler zu werden. Die Mutter, eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie, stand in freundschaftlicher Verbindung mit Künstlerfamilien, ich durfte mit ihr die Werkstätten Eberhard Wächters und Hetschs besuchen. Alles Bild entzückte mich. Ein Italiener hängte seine „Holgen" (so hießen hier die Bilderbögen, der Name weist auf früheren holländischen Handel mit Heiligenbildern in Deutschland, die Schweizer sagen: Helgen) im überbauten Gange des noch stehenden Restes der alten Stadtmauer auf („unter der Mauer"), das war die einzige Kunsthandlung des damaligen Stuttgart, hier stand ich täglich in staunende Betrachtung verloren. Auch Dannecker wurde besucht, ich sah sein schwächstes Werk, seinen Christus, entstehen, aber da stand die Schillerbüste, das Modell der Ariadne, und am nahen See des Parkes sein schönes Nymphenpaar. Weil ich eben von Kunst rede, so sei noch erwähnt, daß der Held des Stuttgarter Theaters damals Eßlair war, den ich in einigen seiner Hauptrollen bewunderte; von Poeten steht mir Uhlands Erscheinung aus jener Zeit noch klar vor Augen, wiewohl ich nicht ahnte, welcher Dichter in der ersten Blüte seines Talents sich jugendlich vor mir bewegte, als ich ihn im Garten eines nahen ländlichen Pfarrhauses auf den Platten der Beeteinfassung im blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, in Suwarowstiefeln mit Zöttelchen balanciren sah; er war unser Vetter wie der Epigrammatist Haug;

Matthiſſon, damals Oberbibliothekar in Stuttgart, iſt mir im Gedächtniß geblieben, wie er auf der Königsſtraße wandelt mit einer Katomiene, der man nichts weniger als den ſentimentalen Zuckerbäcker der Poeſie anſah. — Eberhard Wächter war es, der meiner Mutter am entſchiedenſten abrieth, mich nach meinem Wunſche Maler werden zu laſſen; er wußte es freilich aus bitter ſchwerer Erfahrung, was das Wort beſagt: Kunſt geht nach Brod. Allerdings konnte man nicht wiſſen, ob die Neigung des Knaben auch wirklicher Beruf ſei, denn die Kritzeleien, die ich im Privatunterricht nach der alten Methode des Nachzeichnens von Vorlegeblättern fertig brachte, lieferten keine Probe, und ohne Beweis vorauszuſetzen, daß etwas vom Geiſte Peter Viſchers in mir ſtecke, wäre doch eine allzukühne Hypotheſe geweſen, auch angenommen, die Tradition, daß wir von ihm abſtammen, die allerdings mit einem kleinen ſilbernen Crucifix als ſeinem Werk in der Familie überliefert iſt, wäre urkundlich bewieſen, wie ſie es nicht iſt, da in Nürnberg die Zunftbücher verſchwunden ſind. Da war aber noch ein anderes Hinderniß; hätte das Talent auch unzweifelhaft ſich angekündigt: wie die Mittel für eine Künſtlerlaufbahn erſchwingen? Die Mutter war ſehr arm; ich bin unter dem Drucke der Noth aufgewachſen, und ſo iſt es im Grunde einfach die Armuth, die mich in die theologiſche Laufbahn führte; es waren die Klöſter mit ihren Stipendien, welche die rettende Hand boten; wie mein Bruder wurde auch ich für das Seminar beſtimmt. Ich ſchied nicht eben leicht von meinem Wunſche, doch auch nicht ſo ſchwer, daß ich von widerwilligem Gehorchen reden dürfte. Der geiſtliche Stand galt noch für den erſten und

ſchönſten, der Vater war ja Geiſtlicher geweſen, und hinter unſern Großeltern, weltlichen Beamten, zählt der Stammbaum mehrere Seelenhirten; wir waren mit manchen Pfarrerfamilien verwandt, ich hatte ein gar freundliches Bild von der Idylle des Landpfarrerlebens in mich aufgenommen und wie konnte ich etwas ahnen von künftigen Konflikten? So beſtand ich denn mein „Landexamen“ und gieng mit vierzehn Jahren durch die dunkle Pforte in die dunkle Zukunft; die „Einlieferung“ (ſo lautete die herkömmliche Bezeichnung) geſchah im Herbſt 1821; die Fahrt über die ſchwäbiſche Alb wurde von meiner Mutter gemeinſchaftlich mit Kaufmann Strauß von Ludwigsburg unternommen, der ſeinen Sohn Fritz hinführte, und bald empfiengen uns die Räume des alten Kloſters Blaubeuren.

Von den Licht- und Schattenſeiten dieſes Seminarweſens überhaupt, von dem Leben in Blaubeuren, der höchſt maleriſchen Natur des Felsthales, den Lehrern, dem Vorſtand, den Kameraden hat Strauß in ſeinem „Chriſtian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild u. ſ. w.“ eine einläßliche Darſtellung gegeben, auch mein Aufſatz „Dr. Strauß und die Württemberger“*) (Kritiſche Gänge, ältere Sammlung) beſchäftigt ſich mit dieſen Verhältniſſen, ich kann mich daher hier auf wenige Zuſätze beſchränken. Unterricht und Studienleitung in dieſen Klöſtern legen in unſern künftigen Theologen einen berühmt ſoliden Grund humaniſtiſcher Bildung, ſind aber auch zu einſeitig humaniſtiſch; einer unſerer

*) Ich muß gelegentlich ſagen, daß ich jenen Aufſatz durchaus nicht mehr nach ſeinem ganzen Inhalt vertrete; es ſpricht eine Stammeseigenliebe aus ihm, der man noch eine große Enge der Erfahrung anſieht.

Lehrer trug Mathematik vor, ein Repetent Geographie Deutschlands, ein anderer gab französische Lektion, später ein dritter Physik; aber niemand sagte uns eigentlich mit der nöthigen Eindringlichkeit, daß dies Dinge seien, die ein gebildeter Mensch wissen müsse; wir dachten eben, wir werden einmal Pfarrer und brauchen das nicht, es war bei der Mehrheit Mode, in diesen Stunden nicht Achtung zu geben, und der Unterricht war zu wenig dialogisch, um unsere Aufmerksamkeit zu überwachen. Wir lernten die alte Welt kennen, nicht die neue, nicht die unsere, nicht die Natur und ihre Gesetze; daß es an Intensität des Seelenlebens nicht fehle, dafür war durch unsere trefflichen Lehrer Baur und Kern gesorgt, aber daß der Geist nicht nur nach der Höhe, sondern auch nach der Nähe und Weite wachsen müsse, wurde nicht begriffen. Baurs Persönlichkeit ist oft geschildert, namentlich neuerdings wieder vortrefflich durch Wilhelm Lang („Baur und Strauß". Im neuen Reich 1874, I.); doch nur wer ihn mit großen Schritten auf- und niedergehend damals vortragen gehört hat, kennt ihn ganz; es kam, wenn er zu hohen Gegenständen übergieng, wenn er uns z. B. in der alten Geschichte vom Orient nach Griechenland herüberführte, etwas wie ein Wehen von oben über ihn, ein Schüttern, ein inneres Sausen, von dem seine klangvolle Stimme, seine Hand erzitterte, sein ernstes, stark gewölbtes Auge heller leuchtend rollte und seine hohe Gestalt höher erschien. Baur war eine anima candida im großen Stile; es war schwer, gemein zu werden, wenn man unter dem Einflusse dieser keuschen Mannesseele stand. Wie viel wir auch unserm Lehrer Kern verdanken, ist in den genannten

Schilderungen nicht vergessen, doch nicht genug hervorgehoben, wie angemessen sein Unterricht in Logik und Psychologie im letzten Jahre uns auf das akademische Studium vorbereitete. Der Vorstand („Ephorus") war, wie man aus jenen ersieht, ein seltsames Original, doch erfuhren wir durch seinen geschmacklos lebhaften Vortrag wenigstens etwas von der neueren Geschichte, auch hielt er fest darauf, daß wir fleißig turnten. Wir waren Teutoniker; Fels und Wald erklang von den Liedern Jahns, Follens, Arndts, Theodor Körners; man übersehe nicht, daß erst sechs Jahre seit den Befreiungskriegen verflossen waren. Wir trugen altdeutsches Haar, altdeutschen Rock und offenen Hals, am Sonntag freilich war uns im ersten Jahr noch Cylinderhut, Frack und kurze Hose vorgeschrieben; ich weiß noch den Tag, wo diese zopfige Kleiderordnung aufgehoben wurde: es war der 15. Juni 1821; wir feierten die Befreiung durch ein Autodafé, wobei die kurzen Beinhülsen auf einem Holzstoß verbrannt wurden. Auch die Periode der Sentimentalität war ja damals noch lange nicht abgelaufen und so kam auch hierin unserer Jugend die Zeitstimmung entgegen. Klopstock war unser Mann und Schillers empfindsamste Partieen unser Element; wir waren sehr verliebt und eines der vorgeschrittensten Gemüther kam auf den Gedanken, den Namen der Geliebten auf ein Zettelchen zu schreiben und dieses zu fressen; eine Idee, die starke Nachfolge fand, obwohl es nicht besonders schmeckte. Auch die Romantik der Freundschaft blieb nicht aus; Liebesbriefe wurden selbst während des Unterrichts im Kollegiensaale

gewechſelt; ſchmollte man einander, war man entzweit, ſo gieng ein Trauern, ein Weinen an, als wäre eine Heloiſe, eine Lotte verloren; um ſo ſeliger war die Verſöhnung. — Freundlich ſtanden uns mehrere Häuſer des Städtchens offen, unſer ſtarker Appetit wurde gaſtlich bedacht, wenn wir kamen, und ſeine reichliche Stillung hinderte uns nicht, für die Töchter, wo es ſolche gab, uns gefühlvoll zu erwärmen. Es wurde geſungen, getanzt, Pfänder geſpielt und hiebei die Gelegenheit zu Küſſen nicht verſäumt: die Zeit und Sitte war noch unſchuldig wie wir. Es konnte nicht fehlen, daß Liebſchaften daraus erwuchſen, und läßt ſich denken, mit welchem Aufwand von Sehnen und Thränen ſie geführt wurden; in Einem Fall wurde ein bleibendes Band geknüpft, das zu einer glücklichen Ehe gediehen iſt. Doch die Mehrzahl ſchwärmte für ein entferntes Ideal, meiſt irgend eine Pfarrtochter, am heißeſten dann, wenn es ganz Ideal war, d. h. vom Verehrer gar nichts wußte. All dieſes „Freudvoll und Leidvoll“ hielt uns im Geringſten nicht ab, Fohlenmuthwillen jeder Art zu treiben, aus koloſſalen „Kloben“ verbotener Weiſe zu rauchen, unter Karcergefahr zu kneipen, nächtlichen Maskenball zu halten, Körners Nachtwächter im Hörſaal zu ſpielen, kurz: beſtändigen Krieg gegen die Kloſtergeſetze zu führen, uns untereinander und vor allem unſern Ephorus höchſt komiſch zu finden und mimiſch wiederzugeben, überhaupt im Elemente des Gelächters zu ſchwimmen. Doch genug, man kennt die Jugend.

Der Muſik muß ich hier noch gedenken. Wir hatten nicht nur Geſang-Unterricht, es wurde eine Kapelle gebildet, die Inſtrumente wurden nach Auswahl des Muſiklehrers

vertheilt und an mich kam das Waldhorn. Die Lektionen des Unterlehrers begannen. Die erste fiel glänzend aus, ich fand den Ansatz leicht und blies nach wenigen Versuchen die Skala richtig. Die Probe guten musikalischen Gehörs war geliefert, ich wurde sehr gelobt. In der zweiten Stunde gieng es an die Noten, ich sollte ihre Namen, die Zahlenverhältnisse ihres Werthes lernen; schlechthin verblüfft und verstockt stand ich vor der Entdeckung, daß so etwas auf Zahlen beruhe, fragte und fragte nach Gründen, statt das gegebene System als Thatsache hinzunehmen, und ärgerte mit meinem Grübeln den puren Praktiker so, daß er endlich Notenheft und Waldhorn hinwarf, mich aufgab, fortlief. Jahrzehnte später, als ich endlich ganz die traurige Lücke fühlte, nahm ich wieder Unterrichtsstunden, bei dem trefflichen, der Welt durch seine Kompositionen und Verdienste um das Volkslied wohlbekannten Silcher in Tübingen. Auch dies kam bald wieder ins Stocken, da sich erwies, daß ich über die Brücke der mathematischen Grundlagen schlechterdings nicht hinüberzubringen war. — Dies ist die Geschichte meiner Bildung in der Musik. Ich bewahre noch als traurig komisches Andenken das Waldhorn-Mundstück. Ich bin denn für mein ganzes Leben auf einen fatal gespannten Fuß mit dieser Dame zu stehen gekommen; ich bin ihren Reizen gar nicht verschlossen, aber weil ich sehr wohl weiß, daß eine Kunst nur der ganz fühlt, der Einiges von ihr versteht, so beunruhigt sie mich wie Fragen an einen Examinanden, der nichts weiß. Ein andermal, wenn sie einfach faßlich und rührend ist, packt sie mich zu stark, zu pathologisch. Musik, so viel Musik, als man braucht, um Musik zu verstehen,

verſtehend zu genießen, muß man in einem Alter zu lernen anfangen, wo man das Techniſche noch einfach als ein Gegebenes ſich gefallen läßt und blind gehorſam, fraglos ſich einprägt und befolgt, was vorliegt. Weit hätte ich es freilich nie gebracht; ich bin aufs Auge organiſirt und halte es nicht lang in einem Element aus, das zwar an ſich beſtimmt, verglichen aber mit der ſichtbaren Formenwelt (wie mit der Welt der Wortſprache) unbeſtimmt, ſchwebend iſt. Wo man ſich in Geſpräch ergehen möchte, aber Muſik ſich aufdrängt und das Geſpräch ſtört, wird ſie mir wahrhaft haſſenswerth. Ganz Unrecht werde ich jedenfalls nicht haben, wenn ich ſage: ihr ſchönſter Theil iſt jedenfalls Kürze.

Im Jahre 1825 gieng es nun ins „obere Seminar" nach Tübingen. Auch über die Univerſitätsjahre, die äußeren Lebensbedingungen, unter welchen ſich die Studien bewegten und die Erkenntniß fortſchritt, die Studien ſelbſt, die Lehrer und die Wege des Privatſtudiums darf ich auf die oben genannten Quellen verweiſen, die nur auf einigen Punkten zu ergänzen ſind. Ueberſchaue ich das Ganze dieſer Zeit, dieſe fünf Studentenjahre (denn ſo lange blieb damals eine Promotion, d. h. Alterklaſſe), ſo ſteht im Grund kein heiteres, ſteht ein Bild gedrückter Zuſtände vor mir.

Man lernte, aber es gab keine wahre Jugendheiterkeit. Wir waren eben in einem Kloſter und hiemit doch eine Art von Mönchen. Dieſes Kloſter hielt nicht wie die alten Räume in Blaubeuren eine auf 42 beſchränkte Zahl heiterer Knaben zuſammen, unſer brüderlicher Humor, unſer ſentimentaler Herzensaustauſch zerfuhr und zerſtäubte im Gedränge von drei älteren Promotionen, mit denen wir

kaſernenhaft zuſammenlebten. Die Räume waren nicht eben düſter, aber unſauber, unreinlich und die Zuſammenſperrung von Söhnen gebildeter Familien mit unerzogenen, roheren Naturen war in dieſer Miſchung verſchiedener Altersklaſſen und dieſer größeren Anzahl von Ställen fühlbarer und von ſchlimmerer Wirkung, als in dem ſtillen Kloſter, dem „niederen Seminar“. Ich hätte gern den Studenten gemacht; immerhin konnte damals das Verbindungsweſen der deutſchen Univerſitäten noch einen Reiz üben; es war noch nicht der chineſiſche Zopf wie jetzt, die noch junge Burſchenſchaft nährte als Vertreterin des allgemeinen, d. h. des vaterländiſchen Gedankens einen belebenden Gegenſatz zwiſchen dieſem und dem Partikularismus, dem reinen Vergnügungszweck der ſog. Korps, man glaubte noch redlich, das Vaterland frei und einig ſingen zu können, es war Feuer und Schwung in unſern Irrthümern, man nahm das Duell ernſt und es war daher ſeltener, als jetzt, das Studentenweſen war noch nicht die Hochſchule der querelle de l'Allemand, zu der es herabgeſunken iſt. Aber meine Armuth, die Klauſur und die übrigen Kloſtergeſetze ſperrten mir die Wege; es war uns z. B. durch ein Verbot der Hauboden verſchloſſen; was ein Mann können ſoll: reiten, fechten, ſchießen mußte ich ſpät im Mannesalter nachlernen; das Bewußtſein, als „Stiftler“ von den „Stadtburſchen“ über die Achſel angeſehen zu ſein, laſtete wie Blei auf uns. Wir ſuchten dagegen einen Halt in dem Bewußtſein des wiſſenſchaftlichen Ernſtes unſerer Studien und ſo entſtand jene Miſchung von Gefühl des Drucks und von geſteigertem Selbſtgefühl, den man das Stiftlersgeſchmäckchen nennt. Nun war ſchon in den letzten

Zeiten meines Aufenthalts in Blaubeuren jener Zuſtand über mich gekommen, den auch die Schilderung in den ält. Kritiſchen Gängen erwähnt: die Melancholie, die nicht auszubleiben pflegt, wo ein tieferes Seelenleben in dunkel gährender Entwicklung begriffen iſt. Ich bewahre noch manche Gedichte aus jener Zeit, voll Klagen über Verluſt des kindlichen Glaubens, über das allgemeine Nichts, voll Sehnſucht nach dem Tode. Dieſes Schwarz wurde nun unter der Düſterheit der neuen Umgebungen noch ſchwärzer und ich gieng fleißig mit dem Gedanken des Selbſtmords um. Ich hatte keine Ahnung, daß mein Brüten über dem Nichts als ein dunkles, tiefes Sichregen des Denktriebs zur Grundfrage der Philoſophie führe und ſomit die Anforderung zur philoſophiſchen Arbeit enthalte. Ich habe vorgegriffen, als ich ſoeben vom ſtolzen Gefühl unſeres geiſtigen Strebens als einem Gegengewicht gegen die Trübheit unſerer Verhältniſſe ſprach. Ich ließ vorerſt die Flügel hängen, ich war faul. Die Philoſophie trat mir im erſten Jahre in Form einer Vorleſung von Sigwart über Anthropologie entſetzlich langweilig entgegen. Hauptſächlich aber war dieſes Jahr noch der Philologie gewidmet und Tafel der Profeſſor, den wir hörten. Er iſt von Strauß geſchildert, ich füge dem Bilde bei, daß die Art ſeines Vortrags dieſe war: Pindars Oden-Anfang Χρύσεα φόρμιγξ —: „χρύσεα, m. Herren, χρύσεα, d. h. golden, von Gold, nicht vergoldet, — golden, von Gold!“ Zu dem Wort ὁδὸς: „ὁδὸς Weg, Straße, via, strada, chemin, street, Weg, Straße“ u. ſ. f. Die klaſſiſchen Dichter Homer, Sophokles waren in Blaubeuren von Kern geſchmackvoll lebendig, Herodot von Baur mit echtem Verſtändniß ſeiner

hohen Naivetät behandelt worden, nichts wäre nun natürlicher gewesen, als daß der Zug des jugendlichen Geistes mich zu fortgesetzter und intensiverer Beschäftigung mit den Klassikern geführt hätte. Ich konnte ahnen, daß die Art meiner Begabung mich dahin weise, den Zug zum prüfenden Denken und den Zug des Phantasielebens in mir zu vereinigtem Wirken zu rufen, indem ich kritisch-ästhetische Behandlung der Werke der Dichtkunst mir zur Lebensaufgabe erwählte, dann die bildende Kunst in den Kreis meiner Betrachtung zöge und zur Wissenschaft des Schönen aufstiege. Allein wie konnte mir damals ein solches Licht auch nur als dämmernde Ahnung aufgehen! Der absurde philologische Lehrer stieß mich ab; im Griechischen war ich grammatisch nicht recht fest geworden — Folge der erwähnten lässigen Behandlung dieser Sprache im Gymnasium und Ursache eines Mangels an Neigung zu ihr, der mich abhielt, mit meinen Freunden Strauß und Märklin in das philologische Seminar einzutreten, das eben jener Tafel, ein ungleich besserer Instruktor, als Katheberlehrer, im persönlichen Umgange munter, ja witzig, leitete und in gutem Gang erhielt. Auch verlangte meine Natur, die mir einst den Wunsch eingegeben hatte, ein Maler zu werden, daß mir eine bildliche Anschauung zu Hülfe komme, wenn ich wahre Lust fühlen sollte, tiefer in die antike Welt einzudringen; ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen. Von Kunstgeschichte mit Anschauungsmitteln wußte aber damals rings um uns keine Seele, auch von Archäologie überhaupt nicht, nicht einmal der Name dieser Wissenschaft kam mir zu Ohren; einige Abgüsse von Antiken sind viel später erst aufgestellt worden, nachdem Walz (übrigens

auch ein sehr trockener Kopf) Professor der Philologie und Archäologie geworden. Ich erinnere mich, daß nach langer Zwischenzeit, als ich Tafel die Aegineten nannte, der gelehrte Mann nichts davon wußte. Verlorene Kunde gieng unter uns um, ein Architekt Heigelin lese Aesthetik. Dieser geistvolle Mann, der eigentlich den Grund zur Blüte unserer Architekturschule in Stuttgart gelegt hat, knüpfte, damals in Tübingen angestellt, wirklich allgemeine ästhetische Betrachtungen an den Vortrag seiner Fachwissenschaft. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, warum wir stumpf und fern blieben. — In der Kenntniß der deutschen Dichterwelt suchte man vorzuschreiten, so weit man bei der Enge der Weltvorstellung und dem Mangel an Hilfe und Leitung vermochte; Goethe blieb, mit Ausnahme des Götz und Werther, natürlich unverstanden. Dieser Name führt mich auf einem weniger geraden Wege, als man wohl vermuthet, zu den Naturwissenschaften. Es war im ersten Sommer Physik vorgeschrieben; wir hörten sie — noch immer ohne Begriff vom Werthe der Naturkenntniß — nur gezwungen, denn in den Kollegien saß ein Famulus und kontrolirte unsern Besuch; — nebenher sei hiezu bemerkt, daß es auch dieser, jetzt längst nachgelassene, Zwang war, der lähmend auf unser Streben wirkte. In diesen Stunden nun las ich Goethes Iphigenie; ich weiß noch gut, wie zwischen die völlige Fremdheit, womit dem unreifen Sinne dieses Kunstwerk entgegentrat, schwache Strahlen der ersten Ahnung einer reinen, ideal beseelten Formwelt aufdämmernd eindrangen. Davon aber fehlte, wenn ich etwa zu der Luftpumpe, an der uns eben der gute alte Bohnenberger einige Erscheinungen zeigte, von

meinem Oreſtes und Pylades verdroſſen aufſah, natürlich die entfernteſte Vermuthung, daß mein Dichter und die Phyſik vielleicht etwas miteinander hätten zu thun gehabt. Einem modern urtheilenden Menſchen muß das ganze Bild unſerer Studienlaufbahn, wie es auch in der Biographie Märklins von Strauß vorliegt, als ein wahres Nachtſtück trüber Spekulation in weltfremden Mönchzellen erſcheinen. Dann aber würde er gründlich den unbedingten Werth der Philoſophie verkennen.

Er ſollte mir endlich aufgehen. Ich verdanke es den Aufſätzen, die wir im Seminar unſern Repetenten einzureichen hatten. Ich habe von dieſer Einrichtung, von der Leitung der Studien durch die Repetenten überhaupt, im oben angeführten Aufſatz der älteren Kritiſchen Gänge geſprochen und indem ich hinzuſetze, daß eine ſolche Wohlthat den Studirenden aller Fakultäten zu wünſchen wäre, muß ich hier die Klage über die einſeitige Begünſtigung der Theologie durch die großen Stiftungen im Lande Wirtemberg wiederholen. Der Jüngling iſt in dem Alter, in welchem er die Univerſität betritt, nicht ſo mündig, um gefahrlos ganz ſich ſelbſt überlaſſen zu werden; Klauſur und Legalitätszwang aber ſind ſchlechte Mittel, ihn zu hüten; wären alle Fakultäten mit *jenen* Mitteln dotirt, würde man in allen junge Männer anſtellen, die durch Repetitorien, Aufſätze, halbjährliche Prüfungen die Studien leiten, würde man den Genuß der Stipendien davon abhängig machen, ob der Studirende dieſer Leitung ſich ordnungsmäßig fügt, ſo wäre ein Zwang ohne Zwang gewonnen, welcher der jugendlichen Willkür einen Damm ſetzte. — Das erſte Thema, das

mich reizte und anzog, war eine Unterſuchung über das δαιμόνιον des Sokrates, das zweite über die Grundzüge der Kantiſchen Kritik der reinen Vernunft, das dritte über das Weſen des Böſen; das Intereſſe, der Forſchungstrieb, die Selbſtthätigkeit war geweckt, ich war nun im Zug und bin von da an ein fleißiger Student geweſen. Mit den Lehrern ſah es allerdings dürftig aus, Eſchenmeyer iſt oft charakteriſirt, bei Sigwart wurde nun Geſchichte der Philoſophie gehört und die Partie über Kant war, wie ledern auch immer die Behandlung, doch ſo eingehend und klar, daß ſie eine Welt von Fragen in mir weckte. Wer nun aber weiß, welchen Weg die deutſche Philoſophie von Kant durch Fichte zu Schelling nahm, der wird ſich nicht wundern, auch mich und meine Freunde auf ihm zu finden. Bereitwillig wiederholte die jugendliche Miſchung von Phantaſie und Denken den Sprung des Identitätsphiloſophen in das Abſolute; wie ſchwach aber die Begründung ſein mochte, der Dualismus war einmal überwunden, ich war und blieb Moniſt, Pantheiſt. Von Hegel erfuhren wir vorerſt ſo viel wie nichts. Zu welchem phantaſtiſchen Myſticismus Schelling den Grund legte, wie ſich darauf — neben dem Mißbrauch des Fichteſchen Ich zur Beſchönigung ihrer „Ironie“ — die romantiſche Schule ſtützte, iſt bekannt. Strauß warf ſich nun uns voran in die myſtiſche Naturphiloſophie, den Magnetismus, die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik. Man darf die Zeit nicht vergeſſen, Tieck wurde noch bewundert; „Aufklärung iſt Seichtigkeit!“ dieſe Loſung war ausgegeben und beherrſchte mit ihrer Halbwahrheit die geweckteren Geiſter. Es zupfte mich wohl etwas, aber ich

wußte nicht, was? und gieng eben zögernd, unbewußten Vorbehalt im Innern, auch so mit im eleusinischen Zuge; doch führten mich nicht die Wunder der Somnambulen, nicht der Ruf Just. Kerners, sondern die Weinlesfeste und alte Familienbekanntschaften nach Weinsberg, denn mein Vater war früher dort Diakonus gewesen. Ich habe aber damals J. Kerner kennen gelernt und herzlich liebgewonnen. Der Mann war eine „Natur", er bildet den Mittelpunkt meiner Erinnerungen aus jenen heiteren Tagen der Herbstfeier. An sein Somnambulismuswesen konnte er glauben mit dem halben Hintergedanken, das Ding könnte vielleicht auch anders sein, also glauben und dunkel nicht glauben, es war psychologisch möglich, da er selbst mit seinem Humor unbewußt frei über sich schwebte. Die Seherin von Prevorst habe ich nur einmal gesehen und gesprochen, sie war im wachen Zustand und erzählte mir von den Geisterbesuchen wie von Dingen, die sich von selbst verstehen.

So kamen wir in die Theologie hinüber. Mein erstes Wort muß eine Klage sein, wenn ich die drei Jahre übersehe, die ich in dieses Studium gebannt war. Mein größter Schaden war die Gewissenhaftigkeit der Legalität. Ich muß ein gutes Drittel der besten Jugendzeit als verloren betrachten, vergeudet in dummem Fleiß an Stoff, der meinem Geist und Leben keine Frucht getragen hat. Ich habe bei dieser Klage natürlich nicht die Theologie im Auge, wie sie unzweifelhaft wissenschaftliche Elemente enthält, sondern als eine Qualbemühung, zu halten, was nicht mehr zu halten ist, und brauche nur zu erwähnen, daß ich sogar unter der Marter der Vorlesungen des redlichen und beschränkten

Dr. Steudel über Dogmatik ausgehalten, ja nachgeschrieben habe! Hätte ich in derselben Zeit neuere Sprachen getrieben, ja nur Romane gelesen, wie viel besser hätte ich gethan!

„Ein Drittel“ — wenn es nicht allzukomisch ist, Unberechenbares auf Zahlen zu bringen —: so blieben also schöne zwei Drittel übrig; von diesen ist das eine negativer, das andere positiver Gewinn. Der negative: ich habe durch das Studium der Theologie hinter die Koulissen, ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten gesehen; dies ist ein Vortheil, der durch keine andre Art wissenschaftlicher oder weltmäßiger Befreiung des Denkens ganz ersetzt wird. Wer recht zusieht, wie die Kirche geworden ist, muß auch begreifen, daß sie einst vergehen wird, und die Geschichte der Dogmen ist die Geschichte ihrer Auflösung wie ihrer Entstehung. Jedes Dogma ist ein Konvolut aus einem Gedanken, der ein Problem der Philosophie ist, und einem Stück Mythus; der erste Bestandtheil löst nach und nach den zweiten auf und schält sich heraus. — Die Theologie besteht auf den Universitäten als Fakultät und wird noch lange bestehen. Sieht man sie näher an, so fallen ihre Theile an Zweige einer andern Falkultät auseinander. Die Exegese gehört zur Philologie, die Kirchengeschichte zur Geschichte, Dogmatik und Dogmengeschichte zur Religionsphilosophie, die christliche Moral, da es doch nicht zweierlei sittliche Wahrheit geben kann, zur Ethik. Lauter Aufgaben der Philosophie. Die Theologie scheint eine eigene Fakultät zu fordern nur weil die falsche Unterscheidung zwischen geoffenbarter und natürlicher Wahrheit so hartnäckig festsitzt, und sie sitzt so fest, weil mit ihr der magische Nimbus des

Prieſters, die Anmaßung der Zaubermacht ſteht und fällt. Kommt je eine Zeit, wo die falſche Unterſcheidung ſich auflöst, ſo iſt der „Geiſtliche“ einfach ethiſchreligiöſer Volksredner und Volkspädagog oder einfach das Letztere, denn das Erſtere iſt darin einbegriffen. Die Pädagogik iſt aber ebenfalls ein Zweig der Philoſophie, und ſoll von dem, was jetzt noch als Theologie eine Fakultät für ſich bildet, noch etwas Beſonderes übrig bleiben, ſo iſt es die Aufgabe, künftige Volkserzieher heranzubilden; dies Beſondere begründet aber keine eigene Fakultät, ſondern eine Sektion der philoſophiſchen. Darf eine Zukunft gehofft werden, die begriffsgemäß ordnet, ſo wird dieſe Fakultät drei Sektionen haben: die naturwiſſenſchaftliche, die eigentlich philoſophiſche (mit der philologiſchen und hiſtoriſchen) und die pädagogiſche. So, wie es jetzt noch ſteht, lernt der Theolog gerade von dem, was er vor Allem lernen ſoll, am wenigſten; die „Paſtoral-Theologie“ iſt das fünfte Rad an dem Wagen, worin er zum Examen fährt.

Dies iſt ein Traum von einer ungewiſſen Zukunft. Doch iſt ſchwer zu glauben, daß ſich die Menſchheit ewig mit dem Gegenſatz von Staat und Kirche, d. h. mit dem unheilbaren Zwiſt im Körper der Geſellſchaft ſchleppen werde.

In der Zeit, von der die Rede iſt, war ich natürlich noch weit entfernt, ſo weit zu denken, ſondern ſtak ſelbſt noch feſt in dem Konvolut von geahntem Gedanken und geglaubtem Bilde, woraus das Dogma beſteht; brauchte ja ſelbſt unſer verehrter Baur, der nun mit Kern nach Tübingen verſetzt war und dieſe Fächer vortrug, noch lange Zeit, bis ihm das Auge kritiſch frei und hell wurde, und ſtritt er

noch mehrere Jahre ſpäter, als wir die Univerſität ſchon verlaſſen hatten, mit Möhler nicht blos um den ethiſchen Kern des Proteſtantismus, ſondern gut theologiſch auch um ſeine Dogmen. Das jetzige Geſchlecht — ich meine den Theil, der klar ſieht, — weiß gar nicht mehr, wie feſt die Vorſtellungen ſaßen, wie ſchwer und langſam das Herauswachſen vor ſich gieng und welcher Unterſchied iſt zwiſchen der Zeit, da Strauß die freie Anwendung des Mythusbegriffes auf das Neue Teſtament entdeckt hatte, und jener, da dies ungemeine Expediens noch nicht gefunden war. Wir waren Pantheiſten geworden, aber, wie geſagt, im Stile Schellings; daß aus dem Prinzip des Pantheismus mit eiſerner Konſequenz die Ausſchließung des Wunders aus dem Gange alles Geſchehens, die Geſetzmäßigkeit desſelben als unzerreißbare Kette ſich ergebe: wie konnten wir das erfaſſen, da es der geniale Philoſoph ſelbſt nicht erfaßte? da ſeine Geiſteslehre eine myſtiſche Phyſik und ſeine Naturlehre eine myſtiſche Pſychologie war und ſein Abſolutes ſich vorbehielt, in beliebigen Momenten geiſterhaft in den Naturzuſammenhang einzubrechen? Allein ſtill und unbewußt gieng doch etwas in uns vor ſich, worin die ſpätere Losſchälung ſich vorbereitete; ein leiſe wachſendes Merken mußte ſich doch einſtellen und was noch nicht Einſicht war, rührte ſich wenigſtens als humoriſtiſches Vorgefühl, wenn z. B. die Welt von Abſurdität und geiſtloſer Künſtlichkeit in den rationaliſtiſchen wie den ſupernaturaliſtiſchen Wundererklärungen und Widerſprüchevertuſchungen in der Exegeſe und Synopſe an uns vorübergieng.

Der andere große Gewinn war die ſtetige Rückkehr zur

Philoſophie, welche die theologiſchen Fragen als Nöthigung mit ſich führten. Insbeſondere gab das Studium Schleiermachers Anſtoß zu erneuter Beſchäftigung mit dem nicht phantaſtiſchen Pantheiſten, mit Spinoza. Wir ſind, wie bekannt, in die Zeit gefallen, da jener ſcharfe und feine Geiſt das große Werk der unvermerkten Auflockerung der Theologie durch dialektiſche Einſchmuggelung der ſpinoziſchen Philoſophie vollzog. Ich darf ſagen, daß ich ihm bald auf die Schliche kam, und zwar erinnere ich mich namentlich, daß mich die ſubtilen Verhüllungen ſeiner wahren Anſicht, welche die perſönliche Fortdauer nach dem Tode ausſchloß, in der Lehre ſeiner Dogmatik von den letzten Dingen nicht zu täuſchen vermochten. Ich geſtehe, daß, ſo fleißig ich ihn ſtudirte, ſo viel ich aus ihm lernte, er doch nie eigentlich mein Mann war. Seine Dialektik übte keine Illuſion auf mich, weil ich einſah, daß ſie als eine von außen arbeitende Schraube zur Befeſtigung von Denkreſultaten diente, die er auf anderem Wege gefunden; in ſeinen Reden und Monologen widerſtand die Selbſtbeſpieglung des göttlich autonomen Ich meiner Art zu fühlen, und ſein gräciſirender Stil iſt mir immer affektirt erſchienen. Darum verkannte ich natürlich ſeine Bedeutung nicht, er war auch mir eine Größe, aber keine angenehme; die Miſchung herrnhutiſch angewehter Frömmigkeit mit dieſen Elementen, mit griechiſcher und ſpinoziſcher Philoſophie und mit der narzißartigen Selbſtbeſchauung des Ich, war eben gar nicht meine Liebe; in Einem aber that es der Mann mir an, und dies iſt ein neuer Beweis für die Langſamkeit des innern Befreiungsprozeſſes. Schleiermacher rettet, wie man weiß, die Gott-

menſchheit Chriſti durch den Begriff der Urbildlichkeit. Das nahm und hielt mich gefangen, es fehlte noch immer die Scheidung zwiſchen philoſophiſcher und geſchichtlicher Wahrheit. Ich erinnere mich noch eines Geſprächs mit meinem Freund Märklin, worin ich hartnäckig den Zweifeln gegen dieſe Vermengung widerſtand, die in ihm ſchon aufgegangen waren und die er mir vortrug.

Endlich tauchte Hegel an unſrem Horizont auf, es war ſpät, gegen den Schluß der Studienzeit. Wohl hatte ich ſchon lang von ihm ſagen hören und hatte es mich im tiefſten Geiſte beſchäftigt, daß er, wie ich vernahm, vom Nichts ausgieng, das, identiſch mit dem bloßen Sein, das Werden gebären ſolle. Das war mir eine große Botſchaft, denn das Brüten über dem Nichts hatte ſich ſtets wieder eingeſtellt; ich dachte immer: das wird dein Mann ſein, der wird dir Licht bringen. Ich begriff noch lange nicht, daß das Nichts, das mir ſo viel Noth machte, nichts Anderes ſei, als die Einheit der unendlichen Fülle und Vielheit der Welt, wenn man ſie zur Abſtraktion erhebt, d. h. eben vom Weltinhalt trennt, deſſen Einheit ſie iſt; ich begriff aber auch noch nicht, daß wir das Geheimniß des ewigen Uebergangs der Einheit in die Vielheit nie enträthſeln werden, daß die Philoſophie nur Eines gewiß weiß: ſo kann es nicht zugehen, wie die poſitiven Religionen es ſich erklären; daß ſie ſich beſcheiden und damit tröſten muß, einzelne Blicke in das Centrum der Dinge zu thun, auf deren Erkenntniß ſie angewieſen iſt, und daß ſie trotz dieſen Schranken das Edelſte und Höchſte bleibt, was der Menſch treiben kann. Ich nahm mir vor, Hegel aufs eifrigſte zu ſtudiren, aber

für jetzt war das Examen zu nahe; Strauß und mehrere seiner Freunde ließen sich dadurch nicht abhalten, gemeinsam die Phänomenologie zu lesen, ich kann mich nicht mehr entsinnen, was mich von der Theilnahme abhielt; es wird eben Isolirtrieb, Eigensinn gewesen sein. Was aber das Verhältniß der Philosophie zur Religion betrifft, so entlehnten wir nun von Hegel jenen Standpunkt, der uns so lange noch als eine höchst zulängliche Auskunft erscheinen sollte: die Religion als Vorstellung hat in bildlicher, symbolischer Form denselben Inhalt, den die Philosophie in der Form des Wissens als Begriff hat. Auch Strauß hat sich, wie man weiß, lange mit dieser Täuschung getragen. Ich finde zu meiner Verwunderung, daß ich noch 1841 in einem Aufsatz „Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit“ (er kam in den Jahrb. d. Gegenw. und ist in den Krit. Gängen ält. Samml. abgedruckt) ganz getrost und naiv sage, da sei nun eine Philosophie gekommen, die doch das edelste und zugleich gelindeste Mittel der Abhilfe in derlei Schwierigkeiten gefunden habe, indem sie den ganzen Gehalt des Glaubens anerkenne und nur u. s. w. Nun aber, wohlgemerkt, die Unklarheit war eine doppelte: daß die Religionsvorstellungen nur so ganz harmlos als Bilder für Ideen zu betrachten und zu verwenden seien, dies war nur die eine unserer Täuschungen; wie weit die blos symbolische Wahrheit in diesem Bilderkreis sich erstrecke, auch dies war uns noch in Nebel verhüllt; ein Theil dieser Bilder konnte doch auch geschichtliche Wahrheit sein; die Zweifel eines Freundes an der Gottheit Christi, die ich oben erwähnt

habe, blieben noch Zweifel; erinnere ich mich recht, so habe ich damals auch die Auferstehung noch für eine Thatsache gehalten. Mit diesem Recepte ganz zufrieden gieng ich denn nun dem Examen und durch diese Pforte dem Kirchendienst entgegen.

Inzwischen war Uhland Professor geworden und las Geschichte der altdeutschen Dichtung, leitete auch praktische Uebungen in Poesie, Stil, Beredtsamkeit. Es war zu spät für mich, ich hospitirte, so oft ich konnte, die Vorbereitung auf das nahe Examen ließ nicht zu, daß ich im Zusammenhang hörte, und so floß der gesunde Quelltrank, gereicht in körniger Granitschale von diesem Grund- und Kernmanne, nur in unterbrochenen Schlücken in die dürstende Seele. Die damals moderne Poesie hatte uns natürlich nicht stumpf gefunden; Tieck war in neuer Gestalt, als Novellist, aufgetreten, Heine hatte der Romantik neue Glut und zugleich zersetzendes Gift eingegossen, er packte uns wie alle Welt, von einem Abschluß des Urtheils war natürlich noch keine Rede. Den wahnsinnigen Hölderlin habe ich einigemal besucht, ohne noch ganz zu erkennen, welch' ein Geist in ihm zertrümmert vor mir stand.

Das Examen wurde flott bestanden: I a; ein früher errungener Predigtpreis, eine Silbermedaille, war mir — ich muß meine Schmach bekennen — vom guten Universitätspedell — Payer hieß der Unvergeßliche — aus ihrer Kunstform hilfreich in brauchbares Silber für die immer leere Börse umgetauscht worden.

Ich wurde nun Vikarius im Dorfe Horrheim. Es war ein Original von Pfarrer, in dessen Dienst ich trat, herzgut,

gastfrei, rechtgläubig ohne allen Fanatismus, Freund des Scherzes, soweit nicht seine Kränklichkeit, mehr noch Hypochondrie ihn abhielt. Diese gab ihm unter Anderm ein, er könne die Berührung der Haut mit Stahl nicht ertragen, daher er sich wochenlang nicht rasirte und mir beim ersten Eintritt in das Haus mit einem Kinn voll starker Bartstoppeln entgegenkam, was zu der Pudelkappe mit viereckigem Boden und großem Blechschild, die er aufhatte, seltsam genug ließ. Er behauptete Erstickungsanfälle zu bekommen und bekam sie daher auch richtig, wenn er im Freien gehend Gewitterwolken aufsteigen sah. Meine Jahresbesoldung (neben Wohnung und Kost) betrug 90 Gulden — splendid, denn das Gewöhnliche war nur 80. Eines Tages unternahmen zwei seiner Töchter einen Gang nach einem benachbarten, etwa zwei Stunden entfernten Ort, ich erbot mich zum Kavalier und sie nahmen die Begleitung unbefangen an, nicht ahnend, was dabei in meinem Innern vorgieng im Bewußtsein, daß meine Baarschaft ganze 6 Kreuzer betrug, während ich doch am Reiseziel nicht konnte zulassen wollen, daß sie auf Erfrischung verzichteten oder solche selbst bestritten. Ich beredete den Vater, ein Stück mitzugehen; wir waren nicht ganz halbwegs, als Wolken aufstiegen, er wurde es nicht sogleich gewahr, ich bot eine demostheniſche Beredsamkeit auf, ihn über die Hälfte der Wegstrecke hinüberzuplaudern, bald aber merkte er und wollte umkehren; nun sagte ich ihm, er habe ja jetzt weiter zurück, als vorwärts zu unserm Ziele, allein es blieb noch der Anstand, daß er mit seinem Bartstoppelfeld und seiner polnischen Sackkappe doch nicht wohl in eine fremde Ortschaft einziehen könne; ich rieth,

durch eine Hintergasse daselbst einzudringen und sich in einem abgelegenen Wirthshaus zu bergen, er ließ sichs gefallen, die Töchter machten ein paar Einkäufe, fanden sich dann mit uns zusammen, der Alte ließ munter auftragen und man war recht heiter. Abends wieder zu Hause fand ich ein Päckchen vor, worin mir eine gute Tante ein Pfund Rauchtabak und 48 Kreuzer schickte, die in meine Börse fielen wie Regen auf vertrocknetes Land. Es war ein dies faustus. — Ich könnte auch noch vom Geiste erzählen, der im Pfarrhaus umgieng; der Pfarrer glaubte daran wie die ganze Gemeinde; von unerklärlichen mitternächtlichen Geräuschen hätte ich zu berichten, müßte aber das Wunder trocken rationell aus Scharrbewegungen des Spitzhunds auf einem wackligen Stuhl erklären.

Ich predigte, katechisirte, reichte das Abendmahl, taufte, traute. Noch im Jahr 1870 hat mich ein altes Ehepaar mit Rührung begrüßt, das ich kopulirt habe. Mein Morgenstudium war, wenn ich die Enten und Hühner aus dem Fenster gefüttert hatte, Hegel und immer Hegel; der Abend aber wurde den Musen geweiht, ich bekenne verschämt diesen geheimen Umgang; doch, er wurde später der Welt eingestanden; unter den Gedichten, die unter dem Namen Treuburg im Jahrbuch schwäb. Dichter 1836 erschienen, stammen ein paar aus jener Zeit (so „Pfarrers Abendspaziergang“) und die zwei Novellen, die ebendaselbst stehen, Geschöpfe kindlicher Unreife, sind damals begonnen.

Ein Jahr darauf, Herbst 1831, wurde ich zum Repetenten im Kloster (niederen Seminar) zu Maulbronn ernannt; die Promotion war frisch eingetreten, rothbackige Knaben,

an denen ich meine Herzensfreude hatte und mit denen ich nicht nur griechisch (Jakobs) und lateinisch Excipiren traktirte, sondern auch den Macbeth nach Schiller las und rührig turnte. Die berühmten Klostergebäude brachten den ersten Reiz des Interesses für die Architektur. Mit meinem Kollegen Rau, einer urkräftigen, grundehrlichen Natur, jetzt auch schon unter den Todten, schloß ich mich gern reisenden Künstlern an, die Kreuzgang und Kirche besichtigten, und wir staunten, wenn wir sie sagen hörten: „das ist nun später, das ist angesetzt," denn wir wußten vom Unterschiede der Stile Null; es kam einmal ein alter Baurath nach Maulbronn, auf den wir uns stürzten, um von ihm Unterschied und Zeitfolge von Byzantinisch (so sagte man noch für Romanisch) und Gothisch zu erfahren; er belehrte uns, jener sei der spätere Stil. Wir hatten, im Turnus mit den Professoren, auch zu predigen; Rau konnte den Predigtstil nicht finden, wir flickten seine Predigten miteinander zusammen und so konnte die Andacht nicht groß sein, wenn ich dann in der Kirche das zur Hälfte eigene Werk anzuhören hatte, ja ich mußte einmal angesichts meiner Seminaristenheerde mühsam einen schändlichen Lachkrampf bezwingen. Das Doktordiplom wurde um diese Zeit mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik errungen, im Sommer dann die zweite theologische Prüfung, das „Dienstexamen", bestanden, ich rutschte um eine ganze Klasse (also in II a), denn hier examinirten nicht Universitätslehrer, sondern Konsistorialräthe, Kirchenmänner, die scharf auf den rein gelehrten Theil hielten, den ich schon stark verschwitzt hatte und für den mein Gedächtniß immer schwach war; ich bin wirklich mit dieser so

abſolut werthvollen mechaniſchen Geiſteskraft traurig ſchlecht ausgeſtattet.

Im Herbſt 1832 wurde nun die hergebrachte Magiſterreiſe unternommen. Ganz erfahrungslos, ganz weltunkundig, ſchüchtern und wieder lebhaft zutraulich wie ein Kind, voll Sinn für Form und ohne jede Formbildung, aber auch herzlich unblaſirt zog ich mit 25 Jahren in die Welt. Ich hielt mich zuerſt drei Monate in Göttingen auf. Dort traf ich meine Mutter und Schweſter. Meine Mutter war eine geborene Stäudlin, einer ihrer Brüder jener Gotthold, den man als jugendlichen Rivalen Schillers kennt, er hat frühe ſein Leben durch Selbſtmord geendigt; einer Schweſter von ihr gelten Hölderlins Gedichte: Freundeswunſch, an Roſine St. und: an eine Roſe, ihre Anmuth und Schönheit gewann ihr alle Herzen, ſie iſt als Braut Ludwig Neuffers, des Dichters und Ueberſetzers, geſtorben; meine Mutter und eine Tante hörte ich öfters von der herrlichen Erſcheinung des jugendlichen Hölderlin noch in ſpäten Tagen mit Bewunderung ſprechen; gelegentlich ſei hier erwähnt, daß ich jene öfters von Hegels Unbeholfenheit erzählen hörte, die ſie in einer gemeinſchaftlichen Tanzſtunde einſt zu fühlen hatte. Einer ihrer Brüder nun war der Theologe Stäudlin in Göttingen; dieſer nahm meine Schweſter, um der Mutter ihre Lage zu erleichtern, in ihrem vierzehnten Jahre als Pflegekind zu ſich, ſie verheirathete ſich dort an Profeſſor Hemſen, auch einen Theologen, von der Inſel Föhr gebürtig, verlor frühe den Mann und ich fand ſie nun als Wittwe mit drei Kindern; Onkel und Tante waren geſtorben; meine Mutter war ſchon vor mehreren Jahren ebenfalls nach

Göttingen gezogen und ſo war mir denn dieſe Stadt eine zweite Heimat geworden. Daß ich aber im eigenen Lande ſeit Jahren die Mutter hatte entbehren müſſen, dies hat mir, ſo ſchmerzlich es war, vielleicht doch auch gut gethan. Ich bin zwar ſchuldig, ihr zu bezeugen, daß ſie uns nicht verwöhnt hat, doch das Jüngſte wird ja immer leicht verzogen, verweichlicht, und ich weiß Manche, die als Männer ſo hilflos blieben, daß ſie nicht einmal packen konnten, weil ihnen einſt das Mütterchen alles gethan. Uebrigens hatte mich ja das Seminar ſchon frühe vom Mutterhaus entfernt, in Blaubeuren hatten wir uns rauh und hart gehalten, und die ſteilen Felſen dieſes Albthales ſehe ich heute mit Schwindel an, wenn ich unſeres waghalſigen Kletterns gedenke. — Aber wie ſtand es nun um mein Geiſtesleben? Immer noch gleich metaphyſiſch. Ich habe von meinem Göttinger Aufenthalt Unglaubliches zu bekennen. Jakob Grimm las deutſche Grammatik, Otfried Müller Archäologie, und ich hörte ſie nicht. Ich war wie in einen Hexenkreis gebannt, es gab für mich nichts außer Philoſophie, alle Kraft und Zeit ſollte ſchlechtweg der Erforſchung des Welträthſels gewidmet ſein, ja mir ſchien, man ſei nicht mündig, z. B. nicht berechtigt, zu heirathen, ſo lange man ſich nicht wenigſtens das Dunkel der Frage über Freiheit und Nothwendigkeit gelöst habe; was aber Archäologie eigentlich ſei, hatte mir noch immer kein Menſch geſagt. Ich ſaß zu Hauſe über meinen Büchern und lief nur in die Vorleſungen Wendts über Geſchichte der Philoſophie, worin ich blutwenig Neues hörte. Doch begieng ich einen Diebſtahl an meiner nur dem ewig Einen gelobten Zeit; ich fand in der Bibliothek des Hauſes die

Werke Shakeſpeares in der Ueberſetzung von Schlegel und Tieck; ich kannte bis dahin nur den Macbeth und Hamlet; ich fieng an zu leſen, konnte nicht widerſtehen und eine neue Welt gieng mir auf, ich ſah ſtaunend in dies feuerrothe, von milchweißen Strahlen himmliſchen Aethers durchſchoſſene Nordlicht. Goethe war mir in der Zwiſchenzeit näher getreten und doch eigentlich noch fremd geblieben. Der Hauptgrund davon lag natürlich in meiner Jugend, ich war noch lange nicht reif für ihn; doch hat er auf meine Art von Phantaſie auch nachher, als ich ſeine Milde, ſeine an klaſſiſcher Sonne gegohrene Traubenſüße und Traubenweichheit verſtand und fühlte, niemals ſo ſympathiſch gewirkt, wie Shakeſpeare mit ſeinem nordiſch naturwahren und doch ſo hoch bewegten, leidenſchaftlichen, brennenden, wie aus wunderbaren Geiſtertiefen aufglühenden Stil. Seine wetterhafte Männlichkeit beſonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abſtoßen und durch die er ſeiner Zeit ihren Tribut zahlt; kurz, er wurde und blieb mein Liebling. So gewann ich doch etwas für immer, was ich nicht geſucht hatte, während ich ſo heillos einen andern Gewinn verſcherzte, den ich hätte ſuchen ſollen. Selbſt die perſönliche Bekanntſchaft mit Otfried Müller und den Brüdern Grimm brachte mich nicht auf die Fährte. — Auch Ewald lernte ich kennen, er war damals noch ein beſcheidener und vernünftiger Mann.

In der zweiten Hälfte des Winters (1832/33) gieng es nun nach Berlin. Immer noch war die Loſung: Philoſophie vor Allem! Sie war mein Privatſtudium, ich hörte bei Henning Logik, bei Gans Philoſophie der Geſchichte,

hoſpitirte bei Michelet; um philoſophiſche Fragen, um Hegel vor Allem drehten ſich am liebſten die Geſpräche mit den zwei Jugendfreunden aus der Seminarzeit, die ich in Berlin antraf, Märklin und Binder, dem jetzigen Direktor des Studienraths, den kürzlich die Pietiſtenpartei vergeblich in ſeiner Stellung zu erſchüttern geſucht hat. Doch daneben wurde die Dichtkunſt nicht vergeſſen, ich hörte bei dem ſinnigen Hotho über Goethe als Dichter und mein Zug zum Gebiete des Schönen gab ſich die feſtere Geſtalt, zwar noch lange nicht eines Lebenszweckes, doch eines einzelnen Vorſatzes: ich hatte die Ausſicht, Repetent am Tübinger Seminar zu werden, dieſe jungen Beamten haben geſetzlich die venia docendi, ich kam in jener Zeit auf den Gedanken, dieſes Recht zu einer Vorleſung über Goethes „Fauſt“ zu benützen. Bei Schleiermacher hätte ich Aeſthetik hören können und — ließ es nach einer Hoſpitirſtunde bleiben. Er gieng in dieſer Stunde von der Plaſtik zur Malerei über und ſagte, dieſer Uebergang ſei deutlich im Relief gegeben, da doch die Farben im Gemälde, wenn man genau hinſehe, körperliche Erhöhungen zeigen, alſo bereits eine Art Relief darſtellen. Ich zweifle freilich, ob eine einzelne aberwitzige Bemerkung mich fortgetrieben hätte, wenn mir der Mann ſonſt nach dem Herzen geweſen wäre. Meine Unluſt zu ihm war aber inzwiſchen verſtärkt worden durch den Empfang, den ich bei ihm gefunden, als ich ihn beſuchte. Ich führte mich mit einem Briefe von dem Theologen Lücke in Göttingen ein; möglich, daß es ein wohlmeinender Uriasbrief war, der mich als hartgeſottenen Hegelianer mehr ſeiner Korrektion als ſeiner Güte empfahl; er hieß mich nicht ſitzen, richtete einige Fragen

an mich und empfieng dann einen Lieutenant mit so absichtlich in Kontrast gesetzter Freundlichkeit, daß ich mich rasch verabschiedete. Eigentlich war es gerechte Strafe des Himmels für die Thorheit, zu meinen, man müsse berühmte Männer aufsuchen auch dann, wenn man eine Neigung zu ihnen nicht fühlt, einen Rapport nicht begehrt. Uebrigens war es meinem Freund Märklin just ebenso gegangen (vergl. Strauß L. M., S. 78). Die Theologie wurde in Berlin wie auf der ganzen Reise bei Seite gelegt; mich interessirte sie nur noch, so weit sie zur Religionsphilosophie führt, für die nächste Lebensstellung, die, wie gesagt, in Aussicht stand, blieb sie mein offizielles Fach und die weitere Zukunft lag mir im Dunkel. Eifrig besuchte ich das Museum und lernte durch Anschauung, was man ohne Vorkenntnisse, ohne Rath und Leitung lernen kann. — Ich weiß noch, daß ich damals den zwei Freunden nicht wenig zusetzte mit dem stets wiederholten Andringen, wir sollten eben auch in die Welt hinein. Wie das anfangen, wußte ich natürlich selbst nicht. Etwa auf Bälle? Tanzen zu lernen war den Stiftlern großmüthig erlaubt gewesen; wir hatten aber den Unterricht bei einem achtzigjährigen Franzosen, einem alten Karlsakademieschüler genossen, der sich, wenn er einen Pas vormachte, an einem Strick halten mußte, welcher aus einem an der Decke befestigten Kloben herabhieng; von den neuen Tänzen, Polka, Masurka, Galopp wußte der Künstler nichts und so gedieh unsere Bildung in den Künsten Terpsichores nicht über Française, Walzer nnd über den Hopswalzer hinaus, eine orchestische Form, welche sich damals noch der socialen Achtung erfreute. Ich erlebte später, als ich den ersten größeren

Ball beſuchte, ein ganzes Drama innerer Bangigkeiten und Spannungen. — Inzwiſchen ſorgten in Berlin freundliche Familienkreiſe dafür, daß wir vor der Hand einen zwar kleinen und ſtillen, aber recht guten und ſchönen Theil der weiten Welt kennen lernten. Die Häuſer Hitzigs und Frorieps waren uns mit gaſtlicher Güte geöffnet; dort lernte ich Chamiſſo und Kugler kennen, hier Felix Mendelsſohn und Frorieps Vater, der aus den Kreiſen von Weimar herüberkam. Adolf Schöll, alter Kamerad noch aus Gymnaſiumszeiten, gieng in dieſem Hauſe mit mir aus und ein. Bei Gans, Hotho, Marheinecke, Vatke, damals Privatdozent, fanden wir ebenfalls gaſtlichen Empfang und freundliches Entgegenkommen. Vom Theater iſt mir nichts Bedeutendes im Gedächtniß, Ludwig Devrient war geſtorben, die Crelinger erinnere ich mich nicht in einer großen Rolle geſehen zu haben.

Am Ende des Winterſemeſters machte ich die Rückreiſe mit den zwei Freunden gemeinſchaftlich bis Dresden; dort hörten wir Tieck den Fauſt und Macbeth vorleſen und ſahen die Gemäldeſammlung noch im alten Lokal, der Beſuch mußte noch erkauft werden, es war ſehr kalt, da gab es kein verweilendes Anſchauen, das nachhaltig wirken konnte; doch verfehlten auch ſo die berühmten Perlen der Gallerie nicht ihren tiefen Eindruck. Auch die Mengsſche Gypsſammlung wurde natürlich nicht verſäumt; doch iſt es mir mit der Antike ergangen wie anderen, die hoch über mir ſtehen: ich lernte ſie nur langſam fühlen und ganz erſt dann, als ich ſie in ihrer Heimat ſah. — Ich trennte mich nun von den Freunden und wandte mich nach Prag und Wien.

Für die böhmiſche Reiſe hatte ich die alten Sagen des Czechenvolkes in Hageks Chronik nachgeleſen, ich kam zum erſten Male in nicht deutſches Land, der Reiz des Fremdartigen, der Zauber jener Sagenbilder umwob mir die Lande und die maleriſche Hauptſtadt mit dem Lichtglanz eines wunderbaren Traumes. Prag war übrigens noch nicht deutſchfeindlich, wie jetzt, ſondern eine zutrauliche, gemüthliche Stadt, ſchon in Böhmen empfieng mich öſtreichiſches Behagen, öſtreichiſcher Humor und Naivetät. Nach Wien gieng es per Stellwagen; ich war ſehr gewarnt, nicht zu politiſiren, ſtaunte daher nicht wenig, als ein mitfahrender Lieutenant aus Thereſienſtadt, bei dem ich alsbald die Erfahrung der bekannten Affabilität des öſtreichiſchen Offiziers machte, ex abrupto anfieng: „aber Sie, der Börne, des is e Mordkerl"; er verſicherte mich auf mein verwundertes Fragen, daß dieſe und andere verbotene Bücher ſich in allen Regimentsbibliotheken finden. Nun giengen wir ſtark in das Zeug; ich war, wie man ſich vorſtellen kann, nicht kalt geblieben in der Bewegung der dreißiger Jahre; ich habe davon, von der Polenbegeiſterung, von den Polendurchzügen, die auch Maulbronn berührten, nichts erzählt, weil nichts zu melden war, als was alle Welt bei der Berührung eines jugendlichen Gemüths mit großen Wendungen im politiſchen Leben ſich denken kann; ich habe in dieſe Sphäre erſt einzugehen, wenn wir an das Jahr 1848 gelangen. — Wer Wien damals ſah und jetzt wieder beſucht, kennt es nicht mehr. Es war noch eine Idylle, vor Allem wohlfeil und man weiß, daß Wohlfeilheit nicht blos die Börſe angeht, ſondern als Bild einfacher Zuſtände auf die Grundſtimmung wirkt, der Speiſe-

zettel und die großen Portionen nebst den fabelhaft billigen Preisen verbreiteten wohligen Frühlingsduft über den süddeutschen Pilger, der von den kargen Schüsseln der Berliner Restaurationen kam; Herz und Magen giengen auf; in Kaffee-, Wein- und Bierhäusern saß noch der behagliche, dicke alte Wiener und eine unbekannte Welt von Humor quoll mir in Raymunds Stücken und Spiel entgegen; Nestroy stand noch in seiner ersten, unverdorbenen Periode; ich lachte in diesen Lustspielen, daß mich das Zwerchfell schmerzte. Wie viel Geist bleibt in Deutschland latent für die Welt! Steht ein Raymund an Gewalt und Fülle der komischen Phantasie unter Molière? Aber all sein Reichthum ist an den Dialekt gebunden und schon hiemit lokal gebannt, eine Spezialität der Bühne und Literatur. Vom Burgtheater ist mir die alte Schröder als Medea in Grillparzers Tragödie unauslöschlich vor dem innern Auge geblieben; da sah ich zum ersten Male großen Stil, aber die Kunstsprache kannte noch nicht die Unterscheidung der Stilgegensätze, und wofür noch kein Wort besteht, das wird, wie es auch im Gefühle nachwirken mag, nicht fruchtbar für die Erkenntniß. Noch im ersten Bande meiner Aesthetik sucht man vergeblich eine allgemeine ästhetische Grundlegung für den großen Unterschied der Stilrichtungen, der in aller Kunst so prinzipiell wichtig ist; erst die folgenden Bände führen diesen grundwesentlichen Punkt nachträglich in das System ein. — Die Heimreise machte ich von Linz an zu Fuß durch das Salzkammergut, dann das Ziller- und Innthal bis Innsbruck. Ich sah zum ersten Mal Hochgebirg, Bergvolk, das noch Race hat, und Trachten von malerischem Stil. Die Gegenden

waren noch nicht so zerreist wie jetzt. Ich habe wohl an mehreren Stellen meiner Schriften später die ungemeine Wirkung dieses ganz neuen Eindrucks auf mein Vorstellen und Fühlen erwähnt. Sie haftete so in mir, daß ich von da an niemals in meinem Leben Hochgebirg und moderne Welt, moderne Sitten, anspruchsvolle Gasthöfe, Beutelschneiderei der Bevölkerung beisammen habe ertragen lernen, daß beim Anblick der Zerstörung der idyllischen Zustände im Gebirg durch die eindringende Reiseflut der Städter mich immer ein stechendes Gefühl wie Eifersucht überkommt, als müßte ich zusehen, wie ein frisches schönes Landmädchen von einem Stutzer verführt und verderbt wird.

Mein letzter Aufenthalt war in München. Die Gemäldesammlung war noch in den alten Räumen über den Arkaden, die Fresken in diesen größtentheils vollendet, in der neuen Residenz fand ich Schnorr mit den Nibelungenbildern beschäftigt, wagte es, ihn anzureden, und erhielt freundlichen Aufschluß über seine Intentionen, die Glyptothek stand und die Wandbilder von Cornelius schmückten bereits die bekannten Säle. Es will mir nicht gelingen, mich auf klare Unterscheidungslinien in der Kunstfreude zurückzubesinnen, in der ich schwamm, als ich alle diese Schätze sah. Ich habe ebendaher, als mich der Leser nach Wien begleitete, von dem Eindruck der dortigen Gallerien geschwiegen. Unbewußt muß sich damals die Wendung meines Sinnes zu der Welt der reinen Formen als seiner eigentlichen Heimat entschieden haben; allein dies Entzücken verband sich noch immer nicht mit dem Begriffe eines Lebenszweckes, es blieb daher Genuß der Betrachtung, allgemeine schwungvolle

Hebung des Innern mit wohl ſchwachen, der Erinnerung entſchwindenden Anſätzen zum Studium. Ich hatte ja z. B. noch gar keinen Rahmen, den Schulen und Meiſtern ihre geſchichtliche Stelle anzuweiſen, noch keinen Anhalt, den Unterſchied der Stile aus einem Entwicklungsgang durch kulturhiſtoriſch und ethnologiſch bedingte Epochen und aus dieſem Standpunkt auch das Fremdartige und Abſtoßende, z. B. das Dürre und Harte der deutſchen Meiſter, die überfetten Formen eines Rubens zu begreifen. Aber ein gutes Theil der Unbefangenheit, die man ſich auf dieſem Wege erwirbt, wurde mir vorerſt durch die Harmloſigkeit der lieben Natur erſetzt und ich glaube ſagen zu können, daß ich nichts Gediegenes ſah, was mich nicht hoch erfreute. Den Streit über Inhalt und Form gab es noch nicht und ſo ſchwelgte ich ohne Skrupel, ob ſtoffartig oder nicht, im Ganzen. Völlig klar aber hebt ſich mir aus dem Helldunkel der Erinnerung der Eindruck von Rottmanns Fresken hervor. Was in ihrem Anblick mir aufgieng, habe ich anderwärts zu oft und nachdrücklich geſagt, um es hier zu wiederholen. Die Skulptur begann endlich, mich wärmer anzunehmen; am meiſten hat ſich mir der Moment eingeprägt, wo ich vor der Rondaniniſchen Meduſe ſtand. So weiß ich auch noch, wie mich der Anblick der Aeginetengruppen beglückte; hier war es freilich leicht, den noch unfreien Theil der Formengebung von dem gleichzeitig weit vorgeſchrittenen, ſeiner knoſpenden Anmuth, ſeinem warmen Gefühl des Fleiſches, dem Feuer und der Kraft ſeiner Bewegtheit zu unterſcheiden und den raſchen Entwicklungsgang der griechiſchen Kunſt zu ahnen. — Unmöglich wäre es geweſen, in

München zu verweilen und Schelling nicht zu beſuchen; ich bedurfte als entfernter Verwandter keiner Einführung, wurde freundlich empfangen und auf den Abend eingeladen. In geſpannter Hoffnung, trotz dem Familienthee etwas von dem neuen Potenzenſyſtem zu erfahren, klopfte ich zur genannten Stunde an; man war ausgeflogen, hatte mich vergeſſen: eine nette neue Lehre für mich, berühmte Männer nicht aufzuſuchen, wenn man noch eine Null vor der Welt iſt.

Im Juni nach Hauſe zurückgekehrt, mußte ich alsbald das Amt antreten, zu dem ich bereits ernannt war: aus Luft, Licht, Gebirg und Kunſtwelt führte der Weg wieder ins Kloſter, ich war nun Repetent im Stifte zu Tübingen. Doch begann jetzt ein ungleich friſcheres Leben für mich in dieſen Räumen, als der Seminariſt es hier geführt hatte. Ich traf unter den Kollegen meine Freunde Strauß, Märklin, Binder wieder an und es entwickelte ſich ein Austauſch, dem ich ein unberechenbares inneres Wachsthum verdankte. Der Erſtere hatte ſchon ſeine vielbeſuchten, wirkungsreichen philoſophiſchen Vorleſungen gehalten und koncentrirte jetzt alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung des „Leben Jeſu“. Die Illuſionen, die uns Schleiermacher und Hegel noch gelaſſen, habe ich oben aufgezeigt. Daß die eine derſelben fiel, dies verdankten wir Strauß; es war die Zeit, wo ihm die Ausdehnung des Mythusbegriffs auf das Ganze aller neuteſtamentlichen Wundererzählungen aufgegangen war, der Gedankenverkehr mit ihm hat uns von der Täuſchung befreit, als ob einige unter den Symbolen aus dem übernatürlichen Bilderkreiſe der religiöſen Phantaſie doch zugleich Thatſachen ſein könnten. Die andere Illuſion blieb noch

ſtehen, wir glaubten noch immer, der Geiſtliche könne mit dem Vorbehalte, daß ihm ſelbſt nur Symbol ſei, was dem Volke als wirklich ſeiendes Weſen oder Thatſache gilt, getroſt vor dieſes treten, aus der Schale des Bildes ihm die Wahrheit eingießen, die es in Gedankenform zu faſſen nicht fähig ſei. Im Ganzen und Großen hat Strauß weſentlich ſchärfend auf meinen Geiſt gewirkt. Die Kräfte waren in ihm klarer auseinandergeſetzt, Denken und Phantaſie war in mir dunkler ineinander verflochten; Strauß war vor allem ein unterſcheidender Geiſt. Was Märklin uns allen war, welches Charakterbild in ihm uns vorleuchtete, hat Strauß in der genannten Monographie, in dieſem Monumente der Freundſchaft, bleibend ein für allemal hingeſtellt. Wir ſtanden in den Jahren des vollen jugendlichen Schwunges, Strauß hatte noch nicht erfahren, wie der Eiterbiß der kirchlichen Verfolgung thut, Märklin noch nicht, wie es einem Geiſtlichen ergeht, der in unſern Konſiſtorialkirchen und halb pietiſtiſchen Gemeinden mit jener Unterſcheidung und innern Zurechtlegung durchzukommen glaubt, wir waren getragen von heiterem und ſtolzem Vertrauen, in der Hegelſchen Philoſophie, die wir zur wachſenden Herrſchaft bei der ſtudirenden Jugend führten, die wirkliche Wahrheit zu beſitzen, ſahen mit frohem Uebermuth auf das Veraltete und Mittelmäßige in unſerer wiſſenſchaftlichen Umgebung und unſer geſelliges Leben ſprudelte von Humor. Weſentlich förderten mich beſtimmte amtliche Aufgaben; neben den einzelnen Repetitorien in der Dogmatik hatte ich einen ſogenannten philoſophiſchen locus, ein durch ein Halbjahr fortlaufendes Repetitorium, zu geben, wobei man jedoch frei

und selbständig vorgehen konnte; der Gegenstand war die praktische Philosophie; ferner waren Aufsätze zu geben und die Ausarbeitungen zu prüfen, am Schlusse des Semesters hatte man zu examiniren. Im zweiten Sommer führte ich den erwähnten Vorsatz aus, über Goethes Faust zu lesen. Ich behandelte den Gegenstand natürlich noch Hegelisch spekulativ und unkritisch enthusiastisch, aber da die Natur doch gescheidter zu sein pflegt, als der in Abstraktionen gebannte Geist, so war doch Leben in meinen Vorträgen und da die Jugend dies gar wohl spürt, so fanden sie großen Anklang.

Im Herbst 1834 geschah etwas höchst Komisches, worin aber die Schicksalshand gar ernst zu spüren war. Ein paar Kollegen kommen mit einem Blatt zu mir und gehen mich an, ich solle zu zwei andern kollegialischen Namen noch den meinigen als Unterschrift fügen. Auf dem Papier stand geschrieben eine Meldung um das Diakonat Herrenberg (Städtchen 3 Stunden von Tübingen entfernt, dem Schwarzwald zu gelegen). Die Sache verhielt sich so: herkömmlich werden den Repetenten die bessern geistlichen Anfängerstellen zugetheilt; geht eine solche auf, so pflegen sich drei darum zu melden; unter drei Gemeldeten wird jedesmal einer ernannt, und so kann es nicht fehlen, daß immer ein Repetent in diese Stellen schlüpft. Ich erklärte meinen Kollegen, ich könne nicht unterzeichnen, denn ich wolle durchaus nicht Helfer werden, wiewohl ich nicht wisse, was ich sonst werden wolle. Nun bewiesen sie mir, daß aus den und den Gründen ganz unzweifelhaft die Wahl den ersten, im äußersten Fall den zweiten Unterzeichneten treffen müsse, den

dritten aber gar nicht treffen könne; die Unterschrift sei rein pro forma nöthig, damit kein magister communis (Nichtrepetent) sich in die Stelle einschmuggle. Ich war so unvorsichtig, meinen Namen herzugeben, ein unerwarteter Zufall, den ich nicht mehr anzugeben weiß, lenkte die Wahl von den zwei über mir stehenden Namen ab; ein Kollege stürzt mit dem Donnerwort auf mein Zimmer: du bist Helfer von Herrenberg! und im September hatte ich mein Dekret.

„Nicht mit sechs Hengsten bringt man mich nach Herrenberg" war mein Entschluß und Ausruf. Der Unstern hatte die heilsame Wirkung, die Selbsterkenntniß zur Reife, das Bewußtsein, daß ich innerlich von meinem bisherigen Stande bereits geschieden sei, zur Klarheit zu bringen. Ich fühlte die reine Unmöglichkeit. Der Prozeß der innern Loslösung von Theologie und Kirche hatte still in mir gegraben und war vollzogen, ehe ich mir davon Rechenschaft gegeben. Ein unfehlbares Symptom war eingetreten: ich schämte mich an meinem Stande. Ich gieng mit dem Kollegium, so sehr ich die Einzelnen liebte und ehrte, nicht gern durch die Straßen, wenn es zur gewohnten Stunde aus der Klosterpforte zum Spaziergang auszog in langen blauen Röcken und ziemlich gleichmäßig mit soliden Bambusstöcken versehen. Aber wie nun mein unglückliches Glück mir vom Halse schaffen? Man hielt mein Sträuben für Wahn- und Starrsinn, ein Doktor der Theologie sagte, man werde mich schon mit Gewalt (Soldaten oder Landjägern) nach Herrenberg bringen, den Hergang meiner Bewerbung konnte ich nicht wohl verrathen, mein Gesuch um Enthebung konnte

ſich auf nichts berufen, als darauf, daß in der Zwiſchenzeit zwiſchen der Meldung und der Ernennung ein völliger Wandel in meiner geiſtigen Neigung, in der Richtung meiner Studien eingetreten ſei; hätte man aber je eine ſolche innere Umwälzung begriffen, ſo hätte man mir doch wirklich nicht glauben können, daß ſie in ſo gar kurzer Zeit entſtanden und verlaufen ſei; der Miniſter ſprach von Frivolität; in meiner Noth wandte ich mich an den Staatsſekretär des Königs, Miniſter von Bellnagel, meinen Verwandten, geſtand ihm die Geſchichte meiner Meldung und bat ihn um Hilfe. Ich trat nach Abgang dieſes Bittſchreibens eine kleine Fußreiſe an, denn es war Vakanz und alles flog aus; ich mußte die Ungewißheit auf meine Wanderung mitnehmen; wenn ich ſo des Weges gieng, ſah ich oft meinen Schatten an in Zweifelsqualen, ob nun das der Schatten eines Helfers ſei oder nicht; im Irrenhaus in Zwiefalten erlöste mich ein Tobſüchtiger, der mich erkannte, denn er war Schuſter in Tübingen geweſen, aus meinen Finſterniſſen; er war gerade im vernünftigen Zuſtand und verkündigte mir, daß ich meines Helferamts enthoben ſei; er hatte es ſoeben im „Schwäbiſchen Merkur“ geleſen. Nach meiner Rückkehr traf ich einen Brief von dem freundlichen Herrn Vetter, der mir ſeine wohlwollende Verwendung bei dem König und ihren Erfolg meldete; es hieß darin: „Sie wurden dem König als ein etwas feuriger junger Mann geſchildert“. So war ich denn erlöst, aber wie weiter? Vorerſt beſchloß ich, ferneren Gebrauch von der Berechtigung zu Vorleſungen zu machen, und arbeitete eine zweite aus, über Aeſthetik. Ich fand damals den Uebergang vom Schönen zum Erhabenen, von

da zum Komiſchen, den ich ſpäter in meiner Schrift über das Erhabene und Komiſche entwickelt habe. Die konkrete Kunſtlehre fiel natürlich noch mager aus; was ich z. B. über die Säulenordnungen vorbrachte, war aus Sulzers Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften geklaubt; man vergeſſe nicht, daß zu Otfr. Müllers Handbuch, aus dem ich nun endlich doch lernte, was Archäologie iſt, der Bilder-Atlas noch fehlte, und bedenke, daß rings um mich nicht Rath noch Hilfe war; ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt. — Im Jahre 1836 erſchien das oben genannte Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter, worin ich als „Treuburg“ figurire; findet man den Namen affektirt, ſo darf ich zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß es der Ehrenzuname eines Ahnvaters iſt, der zu Melacs Zeiten als Geißel nach Frankreich gieng. Unter den Gedichten, die zu den alten Lukubrationen neu hinzugekommen waren, darf ich am eheſten den „Waſſerfall“ nennen, entſtanden aus Eindrücken der Salzburger Reiſe. „Fauſtiſche Stimmen“ und „Stille“ ſind Töne aus den ſchon erwähnten Schwermuthsſtimmungen, aus denen man erſieht, daß ich mich mit dem Nihilismus trug lang ehe Schopenhauers Schriften bekannt wurden; von dem freilich ſchon 1819 erſchienenen Buch: „die Welt als Wille und Vorſtellung“ wußte ich ſo wenig, als die Meiſten. Wie „der Waſſerfall“, „die Hyazinthe“ und „Was ſich in Cannſtatt“ u. ſ. w. in dieſem Jahrbuch, ſo zeigen auch ein paar lyriſche Beiträge zum „Deutſchen Muſenalmanach für das Jahr 1834“ von Chamiſſo und G. Schwab, („Wunder“ und „das Kätzlein“), daß dieſe Seelenſchatten nicht ohne Lichtſtreifen waren, welche Aufhellung verſprachen.

Die Novellen: „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ und „Cordelia“, waren in Maulbronn fertig geworden, sie sind mir wenigstens Uebung in der Kunst des Erzählens gewesen. — Der Hauptinhalt des Jahrbuchs ist von Eduard Mörike. Ihn hatte ich als Knabe früh aus den Augen verloren, denn drei Jahre älter zog er aus unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt schon 1818 ins Kloster Urach (sein Gedicht: „Besuch in Urach“ zähle ich zu seinen schönsten); in Tübingen studirte er noch ein Jahr mit mir, aber ich kam nicht in seinen Kreis; erst seit wir ausstudirt hatten, traten wir uns näher und wurden aus den zwei Landsleuten Freunde. Er las mir eines Tages einen großen Theil aus dem Manuskripte seines „Maler Nolten“ vor; es ist mir eine unvergeßliche Stunde; Mörike war damals Vikar, später, in seinen besten Jahren, Pfarrer auf dem Lande, zuletzt Lehrer der deutschen Literatur am Katharineninstitut in Stuttgart. Seiner lyrischen Ader, voll, rein, ächt, wie wenige, war die idyllische Stille günstig; seine epische, die so viel versprechend in jenem Romane sich ankündigte, konnte in der Ferne von der Welt wohl zu kleineren phantasie- und humorreichen Erfindungen, nicht zu größeren, umfassenden Lebensbildern gedeihen, und so weit, als die Verhältnisse ihn hinderten, sich im Weiten umzuschauen, muß ich ihn zu den Opfern unserer wirtembergischen Klosterbahnen zählen; aber auch so hat er des unbedingt Schönen genug geschaffen für die Unsterblichkeit.*) Was ich ihm

*) (Anmerkung 1882.) Als ich den obigen Satz niedergeschrieben, blieb mir das Gefühl, daß hier die Wahrhaftigkeit, wie sie selbst gegen den Freund, ja gerade recht gegen ihn Pflicht ist, noch einen Zusatz

verdanke, brauche ich nicht auseinanderzusetzen; eine wirkliche Dichternatur unter den Lebenden zum Freund haben, dies ist ein Gut, dessen Werth keines Rühmens bedarf.

Nun aber stand die Frage: was werden? immer noch unbeantwortet am Horizont. Wenn man bedenkt, daß heute noch nicht alle unsre Universitäten einen Lehrstuhl für Aesthetik und deutsche Literatur haben, so wird man eher begreifen, daß vollends damals, wo ein solcher, wenn ich nicht irre, nirgends errichtet war, mir der Gedanke nicht von selbst kam, in diesen Fächern als Privatdozent mein Glück zu versuchen. Es bedurfte erst eines Anstoßes. Ehe dieser kam, gedieh die innere Abblätterung des Kirchlichen bis zu dem Grade in mir, daß ich, als eines Sonntages mich die Reihe traf, in der Stadtkirche die „Kinderlehre" (Katechese) zu halten, und zwar über die Himmelfahrt Christi, mich einfach für insolvent erklärte. Die Kollegen bestritten mir heftig eine solche Berufung auf innere Unmöglichkeit, aber ich blieb starr und so entschloß sich denn endlich doch eine edle Seele unter ihnen, das Opfer für mich zu bringen. Meine letzte kirchliche Funktion war die Austheilung des Abendmahls in der Spitalkirche. In der Zerstreutheit meines

---

erfordre; beengt von den gesteckten Raumgrenzen gelangte ich nicht dazu, den Punkt genauer zu bestimmen. Mörike hat qualitativ Unsterbliches gedichtet, aber quantitativ hätte er dessen mehr schaffen können und sollen; der Umstand, daß ihn sein Lebensgang von ausgedehnterer Weltkenntniß abschloß, entschuldigt ihn nicht genügend, auch Kränklichkeit nicht, die in der That nicht sehr von Belang war. Er gab sich zu gern der Beschaulichkeit hin, die dem Dichter so natürlich ist, ihn aber auch leicht vergessen macht, daß er berufen ist, nicht nur zu schauen, sondern auch der Welt zum Schauen hinzugeben, was er schaut. — Seine Manen werden mir diesen Zusatz und seine Verspätung verzeihen.

Widerwillens wurde ich nicht gewahr, daß der Küster den Kirchenrock vergaß und mir das bloße Kirchenhemd über den Frack anzog; nach vollendetem Werke feierlich zur Sakristei zurückschreitend bemerkte ich erst die seltsame Unvollständigkeit meiner Gewandung; glücklicher Weise war sie wohl den Spitalleuten entgangen und ich der einzige Zeuge der Komik in meinem Abgang von der Bühne der Kirche.

Der Anstoß kam. Ein reiner Zufall hat mich auf meinen Weg geführt. Eines Tags sagte Strauß zu mir: Du, da hat sich Einer als Privatdozent für deutsche Literatur gemeldet; ich meine, das könntest du auch. Und ich: „So? Ja, das ließe sich ja versuchen". Der Gemeldete war Adelbert Keller; es war nicht feindselige Nebenbuhlerhandlung, daß ich neben ihm auf den Plan eilte, sondern die eiserne Nothwendigkeit, denn da war auf der weiten Welt kein anderer Rath. Die verschiedenen Fächer haben sich später naturgemäß zwischen ihm und mir friedlich vertheilt.

Mit leichtem Entschlusse verließ ich denn vermögenslos, wie ich war, eine Laufbahn, die ein gesichertes Brod mir vor den Mund hielt; gar Mancher nannte meinen Schritt verrückt und mit meiner besorgten Mutter hatte ich einen schweren Kampf. Ostern 1836 verbrannte ich die Schiffe hinter mir, disputirte im folgenden Winter über einige Thesen, die meiner gleichzeitig erschienenen Schrift über das Erhabene und Komische entnommen waren, und schlug mit meinem Schildknappen, dem jetzigen Prälaten von Gerock, den ich unter den Studirenden zum Respondenten für mich erkoren hatte, mich so ordentlich durch, daß die Sache ganz vergnüglich ablief.

Von da an ist mein Leben öffentlich und ich kann mich kürzer halten. Zuerst habe ich eine Gunst des Glückes zu erwähnen. Schon im Jahre 1837 wurde ich zum außerordentlichen Professor ernannt; Eschenmeyer war gestorben, ich erbot mich neben meinen Fächern auch zu philosophischen Vorlesungen; mein verehrter, wohlwollender Lehrer Baur war in jenem Jahre Rektor und konnte mein Gesuch mit Berufung auf den Erfolg meiner ersten Vorlesungen als Repetent und Privatdozent so kräftig unterstützen, daß die Gegner im Senate nicht durchdrangen. Ich habe jedoch nur zwei philosophische Vorlesungen gehalten: zuerst eine Darstellung des Hegelschen Systems, später Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. An dieser zweiten machte ich die Erfahrung, daß ich in der Philosophie nicht produktiv sei; ich hatte einzelne selbständige Gedanken vorzubringen, begründete die Umstellung gewisser Theile des Hegelschen Systems, aber eine fruchtbare prinzipielle Idee zu einem Neubau auch nur wesentlicher Haupttheile gab mir der Geist nicht ein. Daß die Art von Metaphysik, die nach der naturwissenschaftlichen Induktion nicht umschaut, sich mit Hegel eigentlich ausgelebt hatte, erkannte die Zeit nicht und ich nicht. Aber dies geschichtliche Punktum — oder besser Semikolon — hätte, falls ich es auch erkannt, mich nicht über mein Unvermögen getäuscht; ich sah ein, daß ich nichts mehr zu sagen habe, wo Anschauung und Phantasie nichts mehr zu sagen hat, daß ich aber allerdings mit Hilfe der Philosophie über das Gebiet, worauf die Natur mich gewiesen, mehr zu sagen habe, Tieferes und Klareres, als wer ohne diese Führerin, ohne ihre Disciplin, wer ohne Dialektik, ohne

den Sinn der Einheit, des Unterſchieds und des Fluſſes zwiſchen beiden, den nur die Piloſophie ausbildet, an Stoffe der äußern und innern Erfahrung geht. So wurde mir die Philoſophie zum Schlüſſel, zum Werkzeug, aber ſie blieb mir treu noch in ganz anderem Sinne, in jenem, den ich ſchon oben angedeutet habe. Nicht die Summe deſſen, was man durch Philoſophiren herausbringt — ſie iſt klein genug —, aber das Philoſophiren gibt dem geiſtigen Auge einen Sehwinkel, deſſen Werthe kein Werth irgend eines Gutes auf der Welt gleichkommt. Und erwähne ich auch nur den Gewinn an Genuß im Elemente des Komiſchen, den es abwirft, wenn man mit geübter Denkkraft zuhört, wie ſich die Menſchen in Verſtandes-Diſtinktionen verwirren, ſo habe ich dem, der das kennt, ſchon übergenug geſagt. Es wird nicht zu ſtolz geſprochen ſein, wenn ich hinzuſetze, daß der Hintergrund ſolchen Gewinns für die humoriſtiſche Betrachtung doch wohl erhabener Art ſein müſſe, da der genannte Sehwinkel nur von einer Stellung in der Höhe herrühren kann. — Ich werde hier nicht verfolgen können, wie ich aus Hegel allmählich herauswuchs. Zur Zeit, als der erſte Band meiner Aeſthetik erſchienen war, ſchrieb mir Strauß: mir ſteckt Hegel nur noch wie ein wackeliger Zahn im Munde; es war bei mir noch ein nur etwas erſchütterter Stockzahn, erſchüttert jedoch allerdings, wie jeder finden wird, der nicht nur auf die Knochen, ſondern auch auf das Fleiſch des Buches ſieht. Doch niemals ſo habe ich mich von Hegel befreit, daß ich ihn nun einfach für abgethan hielte. Abgethan iſt die logiſche Konſtruktion des Weltalls, abgethan die Dialektik, die ihre Bewegungen für Weltbewegungen hält

und aus dem Begriffe die Natur herausspinnt; nur daß die Philosophie an die Stelle dieses als falsch erkannten Herausspinnens noch nichts Besseres zu setzen vermocht hat; denn wenn doch der Monismus die einzig wahre Weltansicht ist, wenn also Natur und Geist an sich Eines sein müssen, wer hat denn bis jetzt erklärt, wie sie Eines sind, wie die Natur aus dem Geist oder wie der Geist aus der Natur kommt, wie und warum es so ist, daß beide als ein so furchtbarer Gegensatz erscheinen? nicht abgethan ist Hegels Dialektik, sofern sie lehrt, die Welt als eine flüssige zu betrachten, die Entwicklung und den Widerspruch zu begreifen. Hegel hat die Endlichkeit, die blos relative Giltigkeit der sämmtlichen Reflexions-Unterscheidungen aufgewiesen wie kein anderer Philosoph, und dies bleibt unvergänglich im unbedingten Werthe. Es bestraft sich in den jetzigen Kämpfen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie schwer genug, daß man meint, ihn zum alten Eisen werfen zu dürfen; man behandelt Gegensätze, die im innersten Grunde der Dinge keine absoluten sein können, als absolute, wie wenn nie ein Hegel das abstrakte Entweder Oder durch sein Weder Noch, sein Sowohl Alsauch widerlegt hätte. Dies angewandt eben auf den Grundgegensatz aller Gegensätze, den der Natur oder schließlich der Materie und des Geistes, so sind die Materialisten und die dualistischen Idealisten komisch gegenüber der Klarheit, welche das Denken aus Hegels Dialektik schöpft. Aber auch von einer gewissen Seite seiner Ethik hat keine neuere Wendung der Philosophie mich ganz trennen können. Hegel hat allerdings falsche, unfreie Konsequenzen aus seinen Prämissen von der streng objektiven Natur der Pflicht, des

Geſetzes, des Staates gezogen, aber ich glaube, daß dieſe Prämiſſen Recht haben gegen den üppig wuchernden Individualismus der Zeit. Eine der Früchte dieſer Zeitrichtung iſt der Peſſimismus. Wenn der Alte noch lebte, möchte ich gerne zuſehen, wie er über die Blaſirten käme und ihnen — ſchwerlich ſehr höflich — einſchärfte: arbeitet, ſtatt zu brüten, ſo werdet ihr euch aus dem Rachen des Ungeheuers Zeit und des Weltelends ins Ewige erheben, oder, wenn ihr doch arbeitet, warum arbeitet ihr, die Luſt und den Segen der Arbeit zu untergraben?

Im Sommer 1839 trat ich die Reiſe nach Italien an, im Frühling 1840 fuhr ich nach Sicilien über und von dort über Malta nach Griechenland; ich kehrte im Herbſte dieſes Jahres zurück. Ich werde nicht wiederholen, was Tauſende über die Frucht der Anſchauung der klaſſiſchen Länder geſchrieben haben. Im Ganzen und Großen genügt es, zu ſagen, daß ich gar nicht wüßte, wer der iſt, der noch übrig bleibt, wenn ich es vermöchte, von mir auszuſcheiden, was ich dieſer Reiſe verdanke. Italien hat es mir angethan wie unzähligen Anderen, es trieb mich immer wieder hin, ich bin noch acht Mal dort geweſen, habe auch da und dort etwas über dieſe Beſuche geſchrieben, war aber, wie billig, immer weit entfernt, eine eigentliche Reiſebeſchreibung herauszugeben. Sehr wenig vorbereitet zog ich damals aus, man kennt die Armuth der Literatur jener Zeit über Italien und ſeine Kunſtgeſchichte. Fr. Kuglers eben erſchienene Geſchichte der Malerei und Otfried Müllers Handbuch der Archäologie waren faſt mein ganzes Vorſtudium. Statt aller anderen Lücken meines Kennens will ich anführen, daß mir die vor-

raphaeliſchen Schulen und Meiſter nur Namen waren. Wenn ich jetzt nach Italien komme, wünſche ich immer, noch einmal einen Fieſole, Dom. Ghirlandalo, Perugino, Fr. Francia zum erſten Male ſehen zu können. Das Entzücken über die rührende Unſchuld, innige Anmuth und herrliche Naivetät dieſer Quatrocentiſten hätte mich zum Nazarener gemacht, wäre nicht ſonſt dagegen geſorgt geweſen. Doch ich muß abbrechen, ſonſt könnte ich kein Ende finden, müßte von den großen Cinquecentiſten, von den ſpäteren Meiſtern, von der Antike, von Land und Leuten ſchreiben, wie alles das auf mich gewirkt, und es würde doch nichts zu Tage kommen, als ein neues Beiſpiel der Tränkung, Umbildung, Befruchtung nordiſcher, ſubjektiver, zu ſehr nach innen lebender Menſchennatur durch die große, freie, objektive Natur des Südens, der klaſſiſchen Kunſt und der Renaiſſance. „Subjektiv“: auch ich trug ja nicht wenig des trüben Weſens in mir um, das „über ſein Ich, des unbefriedigten Geiſtes düſtere Wege zu ſpäh'n, ſtill in Betrachtung verſinkt“. Man weiß, wie die Größe Roms den ſtaunenden Gaſt anfangs beſtürzt und niederſchlägt, dies ſummirte ſich in den erſten Wochen auch in mir mit dem kranken Ueberſchuß von Innerlichkeit im nordiſchen Naturell und ſo wandelte ich recht melancholiſch durch die Straßen und Ruinen; aber dann erlebte auch ich, daß der Geiſt ſich aufrichtete, die Kleinheit ſeines grüblerischen Ich vor einer ſo erhabenen Welt vergaß, hingab, hinwarf und die ausgeweitete Seele geſund und heiter wurde. Nach fleißiger Tagesarbeit, emſigem Laufen und Schauen genoß man muntere Abende in einer ächt römiſchen Oſteria und würzte den Trunk auf gut ſtudentiſch mit fröhlichen

Geſängen. Ich kann die braven Kameraden, Künſtler und Kunſtfreunde nicht aufzählen, nur der Verſtorbenen ſei kurz gedacht: des alten Reinhardt, der, in den achtzig noch friſch, die feſte Grundſäule unſeres Cirkels bildete, Schirmers aus Düſſeldorf, Reinicks aus Dresden, des talentvollen Bildhauers Kümmel aus Hannover, des dicken, geiſtvollen, ſprudelnden Rahl aus Wien. Anſelm Feuerbach, der Archäolog, kam in jenem Winter an; ich ſah mit ihm die Villa Ludoviſi und vergeſſe nicht den ſtöhnenden Laut des Entzückens, mit dem er vor die Juno-Büſte trat; auch Otfried Müller war gleichzeitig in Rom, ich ſah ihn jedoch nur in den Sammlungen, er lebte in einer Anſtrengung, deren Unabläſſigkeit ihn bald nachher in Griechenland getödtet hat.

Auf der Ueberfahrt nach Sicilien erlebte ich zum erſten Male einen Sturm; er dauerte vierundzwanzig Stunden; ich war ſo glücklich, nicht ſeekrank zu werden, alſo das große, einzige Schauſpiel mit klaren Sinnen betrachten zu können. Als ich mich endlich in meine Koje niedergelegt, war mir beſchieden, noch einmal Prediger zu werden. Ein Kapuziner jammerte und weinte ſo unerträglich, daß ich ihm vorhalten mußte, ob denn er, der vom täglich Sterben täglich ſich und anderen vorpredige, ſich nicht ſchäme vor mir, dem Weltmenſchen, den er ganz ruhig ſehe? Natürlich blieb meine Erbauungsrede ohne Erfolg. — Nach der Ausſchiffung klärte ſich das Wetter auf und ich durfte Palermo mit den unvergleichlich ſchönen Formen des Monte Pelegrino im Glanze der Sonne und des tiefblauen Himmels genießen. Die Reiſe durch die Inſel machte ich mit einem Ruſſen, Baron Chludow (ob er wohl noch lebt?), unter ſchweren Strapazen

durch fast beharrliches Unwetter: bald Scirocco, bald tagelange Scirocco-Sturzregen, bald Sturmwind waren gegen uns verschworen, die Wege großentheils in Moräste verwandelt, in welche die Maulthiere öfters bis an die Brust einsanken, die Flüsse angeschwollen und, da vielen die Brücke fehlte, der Durchritt sehr schwierig und gefahrvoll. Diese Uebel trübten, wie sich versteht, nicht wenig den Blick und die Stimmung; doch war uns vergönnt, wenigstens die Hauptpunkte unserer Reise, Segest, Selinunt, Girgenti, Syrakus bei freundlicherer Laune des Wetters mit ungestörten Sinnen bewundernd zu schauen. Taormina lag nicht auf unserer Linie, hätte uns der Himmel begünstigt, so hätten wir den Umweg natürlich nicht gescheut; wen schmerzte es nicht, dieser Stelle der Welt nahe gewesen zu sein und sie nicht gesehen zu haben? — Die Räubergefahr war damals nicht so groß wie jetzt, doch mahnte unser Maulthiertreiber Stefano an manchem Abend zu vorsichtiger Eile und nöthigte uns, gegen die müden Saumthiere die puntarella zu gebrauchen. Er ist später von Räubern ermordet worden; „was macht Stefano?“ fragte ich acht Jahre nachher Cavallari, den in der Kunstliteratur wohlbekannten Architekten von Palermo; hier hatte ich ihn kennen gelernt und sah ihn nun 1848 in Frankfurt wieder, er kam von Göttingen, wohin er sich als politischer Flüchtling gewendet und als Docent habilitirt hatte; jetzt amnestirt, berührte er auf der Heimreise die Mainstadt; man kennt in Parlermo die einzelnen Fremdenführer, so erhielt ich denn die Auskunft: „è ucciso dai ladri, il povero“. Die Strapazen und Gefahren waren in Griechenland noch ganz andere als in Sicilien;

ich erwähne sie, weil es heilsam ist, auch Solches durchzumachen; es ist ein gesundes Stahlbad für ein Studirstubenleben; man sollte jeden Gelehrten einmal hineinstoßen, ihn auch nur einmal versuchen lassen, wie es thut, ein paar Wochen lang ohne Bett und Stroh auf Erde oder Brettern zu schlafen. — Von Syrakus nach Malta, von da nach der Insel Syra fuhr ich im herrlichsten Wetter und werde namentlich die wunderbaren Mondnächte nicht vergessen, die stets am Schiffe spielenden Delphine und den schönen, bleichen, schlanken jungen Mönch, der mich in unsern nächtlichen Gesprächen zur katholischen Kirche zu bekehren suchte. Er gestand ehrlich und liebreich seine Absicht und ich sehe ihn noch vor mir, wie er, da ich ihm die Hoffnung genommen, im Mondschein die Arme erhebt und seufzend ausruft: „mi fa dolore, perchè avrei tanto desiderio, di rivedervi nel paradiso!“ Ich kam am Ostermontag in Athen an bei kaltem Regen, der auf dem Hymettus und Pentelikon als Schnee niederfiel. Doch bald klärte sich das Wetter und am Dienstag darauf beleuchtete die Sonne Griechenlands die Akropolis und malerische Gruppen tanzender Griechen am Theseustempel; es ist ein nationaler Festtag und geht die Ueberlieferung, daß dieser Tanz von Theseus eingeführt sei und das Labyrinth von Kreta darstelle. Ich darf im Erzählen und Schildern dieser ersten Tage nicht fortfahren, denn so eben entsinne ich mich, daß ich bereits im Zuge bin, zu wiederholen, was ein Aufsatz in den Jahrbüchern der Gegenwart („Populäre Archäologie“ 1844) schon gebracht hat. Dieser bricht ab, wo man ein Bild der Akropolis und der Aussicht von ihrer

Höhe erwartet.*) Seither ist über diese wunderbare Stätte, ist über Griechenland überhaupt so viel geschrieben, daß es mir nicht schwer fällt, in einer biographischen Skizze, die nicht zugleich Reisebeschreibung sein will und soll und die noch so Manches zu berichten hat, mich auf Weniges zu beschränken. Wenn ich vorerst hinzusetze, daß ich das Starke, Strebende, Denkende, die Schnellkraft in jenem begabtesten aller Völker nun auch aus der Natur seines Landes begriff, welche viel gedrängter, als die italienische, das Herbe, Steinige, Steile, streng und scharf individualisirte Formen an das Lachende, Weiche, sanft Geschwungene schiebt, — auch darauf darf ich nicht eintreten, denn es ist besprochen in meiner Aesthetik (Lehre vom Naturschönen). Es wird erlaubt sein, noch anzuführen, daß ich einige Theile der Reise in Vorträgen vor größerem Zuhörerkreis zu verschiedenen Malen, in Tübingen, Zürich, Stuttgart behandelt habe; ich erwähne es zum weiteren Beweis, daß ich darum, weil ich kein Buch darüber geschrieben, nicht meinte, die Früchte dieses Lebensgangs für mich behalten zu dürfen. In die Zeit des ersten Aufenthalts zu Athen fällt das heitere Festmahl, das die Universität dem vor mir angekommenen Otfried Müller auf „Platos Akademie“ im attischen Oelwalde gab und wozu ich miteingeladen war; es gieng sehr munter zu bei dem gebratenen Lamme, das zuerst unzerlegt feierlich um den Tisch getragen wurde; man

*) (Anmerkung.) Der Aufsatz ist mit der Ueberschrift: „Aus einer griechischen Reise“ mit Weglassung des Anfangs und Endes, dagegen mit Hinzufügung eines neuen Stücks („Ritt von Lamia auf den Othrys“) in das erste Heft der gegenwärtigen Sammlung aufgenommen.

ſang alte Studentenlieder, Gaudeamus igitur und andere, die meiſten Profeſſoren hatten in Deutſchland ſtudirt. Wir ahnten nicht, daß ſo bald darauf Gott Apollo den Ehrengaſt mit ſeinen verſengenden Pfeilen tödten werde. Von Deutſchen traf ich in Athen noch Hanſen, Roß, Urlichs; die Abende brachte ich heiter mit deutſchen Offizieren zu; zwei derſelben waren mit Griechinnen verheirathet, die uns gern griechiſche Lieder ſangen und mich gewöhnlich mit καλὸς διδάσκαλος (guter Lehrer) begrüßten; einer der luſtigſten im Kreiſe war Tiedemann, beliebt und ſehr geachtet bei allen Kameraden; neun Jahre nachher ſtellte ihm in der Ferne ſeine bewegliche Phantaſie den badiſchen Aufſtand als einen idealen Kampf vor, führte ihn als Kommandanten in die Mauern von Raſtatt und in den Tod. Er hatte ſich inzwiſchen auch mit einer Griechin vermählt und man hörte ihn in ſeiner letzten Nacht bitterlich um ſeine Kinder weinen. — Ein Landsmann, Doktor Röſer, Leibarzt des Königs, meldete mich ohne mein Vorwiſſen bei dieſem zur Audienz; jugendlich ſchön ſtand Baſileus Othon in ſeiner griechiſchen Nationaltracht vor mir neben der reizenden Blondine, ſeiner Gemahlin; 1858 habe ich ihn wiedergeſehen im Glaspalaſt zu München, noch in griechiſchem Koſtüm, das Angeſicht von Erfahrungen und Sorgen zerfurcht und welk, noch ſpäter als vertriebenen König im fränkiſchen Civilkleide. Unter Griechen war es Profeſſor Philippos, mit dem ich in freundſchaftlichen Verkehr kam. Ein Glücksſtern führte mir zum Begleiter auf der Reiſe im Feſtlande den Profeſſor Göttling von Jena, den wohlbekannten Philologen zu, eine der liebenswürdigſten Naturen, die ich im Leben kennen gelernt habe; Gemeinſchaft

mit einem ſolchen Mann in Mühſal und Gefahr auf heißen Ritten durchs wilde Land, aber auch Gemeinſchaft im Entzücken der Anſchauung ſo erhabener Bilder: dies muß wohl Freundſchaft gründen. Zugleich war mir vom größten Gewinn, mit einem Philologen zu reiſen, der ganz anders als ich mit Kenntniſſen ausgerüſtet war. Eines Abends, als wir, verſpätet von Dawlia (Daulis) aufgebrochen, bei rauhem Wind in die Felsthäler des Parnaſſes hineinritten, hielt Göttling plötzlich ſein Pferd an: „halt, hier muß die τρίοδος ſein!“ Wir waren an dem Scheideweg angekommen, wo nach der finſteren Sage Oedipus ſeinen Vater erſchlagen hat. Dieſer Moment und die folgenden Nachtſtunden gehören unter die Erinnerungen, die ſich mir am ſtärkſten eingeprägt haben. Wir ritten nun den Weg, den der Unſelige von Delphi herab nach Theben gewandelt iſt, aufwärts durch rauhes Geſtein in der finſteren Schlucht, in deren Tiefe der Pleiſtos rauſcht, wir wußten, daß eine grauſame Klephtenbande in jenen Gegenden ſpukte; in einem einſamen, leer ſtehenden Khani wollten die drei Agogiaten (Pferdebeſitzer, die mitlaufen), Leute, denen nicht zu trauen war, durchaus übernachten, ich war entſchieden dagegen; die zwei Chorophylaken (Gens d'armes) ſtimmten mir bei, — wir ſind nie ohne dieſes ſchützende Geleite gereist, das uns ein Ferman des Oberſt Rosner verſchaffte, eines Bayern, deſſen großes Verdienſt in Schaffung dieſes Korps auch von den Griechen hoch anerkannt war —; Göttling aber, immer vor Allem human und häufig nicht hart genug für ſolche Situationen, wollte ſich vom Mitleid mit den ermüdeten Leuten erweichen laſſen; wir ſetzten unſern Willen durch, die Ago-

giaten ließen uns im Zorn mit ihren Pferden ziehen und traten in die Hütte ein; nach einigen hundert Schritten kamen sie doch nachgerannt; einer von ihnen, ein Alter mit ächt neugriechischem Raubvogelprofil, riß sein Fes herunter, warf es vor dem einen Chorophylax, einem Manne von antiker Schönheit, einem wahren Achill, zu Boden, trat darauf — ein Zeichen der Verwünschung — und verfluchte den König; der Wächter zog aus und gab ihm eine so volle Ohrfeige, daß er fiel; ich sehe ihn noch im Mondschein über den Rasen hinkugeln; es wirkte und man zog friedlich weiter; das Gestirn beschien unsern Weg, seit wir aus der stundenlangen Schlucht heraus waren, und nun wurde es leicht, die verdrießliche Scene, Gefahr und Müdigkeit zu vergessen, denn jetzt erschienen schimmernd im Lichte des Schnees, der sie noch bedeckte, die zwei Gipfel des Parnasses auf dem schwarzblauen Grunde des griechischen Nachthimmels. Wir übernachteten im hohen Gebirgsdorf Arachowa, sahen am andern Morgen Delphi und tranken aus der kastalischen Quelle.

Zu den großen Erinnerungen der Reise gehört denn ferner der Ritt von Lamia auf das Othrysgebirge, von dessen Höhe wir den Olymp sahen; Göttling hat den herrlichen Tag beschrieben (Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Alterthum B. 1) und nicht versäumt, zu erzählen, wie uns dort oben im Kloster Antinizza der alte Papas mit dem langen Silberbart bewirthete, wie wir das gebratene Lamm im Rebengrün am Boden sitzend schmausten, mit Wein in silberner Schaale bedient von malerisch national gekleideten Horophylaken (Grenzwächtern), im warmen Gespräch

mit Oberſt Perrhaibòs, dem alten Türkenkriegshelden, wie wir mit kriegeriſchem Geleite in der herrlichen Nacht wieder nach Lamia hinabritten, während feuerroth der Mond hinter dem Oeta aufſtieg, dort, wo einſt Herakles aus Flammentod zu den Göttern aufſchwebte.*) Man mag ſich denken, welche Bilder vor unſerer Seele ſchwebten, als wir den Grabhügel des Leonidas und ſeiner Spartaner beſtiegen. Wir ſind dann dem euböiſchen Meerbuſen zugeritten, haben Chalkis und dort den Philhellenen Oberſt Fabricius beſucht und unſer letzter Halt auf dem Rückwege war Marathon.

Vom Peloponnes habe ich nur Epidaurus, Nauplia, Tirynth, Argos, Mykene, Korinth geſehen, ich entbehrte meinen lieben Begleiter Göttling, der ihn ſchon bereist hatte. Einzeln reiſen iſt in Griechenland äußerſt ſchwierig, und, wenn man es nicht wagen will, ſich auf die Begleitung des Agogiaten zu beſchränken, ſondern Reiſediener (der zugleich Dolmetſcher iſt) und Gensdarmen mitnimmt, ſehr koſtſpielig, in beiden Fällen ungemüthlich, da man ſich nicht ausſprechen und mittheilen kann. In Nauplia, von wo ich die Reiſe

*) Ich habe alſo dieſen Tag (vergl. Heft 1 dieſer Sammlung und die Anmerkung S. 305 im gegenwärtigen Heft) nun dennoch auch erzählt. Den Grund, warum ich es mir nicht verſagen wollte, gibt eben der Zuſatz im erſten Hefte: „Ritt von Lamia auf den Othrys“ an. Man wird es nicht unſtatthaft oder beſchwerlich finden, wenn zwei dasſelbe erzählen, das ſie miteinander erlebt haben, auch bedarf es keiner Verſicherung, daß von einer Abſicht, die lebensvolle Beſchreibung Göttlings zu übertreffen, nicht die Rede ſein kann. — Der nächſtfolgende Text dieſes Lebensgangs enthielt im erſten Druck einige Züge zur Beſchreibung des Thermopylenpaſſes, dann des Schlachfelds von Marathon. Dies iſt jetzt abgekürzt, weil ich den Beſuch beider Stätten im erſten Heft, eben im Zuſatz zu dem Artikel: „Aus einer griechiſchen Reiſe“ ebenfalls erzählt habe. Am folgenden Tage gieng es durch die Thermopylen.

nach Patras antrat, gab mir Oberſt von Hitz (ſpäter General in Bayern) einen Unteroffizier der Artillerie, der italieniſch ſprach und nach Korfu, ſeiner Heimat, in Urlaub reiste, als Führer und Beſchützer mit; ich hatte ihm dafür Zehrung und Pferd zu zahlen. Hinter Mykene, im felſigen Paß Treton, nicht weit von Nemea, zeigte mein kriegeriſcher Hort eben nicht den Muth, den ihm die Nähe der Herkulesthaten hätte einflößen ſollen; es war nicht geheuer, dort waren grauſame Räuberthaten vorgefallen, ſeit die Wildheit des Klephten ſich mit dem Haſſe gegen den Fremden verband; der Korfiot ſah immer ängſtlich umher, fragte mich, ob ich Waffen habe, und öffnete, da ich nur zwei Terzerole bei mir führte, ſeinen Koffer, worin er außer dem Säbel, den er trug, noch einen zweiten bewahrte, den er mir nun übergab, — natürlich alles gleich Null, wenn wir überfallen worden wären, da die Klephten nur in überlegener, wohlbewaffneter Mehrzahl angreifen. Endlich gelangten wir an einen Poſten von Chorophylaken, ich zeigte meinen Ferman vor und bekam zwei Albaneſen, wildfremde Kerle mit Türkenbunden, die auch griechiſch nicht ſprachen, zu Begleitern bis Korinth. Ich ſchweige von dem tragiſchen Bilde der Stätte, wo einſt alle Herrlichkeit der Welt vereinigt war. Die Fahrt im Segelſchiff auf dem korinthiſchen Meerbuſen war nicht lange auszuhalten: Windſtille, Gluthitze, dann Gegenwind, daher ſtieg ich in Voſtiza aus und hatte von da noch einen zwölfſtündigen Marterritt auf ſchrecklichen Wegen unter Durſtqualen des verlechzten Gaumens an der Küſte hin nach Patras zu überſtehen, wo mich endlich ein ordentlicher Gaſthof „εἰς τὴν ἀφθονίαν“, empfieng. Als ich am andern Morgen das

Dampfschiff betrat, das mich nach Triest bringen sollte, rief es in mir: ach, hier, Gottlob! ganz hin oder gar nicht! Man muß wissen, welche Verstümmlungen die Klephten ausübten, um dieses Aufathmen des Erlösungsgefühls ganz zu verstehen. Nun war die Fahrt wieder herrlich. Bald erschien südlich Zante, dann steuerten wir nahe an Ithaka (westlich) vorüber. Ich hatte meinen Homer bei mir und schon auf der Fahrt nach Syra, zwischen den blauen Inseln hinschwebend, mich aus ihm erbaut. Man mag sich die Andacht vorstellen, mit der man die Odyssee liest, wenn statt kahler Schulwände die Heimat des Dulders dem Leser vor Augen steht.

Die Quarantäne in Triest war überstanden, Wien wieder gesehen, einige Wochen blieben von meinem Urlaub, die ich verwandte, die Nachwehen eines Ansatzes von griechischem Fieber, der in Nauplia mich befallen hatte, in Gräfenberg mit Wasser zu bekämpfen, — von Griechenland in die Waldberge Schlesiens geschleudert und vom Priesnitzhumbug umgeben! Doch in meinem einfachen Falle that die Kur gut und gründlich erfrischt kam ich in Stuttgart an.

Hier begegne ich auf meinem ersten Ausgang einem jungen Manne, einem Buchhändler, den ich in Athen kennen gelernt hatte. Mit aufgerissenen Augen ruft er mich an: „Ja, was thun denn Sie da?“ „„Nun ich werde doch existiren dürfen.““ „Sie sind ja aber gestorben!“ Das Räthsel löste sich damit, daß ihm auf der Heimreise ein Gerücht zugekommen war, das mich mit Otfried Müller verwechselte und für todt ausgab.

Ich eilte zuerst zu meinem Bruder, damals Pfarrer in

einem Dorfe auf der ſchwäbiſchen Alb, war nun plötzlich in tiefer Stille und entſchlummerte nach ſo bewegtem Leben unter dem Rufe des ländlichen Nachtwächters, dem Plätſchern des Brünnleins.

Eine formelle Veränderung, die ich nach meiner Rückkehr in meinen Vorleſungen durchführte, will ich nicht übergehen. Ich hatte bis dahin durchaus vom Manuſkript abgeleſen, die Befreiung von dieſer Feſſel für eine Unmöglichkeit gehalten. Noch auf der Reiſe wurde beſchloſſen, daß dies anders werden müſſe, und dann dem Beſchluß Folge gegeben. Von da an habe ich nie einen Vortrag geſchrieben, ſondern nur eine Skizze entworfen, öfters durchdacht und dann frei geſprochen. Ich verweiſe auf das Vorwort zu meiner Rede: Der Krieg und die Künſte. Ich will keine Gelegenheit vorüberlaſſen, gegen den abgeleſenen Vortrag, der immer leblos bleibt, mich auszuſprechen, in Hoffnung, daß ich doch den Einen oder Andern bekehre. Die freie Rede iſt allerdings erſchwert, wenn man gut ſieht und von Eindrücken des Auges leicht zu Vorſtellungen gereizt wird. Die Arbeit iſt dann eine doppelte, man hat es mit zwei Vorſtellungsreihen zu thun, mit derjenigen, die der Gegenſtand fordert, und mit derjenigen, die aus den Geſichtseindrücken entſpringt. Da erkennt man einen Bekannten, dort iſt einer unruhig, dort lächelt, dort ſchwatzt jemand; jeden Augenblick droht die Gefahr, daß, indem man ſolche Dinge bemerkt, auf die zweite Vorſtellungsreihe zu viel Accent falle; ſie muß mit Gewalt niedergehalten werden, man hat nicht ein Paar, ſondern ein ganzes Büſchel von Zügeln in der Hand, da iſt das Fahren nicht leicht. Wohl ſoll das

Feuer den Redner tragen, aber hinter dem Feuer muß die Beſinnung ſein und ſie iſt furchtbar bedroht durch die bunte Welt des Geſichtes. Ich geſtehe, daß ich daher trotz aller langen Uebung heute noch nie ohne Sorge und Spannung den Lehrſtuhl beſteige, daß ich mir zum Schutze gegen dieſe Gefahr, aus dem Koncepte zu kommen, ganze Partieen der Rede zu überſpringen, mir ihre Gedankenfolge in ſtrenger Vorbereitung mehr als einmal einprägen muß und daß der Schein der Leichtigkeit und Freiheit nur die Frucht harter Bemühung iſt. Daher rede ich äußerſt ungern und ſchwer, wenn mir die Zuhörer nahe ſind, wie an der Tafel bei Trinkſprüchen; ihre Nähe drückt auf mich, der Gedanke: da ſitzen ſie und warten, droht jeden Moment den Faden entzwei zu ſchneiden. Nun zudem noch die Sorge, man möchte ſich lächerlich vernennen, von den Ibichen des Kranykus ſprechen u. dergl.! Kurz — es will Schweiß, iſt aber auch „des Schweißes der Edeln werth“.

Im nächſten Winter zog ich die Geſchichte der Malerei, im übernächſten Shakeſpeare in den Kreis meiner Vorleſungen. Die erſtere wurde durch die Unzulänglichkeit der vorhandenen Anſchauungsmittel eine ſehr mühſame Sache; die Bibliothek bot deren noch ſehr wenig, Photographien gab es noch nicht. Den Shakeſpeare habe ich damals noch philoſophiſch zerſtückt; ich konſtruirte mir eine Eintheilung: Grundidee, Charaktere, Schickſal, nahm die Dramen auseinander und preßte ihre getrennten Glieder in die Felder meines Rahmens; ein ſpezieller Theil über die Form ſollte folgen und folgte nicht, weil er die Vorleſung über mehrere

Semester ausgedehnt hätte.*) Doch darf ich glauben, daß, was der Professor in der Anordnung verderbte, der Mensch in der Ausführung gut machte; denn stets gewohnt, mein inneres Leben, mein Selbst in den Gegenstand hineinzugeben, werde ich diese Zuthat am wenigsten einem Dichter vorenthalten haben, der mein persönliche Neigung ist.

Es verflossen heitere Jahre im Umgang mit jungen Kräften der Hochschule, denn ich hielt mich immer gern zu Jüngeren; es waren Docenten, Assistenten und Stiftsrepetenten. Ich nenne die letzteren noch aus dem besonderen Grunde, weil ich dadurch einem obigen Worte nachhelfe, nämlich: „ich schämte mich meines Standes"; man wird nicht meinen, daß ich den Stand der höheren Volkserziehung in seinem wahren Wesen geringschätze; was ihm Unwesentliches geschichtlich noch anhängt, kann ja natürlich einen vernünftigen Menschen nicht gegen ihn blenden und gieng mich nichts mehr an, solbald ich dies Anhängsel, das gegen meinen Geschmack ist, nicht mehr an mir selbst tragen mußte. Unter den Repetenten in meinem Umgange waren Reuschle, Feuerlein, jener im naturwissenschaftlichen, dieser im philo-

*) Es sei erlaubt, hier eine persönliche Bemerkung anzuknüpfen. Ich habe eine Stelle in Rümelins Schrift: „Shakespearestudien eines Realisten", die von solchem abstrakt gewaltsamen Verfahren eines Professors spricht, auf mich gedeutet (s. Shakespearejahrbuch, Jahrg. II); er gab mir in einem sehr freundlichen Briefe die Erklärung, daß ich nicht gemeint sei; ich versprach ihm, bei Gelegenheit öffentlich zu sagen, daß er sie mir gegeben. Dies habe ich bisher nicht darum unterlassen, weil es mir irgend schwer geworden wäre, sondern verschleppt, vergessen. Eine Anmerkung Rümelins in der zweiten Auflage ist so gehalten, daß es mir scheinen will, er habe sich die Unterlassung mit Unrecht im ersteren Sinne erklärt.

ſophiſchen und theologiſchen, auch literar-hiſtoriſchen Gebiete ſeither bekannt und geehrt, Dörtenbach, nachher Geiſtlicher wie Feuerlein, ferner gehörten zur Tafelrunde in verſchiedenen Perioden Schwegler und Zeller, die ſich ſchon als Privatdocenten habilitirt hatten, Grieſinger, der Kliniker und Irrenarzt, Roſer, der Profeſſor der Chirurgie, damals noch Aſſiſtenten, Doktor Kreuſer in derſelben Stellung, Vierordt, der Phyſiolog, als Profeſſor berufen, Reichardt, Philolog, Bibliothekar im Stift, Karl Planck, der Philoſoph, nach Reichardt in derſelben Stelle, Maler Leibniz, den ich in Rom kennen gelernt hatte, jetzt als Zeichenlehrer angeſtellt, ſpäter auf Grund gediegener kunſtgeſchichtlicher Vorträge zum Profeſſor ernannt, (er bewahrt ein Buch, worin wir als Karikaturen verewigt ſind); Springer, der Kunſthiſtoriker, brachte einige Jahre in Tübingen zu und war mit in unſerem Kreiſe. Schwegler unternahm und redigirte die Jahrbücher der Gegenwart, worin ſich die geiſtigen Kräfte nach allen Richtungen der Wiſſenſchaft in der Friſche jugendlicher Männlichkeit rührten. Von jähem Tode iſt dieſer feine Geiſt frühe hingerafft, auch Kreuſer, Reichardt, Dörtenbach, Grieſinger ſind in den beſten Mannesjahren geſtorben; man fühlt, wenn man altert, gar oft die Wahrheit des Goetheſchen Wortes:

„Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor uns hinweggeſchwunden".

Mein ehrwürdiger Freund Baur ermuthigte mich gegen das Jahr 1844, mich zum Ordinariate zu melden, es wurde

gegen die Mehrheit der Stimmen der philoſophiſchen Fakultät im Senate durchgeſetzt, daß ich vorgeſchlagen wurde, die Regierung beſtätigte im Herbſt 1844 und ich hielt im Winteranfang die bekannte Antrittsrede, die mir eine Suspenſion auf zwei Jahre eingetragen hat. Es waren darin freilich einige Stöße jugendlicher Leidenſchaft geführt, die ich in meinen ſpäten Jahren nicht kann vertreten wollen. Doch wußte man im Kreiſe meiner Zuhörer wohl, wie der „offene Haß", den ich ankündigte, eigentlich zu verſtehen war. Man hatte gegen mein Vorrücken mit unrechten Mitteln gewirkt, hatte aus Stoff, der dazu nicht den Grund gab, den empörenden Vorwurf: Mangel an Charakterhaltung geſponnen und in ein Gutachten geſetzt. Ich kündigte ſolchen Gegnern in mir einen offenen Feind an, der nur mit geraden Mitteln kämpfen werde; aller und jeder Jeſuitismus einer Partei, die eigentlich über der Volksreligion ſteht und ſie aus Herrſchſucht künſtlich vor Lichtung hütet, war freilich unter dieſer Erklärung leicht verſtändlich mitinbegriffen. Ich hatte wohl auch früher Viele ſchon gereizt und wußte immer, daß ich Krieg gegen Krieg zu erwarten habe, aber ich habe nie eines Gegners Privatperſönlichkeit angegriffen, nie ſein menſchliches Wohl, um ſeine Sache zu bekämpfen. Es iſt bekannt, daß mir nun der „offene Haß", der ſolcher Kriegsführung galt, als Proklamation des Haſſes gegen die Volksreligion gedeutet wurde, es iſt ebenſo bekannt, welcher Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broſchüren gegen mich losgieng, wie auf den Kanzeln Lärm geſchlagen wurde; da die Rede zu wenig Anhalt bot, riß man Aeußerungen auf dem Katheder aus dem Zuſammenhang, verdrehte ſie ſchändlich

(ich kann mit grellen Beispielen dienen), durchstöberte meine Schriften, mißdeutete den Sinn herausgeklaubter Stellen und erreichte endlich, daß ein für sich ganz freidenkender Minister dem allgemeinen Aergerniß zwei Jahre meines Wirkens glaubte als Opfer hinwerfen zu müssen. Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffenthum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich thut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt. Diese Bitterkeit ist auch Strauß geblieben, man hatte gegen ihn genau nach dem alten Hauptpastor-Göze-Rezept, wie jetzt gegen mich, gehandelt. Noch seine letzte Schrift versteht man ganz und kann man sich zurechtlegen erst dann, wenn man diese Bitterkeit versteht. Doch er wurde für immer aus der Laufbahn gestoßen, ich nur auf zwei Jahre. Freilich konnte der Verfasser des „Leben Jesu“ nicht mehr Theologie für künftige Kirchenlehrer vortragen; die protestantische Kirche hat formell Recht gehabt, ihn auszustoßen, und er wußte es; dennoch hat sie im historischen Sinne Unrecht gehabt, denn sie soll die Entwicklung in sich dulden, soll begreifen, daß gerade ihre innern Widersprüche die Zeichen und Bürgen ihres innern Lebens sind, daß die Konsequenz des Katholizismus, scheinbar seine Größe, seine innere Todtenhaftigkeit, daß es der Vorzug und die Tugend der protestantischen Kirche ist, in der Selbstauflösung begriffen zu sein. -- Ich aber habe mein leichteres Abkommen theuer bezahlt; der Preis war kein kleinerer, als ein Gewissensdruck, den ich von da an Jahre lang mit mir trug. Das

kam ſo: Senatsmitglieder beabſichtigten einen Proteſt gegen die Suspenſionsmaßregel, Freunde fragten mich, ob ich damit übereinſtimme und beitrete. Nun war vorauszuſehen, daß dem Proteſt ein Separatvotum entgegengeſetzten Inhalts jedenfalls von einer nicht kleinen Minderheit ſich anſchließen würde; ich aber wollte bei nichts mithalten, was dieſer Minderheit Gelegenheit gab, das ganze Geſpinnſt der Denunciation noch einmal aufzunehmen und nun korporativ zu redigiren. Ich fragte mich, ob ich nicht vielmehr meinen Abſchied nehmen ſolle. Davon hielt mich die Erwägung ab, daß ich hiedurch den Feinden ihren wahren Wunſch erfüllen würde, während, wenn ich aushielt, jene Macht des Wirkens gegen ihre Prinzipien mir verblieb, die nur der Katheder gibt. Dieſe Erwägung war nicht ſtichhaltig und unbewußt ſaß hinter ihr doch ein anderes Motiv: ich hatte eine Familie gegründet, ein Kind lag in der Wiege und kein Vermögen war da. So ließ ich das Unrecht denn über mich gehen und mir blieb der Stachel des Vorwurfs in der Bruſt, daß ich nicht einfach nach dem Gebote der Ehre gehandelt habe. Wohl ſchrieb ich in den Suspenſionsjahren — neben den zwei erſten Bänden der Aeſthetik, die aus dieſer Muſe hervorgiengen — Artikel in die Jahrbücher der Gegenwart, die zeigten, daß mir der Muth der Wahrheit nicht gebrochen ſei, und gab dem Miniſter von Schlayer — der, wie ich ſpäter aus glaubwürdiger Quelle vernahm, ſeinen Schritt bereute — eine Denkſchrift ein, die keine feige Sprache führte; aber die Laſt wich nicht von der Seele, bis mir das Schickſal ein Mittel bot, mein Gewiſſen zu befreien.

Ehe ich zu dieſer Wendung der Dinge gelange, bin ich ſchuldig, von meinen Erlebniſſen im Jahre 1848 zu erzählen. Ich war trunken wie billig vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt. Zunächſt kamen die Tage des Franzoſenlärms. Sie waren groß. Ein Gaſtwirth muſterte auf dem Marktplatz als Kommandeur ſämmtliche bewaffnete Macht, die verſchiedenen Truppengattungen, die gegen den wilden Feind gerüſtet ſtanden: Weingärtnervolkswehr, Studentenkorps, Bürgergarde, Sicherheitswache. Die letztere war im Jahre 1847 nach einem vorbildlichen oder vorbotlichen Tumult errichtet, in welchem ich als „Major“ eine Kriegsſchaar von Studenten zur Bewachung reſp. Vertheidigung des Schloſſes kommandirt hatte, das mit einem Sturme zur Befreiung gefangener Tumultuanten bedroht war, eine Großthat, die friedlich mit der Erſchöpfung einiger Bierfäßchen ſchloß; die Regierung hatte dann hundert Musketen gegeben, um eine Schutzmacht gegen etwaige Wiederkehr ſolcher Stürme zu bilden, und der ſo ausgerüſtete Truppenkörper prangte jetzt als der Kern der verſammelten reiſigen Schaar, als der Glanzpunkt im militäriſchen Schauſpiel auf dem Forum von Tübingen. Der Gaſtwirth belobte die gemuſterten Truppen wegen ihrer „propreté“. Die Bürgergarde beſaß eine alte Kanone, zu Feuerlärmſignalen vom Schloſſe beſtimmt. Dieſe wurde auf die Straße geführt, auf der man die elftauſend Mann ſtarke Feindeſchaar erwartete, und dort aufgeſtellt. Gegen Abend wurde die Artilleriemannſchaft ihres Dienſtes etwas müde und zog ſich in ein benachbartes Wirthshaus zurück; die Kanone blieb einſam ſtehen in ſtiller Nacht. — Nachher wurde Profeſſor Volz Oberkommandant

und führte einmal ein Korps zu einer Recognoscirung nach Rottenburg in der Richtung des Schwarzwaldes; sein Adjutant zu Fuß war der Turnlehrer, der sich beeiferte, durch Achilleischen Lauf ein Pferd zu ersetzen. Ich gieng zum Parlament ab, als eben die Bürgerwehr im Lande organisirt wurde, darf mir aber das Zeugniß geben, daß ich nie eine Illusion über dieses Institut hatte, sondern von Anfang an darüber dachte, wie ich später schrieb.*) Doch schwebte ich bis dahin in der Täuschung, die unhaltbare Einrichtung könne die Uebergangsform zu einer neuen bessern Wehrverfassung bilden, fügte mich daher nach meiner Rückkehr vom Parlament in das thatsächlich noch bestehende Gesetz, freute mich nicht ohne Bosheit an den Strafen, die über renitente und säumige Kollegen verhängt wurden, machte die Offiziersschule unter einem förmlich als Kommandanten aufgestellten Lieutenant durch, brachte es zum Hauptmann, habe aber niemals meine Kompagnie gesehen.

Wohl war es redliche Begeisterung, daß ich um die Wahl zum Reichstagsmitglied mich eifrig bewarb; aber es stak doch viel Ehrgeiz dahinter, genährt durch den Beifall, den für viel Pathos und wenig Vernunft meine Reden auf Volksversammlungen gefunden hatten. Ich hätte viel Komisches von den Tagen der Wahlumtriebe zu erzählen, von Bergpredigten auf Rainen und auf der Landstraße, von rhetorischen Leistungen auf Marktplätzen und in Wirthssälen, namentlich auch von Prügeln, denen ich mit knapper Noth

*) Das Bürgerwehrinstitut, oder: ist der Jammer noch länger zum Ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das Wirtembergische Ministerium von Fr. Vischer. Stuttgart 1849, Göpel.

entgieng, und von ſolchen, vor denen ich mit ebenſo knapper Noth die Gegenredner ſchützen half, denn meine Reutlinger trugen noch immer etwas vom Blute der alten Gerber und Färber in ſich. Doch das kennt, wer 1848 geſehen hat. Schade wäre es trotzdem, wenn ich ganz von der feierlichen Stunde ſchwiege, da mir nach durchgeſetzter Wahl auf dem Markte in Reutlingen die Bürgerwehrfahne vorgeführt wurde; denn ich will nur beichten, daß in meiner Apoſtrophe die großen Worte vorkamen: „wenn du einſt von Kugeln ehrenvoll zerfetzt ſein wirſt“ u. ſ. w. (Stürmiſcher Beifall.)

Ich habe den Ehrgeiz gründlich abgebüßt; das Jahr in Frankfurt war ein Marterjahr. So blind war ich doch nicht, daß mir nicht ſchon in den erſten Wochen ein Inſtinkt des Denkens geſagt hätte, wir werden nichts zu Stande bringen. Es war nicht ſchwer, zu ahnen, daß von allen Formen für die Einigung Deutſchlands, die in Vorſchlag und Frage kommen konnten, keine möglich ſein werde: preußiſcher Erbkaiſer, Direktorium oder Trias, Turnus, Wahlkaiſer, Republik — ich ſage nichts weiter, man kennt die damalige Lage Deutſchlands und den Stand der Parteien. Mit dieſem Vorgefühl in der Seele gieng ich dumpf und freudlos umher, etwas wie Geſpenſterbangigkeit lag auf mir. Für die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweſer ſtimmte ich nicht; daß die lange Beſchäftigung mit den Grundrechten reiner Zeitverluſt ſei, begriff ich; wenn wir aber ſtatt deſſen auch handelten, uns mit einer Macht, einem Parlamentsheer umgaben, was hätten wir zu ſchaffen vermocht? Dennoch hat das Parlament eine Zeit lang thatſächlich regiert und dies brachte ein Gefühl der Verantwortung mit ſich, welches

die Centnerlaſt vermehrte, die auf mir lag. Die Begierde, als Redner hervorzutreten, damit die Tauſende von Wählern, die mir im Geiſte wartend über die Schulter ſahen, doch von mir hörten, ſtieß ſich am Hinderniß des Zudranges zur Rednerbühne; die ewige Hetze, nach den langen Sitzungen die Klubbdebatten bis tief in die Nacht, die tägliche Verkehrung der gewohnten Lebensweiſe: alles arbeitete an den Nerven und wie ſo viele meiner Kollegen habe ich damals einen Stoß auf meine Geſundheit fürs ganze Leben erlitten. Ich war Mitglied der „gemäßigten Linken“; Prinzip: ſanfte Vorbereitung der Republik. Wer hat ſich ſehr zu ſchämen, wenn er damals im Phantaſierauſche der Zeit nicht erkannte, was uns ſonnenklar iſt, nachdem wir den Untergang der damaligen franzöſiſchen Republik im Staatsſtreich, die Kommune, den Wahnſinn in Spanien erlebt haben? Fällt den Menſchen, wie ſie in unſeren alten Kulturſtaaten ſind, der Superlativ vernünftiger Staatsform, die Republik, in den Schooß, ſo iſt er ihnen noch nicht ſuperlativ genug, er ſoll noch ſuperlativer, er ſoll ſuperlativſt werden; die Provinz, die Gemeinde ſoll ganz ſelbſtändige Republik in der Republik ſein; folgt, daß auch jede Familie, und endlich, daß jedes Individuum eine Republik ſein ſollte, — und der Staat iſt fertig. Dann pflegt einer zu kommen, der dieſen unzähligen Republiken in der Republik über die Köpfe haut. Das konnte man freilich ſchon aus der erſten franzöſiſchen Revolution wiſſen; aber die Geſchichte muß eine ſolche Lehre oft vortragen, bis ſie ſich unſern harten Köpfen einprägt. Ja, könnte man eine alte Republik machen, das wäre etwas anderes! — Ich war alſo ein eventueller

Republikaner, dachte mir aber als letzten Zielpunkt eine recht strenge und nichts weniger als kosmopolitisch sentimentale Republik. In der That war von den zwei Prinzipien, um die es sich handelte, das der nationalen Einheit und Macht im Grunde viel stärker in mir, als das der Freiheit. Natürlich fehlte viel, daß ich mir darüber klar geworden wäre, wie mich diese Gesinnung eigentlich von der Demokratie trenne, welche, wie sie einmal ist, die Freiheit auf Kosten der Einheit will. Ganz langsam vollzog sich meine innere Lockerung, doch in praktischen Fällen, wie sie die damalige Lage Oestreichs brachte, verhielt ich mich so streng deutsch — freilich nach meinem damaligen Standpunkte großdeutsch — gegen fremde Nationalitäten, daß meine Parteigenossen und ich selbst meinen künftigen Abfall leicht hätten voraussehen können. Großdeutsch also und herzlicher Gegner der preußischen Partei im Reichstage! Der Satz stand mir fest, daß ein Theil des Ganzen sich nicht anmaßen dürfe, das Ganze zu sein, d. h. an seine Spitze zu treten. Darin war Logik; man kann sagen, es war Logik statt Politik. Allein wo waren damals die Erfahrungsbeweise, daß es im Theile des Ganzen eine Intensität der Kraft gebe, die in der Wirklichkeit das logische Verhältniß umzudrehen und ihn durch die That über das Ganze zu stellen vermöge? Das Parlament hat schließlich durch den bekannten Beschluß den König von Preußen zu dieser That eingeladen. In den Tagen, die dem Beschlusse dieser Einladung — denn was anderes war die Verleihung der Erbkaiserkrone an Preußen? — vorangiengen, lag ich in einem fürchterlichen Kampfe, ich war bankerott in allem meinem Denken über

die Form der Einigung Deutſchlands und dieſer Bankerott drückte ſich darin aus, daß ich mich der Abſtimmung enthielt. Dies Verhalten eines Rathloſen mag armſelig ſcheinen, aber wie hat ſich denn der Rath bewährt, den die Weisheit der Andern wußte? Kann das Volk, kann die Freiheit einen König bitten, ſich durch Revolution an ihre Spitze zu ſetzen? Vollends, wenn der König ein Romantiker iſt? — Doch ich ſpringe den Thatſachen voraus. Man muß nicht vergeſſen, daß es die erbkaiſerliche Partei im Parlamente war, die, verbunden mit der Feigheit, welche ſich allerwärts findet, das moraliſche Lebensprinzip des Parlaments zerknickte, als ſie den Waffenſtillſtand von Malmö guthieß. Es folgte der 18. September, der Barrikadentag. Ich habe einige Momente dieſes Tages und den Tod Lichnowskys beſchrieben (Kritiſche Gänge, H. 4, S. 23 ff.). Man verlor die Zeit weiter mit ewigen Debatten über die Grundrechte, über Schule und Kirche. Gegen den Frühling 1849 gründete die Linke den Märzverein, beſtimmt, ganz Deutſchland für eine neue Revolution zu unterwühlen, für Wirtemberg auf den Sturz des Märzminiſteriums berechnet. Meine demokratiſchen Wähler forderten kategoriſch, ich müſſe eintreten; ich antwortete, ich laſſe mich nicht zum Parteiſimpel machen. Der badiſche Aufſtand brach los; ich habe mich keinen Augenblick getäuſcht, daß dies traurig verſpätete, unfruchtbare, hoffnungsloſe Wehen und Krämpfe ſeien. Es war aus. Der Reichsverweſer hatte einige Luſt, uns zu ſprengen, es wäre ein würdigerer Ausgang geweſen, als der in Stuttgart. Ich bin im Sommer mit dem Rumpfparlament hierher gezogen, mit klarer Einſicht in den Unſinn, aber ich

wollte nicht austreten, weil ich es für Pflicht hielt, das Schwere auf mich zu nehmen, das in der Oppositionsstellung auf mich wartete, die ich nun mit Wenigen gegen die Mehrheit einzunehmen hatte. Auf der Reise nach Stuttgart schwebte ich mit vier Kollegen einen Abend und eine Nacht lang in nicht geringer Gefahr, da wir in Heppenheim übernachten mußten. Er waren die Stunden des Gefechts bei Hemsbach; die hessischen Soldaten im Gasthof zum Halbmond glaubten, wir wollten dem badischen Aufstande zuziehen, weil wir Waffen bei uns hatten (Scheibenstutzen, Bürgerwehrsäbel, wirklich ganz harmlos einst nach Frankfurt und jetzt, da wir das Gefecht nicht ahnten, auf die Rückreise mitgenommen); wir haben erst nachher erkannt, daß unser Leben bedroht war. General Schäfer von Bernstein war noch abwesend im Gefechte, Morgens frühe erbaten wir uns von ihm einen Vorweis zum Durchlaß durch die Vorposten, er gab ihn mit dem Bemerken, wir sollten schnell abreisen, nach einer halben Stunde könne er uns für nichts stehen. Wir brauchten länger, bis wir einen Wagen für unser Gepäck bekamen, denn die Eisenbahn war unterbrochen; nun fragte ich in aller Unschuld einen Dragoner unter den Soldaten, die im Hofe umherstanden, ob wohl die Gefechte sich nicht erneuert haben, denn das Wort des Generals hatten wir so verstanden, als könnten neue Kämpfe unsere Reise aufhalten; wir ahnten nicht, daß es bedeutete, länger könne er uns nicht vor der Wuth der Soldaten schützen. Ein Gensdarm hört es, meldet es einem Hauptmann, dieser tritt vor und ruft, auf einen Anschlag zeigend: „wissen Sie, was auf Spionage gesetzt ist? Hier steht es geschrieben:

der Tod!“ Ich trat ihm entgegen und forderte ihn auf, mit mir zum General zu gehen und in ſeiner Gegenwart zu vernehmen, wie ich ſein Wort verſtanden und warum es mich zu dieſer unverfänglichen Frage veranlaßt habe; allein die Kameraden zogen mich fort und wir wanderten hinter unſerem Karren durch die Blutlachen und Pferdeleichen auf der Weinſtraße nach Heidelberg, mitten in die Wirbel der Aufſtändiſchen. In Stuttgart ſtand es unheimlich genug; das Land ſah täglich und ſtündlich einem Losbruch entgegen. Die Oppoſition, zu der ich alſo nun gehörte, beſtand aus nicht mehr als ſechs Kollegen, in ihrer Mitte Uhland; wir ſtimmten natürlich gegen die Reichsregentenwahl und vor der letzten Sitzung, die gehalten worden iſt, ſagten wir uns, es ſollte doch auch einer von uns reden; keiner ſprach einen Entſchluß aus; es mußte einen wilden Sturm herbeiführen, wenn jemand gegen die erhitzten Gemüther den Mund aufthat. Ich darf glauben, daß man es nicht für Prahlerei anſehen wird, wenn ich nun erwähne, daß ich es auf mich nahm, als K. Vogt fünf Millionen zur Wehrbarmachung des Volkes forderte, und daß ich nun einer Reihe giftiger und wüthiger Angriffe Stand halten mußte. Es war ja nichts Beſonderes; tauſend Andere haben unter mehr Gefahr muthig geſprochen, aber ein Schickſalsbild iſt es. Mit fliegenden Hoffnungen für meine ganze Nation war ich im Frühling ausgezogen und das Ende war nun, daß ich froh war, als Einzelner aus dem Schiffbruch des Ganzen mein Gewiſſen rein herausgebracht zu haben, indem ich unter ſchwierigen Umſtänden nicht ſchwieg, ſondern den Narren es laut ſagte, daß ſie Narren ſeien. In den Ocean ſchifft — — — —

Von der Sprengung habe ich Einiges erzählt in dem Aufſatz über Uhland (Krit. Gänge H. 4, S. 132 ff.).

Im Herbſt dieſes Jahres ſtarb Märklin. Ich darf als bekannt aus dem Buche von Strauß annehmen, wie er von der Kirche zur Schule übertrat und was er als Profeſſor in Heilbronn ſeinem Amte geweſen iſt. Mit ihm war dem alten Freundeskreiſe die rechte Mitte ausgebrochen. So grau wie der lichtarme Herbſttag erſchien mir die ganze Welt, als ich von ſeinem Begräbniß einſam, ſtille Waldwege aufſuchend, nach Tübingen zurückgieng. Und nun ſenkte ſich das breite Blei der langen, ſtumpfen Reaktion auf Deutſchland. Stille Arbeit war einzige Zuflucht. Inzwiſchen aber war in all der Zeit die Laſt des Bewußtſeins, durch meine Suspenſion Unrecht geduldet zu haben, nicht von mir gewichen. Endlich kam der Tag der Ehrenrettung. Im Jahr 1855 erhielt ich den Ruf an das Polytechnikum und die Hochſchule in Zürich. Ich konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen und eben dieſe Unentſchloſſenheit brachte mir Licht, wie ich nun zu handeln habe. Ich nahm eine Audienz bei dem damaligen Kultminiſter von Spittler-Wächter. Ich erklärte ihm zum Voraus, daß ich nicht, wie ſonſt in ſolchen Fällen üblich, komme, um mit dem Ruf in der Hand eine Beſoldungserhöhung zu erwirken. Das wäre freilich jedenfalls ein thörichter Verſuch geweſen; wußte ich doch z. B., daß der giftſchwangere Pasquillroman Eritis sicut Deus mit wohlangebrachten Bleiſtiftſtrichen von geſchickter Hand auf einen Schreibtiſch an höchſter Stelle hingeſchoben worden war; der Miniſter hätte ſelbſt beim beſten Willen nichts für mich thun können. Ich legte ihm nun alle Gründe für

und gegen Annahme der Berufung einfach sächlich vor und schloß mit den Worten, ich fürchte, es könnte mich reuen, wenn ich gienge, aber auch reuen, wenn ich bliebe; das Letztere gewiß in dem Falle, wenn ich auch ferner befürchten müßte, daß die Regierung, indem sie Denunciationen ihr Ohr leihe, mich unter einer Art von spezieller Aufsicht halte. Ich muß hier nachholen, daß inzwischen neue Angebereien vorgekommen waren, daß auf eine derselben, die ich nicht nenne, weil der Urheber mir später eine genugthuende Erklärung in Ehren gegeben hat, der Minister mir durch den Kanzler (von Gerber) einen „Wink“ hatte zukommen lassen. Jetzt bemerkte er mir, es seien ihm eben auch aus der Zeit nach der Rehabilitation aus achtungswerthen Quellen Mittheilungen zugegangen, aus denen hervorgehe, daß ich die rechten Grenzen noch nicht einzuhalten wisse. Ich erwiderte, mit dem Bewußtsein, unter einer besondern Kontrole zu stehen, könne ich nicht in meinem Wirken verbleiben; ein Lehrer spreche oft ein kühnes Wort, das er im Verlauf des Vortrags oder im folgenden zurechtrücke, ergänze, mildere, und wenn die Rosse einmal feurig rennen, solle man nicht sogleich besorgen, es sitze kein Kutscher auf dem Bock. Ich führte einige Beispiele von gemeiner und boshafter Verdrehung verschleppter Kathederäußerungen an und schloß mit der Bemerkung, anders, als ich sei, könne ich mich allerdings nicht machen, wolle man mich mit der Schneide, der ich meine Erfolge verdanke, so möge man bedenken, daß ich nicht mit stumpfem Messer schneiden könne. Nach einer Pause ließ der Minister mit leichtem Achselzucken noch die Worte folgen: das könne er immerhin sagen, daß ihm neuerdings nichts von

Ausschreitungen zugekommen sei. Damit war es genug; daß sich der Knabe gar noch solle gebessert haben, das war nicht hinzunehmen, ich stand auf, bat um Auskunft über die Formeln eines Entlassungsgesuchs, erhielt sie höflich, empfahl mich und stieg im Vorgefühl der baldigen Trennung vom Vaterland und doch mit wie erleichtertem Herzen! die Treppen hinunter. Hier begegnete mir ein Kollege, der mich mit den Worten grüßte: sieht man Sie auch hier? „Diesmal und nicht wieder", antwortete ich. Viele Jahre nachher sind mir Aeußerungen von ihm berichtet worden, aus denen ich entnahm, daß er ohne Zweifel zu den „achtungswerthen Quellen" gehörte.

Ich bin elf Jahre in der Schweiz gewesen. Ich habe gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bande der Freundschaft geschlossen, ich bin von den Behörden in durchaus nobler Weise behandelt worden. Ich muß der Schweiz bezeugen, daß ich trotz dem gefährlichen Fortschreiten des Geldgeistes, dem ich zugesehen, im Allgemeinen eine gewisse Ungebrochenheit der Charaktere dort gefunden habe, wie sie nur eine gesunde Republik erzeugt. Der Schweizer ist herber und rauher, als der Deutsche, und dadurch läßt sich mancher Fremde abstoßen, den ich doch bitten möchte, Schillers Abhandlung „Ueber die nothwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen" zu lesen. Hoher Kulturstand einer Nation bringt immer auch eine Weichheit, Geschmeidigkeit mit sich, die leicht auf Kosten der Wahrheit höflich und traulich wird; ein Theil des Alemannenstamms hat sich von der Nation getrennt und mit Bruchstücken von zwei andern Völkern nach heldenmäßigen Kämpfen eine Republik gegründet, deren

ſicherſter Grundpfeiler ein tüchtiger Sinn der Wirklichkeit und des Wirkenden, eine unbeirrte Nüchternheit iſt, konſervativ im rechten Sinne des Worts. Eine ſolche Republik kann beſtehen, denn ſie zerſtört die Freiheit nicht durch den Wahnſinn, der die Republikverſuche in unſern alten Kulturſtaaten zu Grunde richtet, und ſie beſitzt die Heilmittel, Siege und zeitweiſe Herrſchaft der extremen Parteien im einzelnen Kanton zu überwinden, Thorheiten zu überleben. Welche Friſche der Geiſter und Charaktere in der Schweiz zu Hauſe iſt, zeigt die Energie des jetzigen Kampfes gegen die ultramontane Herrſchſucht. Die reformirte Kirche hatte ſich ſeit Jahren, namentlich im Kanton Zürich, den neuen und freien Bewegungen in der deutſchen Theologie lebenskräftig geöffnet. Angeſichts von Männern, wie Diakonus Hirzel, den ſein freies, an der Tübinger Schule genährtes Denken nicht hinderte, mit Apoſtelfeuer zu predigen und zu wirken, findet man ſich in eine Antinomie gedrängt. Es iſt wahr, daß es ohne gewiſſe Verhüllungen, Bemäntelungen, ja ſagen wir es nur: ohne Unwahrheit nicht abgeht, wenn ein theoretiſch heller Geiſt noch im Volke religiös wirken will, es iſt nur ganz begreiflich, daß Männer der ſtrengen logiſchen Konſequenz wie ein Strauß hart und ſtreng gegen die ſogenannten freiſinnigen Theologen vorgehen. Allein es handelt ſich ja nicht blos um Anſichten und innere Konſequenz, ſondern auch um Praxis, um Wirken. Was würde folgen, wenn die Männer, die in dieſer Lage ſind, ihre Hand vom Volke abzögen? Es hätte keine Erzieher mehr, es fiele ganz in Pfaffenhand. Daher iſt es doch eine Wohlthat um ein vernünftiges Verfaſſungsweſen, das dieſen

„Halben“ Luft und Raum gönnt. Auf dem Katheder zeigte Biedermann, wie man kritiſch frei denken kann, ohne darum das ethiſche Band mit der Gemeinde zu zerreißen, und erwarb ſich die Liebe aller jugendlichen Gemüther; mit gehaltener Würde lehrte und predigte der klare, gediegene Alexander Schweizer; Heinrich Lang wurde damals nach Meilen und nach dem tief betrauerten Tode Hirzels an deſſen Stelle in Zürich berufen. Im Senate war einer der Freunde, die ich in Zürich fand, Orientaliſt Hitzig, die charaktervolle Hauptſtütze der liberalen Mehrheit. Es fehlte nicht an Verkehr mit Künſtlern, ich nenne nur den genialen Thiermaler Koller, meinen Kollegen Ulrich, den Landſchaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernhaften, echten Dichternatur Gottfried Kellers; in Schweizerfamilien, in dem mäcenatiſch gaſtlichen Hauſe des deutſchen Kaufmanns Weſendonk fand ſich nicht ſelten zuſammen, was ſich zu den Kreiſen der Kunſt und Literatur zählte. Warum ich aus einem ſo guten Lande dennoch fortgegangen bin? Da iſt allerdings etwas zu nennen, das den Deutſchen hindert, auf dieſem Boden ganz anzuwachſen. Es herrſcht oder herrſchte wenigſtens damals noch politiſche Abneigung gegen Deutſchland, ja mehr als dies, ein ungünſtiges Urtheil über den deutſchen Nationalcharakter; dies iſt geſchichtlich zu leicht zu begreifen, als daß ich hier auf eine Erklärung einzugehen hätte; nur an den ſogenannten Schwabenkrieg erinnere ich, der im ſechzehnten Jahrhundert die Schweiz vollends von Deutſchland getrennt hat und der wohl die Schuld trägt, daß Schwabe faſt ein Spottname im Volksmunde geworden iſt. Dieſe Stimmung bricht hervor, man weiß niemals, wann

und wie? Man hat ein Gefühl, auf unterhöhltem Boden zu wandeln, wenn man nie ſicher iſt, ob man nicht etwas gegen die „Dütſchen“ hören muß; glaubt man ſich bei Gebildeten geborgen, die man als deutſchfreundlich kennt, doch entfährt auch ihnen leicht ein Wörtchen, das auf die mit der Muttermilch eingeſogene Denkart weist. Auch lernt man nie ganz verwinden, daß der Name Deutſcher ſtets nur politiſch verſtanden wird, alſo nur den Angehörigen eines auswärtigen Staates bedeutet, und dies in deutſchem Munde. Viele Intereſſen weiſen naturgemäß nach Frankreich, aber dieſer Zug der Intereſſen iſt zugleich ein Zug der Neigung und gerade in ſeiner Franzoſenbewunderung der Schweizer (mit Ausnahmen natürlich) ein nur zu echter Deutſcher. So erklärt ſich denn, warum ein Deutſcher, welcher in der Schweiz dient, trotz aller Güte und Freundlichkeit, die er im Einzelnen erfährt, trotz aller öffentlichen Anerkennung nicht recht aus dem Gefühle herauskommt, Fremden zu zu dienen. Uebrigens ſoll ſich die Stimmung gegen Deutſchland nach jenen Ausbrüchen der Krankheit, die kurz nach dem Ende des Kriegs vorkamen, weſentlich gebeſſert haben und ich ließe mir gerne ſagen, ich hätte meine Schilderung dieſer Zuſtände nicht im Präſens, ſondern im Präteritum halten ſollen. Wäre ich aber während des Kriegs noch dort geweſen, ich glaube, ich hätte in dem vernünftigen Urtheil Weniger nicht ſo viel Troſt gefunden, um nicht ein Gallenfieber zu bekommen. Leider jedoch muß ich noch eine ganz andere Quelle von Mißſtimmung erwähnen, die dem Deutſchen in der Schweiz das Leben trübt. Er findet unter den eigenen Landsleuten kosmopolitiſche Demokraten, meiſt

verbitterte Flüchtlinge, die sich nicht schämen, bei jeder Gelegenheit der Schweiz zu schmeicheln und auf das eigene Vaterland zu schimpfen. Habe ich doch nach meinem Abgang von einem dortigen Deutschen dieser Gattung gehört, er habe unsere Siegesfreude ein Siegesgeheul genannt, und ist doch nachher ein Deutscher von Zürich nach Paris gereist, um Thiers einen Plan zur Befestigung der Hauptstadt vorzulegen. Man wird den Schweizer für entschuldigt wiewohl nicht für gerechtfertigt halten, wenn solche Erscheinungen auf sein Urtheil wirken. Wer aber nicht vergißt, daß er im Ausland seine Nation zu repräsentiren hat, und sich daher zum Gesetze macht, nichts auf ihre Ehre kommen zu lassen, der hat ja doch auch Stunden, wo er sich über dies und das frei aussprechen möchte, was er allerdings gegen sein Vaterland auf dem Herzen hat; so sehnt er sich denn natürlich nach Hause, um unter den Seinigen frisch von der Leber losziehen zu können, denn da darf man es ja. Steigen große politische Fragen auf, die Deutschland angehen, so wird der Deutsche im Ausland auf seiner Insel weit heftiger erregt, als im Inland, die Leidenschaft wird um so heißer, weil sie, eingespannt vom fremden Elemente, nach innen schlägt in die kleinen Kreise, worin die heimischen Parteigegensätze durch eine kleine Zahl von Individuen vertreten sind. Die Frage, ob Deutschland Frankreich den Krieg erklären solle, entzündete 1859 unter uns eine furchtbare Aufregung. Wie ich mich damals verhielt, sagten Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung und nachher die Kritischen Gänge. Wer diese Aeußerungen gelesen, weiß, daß ich nicht beschränkt national dachte, daß ich aber in der

damaligen Verwicklung meine politischen Gründe hatte, meiner alten Liebe zu Italien nicht die entscheidende Stimme in meinem Urtheil einzuräumen. In Zürich war zur selben Zeit das eidgenössische Schützenfest; der Jubel im Kontrast mit den französischen Siegen wühlte mir wie mit glühenden Messern in der Seele und ich beeilte mich, nach Ulm hinüberzukommen, wo ich wenigstens mit den Meinigen klagen und grollen konnte, daß Deutschland durch seine Zögerung Frankreich die erste Rolle in Europa in die Hände fallen ließ.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, zu erklären, warum trotz dem schönen Wirkungskreise, worin ich stand, öfters der Wunsch einer Rückkehr nach Deutschland in mir aufstieg. Etwa um 1860 handelte es sich von einer Berufung an die Universität in München, der Antrag fand im Senate die Majorität nicht; später kam eine Anfrage vom Polytechnikum in Karlsruhe, ich konnte mich nicht entschließen. Inzwischen hatte der wirtembergische Kultminister von Golther, mein früherer Zuhörer, mehrmals die Absicht gegen mich ausgesprochen, mich wieder nach Tübingen zu berufen. Ich hatte seine wohlwollende Einladung nicht annehmen können; ich wollte nicht mehr nach Tübingen, denn ich hatte dort unter meinen Freunden und in meinem Wirken zwar gern, in der Stadt aber als Stadt ungern gelebt. Es ist unvermeidlich, daß ich bei diesem Punkt etwas verweile.

Es mag aus verschiedenen Gründen gut sein, wenn eine oder die andere kleine Universität in Deutschland bestehen bleibt; im Ganzen aber halte ich es nicht für gut, wenn der Gelehrte im Kleinen und Engen lebt. Die Wissenschaft und ihre Träger sollen nicht von der Welt geschieden

ſein. Der ſtille Fleiß kann im Weltgetümmel ſo wohl, wenn nicht beſſer gedeihen, als in einem Mittelding zwiſchen Stadt und Dorf. Bei faſt gänzlicher Beſchränkung eines Standes auf den Umgang mit ſeines Gleichen kann es ohne Verknöcherung nicht abgehen. Für den Studenten ſind die bekannten Gefahren einer großen Stadt nicht größer, als die der Verwilderung in der kleinen, und welkt die alte Romantik des Verbindungsweſens, längſt zum Schnörkel geworden, dort ſchneller vollends ab, als es hier geſchehen wird, ſo iſt es nicht zu beklagen. Andere, viel tiefere Gründe, welche in Wirtemberg mit lauter Stimme für eine Verlegung der Hochſchule in die Hauptſtadt ſprechen, will ich nachher in anderem Zuſammenhang kurz hervorheben und hier nur noch ein Wort über das beſondere Gepräge der Stadt Tübingen hinzufügen. Die untere Stadt beherbergt eine blutarme, von Wein- und Ackerbau auf klein zerſtückelten Gütern kümmerlich lebende Bevölkerung; ſie iſt mit ihren ſchmutzigen Fuhren und in ihren zerlumpten Kleidern, ihrer ganzen rohen Erſcheinung immer im Vordergrund und beſtimmt das Gepräge der ganzen Stadt. Die Gemeinde hat neuerer Zeit viel, ſehr viel für ihre Stadt gethan, z. B. die Hauptſtraßen gut gepflaſtert, die Kirche reſtaurirt, aber dieſem Stempel abzuhelfen, iſt ein Wachsthum der Stadt vorausgeſetzt, das ein Jahrhundert verlangte, und inzwiſchen wird ſich das Land wohl der ſtarken Gründe erinnern, die auch ohne dies Uebel die Univerſität nach der Hauptſtadt rufen.

Ich lebte nun ins elfte Jahr nicht außer der Welt, ſondern in der Welt, in einer großen, wohlhabenden, auf-

blühenden, von allen Nationen beſuchten Stadt und ſah um mich her die ſchweizeriſche Reinlichkeit. Ich will mit dem Geſtändniß meiner Abneigung gegen Rückkehr in jene Zuſtände niemand wehe thun, der gern in Tübingen lebt, weil er ländliche Stille vorzieht; ich weiß, wie viele treffliche und ausgezeichnete Menſchen dort wohnen, aber Wahrheit geht über Rückſicht. — Alſo kein kleiner Konflikt, als der Ruf nach Tübingen ſich freundlich dringend wiederholte! Kultminiſter von Golther ließ mir endlich anbieten, von Tübingen aus je in der zweiten Woche einige Vorträge am Polytechnikum in Stuttgart zu halten. Im Gedanken, daß ich in Tübingen eher würde leben können, wenn ihm beſtändig die Hauptſtadt über die Schulter ſehe, konnte ich mich jetzt entſchließen. Findet man unklar, wie ein ſolches bloßes Anhängſel mich entſcheiden konnte, ſo muß man bedenken, wie ſtark nicht nur der Wunſch, dem eigenen Lande zu dienen, ſondern noch ein anderes, ein objektives Gewicht in die Wagſchale fiel: in den wohlwollend anliegenden und wiederholten Anfragen des Miniſters durfte ich einen Willen des Landes erblicken, ein altes Unrecht gut zu machen, den letzten ſühnenden Akt zu der Geſchichte meiner Suspenſion zu fügen. Allerdings faßte ich im Gefühle, mich nicht länger ſträuben zu dürfen, ein äußeres Moment zu ungenau ins Auge, denn bald zeigte die Erfahrung, daß das Hin- und Herreiſen mir alle Sammlung zerſtückle, und eine veränderte Einrichtung, nach der ich je ein Winterſemeſter am Polytechnikum, ein Sommerſemeſter an der Univerſität lehrte, hielt ebenfalls nicht die Probe; ein der Wiſſenſchaft gewidmetes Leben fordert Stetigkeit des Wohnſitzes. Es hieß alſo: Entweder, Oder! Univerſität oder Polytechnikum!

Dieſe Wahl außerordentlich zu erſchweren, kam nun ein Ruf an das Polytechnikum in München. Ich habe ein Halbjahr in einem furchtbar ſchweren inneren Kampfe verlebt: dort ungleich größerer Wirkungskreis in einer Stadt, wo Hochſchule und Polytechnikum ſich vereinigt befinden, die reichen Kunſtſammlungen, die Künſtler, die Ateliers, kurz eine ungleich weitere, weltmäßig offnere Exiſtenz; hier die peinvolle Wahl, in der ich doch nicht lange ſchwanken konnte, denn den Abend meines Lebens in der geſchilderten Enge zuzubringen, war mir Unmöglichkeit, ich mußte mich für Stuttgart, aber hiemit für eine Lehrthätigkeit entſchließen, welche zwar neben den Schülern der Anſtalt auch Männer, die auf Univerſitäten ſtudirt haben, aber nicht eine Jugend mit der Vorbildung des Studenten vor ſich hat. Doch nun die andere Seite! Ich war bei meiner Rückkehr von ſo Vielen mit einem Wohlwollen empfangen worden, das über jenes Maß hinausgeht, welches der Einzelne als ſolcher jemals in Anſpruch nehmen darf; es war der Sinn meiner Zurückberufung, dem dies galt, es war eine ſymboliſche Bedeutung in dieſem Willkomm, es war, wie ich ſchon geſagt, die Reparation eines alten Unrechts, welche in meiner Rückkehr begrüßt wurde. Man begreift, daß ich mich entſchließen mußte, zu bleiben. Der Gedanke, daß ich einen kaum angeſäeten neuen Acker, auf den ich in ſolcher Weiſe, in ſolchem Sinne aufgenommen geſtellt war, wieder im Stich ließe, war ein ſolcher, daß er bei irgend welchen unangenehmen Erfahrungen im Nachbarlande, die bei den dortigen Verhältniſſen zwiſchen den Konfeſſionen nicht ausbleiben konnten, als Reue, als Gewiſſenszweifel nachwirken mußte. Ich darf

dieſe Erwägung als objektiven Beſtimmungsgrund bezeichnen; nicht ſubjektives Gefühl, nicht weiche Gemüthlichkeit, nicht der Zug des vertrauten Elements, ſondern die Pietät als Pflicht mußte durchſchlagen und Entſagung gebieten. Ich habe es nie bereut, obwohl etwas Tragiſches darin liegt, wenn ein Mann im letzten Stadium des Lebens ſein Wirken verengen muß. Darin bin ich ein Opfer des ungeheuren Mißſtandes, daß unſer Land ſeine höchſten Lehranſtalten nicht an Einem Orte koncentrirt hat, und ſtatt irgend welches Seufzers, der meiner Perſon gälte und zu welchem ich gar nicht geſtimmt bin, darf und muß ich dieſen Lebensabriß mit einem Wort an mein engeres Vaterland ſchließen.

Zuvor aber bin ich es dem Leſer ſchuldig, ihn noch einmal zu meiner wiſſenſchaftlichen Lebensbahn zurückzuführen. Auf das Politiſche brauche ich nicht mehr einzugehen, nachdem ich im letzten Heft der Kritiſchen Gänge mich einläßlich über den Gang der Klärung meiner Anſichten in dieſem Gebiet ausgeſprochen habe. Ich ſpreche nicht von dem Gefühle, womit ich das Jahr 1870 und die Gründung des Deutſchen Reichs begrüßte, ich theile es mit Unzähligen, die in ſpäten Lebensjahren dies noch erleben durften, und traure mit ihnen um all die Sehnenden, die es nicht mehr ſehen ſollten. — Alſo nur noch ein Wort über meine Studien, und zwar über den Mittelpunkt meines Forſchens und Lehrens, die Aeſthetik. Ich kann mich kurz faſſen, da ich im ſechsten Hefte der Kritiſchen Gänge mich einläßlich ausgeſprochen habe. Ich leſe nun Aeſthetik ſeit 1835, alſo neun und dreißig Jahre lang, nicht in jedem zwar, ſondern mit Unterbrechungen durch meine anderen

Fächer. Wer meine Hefte ſähe, würde in ihrem Zuſtande das Bild meiner Mühen erkennen. Nie war ich zufrieden mit einem vermeintlichen Abſchluß meines Denkens über das Geheimniß des Schönen, das alte Manuſkript wurde je, wenn ich die Vorleſung wieder aufnahm, ganz oder zum Theil wieder umgeſtoßen, neue Manuſkripte haben ſich mit brauchbaren Theilen der alten und Einſchiebeblättern ſo gewirrt, daß ich im Vorſtudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus meinen Heften zu kommen. Es iſt erlaubt, dieſe Aeußerlichkeit zu erwähnen, weil ſie ein Wiederſchein nicht nur, wie geſagt, meines Ringens, ſondern auch der Gährungprozeſſe iſt, welche in dieſer Wiſſenſchaft vor ſich gegangen und heute noch bei keinem auch nur relativ beruhigenden Ziel angelangt ſind. Hätte ich in der langen Zwiſchenzeit zwiſchen der Vollendung des Werks und heute die Umarbeitung für die Oeffentlichkeit vorgenommen, ich weiß, daß ich jetzt Luſt hätte, das Gedruckte wieder umzuſtoßen. Am meiſten mit dem Anfang war ich bei jeder neuen Vorleſung unzufrieden. Darin ſpricht ſich vor allem die Schwierigkeit der Frage aus: ob deduktives, ob induktives Verfahren, oder eine Verbindung beider und welche? Und hinter dieſer Frage ſteht natürlich die tiefe und allgemeine Frage der Stellung der Aeſthetik zu den induktiven Wiſſenſchaften, zur Phyſik, zur Phyſiologie, d. h. vor Allem zu der Lehre von den Sinnenfunktionen, und zur Pſychologie in ihrem jetzigen, durch den Einfluß der empiriſchen und exakten Forſchung völlig veränderten Stande. Man kann wirklich ſagen, das Problem des wahren Verhältniſſes zwiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaft

ſpringe gerade in der Aeſthetik mit ſeiner ganzen unendlichen Schwierigkeit hervor. Wo iſt die Grenze? Wie viel kann die Aeſthetik von der Naturforſchung lernen und wo hört dies Lernen auf und beginnt Beweisführung aus rein inneren Gründen? Auf die Seite der Induktion, des Erfahrungsgebiets fällt aber für den Aeſthetiker noch etwas ganz Anderes, als die Nachfrage nach den Reſultaten der Naturwiſſenſchaft. Er ſoll das Naturſchöne und die Kunſt aus eigener, wahrer und warmer Erfahrung kennen, er ſoll den Nerv dafür haben, es ſoll in ihm etwas von einem Künſtler und Dichter ſein. Will man mir nun die Gunſt erweiſen, mir zuzuerkennen, daß die beiden nöthigen Kräfte: Fähigkeit zum philoſophiſchen Denken und Phantaſiegabe ſich in mir zuſammenfinden, und daraus ſchließen, daß hier demnach alles in guter Ordnung ſei, daß dieſe vereinten Kräfte nun rund und glatt zuſammenlaufen und in die Aeſthetik münden, ſo iſt das gleich geſagt. Klaſſiſche Werke werden hervorgebracht, wo eine Kraft dominirt. Wo dagegen Denken und Phantaſie mit annähernd gleicher Energie wirken, hat keine der beiden Kräfte die ganze Energie, ſie ſchieben ſich, wie ich es ſchon oben ausgedrückt habe, unberechenbar durcheinander — wie im Leben Beſinnung und Leidenſchaft — und aus den ineinanderlaufenden Ziffern erwächst gar ſchwer eine runde Summe. Nicht daß ich dies mit kindiſcher Beſcheidenheit ſagte, ich meine nicht, nichts gemacht, gewirkt zu haben, der Welt nichts nützen zu können. Und dies, das Wirken, führt mich auf die Wendung in meinem Leben zurück, die meinen Wirkungskreis enger gezogen hat, auf die Klage über die örtliche Trennung der höchſten Lehranſtalten in unſerem Lande, auf die kategoriſche Nothwendigkeit ihrer Vereinigung.

Ich zähle nicht die lange Reihe von einzelnen Gründen für die Verlegung unſerer Hochſchule in die Hauptſtadt auf, gehe nicht ein auf die Ausgaben für die doppelte Herſtellung mancher Anſtalten, Einrichtungen, Kabinette, die doppelte Anſtellung von Lehrern für ein Fach, wo Einer genügte, nicht auf die Entfernung der Univerſität von Kunſtſammlungen, Theater u. ſ. w., ich führe nicht aus, wie leicht die Stadt Tübingen zu entſchädigen wäre, z. B. wenn man ſie in eine Garniſonsſtadt und die Klöſter in Kaſernen verwandelte (denn dies iſt die natürliche Beſtimmung der letzteren, auch nachdem der Zwang, den ich oben geſchildert, in einigen Punkten gelüftet iſt), ich verweile nicht dabei, welche Erſparniſſe ſich aus der militäriſchen Verwendung dieſer und anderer dortiger Räume für die Koſten der Verlegung ergäben, ich beſchränke mich auf den einen, entſcheidenden Hauptpunkt. Die Summe von geiſtigem Inhalt, die eine Univerſität in ſich vereinigt, ſoll möglichſt Vielen leicht zugänglich ſein und ebenſo die verwandte Summe, die ein Polytechnikum in ſich ſchließt. Im Namen wahrer Menſchenbildung ſoll angenommen werden, daß Menſchen, junge und alte, mit den verſchiedenſten geiſtigen Richtungen und Intereſſen, aus den verſchiedenſten Ständen das Bedürfniß fühlen, Vorleſungen der verſchiedenſten Fächer zu hören, alſo auch ſolcher, die dem Fachſtudium der Einzelnen ganz entlegen ſind. Es ſoll alſo angenommen werden, daß nicht nur Studenten jeder Fakultät Vorleſungen in jeder andern Fakultät, Polytechniker akademiſche, Akademiker polytechniſche Vorleſungen zu hören bedürfen und wünſchen, ſondern auch, daß z. B. ein Kaufmann, Offizier, Staatsbeamter in Juſtiz,

Verwaltung, Finanzen lebhaft verlange, ſeine Bildung nach irgend einer Seite zu ergänzen und dabei den Vortheil zu genießen, den der lebendige Katheder-vortrag gewährt, und allen dieſen ſoll nicht zugemuthet werden, ſich zu dieſem Zwecke von der Haupt- oder der Univerſitätsſtadt auf ein Halbjahr oder länger zu entfernen. Dem: nihil humani a me alienum puto ſoll die Gelegenheit entgegenkommen. Ein Polytechniker ſoll philoſophiſche Vorleſungen hören können, wenn er Drang und Luſt fühlt, ein Student nicht nur Kunſtgeſchichte in der ſpeziellen Behandlung, wie ſie im Polytechnikum vorgetragen wird, ſondern auch, wenn es ihm beliebt, Mechanik oder fachmäßigen Architekturunterricht mit Uebung im Zeichnen. Und zwar überdies leicht, d. h. unterſtützt durch örtliche Nähe der Anſtalten in Einer Stadt. Wer in einem Polytechnikum in dieſer Stunde dieſe Vorleſung hört, ſoll in der nächſten Stunde eine andere hören können, die nur eine Univerſität bieten kann, und umgekehrt. Es folgt alſo zugleich mit mathematiſcher Nöthigung, daß die Gebäude beider Anſtalten nicht durch weite Strecken getrennt ſein dürfen. Lächelt ein Leſer zu der Vorausſetzung eines ſo vielſeitigen Bildungsintereſſes, ſagt mir einer, unſere Stuttgarter befinden ſich doch bei ihrer Entbehrung ganz gemüthlich wohl, ſo dient zur Antwort: natürlich, weil ihr ſie nicht weckt! Es iſt nicht zu leugnen, daß unſere ſchwäbiſche Hauptſtadt ſich gegenwärtig in einem gewiſſen Zuſtand geiſtiger Stagnation befindet; ich überſchätze nicht den Werth und die Kraft der Portion Salz, die eine Univerſität enthält, aber warum ſoll ich ſie unterſchätzen? So viel, als es dem Stubengelehrten Noth thut, in die Welt geworfen zu werden,

ſo viel Noth thut es Stuttgart, daß dieſe Portion Salz in ſein ſtehendes Waſſer geworfen werde. Ueberhaupt aber: jedes große geiſtige Werkzeug wirkt nur die Hälfte, wenn es außer Kontakt mit den verwandten Werkzeugen arbeitet. Seine höheren Lehranſtalten zu verſtärkter Wirkung zu concentriren iſt daher die Aufgabe jedes Staates. Ich erlaube mir, zu glauben, daß Württemberg das Zeug dazu hat, ein ſüddeutſches Kulturcentrum zu gründen. Im jetzigen Stande der Dinge muß dieſe Behauptung faſt komiſch erſcheinen. Denn wo iſt denn das Zeug? Latent iſt es. Die Schwaben ſind ein Volk abſonderlicher Art. Eine ungeahnte Fülle von Geiſt und Talent ſteckt in dieſem Lande. Es iſt unſere Liebhaberei und Kunſt, es zu verſtecken, daß man es nicht findet, namentlich auch geſellig: der Einzelne iſolirt ſich oder verſchlüpft ſich in kleine, klebrig zuſammenhockende Kreiſe, die kein Fremder entdeckt. Dieſer kommt und fragt: wo ſind denn die Leute? wo finde ich Künſtler, Literaten u. ſ. w. vereinigt? Zerſtreut in Mauslöchern ſtecken ſie. Wo gibt es Geſpräche über Kunſt, Literatur und Politik? Wer uns nicht kennt, dem müſſen wir ſtumpf erſcheinen; Tauſende halten es für unnatürlich, von ſolchen Dingen am Kaffee- und Wirthstiſch zu ſprechen, wo Viele vereinigt ſind; könnteſt du die Schweiger belauſchen, wenn ſie zu Wenigen unter ſich ſind, ſo würdeſt du tauſendmal ſtaunen über die Klarheit, Freiheit, den Humor, kurz die Intelligenz ihres Urtheils. Es hängt mit unſern beſten Eigenſchaften zuſammen; wir mögen die Geiſthetzerei nicht, dem Geſpräche ſoll ſeine Zufälligkeit, naive Behaglichkeit bleiben. Aber gewiß, es iſt der größte Fehler unſerer Tugenden, dieſer Verſtecktrieb,

dieſe falſche Scham und Scheu vor vermeintlicher Affektation und falſchem Pathos. Wir wollen zu ſchlafen ſcheinen, während wir wachen. Es iſt dem Schwaben wohl nicht recht, wenn man nicht merkt, daß er grundgeſcheidt iſt, und doch meint er, es wäre geziert, wenn er es ſich anmerken ließe. Hat dieſes Nichtherauslaſſen etwas Schildbürgerliches, ſo muß man dem Stamme dafür nachſagen, daß er ſeinen geiſtigen Schatz gut zuſammenhält; wohlgeſparter Fonds iſt der Geiſtescharakter des Landes, daher überraſcht es öfter die Welt, wenn es den Behälter öffnet und ſein Vermögen ſehen läßt. Es wird kaum irgendwo in ſo bevölkertem Land ſo wenig blaſirte Menſchen geben. — Uebrigens iſt das gewiſſe enge, ſtumme, halbſcheu abgeſchloſſene Weſen freilich auch Nachwirkung früherer langer Abſperrung von größeren Verkehrsbahnen und wahrem Verbande mit dem Ganzen der Nation. Die Sprengung dieſer Feſſel und die Gliedſchaft des Deutſchen Reichs wird das Ihrige thun, aber ſchon beweist die Erfahrung, daß beides nicht genügt. Habe ich Recht und haben Unzählige mit mir Recht — denn die Schwaben ſind nicht ſo unbewußte Menſchen, daß ſie nicht mit unzähligen Augen in ſich ſelbſt und in ihre Fehler blickten, — ſo bedarf es nur eines weit ſehenden und aus dem Großen rechnenden finanziellen Blicks bei der Regierung und einer nicht klein und ängſtlich meſſenden Ständekammer, um zu erkennen, daß alle großen Opfer für Schöpfung eines Kulturmittelpunktes in Stuttgart die Zukunft hundertfältig erſetzen wird.

Der Leſer entſchuldige freundlich dieſe Abſchweifung von der Aufgabe einer Selbſtbiographie; ſie wird erlaubt

ſein, weil ſie über den Gegenſtand, die eigene Perſon, nur hinausgeht, um einem größeren Ganzen, dem dieſer Einzelne zunächſt angehört, nach Möglichkeit zu dienen.

Zuſatz.

Dieſem Abriß meines Lebensgangs habe ich für den Wiederabdruck da und dort eine mäßige Erweiterung gegeben. Zu einem volleren Bilde von Umſtänden, Zuſtänden, Verhältniſſen, Perſonen, der Zeit überhaupt ließ ſich dieſe Arbeit nicht wohl ausdehnen; durch ihre Beſtimmung für ein Journal war ſie auf einen ſehr mäßigen Umfang angelegt, eine durchgreifende Erweiterung hätte die ganze Anlage aus den Fugen getrieben, ich hätte das Ganze umſtoßen, hätte, mit Beibehaltung einiger Partieen, ein Buch ſchreiben müſſen, und das konnte ich nicht wollen; ſoviel Wichtigkeit wollte ich meinem Leben nicht beilegen, um es als Mittelpunkt großer Perſpektiven zu behandeln.

Aber etwas Anderes glaube ich mir nicht verſagen zu müſſen. Es drängt mich, über den größeren, zur Zeit, da ich obige Skizze ſchloß, noch nicht geſchriebenen poetiſchen Verſuch „Auch Einer“ mich auszuſprechen, Einiges über ſeine Entſtehung vorzubringen, mich ſeiner anzunehmen, wo ich es für recht halte, auch Bekenntniſſe abzulegen, wo ich — ſoweit eben die Selbſterkenntniß reicht — ſelber Schwächen ſehe.

„Mich ſeiner annehmen“: dies kann auf Widerſpruch ſtoßen; ich ſelbſt habe lang Bedenken dagegen gehabt. Es

muß erlaubt ſein, für ſich ſelbſt als Anwalt aufzutreten, wo es ſich um Werke handelt, die der Welt der Proſa, der Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne des Wortes, einfach dem Gebiete des Wahren angehören. Da gilt es einen Kampf von Gründen gegen Gründe, da fragt es ſich, wer Recht hat, und um das Recht darf man ſtreiten. Anders in der Kunſt, in der Sphäre des Schönen. Habe ich etwas, das ihr angehört, in die Welt hinausgegeben, erfährt es Angriffe und wehre ich mich dagegen, ſo iſt es, als verwehrte mich für den Anſpruch, ein Talent zu ſein, und das wäre lächerlich. Und doch iſt es nicht leicht, zu ſchweigen. Stiche und Stöße nach einem Kind der Muſe thun anders weh, als nach Kindern des Wiſſens und Erkennens; ſie gehen auf Herz und Nerv des Vaters. Als es losgieng auf den A. E., als ich ſo recht zu erfahren hatte, in welchen Händen ſo vielfach die Kritik iſt, habe ich Freunden bekannt, es ſei mir zu Muthe, wie Einem, der ein Töchterlein auf die Straße geſchickt hätte, der erführe, daß es von rohen Begegnenden mißhandelt wird, und ihm doch nicht beiſpringen könnte. Proſaiſche Werke ſind Söhne, der Vater gibt ihnen Waffen mit, ſie mögen ſich durch die Welt ſchlagen, niemand beſtreitet ihm das Recht, ihnen nachzueilen und mit Speeren auszuhelfen, wo die mitgegebenen nicht reichen; poetiſche Werke ſind arme, wehrloſe Mädchen. Fragt man mich, welche Rohheiten denn meinem begegnet ſeien, ſo will ich nur anführen: die erſte Anzeige, die mir unterkam, ſagte von den Reden Kallars und Arthurs in der Pfahldorfgeſchichte: „ſo wird noch manches an die Pfahlbürger hingepredigt“ und von dem Ausgang der Leidenſchaft Einharts

im Tagebuch: „er reißt ſich blutend los“: Beides ein Beweis, daß der ungenannte Herr ſich nicht die Mühe genommen hatte, zu leſen, das Letztere ein Flicklappen aus dem Ritter Toggenburg. Die Nationalzeitung brachte eine Anzeige, die das Ganze für ein ſchlechtes Pasquill erklärte; ſie war von Damenhand, wie ich ſpäter erfuhr. Nicht von ſolcher Frechheit an ſich iſt der Mühe werth zu reden, wohl aber von der Aufnahme in eine verbreitete Zeitung. Wer iſt zur Kritik berufen? Blickt man in unſere Zuſtände hinein, ſo iſt es, als ob wir nie einen Leſſing gehabt hätten, der uns gezeigt hat, daß nur der gründlichen Bildung, dem reifen Geſchmack und der Gewiſſenhaftigkeit das Wort zu geben heilige Pflicht iſt. Die Schuld liegt nicht zu kleinem Theil an den Redaktionen, die bei ihren Berufungen oder Zulaſſungen ſo oft dieſe Pflicht vergeſſen. Die genannte Zeitung hat, da ſie die Arbeit eines Mannes in ſolche Hand gab, hievon ein grelles Beiſpiel gegeben. Dagegen muß denn zuweilen Polizei geübt werden. Ich habe ſie nur humoriſtiſch-ſatyriſch geübt in dem Scherzgedicht „Einharts Schickſal“, die Sache iſt aber ernſt, darum war hier noch ein Wort im Ernſte zu ſagen. Daß man es als Empfindlichkeit auslegen wird, iſt vorauszuſehen; wer danach lang fragte, gienge lang irre. — Ich habe nicht vergeſſen, daß ſpäter andere Kritiken erſchienen, die von gewiſſenhaftem und ernſtem Eingehen zeugten und im Ganzen günſtig urtheilten; für ſo ſchwach werde ich nicht gelten, daß ich nur Lob erwartete; hier iſt die Rede von der Begreiflichkeit des Gefühls der Kränkung, wenn man ein lang mit Liebe gehegtes Werk mit rohen Fingern angetappt ſieht. Nun aber alſo:

iſt es denn wirklich unerlaubt, einem poetiſchen Erzeugniß beizuſpringen, wenn man findet, daß es Unrecht erleidet in der Welt? Doch ſtellen wir die Frage anders, denn wird ſie ſo geſtellt, ſo mag die Antwort zweifelhaft bleiben. Nicht blos Vertheidigung iſt es, wovon es ſich handelt. Rechenſchaft geben von der Entſtehung, Abſichten aufzeigen, die nicht oder von Wenigen erkannt worden ſind, während ſie doch nicht ſchwer zu finden wären, ſich laut und ehrlich vor der Welt auf die Schwächen ſeiner Arbeit beſinnen, aber auch feſt ſeines Rechts annehmen, wo man ſich deſſen bewußt iſt, namentlich aber mit aufrichtiger Selbſtprüfung die beſtimmte Kunſtfrage nach der Kompoſition als ſolcher in die Hand nehmen und als Maßſtab anlegen: das wird man doch wohl dürfen? Niemand wird ſo boshaft ſein, mir vorzurücken, ich wolle mich eitel den Größten gleich ſtellen, wenn ich erinnere, wie Goethe da und dort, namentlich in „Wahrheit und Dichtung“ über manche ſeiner Werke ſich ausgeſprochen, wie Schiller in den Briefen über Don Carlos ſeine Kompoſition zu rechtfertigen geſucht hat. Was man darf, darf der Kleine wie der Große. — Gewiß freilich iſt Eines: es muß dabei etwas herauskommen, ſonſt fehlt die Legitimation; es muß ſich Einiges ergeben über Weſen der Poeſie, über pſychiſchen Hergang bei Entſtehung poetiſcher Werke, über Komiſch und Tragiſch, über Recht oder Unrecht des Cyniſchen und andere Punkte mehr. Das ſind Beiträge zur Wiſſenſchaft der Phantaſie und Kunſt, die ihren Werth haben ganz abgeſehen von der Perſon deſſen, der ſich in der Poeſie verſucht hat, und ich hoffe, die folgende Betrachtung werde dieſe Probe aushalten.

Zuerſt denn etwas von der Entſtehung. — Sie gieng von zwei anfänglich ganz getrennten Punkten aus. — In Zürich iſt eine beſonders reiche Sammlung von Ausgrabungen aus Pfahldörfern in Schweizer-Seen, beſonders von ſolchen aus der Steinzeit; ein Hauptfundort war der See bei Robenhauſen oder Wezikon (auch nach dem Ort Pfäffikon benannt). Es war der im vorigen Jahr verſtorbene, höchſt verdiente Vorſtand der dortigen antiquariſchen Geſellſchaft, Dr. Ferdinand Keller, der bei der erſten Auffindung ſolcher Reſte im Grunde des Züricher-Sees bei dem Dorf Meilen die Thatſache des Wohnens auf Seen überhaupt zuerſt entdeckt hat, und zwar an der Hand einer Stelle im Herodot und einer Erinnerung aus ſeiner Knabenzeit, wo noch eine Fiſcher-Familie in einer Hütte auf dem See wohnte und allem Spott zum Trotze nicht wich. Die Sammlung zeigt, daß die Seebewohner vor der Zeit der Metallbereitung es verhältnißmäßig ganz hübſch weit gebracht haben; ich erinnere an die praktiſchen Geräthe und Waffen, an die Webſtühle, die gemuſterten Stoffe und ſo manches Andere. Ich ſagte mir beim Anblick dieſer Dinge, daß ihre Verfertiger und Beſitzer im Rückblick auf rohere Vorfahren gewiß meinten, auf der Höhe der Kultur zu ſtehen, juſt ſo, wie wir jetzt es meinen, nicht bedenkend, wie wir den ſpäten Enkeln erſcheinen werden, wenn ſie unſern Kram nach Jahrtauſenden ausgraben. Die Relativität aller Kulturgrade und vermeintlichen Kulturgipfel ſprang mir in die Augen. Der Gedanke gieng weiter: iſt die Geſchichte ein ewig ſich wiederholendes Auf und Ab von Bildungsſtufen, ſo fließt auch alles Vorher und Nachher ineinander und es ergibt ſich nichts Geringeres

als die Relativität des Zeitbegriffs. Daraus ist die Rede des Barden Feridun Kallar entstanden. — Von den kecken Anachronismen und von Scherzen der Anspielung, die ich mir erlaubt habe, ist nachher in andrem Zusammenhang ein Wort zu sagen. —

Gute Lust, eine Pfahldorfgeschichte zu schreiben, ergab sich schon aus diesen Betrachtungen. Sie knüpfte sich noch an ein anderes Motiv. Der Grund, warum die Leute auf Seen wohnten, wollte sich und will sich bekanntlich noch heute nicht ersehen lassen. Schutz vor wilden Thieren und Feinden konnte nicht das Motiv sein, denn in nordischem Klima froren ja die Seen im Winter zu und erleichterten dadurch beiden den Zugang. Während ich diese Frage zunächst liegen ließ, interessirten mich die Ueberbleibsel, die zu Schlüssen auf die Religion jener Völker auffordern: Halbmondbilder, die zum Theil auch Kuhhörner vorzustellen scheinen, und ungeschlachte molchähnliche Figuren. Nun befinden sich in der Sammlung neben den Funden aus der Steinzeit auch viele Zeugen der Bronce-Zeit aus verschiedenen Schweizer-Seen, Waffen, Geräthe mancher Art, Schmucksachen. Es kam mir der Gedanke, anzunehmen, dort werde auch die Religion Fortschritte in der Läuterung gemacht haben, und nun der Einfall, einen Gast aus einem also in der Kultur vorgeschrittenen Pfahldorf in einer Gemeinde erscheinen zu lassen, die in der Steinzeit stehen geblieben; es ergab sich ein anziehendes, belustigendes Bild, das recht wieder auf die Relativität der Zeit hinwies; liegt doch eine Parallele mit unserer Aera auf der Hand: der Aufgeklärtere mußte den Anhängern des Alten als ein Zerstörer, ein

Ketzer, als ein giftiger Verneiner und Ironiker erſcheinen; er mußte verfolgt werden, mußte in Gefahr kommen, zum Scheiterhaufen verdammt zu werden. In der Schweiz lag die Erinnerung an Strauß, an den „Züriputſch“ nahe. — Geſucht war der Einfall wahrhaftig nicht. Man darf geradezu behaupten, daß ſo etwas den Ketzerverfolgungen ſpäterer Jahrtauſende ganz Aehnliches in jener dunkeln Vorzeit ſehr wohl vorkommen konnte, ja vielleicht wirklich vorgekommen iſt.

Ich ſpielte mit dieſen Vorſtellungen, ohne daß die Luſt, ſie auszuführen, zu einem Entſchluſſe gediehen wäre. Inzwiſchen tauchte mir ganz außer Zuſammenhang damit die Idee auf, das Bild eines ſonderbaren Kauzes zu entwerfen, deſſen Verdruß über die läſtigen Zufälle, die das Thun und Genießen des Menſchen zu kreuzen pflegen, in fein ſchwebender Grenzlinie bis an den Wahnſinn ſtreifte. Das lag nun allerdings lange vorbereitet in meinen Gedankengängen. Schon in dem Jugendverſuch der Novelle Cordelia hatte ich ein Original ſeltſamer Art, deſſen Grillen freilich andere Wege giengen, unter dem Namen Chriſtoph eingeführt. Es mag in meinem Weſen liegen, daß ich ſchon früh eine Neigung verſpürte, der Komik nachzugehen, die in ſchiefgewickelten Naturen liegt. Geweckt wurde die Neigung durch J. Pauls humoriſtiſche Charaktere, durch einen Leibgeber-Schoppe (im Siebenkäs und im Titan), aber wohl nur geweckt, eben weil ſie da war. Diesmal ſollte denn die tiefberechtigte Empfindlichkeit des geiſtigen Menſchen über die Stöße, welche er durch die irrationale, von der Natur ausgehende Kreuzung ſeiner Zwecke erleidet, in Perſon, in

der Form barocker Persönlichkeit auftreten. Daß in diesen Stößen, in diesem Spuck des Puck eine Welt von Komik gegeben ist, dies liegt auf der Hand, und ebenso, daß diese Komik in dem Grade zugleich Tragik wird, in welchem die Empfindlichkeit gegen die sich ergebenden Störungen aus geistiger Tiefe, aus innigem Bedürfniß harmonischen Lebens fließt und daher zum Gefühle tiefen Unglücks wird. Die Komik ist zunächst Stimmung des Zuschauers, der die Störungen beobachtet, die Tragik ist Stimmung des Betroffenen, aber der Zuschauer fühlt auch diese mit: so ist sie auch seine Stimmung. Allein der leidende Theil, wenn er zugleich das Talent der Phantasie besitzt, wird nicht blos Objekt der Komik sein, sondern auch an ihr theilnehmen, also selbst auch Zuschauer im tragikomischen Schauspiel sein und in dieser innern Verdopplung wird sich auch seine Befreiung vollziehen, nur nicht ganz ohne Rest, da er durch den fast krankhaft hohen Grad seiner Empfindlichkeit doch zu sehr verhängt ist, um völlig frei über dem Schauspiel zu schweben. Ich erkläre dies näher und verweise auf einen § meiner Aesthetik, worin der A. E. im Keime schon steckt und gegeben ist. Es handelt sich also von Störungen, die von außen, von der unbewußten Natur kommen, oder auch von innen, sofern neben dem Geist in uns die blinde Natur wohnt. Zu lachen ist an sich darüber nichts; sie werden komisch nur durch eine Unterschiebung. Wenn ich im stracken Gang zum Ziel über einen Stein stolpere und falle, wenn mich mitten in warmer Rede ein Hustenreiz überkommt, daß ich in seltsamen Fisteltönen stecken bleibe, so ist an sich nichts da, als ein Mensch mit seinem Wollen und Thun und ein Stück grobe Natur, die sich um

jenes nicht kümmert, sondern blind dazwischenfährt. Nun gebe doch jeder auch nur ein wenig auf sich selbst Achtung: er müßte ganz phantasielos sein, wenn er nicht den Stein, den verwünschten Husten anfluchte; er leiht also, genöthigt von dem Zuge des Geistes, alles zu beseelen, der bewußtlosen Natur, dem Stück derselben, das ihm ein Bein stellt, Willen und Absicht, tückische Absicht. „Es eröffnet sich nun" — jetzt citire ich aus § 178 des ersten Theils meiner Aesthetik, der Metaphysik des Schönen, dem Abschnitt vom Komischen — „es eröffnet sich hiedurch ein Einblick wie in eine neckende zweite Macht, welche die Welt des bekannten Bewußtseins und Wollens durchkreuzend überall mithandelt" u. s. w. In der Anmerkung wird dort der feine Satz Steph. Schützes angeführt, es ergebe sich so das Bild eines Kampfs, eines Krieges, worin wir mit einem Dämon liegen. Nun gebe man diesem unterschiebenden, leihenden, personifizirenden Phantasiespiel, das jeder lebendige Mensch in sich selbst belauschen kann, nur noch einen kleinen Ruck, man denke es sich nur um etwas gesteigert, so daß aus dem Spiele nahezu Ernst wird, als glaubte der Geärgerte halb und halb wirklich an einen unter der kreuzenden Störung lauernden Kobold, — so ist ja der A. E., so ist ein gutes Theil von ihm fertig! Man kann es sich auch so deutlich machen: wir Alle denken und sagen tausendmal bei sehr lästigen Zufällen: es ist doch, als ob Dämonen gegen mich verschworen wären! Man mache aus diesem „Als ob": halb Ernst, wie die alte Mythologie ganz Ernst aus Aehnlichem machte, — nun, so hat man ja den A. E.!

Ich habe die Empfindlichkeit, um die es sich handelt,

eine tiefberechtigte genannt; dies Recht erleidet nun eine Karikirung, muß aber durch dieſe Trübung erkennbar durchſchimmern. Der Mann erſcheint dann ſchwebend an der Grenze des Wahnſinns: ſchwebend nur, denn gar ſo fürchterlich ernſt iſt es ihm doch nicht, wiewohl doch ſo ernſt, daß er ſich durch die Selbſtvollziehung des komiſchen Auffaſſungs-Aktes nicht ganz befreit, vielmehr über den traurigen Krieg mit dem Dämonenreich bitter bös und recht unglücklich iſt und bleibt. Er ſpielt mit der Vorſtellung, er erlaubt zu lachen, lacht mit, aber er ſpielt doch nicht ſo ganz, er wird wild, er wird unſelig. Das wird freilich ſeinen Grund auch in tieferen Eigenſchaften haben müſſen, die vorauszuſetzen ſind und auf die ich erſt nachher eingehen werde; es genügt nicht, nur überhaupt zu ſagen, er müſſe geiſtig, geiſtigem Leben zugewandt ſein. Auf der lächerlichen Seite ſeines Weſens liegt es vorerſt ganz nahe, ihm weiter ſo viel Eigenſinn zu leihen, daß er ſich in ſeine Fiktion verbeißt, einbohrt und ſie mit Selbſtqual, obwohl immer halb lachend, zu einem ordentlichen Syſtem ausbildet. Das alles ergibt ſich ſo leicht, ſo von ſelbſt, daß wenig begreiflich iſt, wie Einer den A. E. nicht verſtehen kann. Sich ſo Einen vorzuſtellen, das, ſollte man meinen, iſt doch kein Hexenwerk! So manchem deutſchen Kopfſchüttler hätte ich Luſt zu ſagen: da verſtünde ein Franzoſe mich beſſer, der weiß vom Guignon, vom Guignolet!

Unter den Uebeln, mit denen der Mann es zu thun hat, mußte eines in den Mittelpunkt gerückt werden, dies forderte ein bekanntes poetiſches Geſetz. Der Katarrh iſt ohne Frage eines der läſtigſten, da er nicht nur die Ath-

mungsorgane in bekannter Weise peinigt, sondern auch das Gehirn afficirt, die Stätte des Denkens umnebelt, da man krank ist und doch nicht für berechtigt gilt, krank zu sein, da endlich seine Beschwerden unschickliche Erscheinungen mit sich führen. Soll er darum poetisch unbrauchbar sein? — Diese Frage mag vorerst unbeantwortet bleiben, sie wird aufgenommen werden mit den angedeuteten Punkten, die hier noch unerledigt bleiben.

Nun trug ich also einen solchen Kauz in mir um, brütete darüber, knetete daran hin und her. Da kam es, daß mir die zwei Pläne: Pfahldorfgeschichte und A. E. zusammenschossen. Das gieng einfach zu. Der Katarrh war der Magnet. Ich habe oben gesagt, der Grund des Wohnens auf Seen sei nicht erkennbar, und ich habe Ueberbleibsel erwähnt, die auf Religion: Mondsdienst schließen lassen, auch angeführt, daß rohe Molchfiguren aufgefunden sind. So stahlhart werden auch die Pfahlbürger nicht gewesen sein, daß sie sich durch die Feuchtigkeit, die Nebel der Seen nicht verkälteten und verschnupften. Es ist also nicht nur kein rechter Grund für diese Wohnweise zu finden, es bringt sich sogar ein Grund gegen sie auf. Halt! wie wär' es, wenn man für die guten Leute eine Religion erfände, welche die Erklärung bringt? Sie glauben, der feuchte Seenebel hecke zwar Katarrhe aus, führe sie aber mit Hilfe einer großen Mondsgöttin zu heilsamen Krisen, die für den ganzen Menschen wohlthätige Wirkungen im Gefolge haben? Das böse Uebel der Schleimhäute sei zwar eigentlich Werk jenes Molchwesens, des bösen Gottes, aber die Mondsgöttin bekämpfe ihn und wende zum Heile, was er Schlimmes stifte? Das

Motiv wäre närriſch: gut, ſo muß es ein Narr erfunden haben, und wer anders kann es ſein, als der A. E.? Ihm ſieht es ja ganz gleich, ihm, der ſelbſt ſo viel von Grippo leidet und deſſen Gedanken ſich ſo erfinderiſch um dieſe knarrende Angel bewegen! Alſo Punktum: dem A. E. wird die Pfahlgeſchichte in die Schuhe geſchoben, er muß der Dichter ſein!

So war nun der Entwurf fertig und konnte an die Ausarbeitung gegangen werden. Ich wollte eigentlich einen Scherz machen, ein Humoreske ſchreiben, es ſollte weiter nichts werden, als ein Capriccio. Das Ding wuchs mir aber unter den Händen, vor Allem dadurch, daß die Nothwendigkeit ſich aufdrängte, dem A. E. mehr und mehr Züge zu leihen, ſo daß er eine ganze, runde Perſönlichkeit werde. Man begreift dieſe Nöthigung aus innerem Grunde. Je barocker, je kleinlicher in das verbohrt, was andere nicht der Rede werth finden, deſto mehr mußte ihm anderweitiger Werth geliehen, ja gerade an dieſem Werthe, juſt an dem tiefſten Bewußtſein und Gefühl der Höhe des Geiſtes mußte die Schneide der Empfindlichkeit gegen das läſtig ſtörende Bagatell geſchliffen werden. Der Mann mußte überhaupt Lebensinhalt bekommen, erlebt haben, Vieles und Schweres. So gab es denn mehr und mehr hinzuzuthun, die Glieder des Capriccio ſtreckten ſich und nahmen endlich einen Umfang an, der dem fertigen opus den Namen Roman zugezogen hat — ſehr zu ſeinem Unglück! Am Maßſtab des Romans gemeſſen, muß es ja dem Armenſündergericht verfallen! Meint man denn, der Autor wiſſe nicht, daß dieſer Stiefbruder des Epos ein breiteres Weltbild, eine reiche Vielheit

von Charakteren, Zuſtänden, Schickſalen verlangt? — Soll das Ding rubricirt ſein, warum nicht: Novelle? Weil die Novelle nicht ſo lang zu ſein pflegt? Man mißt aber Poeſien doch nicht mit dem Zollſtab. Die Novelle gibt einen ſchmäleren Ausſchnitt aus dem Leben, prägnant durch Charakterbild, Schickſals-Wendung oder beides; aber dies „ſchmal“ iſt ein relativer Begriff: was ſchmal iſt gegenüber der Fülle, dem figurenreichen Geſellſchaftsgemälde des Romans, muß nicht an ſich ſo oder ſo ſchmal ſein. Die Novelle hat der gezogenen Linie des Romans gegenüber etwas Punktuelles, aber ihr Punkt kann auch ein Kreis mit mehr oder weniger Radien ſein, je nachdem ſein Centrum beſchaffen iſt, Centrum von mehr oder weniger Inhaltstiefe. Die Novelle iſt ein Accent, geworfen auf ein Stück Leben: der Accent kann zugleich Länge ſein. — Mag man dennoch nicht taufen: Novelle, ſo ſage man in Gottes Namen: Capriccio! Nur hoffe ich, daß der Name dann als Vexirname wird befunden werden, da man denn doch mehr Entwicklung und Ordnung finden wird, als ein Capriccio in Ausſicht ſtellt.

Soviel zur Entſtehung! Nun Einiges zur *Sache*, wobei das eine und andere ſchon Geſagte wieder auftreten muß, um vollere Beleuchtung zu finden.

Mag mir die bekannte Stelle in Goethes Wahrheit und Dichtung als Anſatz dienen: „Die wahre Poeſie kündigt ſich dadurch an, daß ſie, als weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie ſich mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der

Erde in Vogelperſpektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen.“ An dieſer Stelle bedenkt man meiſt zu wenig die Worte „Ballaſt“, „ernſteſt“ und „Schmerz“, und ſo verlangt man eine des Lebens Härten vertuſchende, beſchönigende Dichtung und dieſem Verlangen iſt die Poeſie jederzeit gefällig entgegengekommen. Kein Zweifel, daß Kunſt und Poeſie ein Feld hat, wo der Luftballon federleicht ſteigen darf und ſoll. Im Alterthum war es dem Aphrodite- und Dionyſos-Kreis vorbehalten, uns in eine Welt ungetrübter Heiterkeit zu führen; jederzeit hat das Idyll im weiteſten Sinne des Wortes Recht und Pflicht, unſern Blick in einen blauen Himmel zu richten, an welchem drohende Wolken nur aufſteigen, um ſchnell zu verſchwinden. Wir wollen und müſſen wollen dürfen, auch einmal Vollglück zu ſehen. Aber wir erinnern uns ſchnell genug, daß das Leben ſo nicht iſt, und es wäre traurig, wenn dem Bewußtſein, das ſich deſſen erinnert, die Kunſt und Dichtung nichts mehr zu bringen hätte, es wäre abgeſchmackt, zu beweiſen, daß hier vielmehr erſt recht ihre Aufgabe beginnt. Das wird ja auch gar nicht beſtritten — von unſerer modernſten Zeit nicht zu reden, die mit ſo trauriger Vorliebe den Reiz im ungelöst Häßlichen ſucht: eine Geſchmacksrichtung, von der wir hier ganz abſehen müſſen, um uns nicht zu verwirren; wenn wir verlangen, daß Ernſt und Schmerz im Bilde des Lebens, wie die Kunſt es gibt, nicht fehle, nicht weichlich erlaſſen werde, ſo denken wir natürlich nicht an die Kneipzanken, womit eine faulichte Kunſt abgeſtumpfte Nerven zwickt und

reizt. Aber wie viel? Wie viel Schatten? wie weit in die Welt der Uebel hineingreifen? Da beginnt der Zwiespalt der Meinungen. Unzählige, weit die Mehrheit, geben ganz freundlich zu, so viel man nur will, aber wenn man Ernst macht: dann — Schrecken, Schauder, Abscheu, Verdammung! Ich behaupte: wenn die Kunst nicht mehr, nicht tiefer Gegriffenes zu lösen, schärfere Dissonanzen zu harmonisiren vermag, als ihr Wohlerzogenen einräumt, dann ist sie schwach, dann ist es schlecht mit ihrer Potenz bestellt; wenn sie ihr Auge nicht auch zum Mikroskop schleifen darf, wenn man ihr nicht zutraut, daß sie auch das haarscharf gesehene Kleinste in das Licht ihrer Verklärung zu heben vermag, dann gut Nacht! dann vermag sie überhaupt nichts Rechtes.

Treten wir nur sogleich in mediam rem! Ich führe die sogenannten kleinen Uebel des Lebens auf, um die Pein halb komisch, halb tragisch, halb in Gelächter, halb in Mitleid mit Menschenschicksal aufzulösen. Da heißt es nun: das ist eine Spezialität, dichterischer Behandlung unwerth. Eine Spezialität, also ohne allgemeine, ohne immanent symbolische Bedeutung? Ich behaupte: die Plackerei mit dem Kleinen, das uns quer in den Weg führt, ist ein allgemein menschliches Leiden, das schnurgerade auf die furchtbare Wahrheit führt, daß der Geist, der Sohn des Himmels, in den Staubleib, in das rohe Gepuff der Körperwelt gebannt ist! So steht es damit, daß der tiefere, edlere Mensch, der Mensch, der den Werth der Zeit auf idealer Wage wägt, fände er nicht Trost wie in der Religion, in der Philosophie, so in der Kunst, Trost im entlastenden Lachen, im entlastenden Wettern, in der sänftigenden Thräne, daß er, sage ich,

raſend darüber werden könnte, und dieſer Menſch: das iſt ja mein A. E.! Keinen Pfennig gebe ich euch um eure Geduld, die ihr meint, dieſe Welt der kleinen Pein ſei nicht werth, ſie zum Ausgangspunkt für tiefe Seelenbewegungen zu wählen. Ich kann nicht glauben, daß der einem Gedanken mit Feuer nachgeht, der nicht vor ſich hinflucht, wenn im eifrigen Leſen oder Schreiben zwei Blätter zuſammenkleben, nicht auseinanderwollen; wer intenſiv arbeitet und will, den empört das boshafte Lumpenpack der Härchen in der Feder, der verlegten, in ihrem Verſteck kichernden Blätter, der Wurzeln, Steine, Schlingen im Weg, der Leichdorne, der Kratzſtacheln in Hals und Naſe. Ich wünſchte, ich wüßte in allen Fällen ſo gewiß, daß ich Recht habe, wie darin, daß ich dieſe Leidensform zum Thema einer Dichtung gemacht habe. Dieſer Stoff will und ſoll einmal behandelt ſein. Verwandtes iſt von mehr als Einem Humoriſten aufgenommen worden — natürlich, wie ſollte ſich der Humor, deſſen Element ja die Kreuzungen des Geiſtes mit den Erbärmlichkeiten des Leben ſind, der Humor, der ja den einen Fuß im Himmel, den andern im Bagatell der Erde hat, dieſen Stoff, den Kampf mit dem Staub-Atom, entgehen laſſen! J. Paul hat im Siebenkäs, Freudel, Katzenberger Verwandtes behandelt; es wäre namentlich auch auf Sterne zurückzugehen, wollte ich Beiſpiele häufen. Aber noch keiner hat dieſe Motive zuſammengefaßt, zum Drehpunkt eines Ganzen gemacht, worin der Konflikt in einfacher Klarheit vorliegt, d. h. wo nicht etwa ein zerſtreuter, ungeſchickter, ängſtlich beengter, ſondern ein aufmerkſamer, rüſtiger, freiblickender Mann das Gefühl für die Schärfe desſelben in ſich

ausbildet, wo daher erst ganz zu Tage kommt, wie menschlich natürlich, wie hart in Wahrheit der Conflikt ist. Das Thema wartete auf diese Behandlung; diesem Warten bin ich gerecht geworden und wer das thut, der hat Recht.

Ohne Unschicklichkeit kann es aber nicht abgehen, wenn man die sogenannten kleinen Uebel als besondern Leidensquell behandelt; daher nur sogleich ein Wort von diesem Punkte!

Man hat schweren Anstoß genommen an dem Streiche, den in Bürglen der Kobold eines Nießreizes dem armen A. E. spielt. Kritiken haben mich belehrt, die Szene sei einfach ekelhaft, nicht komisch. Ich habe mich da über eine erbärmliche Schwäche in der Auffassung zu beschweren. Also euch ekelt? Ihr könnts euch ersparen! Es ist schon besorgt! Euch ist schon zuvorgeekelt! Der A. E. hats euch abgenommen, vorweggenommen; er ist's, dem es schon vor und dem es für euch ekelt, und es ekelt ihm mehr noch als euch, er läßt euch nichts, gar nichts übrig! Muß man euch den Kopf an den Ohren herumreißen, um euch die Augen dahin zu richten, wohin sie gucken sollen? Ihr sollt euch in die Seele eines edlen, höchst schamhaften, zart und tief liebenden Mannes versetzen, in den Abgrund seines Unglücks, da ihm das passiren muß in Gegenwart des still und heiß geliebten reinen Weibes, und ihr, ihr die Häßlichen, versetzt euch in den Teller, worein ein paar Tropfen geflogen sind, glotzt und stiert dahinein, verweilt dabei, statt von da im Nu fortzugehen zum Mitgefühl der Schaam, zum Gefühl des Elends der Menschheit, die solchen Schandtribut an die Natur zu zahlen hat, zum Gefühl des Wehes, daß der Mensch, so „edel durch Vernunft, so unbegrenzt an Fähig-

keiten, in Geſtalt und Bewegung ſo ähnlich einem Engel, im Begreifen ſo ähnlich einem Gott, die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen“ in ſeinem Körper eine Kothwerkſtätte mit ſich umſchleppt! Und ihr meint, dem Poeten, der dies Weh in ſeinem Helden malen will, ſei es eine Luſt, im Kothe zu wühlen! Was ihm ein Moment iſt in dem doppelten Sinn: Sekunde und: fortleitendes, hinüberführendes Mittel, das aufgehoben, verſchwunden iſt, ſobald es ſeinen Dienſt geleiſtet hat, ein Hebel, der einen Augenblick fungirt, wirkt, um alsbald alle Bedeutung an das Bewirkte (A. E.'s Seelenzuſtand) abzutreten: das iſt euch die Sache ſelbſt! Ihr bohrt euch in den Stoff ein, ſtatt vom Stoffe fortzueilen zur Form, zum Bilde der Seelennoth, der Verzweiflung des Armen, Mitleidswerthen, der einen Augenblick in des Stoffes Knechtſchaft hinunterſinken mußte. Ihr werft mir entgegen: „gerade dieſe Knechtſchaft wollen wir beim Dichter vergeſſen.“ Darauf iſt oben geantwortet und die Antwort lautet: nicht vergeſſen, bewußt bleiben, aber dies Bewußtſein von ſeinem dumpfen Druck entlaſten, und Entlaſtung liegt doch im Mitleid, denn das Mitleid iſt ſchön, liegt im Lachen, denn das Lachen verflüchtigt.

„Aber du haſt's genannt, das Ekelhafte; gar nicht nennen ſoll man es.“ Ich hab' es ſo ſchonend als möglich genannt, nur ungenannt konnte ichs nicht laſſen. Aber freilich, ich weiß ja: ihr meint, man dürfe dieſe Dinge gar nicht nennen, „auf keinerlei Weiſe, nicht laut und nicht leiſe“. Was könnte ich nun über dieſe — Tugend der modernen Geſellſchaft ſagen, das ich nicht in „Mode und Cynismus“ ſchon geſagt habe! Soll ich wiederholen, daß dieſe Prüderie nicht

ein Zeichen der Sittlichkeit, ſondern der Verdorbenheit unſerer Zeit iſt, und daß es heißt, dem Humor, nein, nicht nur dem Humor, auch dem ethiſchen Pathos den Abſchied geben, wenn man ihm dieſe Grenze ziehen will? Soll ich — von den Alten und Aelteren zu ſchweigen — noch einmal auf J. Paul, Tieck, auf Goethe, und zwar nicht blos auf den Goethe des Götz von Berlichingen, ſondern den Goethe der Xenien, der oft ſo prächtig groben und cyniſchen Sinnſprüche hinweiſen? Ich werde mich wohl enthalten, noch einmal tauben Ohren zu predigen.

Er wäre auch von einer andern ſtarken Form des unentbehrlich Häßlichen ein Wort zu ſagen: dem Häßlichen furchtbarer, grauſiger Art, das im A. E. vorkommt. Dies wird jedoch beſſer auf eine andere Stelle verſchoben.

Nehmen wir nun auf, was mehrfach berührt, aber noch nicht eigens behandelt iſt: unſerem Narren mußten bedeutende Züge geliehen werden. Schon an ſich war das ja eben mit ſeiner Art von Narrheit gegeben. Es iſt ja der Kontraſt, woran ſich ſeine Empfindlichkeit ſo krankhaft zuſchärft. Wäre er nicht ſehr geiſtig geſtimmt, ſo würden ihn die Störungen, die aus der Stoffwelt entſpringen, nicht ſo ſchrecklich beläſtigen; trüge er nicht in ſich, was ein Mann dieſer Art immer in ſich trägt, einen höchſt ausgeprägten Sinn für Zuſammenhang, ſo würde er die Kreuzungen jedes Zuſammenhangs durch die Mücken des queren Zufalls auf die leichte Achſel nehmen, wie die gewöhnliche Menſchenart, die keine Zerſtreuung, Unterbrechung fühlt, weil ſie keine Sammlung kennt. Sagen wir kurz: der Mann gehört zu denen, die ein tieferes Bedürfniß der Harmonie fühlen, als der Menſchenſchlag der Mehrheit.

Das ist denn nun genauer zu nehmen, in die ganze Komplexion zu verfolgen. Solche Naturen sind sensibel angelegt, nervös, darum aber noch nicht krankhaft nervös, und was sie nervös empfinden, wird schneller als bei anderen ins Bewußtsein geleitet und findet im Gehirne eine Denkneigung vor, die gleich schnell bereit ist, aus lästig Empfundenem düstere allgemeine Betrachtungen auszubrüten. Man beobachte doch die leichte Mittelwaare der Menschheit! Ihre Nerven sind wohl härter, doch nicht so ganz rindsledern, um an Zugluft sich nicht zu verkälten, aber sie geben nicht Acht darauf und verwundern sich den andern Tag, wo sie das nur gefangen haben mögen, daß ihnen die Augen brennen, die Nase Feuer speit und der Schlund Holz sägt. Da sitzt Einer am offenen Fenster im Eisenbahnwagen gegen den Wind, der ihm in Augen und Rachen weht, er blinzt, hustet, fällt ihm aber nicht ein, das Fenster zu schließen, das er selbst aufgerissen hat; den andern Morgen, wenn er im Katarrhfieber liegt, eine Augenentzündung hat, wird er fragen: ei, woher mag ich's wohl haben? O, es gibt Menschen, man könnte ihnen Wasen in der Kopfhaut stechen, sie merktens nicht! Es ist vorzüglich die liebe Jugend, welche das immerhin fragliche Glück dieser Blindheit genießt; man braucht Zeit, bis Nerv und Bewußtsein zu der Bildung gelangt, welche die Klarheit mit dem Glücke der Blindheit bezahlt.

Daß Helle des Bewußtseins in diesem Manne nicht auf Kosten der Phantasie gehen durfte, versteht sich und ist schon früher gesagt; Phantasiedichtung ist ja sein mythisches Beseelen des Objekts. Ohne diese Ausstattung hätte ihm, versteht sich ebenfalls, auch die Pfahldorfgeschichte nicht unter-

geſchoben werden können. Ein unglücklicher, nicht ganz zum heiterfreien Schaffen gediehener Poet!

Die Helle, die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, das mikroskopiſche Sehen, die Bewußtheit überhaupt, führte nur ganz geradlinig dazu, auch einen Denker aus ihm zu machen. Er durfte und ſollte ein Stück von einem Philoſophen werden; die Dinge betrachten im Lichte des Allgemeinen, von der Höhe der Idee, das Leben tief nehmen, tief in ſich verarbeiten und Wahrheiten aus dieſer Arbeit ziehen: das mußte ſein Trieb und Drang ſein. Die Natur, aus deren blindem Schoße uns die rohen Zufallſtöße kommen, iſt dieſelbe, die das menſchliche Hirn bildet, wo die Gedanken wohnen, die durch ebendieſe Stöße ſo grauſam durchriſſen werden: das führt mittenhinein in das Welträthſel, in die innere Einheit aller Dinge und den Widerſpruch in dieſer Einheit. In dieſe dunkle Tiefe mußte mein A. E. den Denkerblick richten, dann erſt war er intereſſant, dann erſt hatte er den wahren Kern, um eine ganze Perſönlichkeit zu ſein, dann erſt war das Thema in ſeinen letzten Grund verfolgt, hatte das ganze Bild ſein punctum saliens. — Der Denkzug mußte nun naturgemäß auch ein Zug zum Syſtematiſiren ſein, wobei aber ebenſo naturgemäß die Phantaſie, zu närriſchen Erdichtungen geneigt, wie ſie einmal iſt, ſich grillenhaft ſpinnend einmiſchen wird. Ein ganzer und eigentlicher Philoſoph durfte A. E. trotz dem tiefen Denktrieb nicht ſein, daran mußte ihn ſchon vornherein die Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie hindern. Und hieraus, aus dem Zuſammenſein dieſer entgegengeſetzten Kräfte mußte ſich noch eine weitere, beſondere Quelle des Unglücks ergeben: der

Mann liegt nicht nur im Krieg mit dem Objekt, ſondern auch mit ſich: Denktalent und Phantaſietalent verlegen einander die Bahn, er weiß es, und dies bringt einen tragiſchen Zug mehr in ſein Leben.

Die Nervoſität durfte, wie ſchon geſagt, keine Schwächlichkeit, nicht von der hyſteriſchen Art ſein. Darum nicht, weil der wunderliche Phantaſie-Akt ſeiner Dämonen-Mythologie zu einem guten Theil aus dem energiſchen Affekte des Zorns über die peinlichen Lebensſtörungen entſpringen mußte. Mannhaft affektvoll mußte der Charakter gehalten werden.

Was ſollte ſein Stand, ſein Lebensgeſchäft ſein? Nun, vom oben Geſagten war es nur ein kleiner Schritt, ihn zu einem Regierungsbeamten zu machen, deſſen Dienſt nicht zum kleinſten Theile Polizei war. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies ein Widerſpruch ſei, wie ihn die poetiſche Logik nicht erlaubt. Iſt es falſch gegriffen, wenn ich ſchließen laſſe, ſeine Wuth gegen das „Objekt“ komme auch daher, daß er, gewohnt, mit ſtraffem Befehl Ordnung zu halten und durch Amtsmacht dem Befehl Nachdruck zu geben, die Koboldſtreiche des Zufalls weſentlich auch als Auflehnung, Disziplinloſigkeit, verruchte Unbotmäßigkeit betrachte und es nicht ertragen könne, daß er hiegegen nichts vermag, hier unmächtig zuſehen muß? Die Nerven-Empfindlichkeit, ſeine Aufmerkſamkeit, die überhelle Bewußtheit iſt zugleich auch männlich ſtarker, empörter Ordnungsſinn. Ich habe hierüber einen Wink gegeben Th. 2 S. 35 (zweite Auflage). — Sollte dadurch die Amtsführung undenkbar werden? B. Auerbach behauptet es. Ich glaube: nur dann, wenn man vergißt, daß die Phantaſiegrille halb und halb doch nur freies Spiel

ist. Vermöge dessen kann er sie jeweilig auch bezwingen, zurückstellen. Wo es heißt: Dienst! da kann er würgen, schlucken. — Zum Straffen und Strammen, Befehlenden in seinem Wesen stimmte es, wenn er eine Zeit Soldat gewesen war; ein Motiv, das übrigens noch andere Gründe bedingten, die in der Führung der Fabel liegen, wo man sie suchen mag und leicht finden wird.

Einen so mannhaften und doch so guten Menschen auch als Patrioten zu charakterisiren war nur ganz natürlich gegeben. Widmet er sich der höchst zugespitzten Subjektivität zum Trotze dem Allgemeinen, dem Objektiven, ist er, der höchst moderne Mensch, darin antik, lebt er zudem mit seinem Denken im Großen, im Ganzen, ist dies Denken aber klar genug, um zu erkennen, wie verkehrt der Kosmopolitismus ist, der das eigene Volk überspringt und den Nationalismus ausschließt, so wird dieser Zug ja wohl in Ordnung sein.

Da ist nun aber noch der besonders weiche Zug der Thierliebe. Kann dieser zusammengehen mit dem Strengen, Polizeilichen, Soldatischen, der Hingebung an das Große, an Staat, öffentliches Leben, Menschheit? Ich denke: freilich, sehr wohl. Man kann doch wohl stark und nach andrer Seite sehr weich sein. Gewiß dann vor Allem, wenn man auch Phantasiemensch ist. Phantasie ist doch nicht nur Gabe der Erfindung, sondern ebensosehr der Hineinversetzung in Anderes. Menschen, die nicht begreifen, warum man sich liebend für das Thier interessirt, sind vor Allem phantasielos, sie finden in der Thierseele nicht die Vorstufe der Menschenseele, sie vermögen nicht, ihr diese unterzulegen, ihnen sieht nicht das Menschenverwandte aus dem Thier entgegen,

daher haben ſie auch keinen Humor für dieſen „Grenznachbar“, denn das Thier wird weſentlich auch komiſch, wenn man es auf einen Menſchen anſieht. — Auch der Denker in A. E. iſt hiebei betheiligt; er ſtudirt das Thier; wie mag man da höhniſch von „Hunde-Anekdoten“ reden! — Ich habe meinen Mann an dieſem Zug untergehen laſſen. Wird man dies nicht angemeſſen finden? Er paſſt doch, meine ich, in ein tragiſches Leben. Zu Grunde gehen nicht durch eine ſchwere Schuld, nicht durch Opfertod für Großes, Heiliges dieſe Schuld ſühnen dürfen, ſondern durch einen Zug der Weichheit, welcher zwar gut und ſchön, aber auf einen Gegenſtand gerichtet iſt, der gegenüber großen Zwecken als klein und nebenſächlich erſcheint: hat es nichts traurig Rührendes? Kann es nicht an W. Tells Tod erinnern, wie dieſer ihn der Sage nach erlitten hat, als er ein Kind aus dem Schächen rettete?

Schwere Schuld: das führt zunächſt auf Einharts Verirrung in unwürdige Leidenſchaft. Daß ich ihn affektvoll, heiß haben wollte trotz dem Ueberſchuß von Bewußtheit, und daß Beides zuſammengeht, iſt oben geſagt; daß ein Menſch von edlem Geiſt, eine ſchamhafte Mannesſeele dahinein fallen kann, iſt es nicht menſchlich, Menſchenart und Menſchenſchickſal? — Und nun das Graſſe ſeiner nächtlichen That: der zweite große Hauptvorwurf, den man vom Standpunkte behaupteter Reinheitsgeſetze erhoben hat. Dort, in Bürglen, ein komiſch Häßliches, hier ein ernſt, furchtbar Häßliches und beide gehen, ſo heißt es, zu weit, bleiben als unverdaulicher Stoff im Magen liegen. Von jenem iſt die Rede geweſen, für dieſes ſpreche ich mit gleich gutem

Gewiſſen. Sehe man ſich die Sache einmal vorerſt nach vorwärts an. Der infernaliſche Traum am Schluß, dieſe hölliſche Viſion voll Todesbangen iſt nicht motivirt, fällt alſo weg, wenn ich die ekelerregende Unthat wegnehme; zu dieſem Schauerbilde gehört untrennbar das Brandmarkmal auf der Stirne des dämoniſchen Traumweibs, es fällt mit dem Uebrigen. Dieſe Entſetzenswelt iſt die Folie, auf welcher wie ein reiner Diamant Cordelia glänzt, der Folie iſt dann die volle Kraft ihres wirſamen Dunkels entzogen. Ich darf alſo auch hier den erſchrockenen weichen Herzen zurufen: vorwärts ſehen! nicht am Stoff, nicht am Einzelbild hängen bleiben, fort, weiter, fort zu dieſem Lichtbild! — Nun aber auch nach rückwärts! Ein Mann, dem es ein Ernſt iſt, ſeine Seele rein zu erhalten, verfällt in entehrende Leidenſchaft; mit innern Vorwürfen lange fruchtlos kämpfend, ſich losringend, dann rückfällig entdeckt er durch ein frech frivoles Wort auf einmal erſt den ganzen Abgrund ſeiner Schmach, eine Miſchung von Ekel an ſich ſelbſt, Wuth gegen ſich, Ekel auch an den Schuldigen, Wuth gegen die Schuldigen überſtürzt ihn, ſie wird zu halbem Wahnſinn: iſt es nicht menſchlich, daß ein wildes Bedürfniß der Entladung nach außen ſich einſtellt? Und da es Schmach wäre, am ſchwachen Weib ſich mörderiſch zu vergreifen, iſt es nicht begreiflich, daß nun das kochende, fiebernde Hirn, nicht bedenkend die noch größere Schmach, das unnatürliche Vergehen am Leichnam des ſchändlichen Mitſchuldigen ausbrütet? Und dies alles, um nun erſt recht, nun erſt unerträglich ſich vor ſich ſelbſt zu entſetzen, von Ekel an ſich ſelbſt geſchüttelt zu werden? Nun, und ebendies führt den Blick wieder vorwärts,

auf die Linie der Betrachtung, die ich vorangeſchickt habe, auf den grauenvollen Traum, und ich ſetze noch hinzu, daß auch das Lied: „O, du biſt gut“ die Labung, die es bringt, aus dem Gegenſatz gegen dieſe Schauerwelt ſchöpft. Man muß eben oft Gefühle reiner Luſt um Unluſt einkaufen, mit dem theuern Preis des Grauens bezahlen.

Ich habe immer gemeint, der A. E. ſollte den Leſer bauern und wieder bauern, dies ſolle die Grundempfindung ſein. Er iſt tragiſch angelegt, ſein Leben muß tragiſch verlaufen. Aus mehr als Einem Grunde. Der erſte liegt in ſeinem Weſen, wie es aus Widerſprüchen gewickelt iſt; einem ſolchen Schiefgewickelten ſteht es ja wohl auch an, Unglück zu haben im Großen wie im Kleinen. Wie ſeine Seele im Innerſten beſchaffen iſt, zeigt ſeine ſtille Liebe zu Cordelia. Man erkennt doch den Menſchen aus dem, was er wünſcht, was er liebt, was er verehrt. Verehrt er ein vorzüglich reines, lauteres, gutes Weib, ſo wird ja ſeine Seele, wenn auch getrübt, doch im Kerne rein, lauter, gut ſein. Und ihm iſt beſchieden, ſie als Weib ſeines Freundes zu finden. Scheinliebe mit dem Ende: Verzweiflung iſt ihm vollauf geworden, die wahre Liebe kommt, rettet, heilt ihn und bleibt hoffnungslos. So ſtreng rein iſt ſein Gefühl, daß er ſchmerzvoll den tiefen Wunſch zurückdrängt, auch nachdem Cordelia Wittwe geworden: er hält ihn für Vergehen am Todten, als lebte er noch oder als wäre er ſein Bruder geweſen und Bund mit ſeiner Wittwe etwas wie Inceſt. Wie ſtark der Wunſch iſt, zeigt der Auftritt mit Cornelia in Göſchenen; dieſe Italienerin iſt einfach eine Statiſtin, die ich brauchte, um einen Blick in die eingepreßte Leidenſchaft zu öffnen.

Genug hierüber, und nun die Frage, ob dieser A. E. ein mögliches Wesen, ob er nicht aus zu vielen Eigenschaften zusammengesetzt ist? Ich sage: er kann sein, weil er naiv ist, denn die Natur bindet zusammen, was unvereinbar scheint. Wie? dieser in sich gespaltene, vom Denken, von zu viel Denken durchsäuerte Mensch naiv? Ja, ich wage, ich bin so stolz, es zu behaupten: er ist naiv trotz alledem.

Ist er es trotz alledem, so darf ich vielleicht auch hoffen, er sei bleibend, setze sich als Typus fest im Gedächniß aller, die ihn verstehen.

Und dies führt nun zu einer andern Seite meiner Beleuchtung: zur eigentlichen Kunstfrage.

Selbstentäußerung ist Gesetz der Kunst. Sie ist dir nicht gelungen, ruft es mir aus allen Ecken zu, alter ego ist dein A. E.! — Dabei bin ich in fast komischer Lage. Hold verschämt hätte ich zu sagen: dann werden ja auch alle die edlen Züge, die ich dem Kauz geliehen, mir gut geschrieben; und da es doch zugleich heißt, in seinen närrischen Zügen sei der A. E. eine Karikatur, also etwas Uebertriebenes, so thäte es nicht weh, daß der Autor auch nach dieser Seite mit seinem Geschöpf identisch sein soll, denn er dürfte abziehen, was übertrieben ist, und übrig bliebe eine verzeihliche Schrulle, welche jene edlen Eigenschaften nicht verdunkelte. Doch das ist Begriffsspielerei! Lassen wir's und gehen geradezu.

Im allgemeinsten Sinne des Wortes gibt der Poet in seinen Geschöpfen immer sich selbst. Auch was seiner Person ganz fremd ist, ist er. Was er nicht ist und in sich erlebt, lebt nicht in seinem Gedichte. Dies gilt nun in zwei sehr

verſchiedenen Bedeutungen, einer weiten und einer nahen. Selbſterleben, Selbſtſein bedeutet nur lebendiges Verſetzen überall da, wo der Poet Daſeinsformen ſchildert, die offenbar nicht er ſind. Er fühlt ſich in die unbeſeelte Natur ein, er verſetzt ſich in fremde Sitten und Charaktere. So weit geht dies Verſetzen, daß er einen Böſewicht, einen Richard III., einen Makbeth ſchildert, als hätte er in ſich erlebt, wie es dem Verbrecher vor, in und nach dem Verbrechen zu Muth iſt. Das könnte er nicht, wenn nicht in jeder Menſchenſeele die Möglichkeit, der Keim von allem Schlimmſten wie Beſten läge; in dieſen Keim legt ſich ſeine Phantaſie und entwickelt ihn in freiem Scheinbild, deſſen innere Wahrheit mit ſchlagartiger Kraft wirkt. Es iſt volle Selbſtentäußerung, aber in dem ganz hinausgeſtellten Bilde ſpürt jeder eben das Selbſt, das ſich ganz hineingelegt und dann ganz hinausgeſtellt hat. — Anderen Gebilden ſehen wir dagegen leicht an, daß des Dichters Selbſt in ganz anderem, engerem Sinn ihnen inwohnt. Wenig Gefühlsrapport müßte haben, wer es einem Hamlet nicht anſpürte, daß der Dichter ſelbſt ganz anders in ihm ſteckt, als in jedem andern ſeiner Helden. Gelegentlich ſei hier geſagt, daß mir längſt nicht mehr genügt, was ich bisher über den Hamlet geſchrieben habe. Hamlet leidet nur unter anderem auch an der Reflexion; ſein Leiden iſt das Genie. Es gibt Genie in vielen Sphären, wo man meinen ſollte, der Verſtand thue alles, es gibt wiſſenſchaftliches, praktiſches, z. B. Staatsmanngenie; in dieſen Formen iſt die Phantaſie Wegzeigerin, Oeffnerin des Blicks, im Werke ſelbſt tritt ſie die Rolle an das Denken ab. Hamlet leidet am Genie im

engeren Sinne, wo die Phantasie ganz bestimmend ist, sagen wir: Phantasiegenie, und dies mit allen Zugaben einer solchen Complexion, — er, der bei aller sittlichen Empörung, die er als höchst ethisch gestimmte Natur in sich trägt, grundnüchtern sein müßte, um angemessen zu handeln. Shakespeare hat sich gefragt: wie gienge es unser Einem, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet: fürchterlich und erbärmlich! zu einer halbwahnsinnigen Phantasie-Unruhe würde mich's aufscheuchen! In Witzgarben, in Vulkanausbrüchen beredter sittlicher Wuth, in Seufzern, Schwermuthsträumen und dann wieder blutig grassen Bildern würde ich mein Feuer versprühen, verschießen, verhauchen, am unrechten Ort grausam handeln, den rechten Moment verzappeln, als lächerlicher böser Narr umgehen, verachtet und gefürchtet, schuldig werden, tief schuldig, die Rache gegen mich herausfordern, wo ich Schuld strafen sollte, und, wenn es sehr gut gienge, im letzten, späten Augenblick ans Ziel hin nicht schreiten, sondern fallen! — Dies eine Andeutung, noch keine Nachweisung, solche gehört nicht hieher. — Unter modernen Beispielen besonders intimen Verhältnisses zwischen Werk und Dichter drängt sich auf: die Leiden des jungen Werther. Was er selbst gewesen und gelitten, — nein! leidet und ist, schreibt sich der Dichter von der Seele, im Schreiben sich von diesem Sosein und Leiden befreiend.

Darf man nun behaupten, es entstehe eine bloße Spezialität, wenn der Dichter in so besonderem Sinne sich selbst gibt? Gewiß dann nicht, wenn er sagen darf: homo sum, — wenn das, was so sehr er selbst, doch allgemein menschlich

iſt. Nur Gewinn für die Leiſtung iſt es, was dann entſteht. Je mehr ſelbſterlebt, deſto mehr poetiſches Leben, Athem, Hauch der Wahrheit, vorausgeſetzt natürlich, daß die Projicirung, die Objektivirung des Subjektiven gelinge.

„Halt! wo geräthſt du hin? Dich mit Shakespeare, mit Goethe vergleichen?“ Das iſt keine Ueberhebung, antworte ich, iſt dann keine, wenn ich ganz dem Leſer überlaſſe, zu urtheilen, ob die genannte Vorausſetzung hier zutreffe, wenn nicht von der wirklichen Leiſtung die Rede iſt, ſondern nur von der Möglichkeit, daß ſie gut, doppelt gut werde, wie ſolche nach dem aufgeſtellten Satze im ſo gearteten Falle gegeben iſt: fehlt dieſem Verſuche viel zum Kunſtwerk, ſo rührt dies nicht daher, daß der Verfaſſer viel vom Eigenen hineingegeben hat, ſondern, ſo genommen, konnte er nur glücklich ausfallen, wofern das Talent hinreichte. Doch auch dies iſt zu viel geſagt: ich ſpreche ja natürlich nicht an, daß das Perſönliche, was hineingelegt iſt, entfernt ſo bedeutend ſei, wie das Perſönliche der großen Dichter. Aber das ſpreche ich an, daß es wahr, menſchlich wahr, nicht idioſynkratiſche Eigenheit iſt. Davon iſt ja oben, bei der Geneſis, die Rede geweſen. Wenn man zufällig weiß, daß der Autor einer Novelle viel unter demſelben Uebel leidet wie ſein Held und daß ihm dies und andere ſogenannt kleine Leiden des Lebens ſehr empfindlich ins Bewußtſein eingehen, ſo muß man nicht meinen, man ſage etwas, wenn man nun ſagt: aha, das iſt eben er! Spezifiſch ſcharf unter gewiſſen Lebensplackereien leiden und darauf Acht geben, das kann ja juſt, kann eben gerade recht einen Beruf begründen, einmal recht zu zeigen, was dies auf ſich hat und welche

Bedeutung es bekommt, wenn man es an das ewige Recht des Anſpruchs des Geiſtes hält, im Leibe nicht wie in einem Stachelkleide zu wohnen. Das Leichtnehmen, die Unachtſamkeit der Meiſten in dieſen Dingen iſt in ſeinem Unwerth als ein Glück der Stumpfheit oben beſprochen. Wer es recht oft erfahren muß, der weiß es, der eben erkennt es, wie es an ſich iſt. Das muß ſich dann, wenn er es zum Inhalt einer Darſtellung wählt, daran erproben, daß dieſe wirkt, trifft, überzeugt, ganz gleichgiltig, ob der Leſer zufällig weiß, es liege da ein Stück Selbſterlebtes zu Grunde. Sofern geht es niemand etwas an, was der Autor ſelbſt lebt und iſt und denkt. Hat er einen allgemein menſchlichen Nerv getroffen, ſo ſteht, was er hervorgebracht, ganz außer ihm für ſich da und iſt, was es iſt. Verhehlt er, ſofern er neben dem Werk noch da iſt und ſchreibt, — verhehlt er nicht, daß er die Kobolde des Lebens ſehr aus Erfahrung kennt, ſo iſt das ein opus supererogativum. Ganz ins Lächerliche fallen nun dieſe Rückführungen, wenn der Autor die Perſon, die er mit einigem Selbſterlebten belädt, neben Halbverrücktem, das er noch dazu aufpackt, dafür auch mit viel Gutem, Edlem, Tiefem reichlich bedenkt. Soll er den „alter ego“ auch darauf beziehen dürfen? Oder ſoll er ſagen: wäre ich nur ſo gut wie mein Held!? Doch davon iſt ja ſchon die Rede geweſen, alſo noch einmal: ſtill davon und ſagen wir über dieſen Punkt einfach: verſteht ſich der Autor recht, ſo geht da ein Spiel vor ſich, worin er ſeinen A. E. bald von ſich wegſtößt, ſich weit vom Leibe hält, bald wieder mit ihm zuſammenrinnt. Wäre er ganz der A. E., ſo hätte er ihn nicht zeichnen können, ſei er nun gut

oder mittelmäßig oder gering gezeichnet. Er stellt ihn unter sich, er stellt ihn über sich, er nimmt ihn wieder zu sich, er entläßt ihn wieder; dies ist kein Verwachsensein, dies ist Freiheit, freies Gebahren.

Soviel über diesen Punkt. Eine speziellere Frage wäre, wie sich der Poet persönlich zu den Leidenschaften, dem Thun, den Erlebnissen verhalte, die er schildert. Darüber ihm Rechenschaft abfragen wäre kindisch; von der gemeinen Neugierde, wer wohl hinter den anderen aufgeführten Personen stecke, nicht zu reden, denn diese ist ekelhafte Klatschlust. Der Poet destillirt seine Figuren und Ereignisse aus unbemeßbar mannigfaltigem Stoff; was ihm aus näherer, was ihm aus fernerer Erfahrung, Mittheilung, aus bloßer Beobachtung zugeflossen, davon ist nicht die Frage, sondern wie die Destillation ausgefallen sei, davon ist die Frage. Sagt man, Stoff-Interesse im Leser könne doch auch etwas Besseres sein, als niedrige Neugier, eine Art von historischem Forschungstrieb, so ist zu antworten: wer eine Dichtung darauf ansieht, was Sächliches dahinter stecke, und wer sich so verhält, weil immerhin etwas von einem Historiker in ihm sich regt, dem ist zu empfehlen, daß er die Poesie liegen lasse und sich zu Biographieen und Memoiren wende, die übrigens dem Leser eben auch nicht alles auf die Nase binden.

Eine gerade Linie führt von diesem Springpunkt der Frage nach der Identität oder nicht Nicht-Identität des Dichters mit seiner Hauptperson auf die Frage der Komposition. Denn wer zu dicht in seinem Helden steckt, wird auch den Kopf nicht frei haben zum Anlegen eines klaren Plans, wer ihn heraus hat, wird es können, wenn er es überhaupt kann.

Als Haupteinwurf wird vorgebracht: A. E. ſtirbt und das Wichtigſte von ihm erfährt der Leſer erſt nachher und auch dann nur in unterbrochenen Stücken, theils erzählt, theils durch ein Tagebuch.

War es nur Eigenſinn oder etwas Beſſeres, als ich mit vollem Bewußtſein ſo verfuhr? Ich wollte der Romanleſer-Neugier nicht fröhnen, wollte dem Heißhunger nach den herkömmlichen leeren Spannungsreizen nicht Speiſe bieten. Es iſt doch wohl zweierlei Spannung zu unterſcheiden; die leere, geringe iſt fertig, wenn der Leſer weiß, wie es den Romanperſonen ſchließlich ergeht, ob Hans die Grete kriegt u. ſ. w., die gute bleibt, wenn er es auch ſchon weiß, er ſieht gern zurück, lieſt zum zweitenmal und verweilt auf dem wachſenden, ſich vertiefenden Bilde. Nennen wir dieſe beſſere Art der Spannung lieber Intereſſe. Ich wollte den Leſer ehren, indem das Buch ihm ſagte: ich traue dir zu, daß du dies Intereſſe haſt, das nicht zu Ende iſt, wenn du das Ende des Helden weißt. Darf ein Dichter nicht ſeinen Mann phyſiſch ſterben und dann geiſtig auferſtehen laſſen in dem Sinne, daß nun erſt ſein ganzes inneres Leben volle Beleuchtung gewinnt? Es iſt nicht gewöhnlich, iſt es darum unerlaubt? „Nicht unerlaubt, aber ungeſchickt, denn du bemühſt den Leſer, ſtatt ihm zu gefallen.“ — Welchen Leſer? alle? auch die, die ich mir wünſche? Und „ungeſchickt“, wenn man doch weiß, was man thut, und weiß, daß es freilich Vielen nicht recht ſein wird? Aeußerlich motivirt ſich die Anordnung dadurch, daß der Verfaſſer erſt nach A. E.'s Tode zu ſeinem Tagebuch gelangen kann. Man wird ſagen, das ſei leere Ausrede, denn es ſei ja

freie Erfindung, daß die Sachen ſo liegen, und die Erfindung hätte ſie ebenſogut anders legen können; angenommen, es ſolle ein Tagebuch ſein, woraus man den A. E. erſt recht kennen lernt, ließ ſich nicht der Gang der Dinge ſo wenden, daß A. E. bei Lebzeiten das Sigel ſeiner Verſchloſſenheit bricht und dem Autor den Einblick in ſein Tagebuch geſtattet? Dann aber wäre die Kompoſition ja erſt eine verwirrte geworden: ein Stück Tagebuch, dann Erzählung, dann wieder ein Stück Tagebuch u. ſ. w. — Doch wofür denn überhaupt ein Tagebuch? Und wenn ein ſolches durchaus eingeführt ſein ſollte, warum ihm ſo weſentliche Theile der Fabel einverleiben? Genügte es nicht, ihm nur die reflektirenden Aphorismen zuzutheilen, durch welche man das Philoſophiſche, das denkende Weſen A. E.'s kennen lernte? War es nicht das Richtige, dies an einem paſſenden Ruhepunkt einſchieben und übrigens ununterbrochen geradlinig wie ein anderer ordentlicher Poeten-Menſch erzählen?

Dies iſt ein Punkt, von dem nicht zum geringſten Theil das Urtheil über das ganze Buch abhängt. Ich wollte meinem A. E. das Wort abtreten, damit man ihn durch ihn ſelbſt kennen lerne. Seine Seele ſollte ſelbſt ſprechen, der Leſer ſollte ſie direkt kennen lernen. Das Tagebuch war nicht nur das paſſendſte Gefäß, den Zug zum tieferen Denken, die Geſinnungen, die Weltbetrachtung eines ungewöhnlich organiſirten Geiſtes ins Licht zu ſetzen, ſondern auch ſein Perſönlichſtes, ſeine Stimmungen zu enthüllen; es war der geradeſte Weg, ſein Schickſal in ſein Herz hinein zu verfolgen als in ſeine letzte Quelle. Ein rother, ein feuerrother Faden ſollte ſich hindurchziehen: der ſchwer und tief

erlebende Mann selbst. In eine Feuerseele sollte man blicken, es sollte etwas Athmendes, ja Schnaubendes, und wieder Stockendes, schweigend Anfseufzendes in diesen Blättern leben, etwas Vibrirendes, ein voller und wieder fieberhaft unterbrochener Pulsschlag. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies nicht gelungen ist, ich glaube diesem Tagebuch das dramatische Leben der Leidenschaft nicht in schwächlicher Zumessung eingehaucht zu haben. Die allgemeinen Gedanken, Betrachtungen habe ich mit diesem seelisch, persönlich leidenschaftlichen Inhalt zusammenzukomponiren gesucht; es ist mit beflissenem Nachdenken alles aufeinander gerichtet. In den philosophischen, überhaupt reflektirten Aphorismen sollte A. E. nichts sagen, was ihm nicht gleich sieht, von wo nicht der Strom wieder in das Bett der Stimmungen, der Leidenschaft münden kann. Die objektiven Gedanken sind allerdings zugleich Ruhepunkte, mit Ueberlegung an die passenden Stellen vertheilt. Man soll sehen, wie der Mann sich sammelt, dann wieder aufgereizt, aufgeschreckt, wie er ans Ufer strebend wieder von der Woge hinausgenommen wird. So habe ich mit bedachter Absicht die besonders lange Betrachtung über die Religion hart vor den furchtbaren Traum in Palermo hingerückt; das soll allerdings auch durch Kontrast wirken, zugleich aber hat es höheren Zweck. Es geht hier dem Ende entgegen. Die Trauer alles Lebens, wovon dieses Ende — ich hoffe es — ein Bild gibt, sollte in das Licht der reinen Religion gerückt werden. Der Mann mit diesem tiefen Zuge zur Sammlung seiner armen Seele träumt ja nach dem gespenstisch fürchterlichen den sanften, kühl labenden Traum von der blauen Grotte und der geheimnißvollen

Frau, die da ruht. Das ist dieselbe Seele, die in nüchterner Stunde so ernst über wahre Religion denkt. Jene lange Reflexion sollte also auch vorbereitend wirken, hinübergreifen in die Schlußstimmung und mit ihr sich verschmelzen.

Immerhin bleibt das Tagebuch bemühend für den Leser. Während ihm die Aphorismen objektiven Inhalts zu denken geben, muß er aus den subjektiven den rothen Faden herauslesen. Zu sehr bemühend? Ja, das ist nun eben die Frage. Es sei vergönnt, sie vorerst wenigstens bei Seite zu legen, ich muß im Folgenden darauf zurückkommen. Eines darf ich sogleich sagen: Jeanpaulische Extrablätter, Schalttage, Antrittsprogramme, Reden- und Predigten-Einschiebsel, Anhänge und Anhänge zum Anhang gibt es hier nicht; solche Knüppel werfe ich dem Leser nicht zwischen die Füße. Zu viel Tagebuch ist es vielleicht trotz alledem. Mag sein.

Dabei ist noch eine Anordnung, über die ich allerdings mit mir nicht ins Reine kommen kann, ob sie zweckmäßig ist. Der Autor erfährt vornen im zweiten Theile den Tod des A. E. und daran knüpfen sich einige Beiträge zur Charakteristik des Verstorbenen durch Frau Hedwig und den Assessor. Es folgt der Wiederbesuch der Gotthardstraße, des Dorfs Göschenen durch den Autor, seine Begegnung mit Cordeliens Vater, es wird berichtet, daß ihm dieser etwas furchtbar Erschütterndes aus Einharts Leben in Norwegen anvertraut habe, dies wird aber dem Leser noch vorenthalten, um erst an der Stelle des Tagebuchs eingeschoben zu werden, wo dieses bei dem Zeitpunkt des Ereignisses angelangt ist. Die Anordnung ist oft, doch möglicher Weise nicht genug überdacht. Das eine Mal sage ich mir: wer es nicht zerstückt

liest, wird es nicht zerstückt finden, das andre Mal: es ist doch zu zerstückt. Aber wie helfen? Der Leser denke nach, er wird schwerlich Rath finden. —

Verwirrt man sich nicht in den drei Reisen Einharts nach Italien? An Grund für die Verdreifachung fehlt es nicht: die erste Reise ist die beziehungsweise glücklichste, bringt relative Heilung des krank subjektiven Wesens, Fortschritt zu reiner Betrachtung; die zweite wird in neu zugeschärfter Verstimmung durch Verlust des Amts angetreten, diese neu genährt durch den fatalen Auftritt in Bürglen just nach dem Zusammentreffen mit Cordelia, doch ist der Schluß nach Möglichkeit mild, elegisch; die dritte führt sanft dem Ende zu (Traum von der blauen Grotte, dann Sterbebett Cordeliens). Darin ist doch eine Bewegung durch drei Phasen, welche man leicht erkennt und nicht unorganisch nennen wird.

Das Hinhalten der Neugierde ist im Einzelnen auch etwas Neckerei. Man beschwert sich z. B., daß der Aufschluß über das dumme Wort Tetem so spät erst folge. Ist es gar so beschwerlich, auf die Lösung dieser Kleinigkeit eine Zeit lang zu warten? Pressirt es denn so?

Mag dies genügen über die Kompositionsfrage. Soviel jedenfalls werde ich zum Abschluß dieses Punktes sagen dürfen: mag dies und das nicht glücklich komponirt sein, nicht komponirt ist das Buch nicht. Mir war es eine lehrreiche Uebung, ich habe daran gelernt, wenn nicht machen, doch besser verstehen, wie gemacht wird, wie man das Eine auf das Andere richten, Fäden wieder aufnehmen und knüpfen, wie man es überhaupt bewerkstelligen muß, daß der Leser sich unter Bekannten fühle, im Bilde des Lebens heimisch

werde und an seine Scheinrealität glaube. Ich habe dabei recht erfahren, wie wahr der Satz ist, daß man eine Kunst erst dann recht versteht, wenn man sich darin versucht hat.

Der Vorwurf gegen die Komposition im A. E. führt direkt auf einen andern, und keinen kleinen. Er lautet: dir geht die romantische Schule nach! Selbstvernichtung der Poesie durch Ironie, ironisches Spiel mit dem Gegenstande! Ein Bild ausbreiten, scherzend mit dem eigenen Ich dazwischen treten und zu verstehen geben: es ist eigentlich nicht die Sache gemeint, der Poet meint nur sich selbst und seine geniale Freiheit!

Ich weiß, was es eigentlich ist, das diesen Hieb mir zugezogen hat. Es steckt in der Pfahldorfgeschichte.

Ich habe es zu diesem scherzhaften Idyll an Vorstudien nicht fehlen lassen, Schriften über die Steinzeit, über keltische Religion vorgenommen. Da mich aber vor dem Geruch des Antiquarischen in der Poesie schauert, so hat mir die Laune eingegeben, es zu humorisiren. Es geht ein leicht ironischer Zug durch; bei den Anfängen von Arbeitsverbindung wird auf das moderne Fabrikwesen, bei den Bardenschulen auf unsre Polytechniken und Universitäten leise hinübergewiesen und dergl. Ich habe ein Salzkörnchen Satyre hineingeworfen, in der vom Druiden veranstalteten Musik; es stecken ferner in den zwei Barden ein paar harmlose Beziehungen auf schweizerische Persönlichkeiten: dies einfach ein Scherz, keine Satyre. Die Rede des einen von beiden geht stark über die Möglichkeit, also über die Illusion hinaus. Auch Arthurs Rede ist voll von Beziehungen auf die Gegenwart; so immerhin auch das Ballet mit seiner

Hegeliſch anklingenden Idee. Dieſe Sprünge und Seitenblicke haben nun viele Leſer irre gemacht, ſo daß ſie meinten, es ſei mir eigentlich nicht ernſt mit dem Erzählen, ich meine und wolle in Allem eigentlich etwas anderes, als was daſtehe, und treibe ſo ein frevelhaftes Willkürſpiel mit dem Leſer.

Habe ich das wirklich verſchuldet? Mein Wille war, auf ganze Vergegenwärtigung zu wirken, wie es der Dichter ſoll. Nebenbeziehung auf die moderne Zeit ſollte nur leicht obenauf ſchwimmen. Es war mir ernſt, zu erzählen, ein unterhaltendes Bild objektiv zu geben auch da, wo die Nebenbeziehung mitſchimmert, ich wollte z. B. mit dem Ballet urſprünglich und ſchließlich ganz einfach dem Leſer Vergnügen machen, indem ich es ihm recht anſchaulich vorführte. Anachronismen ſind keine Aufhebung der Poeſie, im humoriſtiſchen Gebiete ſo wenig, ja noch weniger, als im ernſten. Kann es in der Zeit der Menſchenopfer einen Thoas, eine Iphigenie geben, ſo kann in der Stein- und Erzzeit ein Kallar und ein Arthur reden, wie ſie reden. — Aber wie wenige ſehen überhaupt nach dem, um was es ſich in aller Dichtung handelt, eben nach dem Bildmäßigen, nach der anſchaulichen Vorführung, nach der Präſenz. Herr Schulze, Müller, Meyer, oder Huber intereſſirt ſich ſehr für Kunſt, iſt Mitglied, ja Mitgründer des Kunſtvereins; ich gebe ihm ein Gemälde zu ſehen, er ſoll vom Auge aus die Seele weiden, aber er dreht die Tafel um und guckt, ob nicht hinten auf der Leinwand oder dem Brett eine „bedeutſame“ Bemerkung ſtehe. Was wirfts ab? fragt er, er will ſein Quantum Ideen, Fineſſen, Witz, oder auch Rührung davon tragen. Kurz,

die Mehrzahl kann nicht beſchauen, beſchauend verweilen. Ich meinte, ich habe durchaus dafür geſorgt, die Illuſion, ſollte ſie durch jene leichten Seitenblicke geſtört ſein, immer wiederherzuſtellen, nicht den Autor, ſondern den Gegenſtand zu zeigen, recht klar zu zeigen, hell vor die Augen zu rücken. Daß es mich drängt, hiefür einige Belege zu nennen, iſt menſchlich; ich widerſtehe dem Drang, denn da geriethe ich ins Unerlaubte. Ein Schriftſteller darf mit falſchen Auffaſſungen rechten, aber er darf nicht vortreten, um zu ſagen: ei ſeht doch, merkt ihr denn gar nicht, wie gut ich das und das und das gemacht habe! Fällt mir alſo nicht ein, die Scenen herzuzählen, die ich für gelungen halte. Mit Einer will ich eine Ausnahme machen, weil es rein objektiv nicht ohne Werth iſt, ganz am Kleinen zu zeigen, wie ſich der Standpunkt der meiſten Leſer zum richtigen verhält. Ich habe mit dem Behagen, das man an der lieben Natur hat, die Rauferei am Feſtſchmaus geſchildert, ich meine, es ſei ſo ausgefallen, daß es Vergnügen machen könne; da gibt es nun gar nichts „Bedeutſames“ und weil der Publikus auf das Bedeutſame aus iſt, ſo ſieht er nach dergleichen gar nicht hin, lieſt darüber weg und fällt ihm nicht ein, das Ding darauf zu fragen: iſt es eine Probe, ob der Verfaſſer erzählen kann?

Auch auf die Kompoſitionsfrage führt mich die Pfahldorfgeſchichte zurück. Dieſe wenigſtens, glaubte ich, ſei als Ganzes doch rund beiſammen. Das Andere aber, A. E. und ſeine Geſchichte, — angenommen, die Kompoſition als ſolche ſei hier nicht gelungen: iſt nicht doch manches darin, was geſchaut iſt, was zu ſchauen gibt, dichteriſch zu ſchauen?

Eine poetiſche Produktion kann Blößen zeigen im Zuſammenbau und doch einen Poeten im Einzelnen, in Bildern, d. h. nicht etwa nur in Metaphern, ſondern geſchauten Situationen, Auftritten, Geſtalten und deren Bewegungen, Lagen, Gruppirungen. Es fragt ſich, worin ſich mehr der Dichter bewähre: in dieſen Beſtandtheilen oder in der Kompoſition. Eigentlich gehören beide zuſammen, jenen muß ja von dieſer die rechte Stelle angewieſen ſein, damit ſie gehörig wirken. Aber die begabende Natur pflegt ſo oft zu trennen, ungleich zuzumeſſen, was in Gleichmaß vereinigt ſein ſoll. Ich habe es daher in der Beurtheilung immer für Pflicht der Gerechtigkeit gehalten, die Anſchauungskraft auch getrennt vom Kompoſitionstalent ins Auge zu faſſen. Ich möchte etwa ſagen: Schauenmachen iſt mehr Können, Komponiren mehr Kunſt. Fand ich einen Poeten in dieſem ſchwächer, in jenem ſtark, ſo ſtand ich nie an, ihm das Prädikat Dichter lieber zuzuerkennen, als wenn ich es umgekehrt fand.

Freilich findet ſich auch ſchwach Geſchautes im Buche, das weiß ich. In ſolchen Partieen, wo dem innern Auge das äußere nicht zu Hilfe kam, wird die ſchwächere Zeichnung wohl entſchuldigt ſein: das Bild Norwegens iſt dünn in Farbe und Umriß; man merkt, daß ich das Land nicht geſehen und zu wenig Hilfsmittel zur Hand gehabt habe. Dafür ſuchte ich durch mythiſche Belebung und Erhöhung nachzuhelfen, der Kenner wird die Nachhilfe als ſolche fühlen. — Cordelia, ſagt man, bleibt zu nebelhaft. Hiezu weiß ich nicht recht was ich ſagen ſoll. Oft meinte ich, ich ſollte ihr mehr Körper geben, ihr Walten im Hauſe zeigen und was ſonſt dienen mag, ein Bild zur Fülle zu entwickeln. Ich glaube,

ich hätte es vermocht. Dann mahnte mich ſtets wieder etwas ab. Sie ſoll erſcheinen wie ſie in Einhart lebt: als Genius, als Idealbild. Gab ich ihr mehr Körper, ſo lernte man Einharts Seele, ſein beſtes, reinſtes Selbſt, das Aetheriſche darin nicht ſo gut kennen.

Gelegentlich hier ſei bemerkt: wie A. E. über das Weib denkt, das erfährt man nur halb, wenn man bei ſeinen einzelnen Aeußerungen, Stellen des Tagebuchs ſtehen bleibt, ganz nur dann, wenn man ſeine Verehrung Cordelias hinzunimmt.

Sind klar und rein geſchaute Bilder Probe der Dichtergabe vielleicht mehr als gewandte Kompoſition, ſo fragt ſich doch auch, ob deren viele, nicht wenige ſind. Anſchauung ſoll mit Erfindung zuſammengehen und dieſe kann arm oder reich ſein. Unter den Bildern ſind vor Allem Perſonen zu verſtehen. Das Produkt iſt immerhin figurenarm, auch wenn man die Pfahldorfgeſchichte mit in Rechnung nimmt. Ich habe zu Anfang geſagt, ich habe keinen Roman ſchreiben wollen, ich wiſſe, daß ein ſolcher ein volleres Weltbild, alſo vor Allem mehr Perſonen verlangt. Die Probe, ob der Autor es vermöchte, Charakterbilder in Mehrheit und feſt zu zeichnen, iſt alſo nicht geliefert. Der Punkt führt auf die Fähigkeit der Selbſtentäußerung und Verſetzung in Fremdes, wovon oben bei der Frage über Identität und und Nichtidentität zwiſchen Autor und A. E. die Rede war. Was ſoll ich nun ſagen? Was anderes als: non liquet, etiam mihi!? Ich müßte mich erſt einmal ordentlich darauf legen, zu probiren, was ich darin kann, aber da erhebt ein Anderer Einſpruch, deſſen Name iſt: Mangel an Muße. Man

mag über die Nennung dieſes Hinderniſſes lächeln, aber es erſcheint nennenswerth, wenn der Grund des Mangels in Amt, in wiſſenſchaftlicher Arbeit liegt und wenn man von da mit einem Schluſſe weiter geht zu der alten Frage, ob produktive Phantaſie und wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, abſtraktes Denken in Einem Manne zuſammenſein können ohne ſtarke Einbuße der erſteren Potenz. B. Auerbach hat die Kritik des Buchs auf dieſe letzte, dieſe Urfrage gelenkt. Der Autor ſchweigt, hat zu ſchweigen, denn ſich ſelbſt ſeciren kann man am Ende doch nicht. Dieſe Viviſektion iſt — nicht ſowohl zu grauſam, als zu ſchwer. Da müſſen Andere entſcheiden. Mir meines Theils bliebe nichts als Hinzeigen auf das, was einmal geworden, zu Stande gekommen iſt, und freilich hier könnte ſich verzeihlicher Weiſe ein Reiz einſtellen, den bereits ausgeſprochnen guten Vorſatz zu brechen und nach dem Einen aus der Pfahldorfgeſchichte angeführten Beiſpiel noch andere Bilder, Natur- und Menſchenbilder, Momente, Gemälde — wenn der Name richtig verſtanden wird — aus dem Hauptinhalt des Buches hervorzuheben, die ich für gelungen, für Proben der Schaukraft halte. Ich werde es hübſch bleiben laſſen. Mehreres der Art iſt von eingehenden, verſtehenden Beurtheilern gefunden und freundlich gewürdigt; vielleicht findet der Eine oder Andere deſſen mehr, das habe ich ſchweigend abzuwarten.

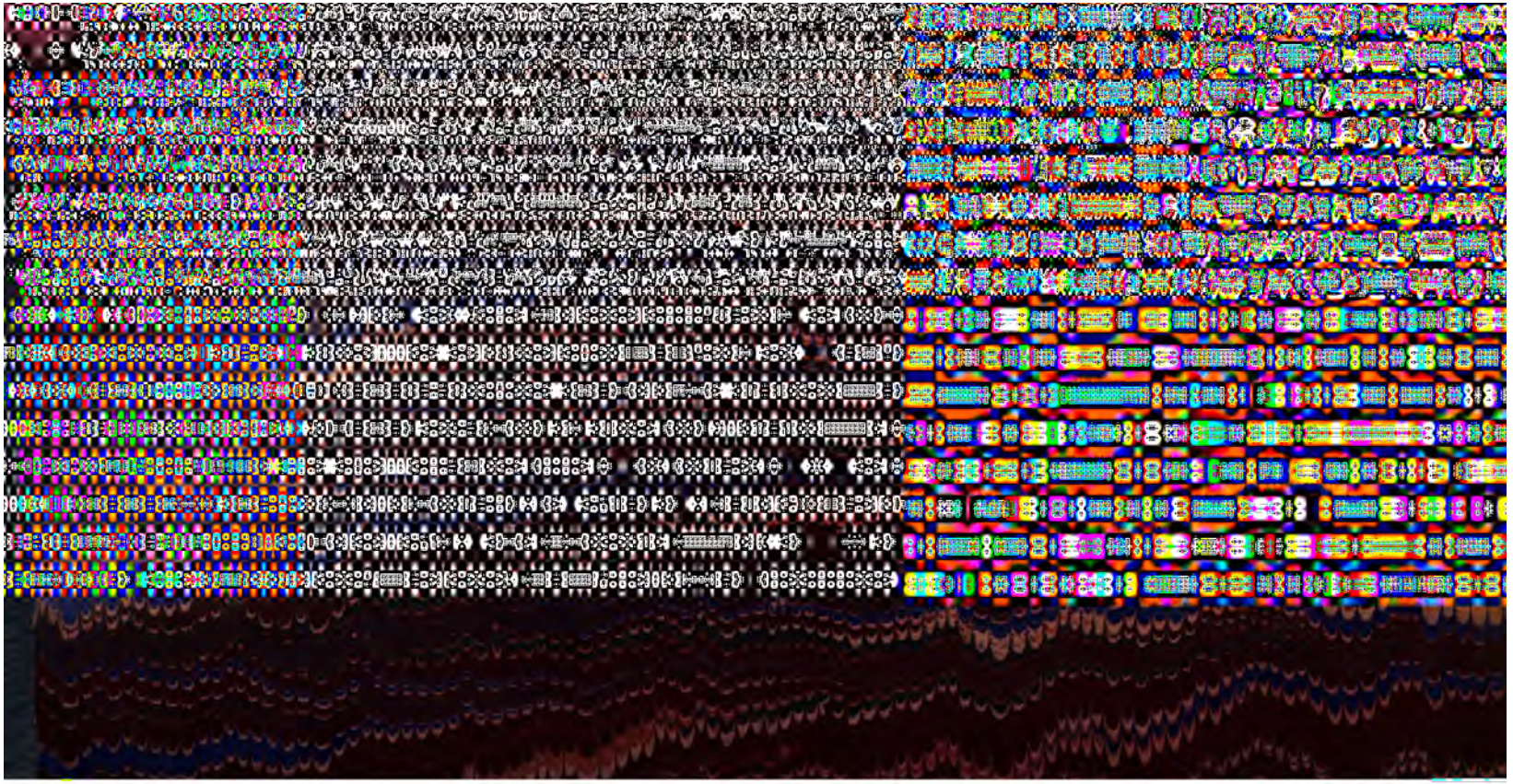
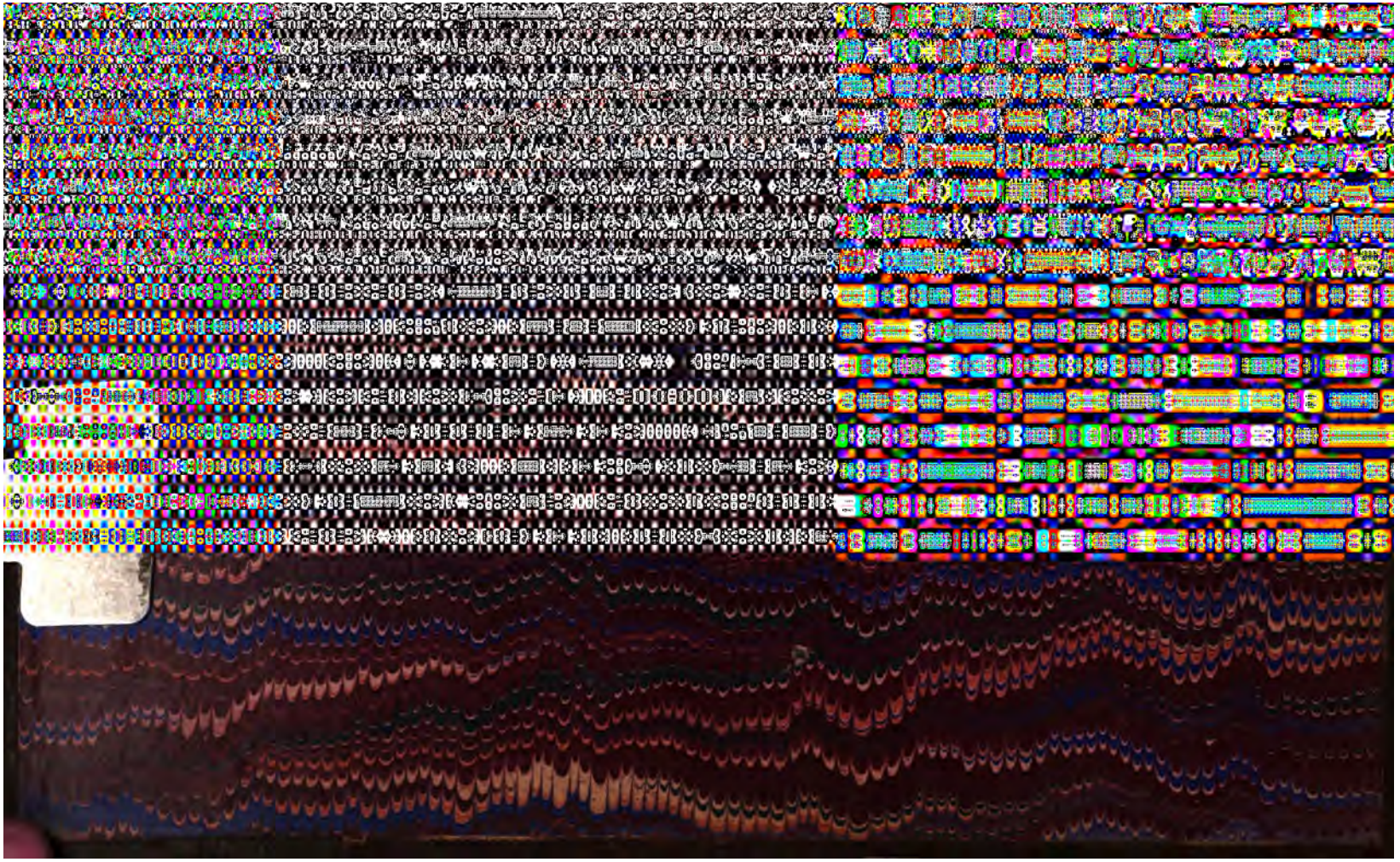
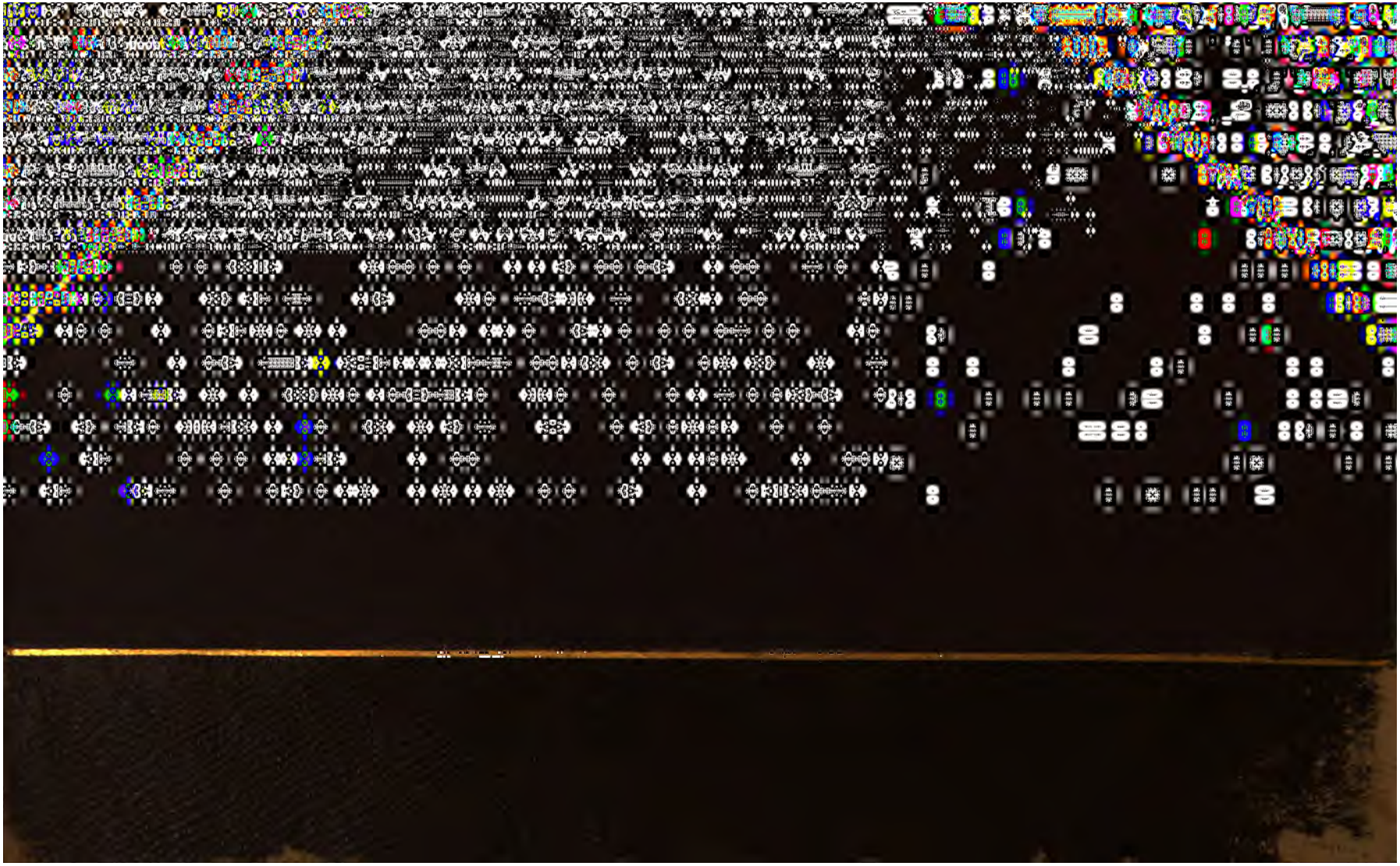
Zum Schluß noch zwei Bemerkungen. Eine über den Stil, die ganze Sprechweiſe.

Ich hab' es dem Leſer nicht ſehr leicht gemacht, weil ich nicht alles ſage, viel errathen laſſe — da vor Allem, wo A. E. ſelbſt ſpricht, dem der Andeute-Stil, der Spring-

ſtil doch wohl richtig zu Geſichte ſteht. Habe ich es denn aber gar ſo ſchwer gemacht? Darf man nicht dem Leſer anſtupfen und zum Selbſtdenken reizen? Da ſind ſie gleich an den Anfangszeilen, an dem: „von denjenigen nemlich“ u. ſ. w. hängen geblieben. Du liebe Zeit! Das ſoll ſo ſchwer ſein? So ſchwer ſoll es ſein, zu ſuppliren: die, wie wir alle mehr oder minder, ſo ein wenig mit der Pelzkappe angeſchoſſen, aber auch vom Leben geplagt ſind und darüber lachen und weinen —? Und wenn ihr es nicht gleich merkt, iſt denn die Geduldprobe gar ſo groß, ein Stück weiter zu leſen, wo ſichs ja bald finden wird? — Poeſie ſoll nicht Kopfzerbrechen machen, das iſt und bleibt wahr; wer es dem Leſer auflegt, der ſchadet ſich ſelbſt. Aber ſo ſchnell zerbricht ein Kopf doch nicht, wenn er anders von gutem Stoff iſt. Auch nach dieſer Seite iſt J. Pauls zu gedenken. Ich habe ſeinen Stil charakteriſirt (Krit. Gänge, neue Folge, Heft 6) und ihm nichts geſchenkt. Aber keineswegs ganz iſt ſein rathenlaſſender Gedankenſtrichſtil, ſind ſeine Kürzen, ſeine witzig kühnen Satzbildungen zu tadeln, er ehrt den Leſer, wenn er ihm nicht alles ins Maul ſtreicht, ihm zu denken gibt, er wendet ſich als Geiſt an Geiſt. Er liebt Sätze, paradox im Sinn, paradox in der Konſtruktion. Welcher Dichter liebt nicht Philiſter durch Paradoxa zu erſchrecken wie im Gedanken, ſo im Satzbau? Schlimm wird dies nur, wenn es eitle Manier wird wie bei den Romantikern. Es iſt wahr, daß J. Paul ſchon daran ſtreift, aber ſeine eigentliche Sünde beginnt erſt, wo er die Sätze mit Sammelſurium aus ſeinen Zettelkäſten ſo vollpfropft, daß der Leſer mehr Arbeit, als Genuß hat und nicht anders daran

iſt, als Einer, der einen ſchweren Bändelknoten aufdröſeln muß, wenn er doch keine Zeit hat. Da waſche ich die Hände in Unſchuld; von ſolcher Sünde am Leſer iſt mein Gewiſſen frei und rein wie Schnee. Habe ich die Leſer geſcheidter genommen als ſie ſind? Es wird ſo ſein, ich kann nichts dafür, es iſt mein Schickſal, es iſt anderen auch ſo gegangen. Eines iſt ganz gewiß: ich habe ſie mehr noch für weniger faul gehalten, als ſie ſind. Sie — die Durchſchnittleſer — wollen überhaupt keine Arbeit, auch die kurze nicht, um welche ſie Genuß einkaufen könnten, ſie wollen im Halbdufel leſen. Sie wollen eſſen, wie man die Auſtern ißt, ſie wollen eſſen, wie die Vögel freſſen, die Amſel den Wurm hinunterſchlenkert: ungekaut. —

Schwächlich, lächerlich wäre es, wollte ich nun in dieſem Zuſammenhang noch die Gehaltfrage als ſolche, abgeſehen von der Kunſtfrage, anregen, als mein eigener Cicerone oder Panorama-Erklärer mit einem Stab in der Hand herumzeigen und ſagen: da ſeht und wieder da und da, was da alles dahinter ſteckt, hineinverſenkt iſt, was ihr alles einkauft für eure Mühe! — nein! Dieſer Verſuchung iſt leicht widerſtehen.

Die andere Bemerkung und die letzte. Bild, Anſchauung haben ihren Werth in ſich; ſchließlich wollen ſie aber alle doch auf das Gefühl wirken, rühren, Herzen bewegen. So ſei mir zum Ende die Wiederholung eines obigen Worts von Mitleid erlaubt: mein A. E. ſollte die Leute dauern, wohl auch ärgern, aber mehr dauern, als ärgern, dauern einfach menſchlich als Menſch, als Bild von Menſchenſchickſal. Es iſt mir nicht geworden, daß mir Viele bezeugten, ſo ſei

es ihnen gegangen, ſo habe das Buch auf ſie gewirkt. Einige wohl. Dieſe haben es einfach als Menſchen geleſen. Der arme Diogenes, der mit der Laterne auszog, Menſchen zu ſuchen, iſt doch nicht leer, nicht einſam heimgekommen. Die Gefundenen werden ſich nicht beſchweren, daß ich ihrer kaum gedacht habe, es iſt nicht Undank, noch ſchnöde Unzufriedenheit mit dem Maß des Lobes; ich weiß, ſie erwarten nicht, daß der Gelobte ſeine Lober lobe.